

GUTER RAT?
ZEITGENÖSSISCHE RATGEBER FÜR LIEBE UND BERUF IM
SOZIOLOGISCHEN VERGLEICH

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung des Doktorgrades
der Philosophie des Fachbereiches Soziologie
der Justus-Liebig-Universität Gießen

vorgelegt von
Thorn-R. Kray

aus Marburg

Dekanin: Prof. Dr. Ingrid Miethe
1. Berichterstatter/in: Prof. Dr. Andreas Langenohl
2. Berichterstatter/in: PD Dr. Jens Maeße
Tag der Disputation: 15.10.2019

INHALTSVERZEICHNIS

1. Die schlimmsten Schläge	S. 5
2. Wirtschaftsgefühle: Zur Theorie und Geschichte von Emotionen in der Wirtschaft	S. 14
2.1 Einleitung	S. 14
2.2 Gefühle in der Wirtschaft bei Weber, Simmel & Durkheim	S. 15
2.2.1 Weber: Bürokratie & Prädestination	S. 16
2.2.2 Simmel: Geld & Gefühl	S. 18
2.2.3 Durkheim: Emotion & Anomie	S. 20
2.2.4 Wirtschaft & Emotion bei den Klassikern der Soziologie	S. 22
2.3 Auf dem Weg zur emotionalen Arbeit: Taylor, Hawthorne, Hochschild	S. 23
2.3.1 Taylorismus & Scientific Management	S. 24
2.3.2 Human Relations	S. 28
2.3.3 Flugbegleiterinnen, Versicherungsagenten & Anwälte	S. 33
2.2.3.1 Der Hiatus zwischen Diskurs & Praxis: ethnographische Hilfe	S. 33
2.2.3.2 Die emotionale Arbeit der Flugbegleiterinnen	S. 35
2.3.3.3 Die positive Einstellung der Versicherungsagenten	S. 38
2.3.3.4 Die strategische Freundlichkeit der Anwälte	S. 41
2.3.4 Erträge der Ethnographie für die Ratgeberanalyse	S. 44
2.4 Wirtschaftsgefühle im gesellschaftshistorischen Kontext	S. 46
2.4.1 Triumph des Therapeutischen	S. 47
2.4.1.1 Psycho-Geschichten I: Philosophie, Freud & Zigaretten	S. 49
2.4.1.2 Psycho-Geschichten II: Krieg, Rogers & Konsum	S. 52
2.4.1.3 Ratgeber, Emotionen & Selbsthilfe	S. 54
2.4.2 Ausweitung der Marktzone	S. 55
2.4.2.1 Wege aus der Knechtschaft?	S. 56
2.4.2.2 Schöne neue Arbeitswelt I: Künstler, Projekte & Emotionen	S. 59
2.4.2.3 Schöne neue Arbeitswelt II: Biopolitik, Kreativität & Empowerment	S. 62
2.4.2.4 Arbeit, Autonomie & Gefühle	S. 67
2.5 Emotionalisierte Ökonomie	S. 69
3. Liebesökonomien: Zur Kulturosoziologie der Liebe	S. 73
3.1 Einleitung	S. 73
3.2 Romantische Liebe bei Weber, Simmel & Fromm	S. 75
3.2.1 Weber: Erlösung & Erotik	S. 76
3.2.2 Simmel: L(i)eben & Subjektivität	S. 79
3.2.3 Fromm: Kunst & Kritik	S. 82
3.3 Die Liebe des 19. Jahrhunderts: eine Kurzgeschichte	S. 85
3.3.1 Romantikprogramm & Kult der Häuslichkeit	S. 85

3.3.2 Liebesheirat versus „vernünftige Ehe“	S. 89
3.3.3 Familie im Sphärendualismus	S. 94
3.3.4 Medizinisierung der Sexualität & weiblicher Reinheitskult	S. 97
3.3.5 Kurzgeschichtliche Erträge	S. 101
3.4 Die neuen Liebesmöglichkeiten	S. 103
3.4.1 Aspekte des therapeutischen Beziehungsideals	S. 104
3.4.2 Entkopplung, Deinstitutionalisierung & doppelte Karriere	S. 109
3.4.3 Family-Work-Conflicts: Verkehrte Welten & Zeitnot	S. 116
3.4.4 NeoSexuelle Revolution & Verhandlungsmoral	S. 122
3.5 Riskante Freiheiten & moderne Ratlosigkeit	S. 127
4. Guter Rat ist nicht teuer: Zur Soziologie der Ratgeber	S. 135
4.1 Einleitung	S. 136
4.2 Das Genre	S. 138
4.2.1 Definition, Umfang & Verbreitung	S. 138
4.2.2 Dünnes Selbst, dünne Kultur	S. 142
4.3 Wissen, Versprechen, Kritik	S. 150
4.3.1 Praktisches Wissen	S. 150
4.3.2 Ökonomie der Verheißungen	S. 154
4.3.3 Kritik	S. 157
4.3.4 Apologie	S. 162
4.4 Stärken & Schwächen	S. 169
5. Die Methoden der Ratgeberanalyse: Überblick und Soziologische Rhetorik	S. 175
5.1 Einleitung	S. 175
5.2 Nicht-soziologische Studien	S. 176
5.2.1 Quantitativ: Bibliotherapie & Meta-Analysen	S. 176
5.2.2 Qualitativ: Aus Ratgebern lernen & die Geschichten der Gefühle	S. 179
5.2.3 Zusammenfassung	S. 189
5.3 Soziologische Studien	S. 190
5.3.1 Interviewbasierte Rezeptionsanalyse	S. 191
5.3.2 Kritische Diskursanalyse	S. 195
5.3.3 Wissenssoziologische Diskursanalyse	S. 202
5.3.4 Systematische Metaphernanalyse	S. 209
5.3.5 Kritische Zusammenfassung	S. 217
5.4 Soziologische Rhetorik	S. 225
5.4.1 Analysieren statt Produzieren, Kultur als Rhetorik	S. 226
5.4.2 Postklassische Figurenlehre	S. 230
5.4.3 Parameter der Operationalisierung	S. 248
5.5 Schluss	S. 252

6. Die Arbeit lieben und für die Liebe arbeiten	S. 255
6.1 Einführung	S. 255
6.1.1 Rückblick auf die Fragestellung: Analytische Dimensionen	S. 255
6.1.2 Methodologische Corrigenda & Kartenlegende	S. 259
6.1.3 Der Korpus, MaxQDA & Komposition des Code-Systems	S. 261
6.1.4 Kraftfeld, Funktionen & Aufbau der Daten-Karten	S. 268
6.2 Thematische Felder	S. 274
6.2.1 Zwei Welten	S. 274
6.2.1.1 Zwei Welten & Entgrenzung	S. 275
6.2.1.2 Love-Work-Conflicts & Wissenstransfer	S. 298
6.2.1.3 Zeitdruck	S. 331
6.2.1.4 Thesenhafte Zusammenfassung I	S. 348
6.2.2 Emotionen	S. 351
6.2.2.1 Emotionsmanagement: Ego & Alter	S. 352
6.2.2.2 Ressource & Natur	S. 396
6.2.2.3 Thesenhafte Zusammenfassung II	S. 416
6.2.3 Das Selbst	S. 418
6.2.3.1 Ideal & Pathologie	S. 419
6.2.3.2 Thesenhafte Zusammenfassung III	S. 452
6.2.4 Geschlechterverhältnisse	S. 455
6.2.4.1 Männer & Frauen	S. 455
6.2.4.2 Thesenhafte Zusammenfassung IV	S. 479
6.2.5 Leitmotive	S. 480
6.2.5.1 Krieg & Religion	S. 480
6.2.5.2 Thesenhafte Zusammenfassung V	S. 480
6.2.6 Kritik	S. 508
6.2.6.1 Krise & Utopie	S. 512
6.2.6.2 Thesenhafte Zusammenfassung VI	S. 544
7. Fazit	S. 546
7.1 Warum es sich lohnt, Ratgeber (genau) zu lesen	S. 546
7.2 Die Ergebnisse der Interpretationen, kurzgefasst	S. 549
7.3 Emotionalisierung der Arbeit / Ökonomisierung der Liebe?	S. 554
7.4 Ratschläge sind doch nicht die schlimmsten Schläge	S. 560
8. Literatur	S. 561

I. DIE SCHLIMMSTEN SCHLÄGE

Vornotiz / Eigenwerbung: In den Händen des gewogenen Lesers, der gewogenen Leserin befindet sich die augenblicklich ausführlichste soziologische Untersuchung zum Genre der Ratgeberliteratur. Zum ersten Mal in der deutschsprachigen Forschung werden darin nicht nur zwei verschiedene Sparten systematisch miteinander verglichen, sondern auch das interdisziplinäre Methodenspektrum vollständig dargestellt. Die Ergebnisse werden u.a. zeigen, dass die Fachdebatte heute eine Reihe an Missverständnissen über das Genre enthält, zu deren Korrektur dieses Buch antritt.

Machen Sie doch einmal folgendes Experiment: Setzen Sie sich in die Straßenbahn, einen Bus oder ein gut besuchtes Kaffee, greifen Sie in ihre Tasche und zücken ein Buch, das (ungefähr) den Titel trägt: *So finden Sie ihren Traum-Mann in weniger als 10 Tagen; Wie Sie jede Frau rumkriegen, egal wie Sie aussehen; Gewinnerregeln für den beruflichen Aufstieg; Raus aus der Privatinsolvenz! oder Nie wieder Suizidgedanken!*

Selbst wenn es beim *Gedankenexperiment* bleiben sollte: Würden Sie sich unwohl fühlen, ein solches Buch in der Öffentlichkeit lesend beobachtet zu werden? Würden Sie sich schämen und erwischt fühlen? Wahrscheinlich. Aber: Warum? Diese Frage ist umso voller mit Unklarheiten, da das Genre, zu dem Ihr Buch gehört, weltweit einen Jahresumsatz von mehreren Milliarden USD macht und allein in Deutschland bei circa 30 Mio. Euro liegt (für mehr Zahlen, vgl. 4.2.1). Wenn also so viele Menschen Ratgeberliteratur konsumieren, wieso liegt darauf dann immer noch ein so offensichtlich Scham erzeugendes Stigma?

Vielleicht ist einer der Gründe dafür, dass der Gebrauchswert der Gattung so unzweideutig klar liegt. Die meisten aufmerksamen Beobachter werden schnell eine recht eindeutige Idee davon bekommen, warum Sie gerade *dieses* Buch gewählt haben. Dementsprechend könnte man mit großer Präzision auf ihre privatesten Probleme und Aspirationen schließen. Das

Buch schrumpft die soziale Nähe zwischen Ihnen als Leser und Ihrem Publikum so stark, dass Verletzlichkeiten, die sonst nicht für die Öffentlichkeit gedacht sind, gleichsam instantan enthüllt werden. Schon durch seinen Titel setzt das Buch so die Erträglichkeitsschwelle für Aufmerksamkeit von Seiten des Publikums herab und sorgt so für eine höchst seltsame Asymmetrie. Ist das der Grund, warum so viele Menschen zwar Ratgeber lesen, dies aber selten vor Fremden zugeben würden und sich dafür in den geschützten Raum ihrer Privatheit zurückziehen? In der Tat: „Self-help books are perceived as an inexpensive alternative to seeking professional help, providing greater privacy, less cost, and less societal stigma. These books are also easier to access than many support services“ (Schindler Zimmerman, Holm, und Haddock 2001, 122).

Widerstände gegen das Genre insgesamt – und nicht nur, wenn es in der Öffentlichkeit konsultiert wird – kommen wahrscheinlich von den unangenehmen Erfahrungen, welche wohl die meisten Menschen nicht nur mit Büchern, sondern dem Ratgeben überhaupt machen. Es ist als solches bereits eine prekäre Angelegenheit. Nicht umsonst weiß der Volksmund darauf hin: Ratschläge sind die schlimmsten Schläge.

Wenn man sich von jemandem beratschlagen lässt, baut das allzu schnell ein empfindliches Ungleichgewicht auf, das nur schwerlich verzeihbar scheint. Jeder ist, wenn es sich nicht gerade um medizinische Notfälle handelt, in gewisser Hinsicht Experte seines eigenen Problems. Dass der andere es besser weiß, gibt niemand gerne zu – auch und *besonders* dann, wenn das Gegenüber recht hat.

Gleichzeitig ist die angebotene Hilfe für denjenigen, der sie bereitstellt, oft nicht mehr als das Verstecken der eigenen Ohnmacht. Besonders anfällig für dieses ungewöhnlich unerträgliche Gefühl sind Situationen, in denen es nicht um durch und durch praktische Probleme handelt, deren Lösung sich gleichsam mechanistisch oder mathematisch herleiten lässt. Ratschläge beruhen auf Meinungen, Perspektiven und Standpunkten, nicht auf Gewissheit, nicht auf Wahrheit und nicht auf Axiomen. Zumindest *in situ* gibt es keine Möglichkeit, sie zu überprüfen. Das Obligat der Bedürftigkeit bleibt indes erhalten und baut für den Ratgebenden einen Druck auf, den Schmerz des Ratsuchenden zu lindern – ob dieser nun will oder nicht. Beiderseitige Ohnmacht soll sich durch Hilfe verflüchtigen. Aber Hilfe, so schrieb die berühmte Psychotherapeutin Robin Norwood, „ist die Sonnenseite der Kontrolle“ (Norwood 1986, 176). Deswegen rät – mit einer für das Genre so typischen, von den Autoren selbst gänzlich unbemerkten Ironie – Norwoods Kollege John Gray dringend davon ab, Ratschläge zu geben.

Ratschläge sind, auch und vor allem im alltäglichen sozialen Verkehr, nun mal die schlimmsten Schläge. Sie führen zu Abwendung, Rückzug und zu nur noch mehr Widerstand – also das Gegenteil dessen, was sie eigentlich erzeugen sollten. Der ersten Volte – Selbsthilfebücher werden öffentlich geschmäht, privat aber geschätzt – tritt also eine zweite hinzu: der Ratgeber rät dringend vom Rat-geben ab.

Diese beiden Tatsachen hängen, so glaube ich, zusammen. Ihr Zusammenhang kann außerdem als Einleitung in die größere Frage der vorliegenden Untersuchung dienen.

Wie kommt es nun also zur zweiten Volte des vom Rat-geben abratenden Ratgebers? Die Antwort der Ratgeber: Zwar sind im Prinzip alle Menschen prädestiniert, Rat zu empfangen; aber nicht alle sind gleichermaßen qualifiziert Rat zu geben. Allererst die Psychologen und Psychologinnen sind der nicht ganz uneigennützigen Ansicht: Dafür braucht es einen gewissen und recht hohen Grad an Expertise. Sie kann sich in Ausnahmefällen zwar auch aus persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen speisen. Doch heutzutage – das wird eine der Thesen der vorliegenden Untersuchung sein – ist es vor allem die Psychologie und ihr vermeintlich privilegiertes Wissen über den Menschen, welche Subjektpositionen mit den nötigen Vollmachten ausstattet und sie für ein größeres Publikum mit autoritativen Zertifizierungen versorgt. Über die letzten 100 Jahre haben die Psychologie und ihre praktische Anwendungsform, die Psychotherapie, sich zu einer kulturell hegemonialen Denkform gemausert, deren Heilsversprechen heute ähnlich unangefochten glaubhaft sind wie die der Theologie um 1500. „Psychological insight is the creed of our time“ (Herman 1996, I, vgl. Nolan 1998, Tändler 2011, Tändler und Jensen 2012).

Im letzten Drittel des 20. Jahrhundert entsteht dann mit der einsetzenden Postmoderne eine „Psychoszene“ (Michael Lukas Moeller). Jene reagiert auf eine kulturelle Orientierungslosigkeit, ausgelöst u.a. von der sexuellen Revolution, der Pluralisierung der Lebensformen und einer (mikro-)ökonomisch verstärkten Fokussierung auf das Individuum und seine Bedürfnisse, indem sie einen gigantischen Beratungsmarkt schafft (Maasen et al. 2011), auf dem die psychologische Zunft ihre Deutungshoheiten ausmünzen kann. Ihre Wahrheit bekommt einen nie zuvor gekannten „cash value“, wie man mit der kontroversen Metapher von William James sagen könnte (vgl. Cotkin 1985).

Gleichzeitig wird, wie angedeutet, der Fokus in den 1970er Jahren das Individuum auf eine bisher unbekannte Weise verstärkt. Das Selbst rückt ins Zentrum kultur(industri)eller Aufmerksamkeit und erhält mit der in den 1980ern einsetzenden neoliberalen Revolution neue Maßgaben. Auf der Arbeit wird Fremd- durch Selbstkontrolle ersetzt, Autonomie und Unternehmertum gefordert, Verantwortung für das eigene wirtschaftliche Schicksal durch den Abbau des Wohlfahrtsstaates erzwungen und die Märkte dereguliert. Mit der Krise als

neuem Normalzustand soll der Schock einsetzender Globalisierung abgefedert werden durch ein „Empowerment“ des Individuums, welchem nun alle Möglichkeiten in der „Multioptionsgesellschaft“ offenstehen.

Sicher haben die Interaktionsrituale und Situationsdynamiken ihren Anteil daran, dass man sich tendenziell peinlich berührt fühlen mag, wenn man einen Selbsthilferatgeber in der Öffentlichkeit liest. Aber noch eine andere, gröbere und größere Erklärung ist möglich. Aus zeitgeschichtlichem Abstand gesehen, wecken solche Lektüren im individualitäts-subtrahierten Beobachter potentiell Zweifel. Zweifel, ob der Leser oder die Leserin den Ansprüchen an ein selbstverwirklichtes Selbst genügen mag; ob er oder sie als „Herr(in) im eigenen Haus“ wirklich die Zügel in der Hand hat; ob er oder sie den Anforderungen von Arbeit und Liebe noch gewachsen ist, die von allen Seiten unablässig auf die Lebenswelt einhämmern.

Denn:

With social welfare programs all but dismantled, and with lifelong marriage and lifelong professions increasingly anachronistic, it is no longer sufficient to be married or employed; rather, it is imperative that one remains marriageable and employable. Sculpting one's figure to remain desirable to one's spouse and perfecting one's leadership techniques to remain valued by one's company are not options but imperative in this new economy. A sense of personal security is anomalous, while anxiety is the norm. To manage this anxiety, individuals have been advised not only to work longer and harder but also to invest in themselves, manage themselves, and continuously improve themselves. (McGee 2005, 12)

Selbst Mikki McGee hier U.S.-amerikanische Verhältnisse beschrieb, die normativen Fliehkräfte, auf welche referiert wird, müsste naiv erscheinen, wer glaubt, die Aufgabe der Selbstoptimierung würde nur Amerikanern und Amerikanerinnen auferlegt. Lokale und nationale Eigenheiten fordern ihr Recht nach wie vor ein. Zurückdrehen lassen sich die Globalisierungseffekte deswegen aber nicht, wenn sie z.B. Modelle „emotionaler Intelligenz“ auf Unternehmenskulturen pflöpft (Illouz 2009a). Getindert und Paartherapiert wird in New York genauso wie in Berlin, Helsinki oder Buxtehude. Darin trifft sich die „Westliche Welt“.

Ähnliches, und darauf zielt McGee ja, gilt auch für das Lesen von Ratgebern. Ab den 1990er Jahren wird von Mexiko City bis Trinidad, von Moskau bis Shanghai gelesen, geschrieben, übersetzt, plagiiert und adaptiert. Wo immer Krisen Chancen erwittern lassen, besetzen Ratgeber kulturelle Nischen und verheißen Transformation. Paradoxerweise wird der Buchmarkt im Zuge dessen sowohl Indikator wie Faktor jenes Wandels, der die bessere Welt, das bessere Selbst bringt oder wenigstens zu bringen verspricht.

Nie – und auch das deutet McGee schon an – werden diese Versprechen lieber geglaubt, als wenn sie die Betreffzeile „(Berufs)Arbeit“ und/oder „(romantische) Liebe“ enthalten. Außer den buddhistischen Bettelmönchen Bodhgayas oder den Dominikanerinnen süddeutscher Klöstern gibt es wahrscheinlich niemanden, der noch atmet, dem diese beiden Themen gleichgültig sind. Sigmund Freud soll (angeblich) gesagt haben, die Fähigkeit zu lieben *und* zu arbeiten sei das zuverlässigste Kennzeichen mentaler Gesundheit überhaupt (vgl. 2.5). Dass es ein hochproduktives Industriegebiet in diesem Segment des Ratgeberuniversums gibt, wird niemanden überraschen. Warum aber die Nähe zwischen Liebe und Arbeit überhaupt, d.h. auch unabhängig von ihrem Aufgriff durch das Selbsthilfe-Genre, so groß ist, dafür fallen Erklärungen weniger leicht als die bloße Konstatierung ihrer kulturellen Wichtigkeit.

Mit dem Versuch, solche Erklärungen zu leisten, gleiten wir bereits hinüber in den Beitrag, welchen dieses Buch machen möchte. An seinem Eingang steht die ideengeschichtlich eigentümliche Entwicklung, welche Andreas Reckwitz in der Angestelltenkultur verortet: „Indem die *Angleichung von Arbeits- und Intimbeziehungen* auf der Ebene der *social ethics* betrieben wird, gewinnen nicht nur die kollegialen Beziehungen an Formlosigkeit [...], auch die persönlichen Beziehungen steigern ihre Förmlichkeit, indem auch hier sich das Ausmaß legitim erscheinender Emotionalität und Expressivität eingeschränkt sieht“ (Reckwitz 2006, 427). Was der Kulturosoziologie hier im Vorübergehen seiner großen Zeitdiagnose lediglich streift, bildet das hiesige Kernthema: die „Angleichung von Arbeits- und Intimbeziehungen“. Historisch Nachverfolgen und gegenwartsbezogen rekonstruieren, was genau damit gemeint sein kann, wird Aufgabe der beiden ersten Kapitel sein. Folgendes Zitat greift vor und kondensiert zugleich den Befund: „Die Verbreitung der vertraglichen Intimität und der verfahrensgeregelten Kooperation [wurde] vom Sitzungs- ins Schlafzimmer übertragen, und wieder zurück“ (Bellah et al. zit. in: Ehrenberg 2012, 170-1). Alain Ehrenberg, der hier die Forschergruppe um den Parsons Schüler Robert Bellah zitiert, welche sich wiederum auf die Emotionsgeschichtler Peter und Carol Stearns bezieht, markiert den Beginn einer Bewegung, an deren vorläufigem Ende das steht, was heute häufig als „therapeutische Beziehungsideal“ bezeichnet wird (vgl. 3.4.1). Es ersetzt seinen

romantischen Vorläufer (vgl. 3.3.1), tauscht „auf der Ebene sozialer Ethik“ Transzendenz durch Autonomie aus und speist sich dabei aus einer unerwarteten Quelle: den Arbeitsbeziehungen und ihren psychologischen Modellen der Konfliktlösung (vgl. 3.4.1 und 6.1.2.2). Für Eva Illouz, die in Ausweitung früher Arbeiten von Arlie Hochschild (1994) später von „kalter Intimität“ sprechen wird, steht fest, „dass zwischen der Sphäre der Arbeit und derjenigen der Liebe eine unmittelbarere Beziehung besteht, als bisher angenommen wurde“ (Illouz und Wirthensohn 2007, 288). Für ihre deutschen Kollegen, das Ehepaar Beck, hatte schon lange vorher forschungstechnisch gegolten: „Wer über Familie redet, muss auch über Arbeit und Geld reden, wer über Ehe redet, muss über Ausbildung, Beruf, Mobilität reden“ (Beck und Beck-Gernsheim 2005, 23).

Doch warum lag dieser Imperativ so nahe? Sicher gaben die historischen Verschaltungen Hinweise. Was allerdings selten auffiel bzw. kaum explizit in den Vordergrund gerückt wurde, waren ihre unwahrscheinlichen Gleichzeitigkeiten. Exakte Spielbildlichkeit mag schon wegen der mannigfaltigen Wechselwirkungen keinen Sinn machen. Jedoch sind die Reime und Rhythmen beidseitig beobachtbar. Mit anderen Worten: Nicht nur wurde die Liebe auf verschiedene psychologische Arten und Weisen ökonomisiert. Umgekehrt wurde auch die Ökonomie auf verschiedene psychologische Arten und Weisen emotionalisiert. Während die bereits erwähnte ‚emotionale Intelligenz‘ ihr Mandat ausweitete, stieg der (Dis)Kurs dazugehöriger ‚soft skills‘ immer höher und Gefühle werden selbst zur Ware (Illouz 2018).

Die Frage nach diesem doppelten Trend treibt das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit. Anhand von genealogischen Schlaglichtern die kurios symmetrischen Verlaufskurven (nach) zu zeichnen, wird das Anliegen der beiden ersten Kapitel sein. Gleichzeitig darf nicht werden unterschlagen werden, dass, so gut argumentiert und dokumentiert beide Trends auch sein mögen, sie einer empirischen Prüfung weiterhin harren. Immerhin handelt es sich nicht zuletzt um sehr globale und globalisierende Aussagen, die mithin dazu benutzt werden, soziologische Gesellschaftskritik zu betreiben. Damit geht fast automatisch ein nicht unbeträchtlicher Satz an Vorannahmen – epistemologisch, moralisch und politisch – einher. Das bringt freilich die Gefahr einer Überschätzung der Belastbarkeit eigener, empirischer Evidenzen. Man mag es Eitelkeit oder einfach *confirmation bias* nennen: So gut wie jede Kritik sucht, einer selbsterfüllenden Prophezeiung folgend, das Kritisierenswerte und steuert so auf den Fatalismus zu (Boltanski und Chiapello 2006, 567 ff.).

Will man dem entgehen, bleibt nur die empirische Prüfung und das Finden neuer Wege zur Durchführung solcher Prüfungen. Das spart jedoch die Frage auf: *was* sollte man den

eigentlich „empirisch prüfen“, wenn es um die beiden oben beschriebenen Trends geht? – Darauf antwortet eine weitere zentrale These der vorliegenden Untersuchung: *Ratgeber* stehen in engem Zusammenhang mit der normativen Architektur einer Gesellschaft. Das war schon früh Historikern wie Norbert Elias, Cas Wouters, Peter Stearns oder Ute Frevert klar geworden. Lange Linien von Sozio- und Psychogenese ließen sich durch Ratgeber und Etiquette-Bücher skizzieren; sie ließen Rückschlüsse auf das elusive emotionale Erleben anhand von in der Gattung gespeichertem „Gefühlswissen“ zu, das sich über die Jahrhunderte dort sedimentiert hatte (Elias 1997 [1939], 1997 [1949], Stearns 1994, 1989, 1999, Wouters 2007, 1995b, a, Frevert 2009, Frevert et al. 2011). „Gebrauchsliteratur“ (Schnyder 2015) in diesem Sinne zu verstehen und für sich zu nutzen, dafür hat die soziologische Debatte – von der die Historiker früh massiv profitierten und zu der sie beitrugen, wenn nicht gehörten – länger gebraucht. Dann jedoch wurden die Beobachtungen schnell scharf und auf die Gegenwart bezogen. Man verstand: Ratgeber konstituieren ein „interface between psychological, medical and religious forms of expert knowledge and public narratives of the self, self-development, and the relationships between self and society“ (Nehring et al. 2016, 8). Sie sind mithin eine „öffentliche Pädagogik“ (McLean 2013) mit Grenzgänger-Status zwischen dem Fiktionalen und dem Faktualen, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Handlung und Struktur, zwischen Wissen und Weisheit. Ihr inniges Verhältnis zur Psychologie, ihr Best-Seller Erfolg, wenn es sowohl um Partnerschaft wie auch um Beruf geht, ihr Stigma und ihre Verheißungen – all das befördert sie zum soziologischen Erkenntnisobjekt *par excellence*, mit dem die oben genannten Trends sich empirisch prüfen lassen.

Steht damit das *was* auch fest, gehört es zu den prekärsten, weil umkämpftesten Fragen: *wie*? Wie soll man das Material prüfen und es „zum Sprechen“ bringen? Dutzende verschiedener „Ansätze“ streiten sich innerhalb der Soziologie so heftig um das Zugriffsrecht, dass mit dem Diktum der „Gegenstandsangemessenheit“ heute niemandem mehr geholfen ist. Methodische, schlimmer: methodologische Anarchie (Feyerabend 1995), von Harmoniesüchtlern als „Pluralismus“ gelobt, lässt sich nur begrenzt mit einem wie immer vorläufigen Konsens übertünchen, der „Gütekriterien“ (Mayring 2008, 2002, Flick 2007, Flick, Kardorff, und Steinke 2005) festzuschreiben sucht, um zu sichern, was sich nicht sichern lässt. Wenn die Einheit der Soziologie unmöglich – oder sogar nicht einmal wünschenswert (Reckwitz 2005, Balog und Schüle 2008, Fischer 2014, Gabriel und Granzl 2008, Kornmesser und Schurz 2014) – ist, dann wird es niemals einen verbindlichen Katalog an solchen Gütekriterien geben. Zumindest keinen, der den Hiatus zwischen quantitativer

und qualitativer Sozialforschung überspannt.¹ Und selbst innerhalb nur eines der beiden „Paradigmen“ wird man, bis auf grobe Richtwerte, kaum fündig auf der Suche nach Verbindlichkeit. Lassen sich Sequenzanalyse und Autoethnographie, Bildhermeneutik und Systemtheorie wirklich unter *ein* Methoden-Ideal subsumieren? Wohl kaum.

Für die Betrachtung von Ratgebern erwächst aus diesen systemischen Mangelerscheinungen und schwer reparierbaren Zwistigkeiten ein nicht unbeträchtliches Problem. Am einfachsten wäre es gewesen, einfach zu sagen, welcher Methodologie man folgt und voilà, die wie auch immer arbiträre Entscheidung hätte sich als Lösung verkaufen lassen. Solch eine dezisionistische Lösung jedoch ist dieser Untersuchung, salopp gesagt, zu billig. Der Grund dafür lautet: Ratgeber sind bisher von einem ganzen Arsenal verschiedener Methoden aus verschiedenen Wissenschaften untersucht worden. Einer der größten Schwachpunkte fast all dieser Untersuchungen ist es gewesen, dass sie die Forschungsergebnisse der anderen, besonders weil dafür andere Methoden zum Einsatz kamen, entweder nur kurz anzitierten, bewusst links liegen ließ oder gar nicht erst zur Kenntnis nehmen. So sind massive Verzerrungen und blinde Flecken entstanden. Methodologischer Anarchismus entschuldigt dann implizit die eigene Ignoranz, ob sie nun aus unzureichendem Rechercheaufwand, „interdisziplinärer“ Überforderung oder strategischer Ausblendung entstand. Sicher wird auch die vorliegende Untersuchung solchen Vorwürfen nicht ganz entgehen können. Dafür ist die eigene Kreativität viel zu oft ein Mangel an Literaturkenntnissen.²

Der hier zu bestreitende Weg – „methodos“ – versucht demgegenüber abzuweichen von den bisherigen Standardverfahren und die erwähnten Fallen zu umschiffen. Auf zweierlei Art soll dies geschehen. Erstens: Die Methodendiskussion wird nicht nur die Soziologie und nicht nur qualitative Verfahren erörtern; Psychologie und Geschichtswissenschaft müssen zumindest angehört und ihre Beiträge, wo sie direkt das Genre der Ratgeber bearbeiten, soweit als möglich integriert werden. Zweitens: Die hiesige Untersuchung wird eine eigene Methode entwerfen und bei der Interpretation der Ratgeber zu Anwendung bringen. Die *Soziologische Rhetorik* beruht und beruft sich auf die systematische Metaphernanalyse und verschiedene Varianten der Diskursanalyse. Das Heranziehen einer philosophischen Tradition, der Rhetorik, erlaubt es jedoch, neue Akzente so zusetzen, so dass die oben

¹ Mittlerweile wetteifern in der Soziologie ja sogar zwei verschiedene Fachgesellschaften – die *Deutsche Gesellschaft für Soziologie* und die *Akademie für Soziologie* – miteinander um die Wissenschaftlichkeit ihrer Methodologien. Sie legen damit aber nur den *Positivismusstreit*, wo im Tübinger Oktober des Jahres 1961 Adorno gegen Popper und Habermas gegen Albert antraten, wieder neu auf; er war seinerseits schon eine Fortsetzung des *Werturteilsstreits* zwischen Max Weber und Gustav Schmoller um 1900.

² Dieser Aphorismus stammt wohl nicht, wurde mir aber immer wieder väterlich „vorgeworfen“ von Bernhard Giesen.

formulierte Fragestellung voller erfasst werden kann, als es m.E. mit den jenen älteren Methodologien möglich gewesen wäre. Damit wird den Lesern und Leserinnen auch erlaubt, selbst zu entscheiden, ob die entwickelte Methode *als solche* furchtbar ist oder als vom Entwurf her gescheitert betrachtet werden muss. Solch eine Option stände nicht zur Verfügung, wenn einfach nur eine Entscheidung für eine präexistente Methode bzw. Methodologie getroffen worden wäre. Was überprüfbar und bewertbar wird, sind nicht nur die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung, sondern das Projekt insgesamt.

Damit möchte ich die LeserInnen einladen, sich mit mir gemeinsam auf den Weg zu machen ins und durch das Land der Ratgeber für Liebe und Beruf.³

³ Zur Gender-Sprachkonvention von *Innen in dieser Arbeit: Es besteht keine Einigkeit über die Verwendung des generischen Maskulinums gegenüber der sprachlichen Inklusion des weiblichen Genus. Im Gegensatz zu vielen anderen AutorInnen werde ich nicht einheitlich „gendern“, sondern hier und da, wo es mir angebracht scheint. Diese Irritation dient der Aufmerksamkeitsdisruption der Lesenden, die durch die alternierende Verwendung stets darauf hingewiesen werden, was ihre eigenen Vorannahmen sprachlicher Konventionen betrifft. Ich hoffe, man wird mir diese kleine Gemeinheit verzeihen.

2. WIRTSCHAFTSGEFÜHLE:

Zur Theorie und Geschichte von Emotionen in der Wirtschaft

2.1 Einleitung

Was fühlen Menschen, wenn sie auf die Arbeit gehen? Vorfreude, Zuversicht Enthusiasmus und Tatendrang? Oder eher Angst, Nervosität, Wut, Zweifel und Aversion? Man muss kein Medium sein, um eine recht zuverlässige Intuition hier zu haben. Tippt man auf die zweite Reihe, läge das schon etymologisch nahe: die germanische Wurzel „arbeit“ wird häufig übersetzt mit „Plage“ oder „Mühsal“.⁴ Schon im ersten Buch Mose straft Gott Adam, der vom Baum der Erkenntnis gegessen hatte, mit den Worten: „[...] verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. [...] Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen [...]“ (I. Mose 3: 17-19). Und so war es denn auch eine sehr lange Zeit über.

Dreht man heute, in nach-lutherischen Zeiten, das Problem ein wenig und fragt: Was *sollte* man auf dem Weg zur Arbeit empfinden?, dann fällt die Antwort wahrscheinlich anders aus. Dann, so die Intuition, würden wohl Vorfreude, Zuversicht und Tatendrang dominieren. Das liegt nicht nur daran, dass diese Gefühle einen positiven Index tragen und Menschen allgemein positive Emotionen lieber haben als negative. Es liegt auch daran, dass in gegenwärtigen Wirtschaftsregimen *von uns erwartet wird*, dass wir ein möglichst positives Verhältnis zur Arbeit haben. Jeder, der schon einmal in einem Job-Interview gesessen hat, weiß das. Gerade in gehobenen Positionen kommt es nicht in Frage, zumindest nicht im Vorstellungsgespräch oder den Vorgesetzten gegenüber, die Lohnarbeit als langweilig und dröge zu klassifizieren; den Kundenkontakt als lästig und anstrengend; das nächste Meeting als frustrierend und nutzlos; die Kollegen allesamt als faul, neidisch, rücksichtslos und narzisstisch. Keine Frage, einige Leute trauen sich zu dergleichen nichtsdestotrotz. Doch für die meisten haben die emotionalen Anforderungsprofile hinsichtlich ihrer Tätigkeiten aber wohl eine andere Stoßrichtung. Heute müssen viele Arbeitnehmer einen komplexen sozialen Raum navigieren, der ihnen Bewährungsproben auferlegt und ihnen ein diffiziles Emotionsmanagement abverlangt. Sie müssen sowohl sich selbst disziplinieren und taktisch

⁴ http://www.etymologie.info/~e/d/_de-arbeit.html [zuletzt abgerufen am 05.09.2018]

Kontrolle aufbringen, wie auch die emotionalen Lagen ihres Gegenübers strategisch betreuen, wenn nicht sogar formen und verwalten.

Diese Situation ist keine Selbstverständlichkeit. Sie ist das Produkt eines historischen Prozesses, der gelegentlich als „Emotionalisierung der Ökonomie“ (Neckel 2008, 119 ff.) bezeichnet wurde. Davon, wie es dazu kam, handelt dieses Kapitel.

Der Weg, den wir zurücklegen müssen, führt über drei Klassiker der Soziologie, über einen kurzen Abriss der Ideen des *scientific managements*, der *Human Relations*-Bewegung hin zum Begriff der emotionalen Arbeit und den Arbeitswelten, wo er Salienz gewinnt. Hierüber kommen wir zu zwei der wichtigsten Kontexte, den Eckpfeiler des normativen Gerüsts, anhand dessen Emotionen in die Wirtschaft eingepflegt sind. Psychologie bzw. Psychotherapie und Neoliberalismus haben ihre eigenen Genealogien, welche wir weiter unten zumindest streifen werden. Neben ihrer Erklärungskraft, wie und warum Emotionen eine neue Bedeutung innerhalb gegenwärtiger Wirtschaftswelten erhalten haben, kommt noch eine zweite Funktion, die mit dem Oberthema der vorliegenden Untersuchung zu tun hat: den Ratgebern, speziell denen für den Beruf.

Diskussionen des Ratgebergenres bilden einen wichtigen roten Faden, der durch das ganze Kapitel hindurchläuft. Denn neben der Erarbeitung des ersten Teils unserer Fragestellung müssen methodisch-theoretische Vorbereitungen für Kapitel 6, den Interpretationsteil, getroffen werden. Das umfasst die Klärung, wie und wofür andere Autoren das Genre benutzen und worin sie seine Funktion sehen. Ebenso soll das Kapitel aus der Sekundärliteratur Codes herausdestillieren, die sich für die spätere Durchmusterung des Korpus in Anschlag bringen lassen. Das gehört allerdings in den rein technischen Aufbau. Schreiten wir nun lieber voran und befassen uns mit einer Zeit, wo es noch keine emotionalisierte Ökonomie gab: dem 19. Jahrhundert, wie Max Weber, Georg Simmel und Emil Durkheim es beschrieben haben.

2.2 Gefühle in der Wirtschaft bei Weber, Simmel und Durkheim

Wir beginnen unsere Reise mit einem Rückblick, der zugleich ein Anschluss ist. Bereits die Klassiker der Soziologie haben sich mit dem Thema der Emotionalität befasst (Flam 2002, Gerhards 1988, Schützeichel und Senge 2013). Zwar taten sie dies nicht im Rahmen einer etablierten Emotionssoziologie, wie man sie heute kennt und aus deren Wissensreservoir ich später großzügig schöpfen werde (vgl. 3.3.3). In verstreuten Bemerkungen und kleineren Texten jedoch findet man erkenntnisreiche Anlagen, eingebettet in große Konzeptionen.

Die folgenden Passagen wollen jene Teile des soziologischen Kanons befragen, wo sich eine Kreuzung zwischen den Themen der Emotion und denen der Wirtschaft ausmachen lässt. Dabei soll die Hypothese geprüft werden, dass die Klassiker als Kinder des 19. Jahrhunderts ein Bild der Wirtschaft entwerfen, in dem Emotionen keine sonderlich wichtige Rolle spielen, mehr noch, die Wirtschaft ein – „rationaler“ – Ort ist, in dem Gefühle nicht viel zu suchen haben. Diesen Faden, welcher mit dem Taylorismus weiterverfolgt werden soll, bereitet dann den Boden für das Argument der Veränderung, ja der Umkehrung dieses Zustandes.

2.2.1 Weber: Bürokratie & Prädestination⁵

Die moderne Welt ist kalt – kälter zumindest als die der Vormoderne, die Emotionen wild und frei feierte (Huizinga 1975 [1928]). Glaubt man Max Weber, so hat die moderne Beschränkung, ja Einhegung der menschlichen Emotionalität äußere wie auch innere Gründe. Äußerlich sind diejenigen, welche sich auf die Bewegung der Rationalisierung beziehen; innerlich sind hingegen solche, mit denen soziostrukturelle Veränderungen durch Ideen und Mentalitäten begleitet, unterfüttert und, folgt man einer starken Interpretation Webers, sogar ausgelöst werden. In seinen Schriften finden sich Diagnosen zum Ersteren vor allem in den Texten zur Ökonomie und bürokratischen Herrschaft; die inneren Gründe seziert er in jenen Werkteilen zu den religiösen Wurzeln des Kapitalismus. Beide möchte ich nun kurz umreißen.

Wie Stephen Kalberg hervorhebt, sind es drei Arenen, die in ausgezeichneter Weise von einer „Beschränkung der Emotionen“ (Kalberg 2013, 363 f., vgl. Kalberg 1980) betroffen sind resp. profitieren: neben Recht und Herrschaft steht hier vor allem die (kapitalistische) Wirtschaft im Vordergrund.

An die Stelle der Hausgemeinschaft, die durch ein quasi-kommunistisches Solidaritätsprinzip ausgezeichnet ist, tritt sukzessive das, was er die „Rechenhaftigkeit“ des Betriebs nennt: „Die [von Weber mit großem Detailaufwand beschriebenen] inneren und äußeren Motive, welche das Schrumpfen der straffen Hausgewalt bedingen, steigern sich im

⁵ Maßgeblich ist für Weber im bewussten Zusammenhang sein – durch Marianne Weber fragmentarisch zusammengestelltes – Werk *Wirtschaft und Gesellschaft*. Und auf dieses werden sich die folgenden Ausführungen vor allem beziehen. Sicherlich sind für den weiteren theoretischen Kontext der Emotionssoziologie auch die *Soziologischen Grundbegriffe* von großer Bedeutung, sofern sich dort unter den Stichworten *affektuelles Handeln* und *charismatische Herrschaft* viel Systematisches findet, von heutige Emotionstheoretiker profitieren (können). Allein, hier interessiert größtenteils der synthetische Teil von Webers Überlegungen.

Verlauf der Kulturentwicklung“ (Weber 1964 [1922], 293)⁶. Während von innen her „die Entfaltung und Differenzierung der Fähigkeiten und Bedürfnisse in Verbindung mit der quantitativen Zunahme der ökonomischen Mittel“ auf die Solidaritätsbeziehungen drückt, wird von außen her ihre „Zersetzung gefördert durch Eingriffe konkurrierender sozialer Gebilde [wie Unternehmen, Betriebe, Verbände, Vereine, etc.]“ (ebd.). Mit fast sarkastischer Nostalgie konstatiert Weber das Raumgreifen der Rechenhaftigkeit: Erst „unterhalb des Bilanzstrichs aber beginnt für die glücklichen Beteiligten das Reich der ‚Gleichheit und Brüderlichkeit‘“ (279).

Ähnliches gilt für das Rechtssystem und die bürokratische Herrschaft. Sind in feudalen Gesellschaften Vasallen noch über die konventionelle Treuepflicht, welche auf persönlichem *Vertrauen* beruht, an ihren Lehnsherrn gebunden, haben nicht-mehrständisch organisierte Gesellschaften dafür Kontrakte, die über ein viel stärker depersonalisiertes Gefüge „gesatzter“ Regeln aufgesetzt und abgewickelt werden müssen. Weil der „Kapitalismus in seinem heutigen Entwicklungsstadium die Bureaukratie *fordert*“ (165; Hervorheb. im Orig.), hat sich der bürokratische Herrschaftstypus in der Moderne als dominant gezeigt. Als auf Effizienz- und Kompetenzkriterien beruhende Verwaltungsform bekommt man es hier mit einer „Wissens-Herrschaft“ (166) zu tun, deren Unpersönlichkeit für jene Kalberg'sche „Beschränkung der Emotionen“ bürgt:

Die Bürokratie in ihrer Vollentwicklung steht in einem spezifischen Sinn auch unter dem Prinzip des ‚*sine ira ac studio*‘. Ihre spezifische, dem Kapitalismus willkommene, Eigenart entwickelt sie um so vollkommener, je mehr sie sich ‚entmenschlicht‘, je vollkommener, heißt das hier, ihr die spezifische Eigenschaft, welche ihr als Tugend nachgerühmt wird: die *Ausschaltung* von Liebe, Haß und allen rein *persönlichen*, überhaupt allen *irrationalen*, dem Kalkül sich entziehenden, Empfindungselementen aus der Erledigung der Amtsgeschäfte, gelingt. (718; meine Hervorheb.)

Hier liefert uns Weber eine Beschreibung des Kapitalismus, die emotionsfrei ist bzw. die Emotionslosigkeit als Rationalität idealisiert. Die wohl bedeutendste mentalitätsgeschichtliche Voraussetzung, wenn nicht Ursache, dieser Entwicklung hin zur Rationalität moderner Gesellschaften bzw. ihrer Wirtschaftsform liegt nach Weber in Luthers Konzeption des Berufs, und vor allem deren Kombination mit der Calvin'schen

⁶ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

Prädestinationslehre. Der Beruf, als „Zentraldogma aller protestantischen Denominationen“ (Weber 1988 [1920], 69) wurde in Luthers Lehre zum höchsten Inhalt „den die sittliche Selbstbetätigung überhaupt annehmen könne“ (Weber 1988 [1920], 69). Ein lebensbestimmender Imperativ fand sich im Beruf, die göttliche Fügung zu erfüllen. Nach Weber reicht das aber noch nicht. Denn Luthers Berufsbegriff verharret letztlich in einem ökonomischen Traditionalismus, der noch nicht die methodische Lebensführung inklusive der ihr zugrundeliegende Angst vor der Verdammnis erzeugt, welche mit dem „Gefühl einer unerhörten *inneren Vereinsamung des einzelnen Individuums*“ (Weber 1988 [1920], 93; Hervorheb. im Orig.) einhergeht. Denn diese Gefühle wurzeln in der Prädestinationslehre Calvins (vgl. Sennett 1998, 140 ff.). Diese Lehre bezeugt „die absolut negative Stellung des Puritanismus zu allen sinnes-*gefühlsmäßigen* Elementen in der Kultur“ (Weber 1988 [1920], 95; Hervorheb. im Orig.). Methodische Lebensführung bedeutet Selbstkontrolle und eine „Neukodierung von Emotionen: Affektive Sinnorientierungen werden als triebhaft-sündhaft interpretiert und müssen zugunsten einer zweckrationalen Weltschaffung unterdrückt und sublimiert werden“ (Gerhards 1988, 31).

In summa laufen Webers pessimistische Zeitdiagnosen zur Entwicklung unserer (damaligen) Kultur auf eine Rationalisierung hinaus, die Emotionen als Irritation wahrnimmt, welche es aus dem zweckrationalen Kalkül tendenziell auszuschalten gilt. Halten wir diesen Punkt von Weber also fest: Rationalisierung und Emotion sind Antagonisten. Sie stehen sich als Gegensätze gegenüber, wobei die Emotion als flüchtig und letztlich instabil gesehen wird, während ihre Widersacherin, die Rationalisierung Festigkeit und Ordnung garantieren kann. In dieser Sicht, die Jack Barbalet (2001) *konventionell* genannt hat, geht es um Ausschluss von Emotionen aus wirtschaftlichen Zusammenhängen durch den Entzug des Persönlichen.

Zu seiner Zeit stand Max Webers mit dieser Sicht keineswegs alleine da. Dass die Moderne den Emotionen, oft verhandelt unter dem Begriff des Persönlichen, feindlich gesonnen ist, war auch die Haltung von Georg Simmel. Er hat sie vor allem in seinen Ausführungen zum Geld deutlich gemacht und jenen zum Sozialtypus des „Blasierten“. Darauf wollen wir nun genauer eingehen.

2.2.2 Simmel: Geld & Gefühl

Das Geld ist für Simmel der große Gleichmacher. An sich hat es keine Qualität, sondern lediglich – und hierin liegt seine Macht begründet – Quantität. Es ist das „Symbol der

modernen Betonung des Quantitätsmomentes“ (Simmel 1989 [1900], 369)⁷: Gedächtnislos steht es allem anderen, seien es Menschen oder Dinge, indifferent gegenüber.⁸ Gleichzeitig lassen sich dank jener Indifferenz all solche Gegebenheiten in Geld umrechnen und ‚ausmünzen‘, wodurch eben ihre individuellen Qualitäten in den Hintergrund versickern und sie (die Menschen wie die Dinge) selbst etwas von jener Indifferenz gewinnen. Geld ist das *ultimate Mittel*, welches – und dies ist ein paradoxales Kennzeichen der Moderne – in einer Art Apotheose selbst zum Zweck geworden ist (304f.). Die Leistung des Geldes besteht erstens darin, einem der grundsätzlichsten Wechselwirkungen zwischen Menschen – dem Tausch – das Singuläre und Persönliche zu nehmen. „Personalität wird in den geldwirtschaftlichen Verhältnissen fast gänzlich aufgelöst“ (393). Wichtige Folge davon ist, zweitens, die individuelle Freiheit des Einzelnen:

Während der Mensch der früheren Stufe die geringe Anzahl seiner Abhängigkeiten mit der Enge der persönlichen Beziehungen, oft persönlicher Unersetzbarkeit derselben bezahlen musste, werden wir für die Vielfalt unserer Abhängigkeiten durch die Gleichgültigkeit gegen die dahinter stehenden Personen und durch die Freiheit des Wechsels mit ihnen entschädigt [...] mit denen uns [oft genug] nichts als das in Geld restlos ausdrückbare Interesse verbindet. (396).

Diese durch das Geld bedingte „Entfernung des personalen Elements aus den Beziehungen zwischen Menschen“ (395) sind, en gros gesehen, „*alle Gefühlsbetonungen verschwunden* und durch eine objektive [also: rechnende] Intelligenz ersetzt worden“ (594; meine Hervorheb.). Besonders eindrücklich wird dies nach Simmel am Typus des *Blasierten*. In ihm hat die Tatsache innerlich Raum gegriffen und sich festgesetzt, dass „man alle möglichen Mannigfaltigkeiten des Lebens für eben dieselbe Geldsumme haben kann“ (335). In Preise aufgelöst, haben sich die Werte für den Blasierten „entfärbt“. Weil nun aber aus dem Empfinden der Unterschiede zwischen ihnen „gerade die ganze Lebhaftigkeit des Fühlens und Wollens quillt“ (335), wird die Geldkultur zu einem grauen Gefängnis, dass die Gefühlsfarben (eine bei Simmel zentrale Metapher) *ausbleicht*. Wie auch bei Weber ist für ihn die *Entpersönlichung* sozialer Beziehungen ein wichtiges Schlüsselmoment der Moderne.

⁷ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

⁸ Hierbei stimmt es mit Weber gänzlich überein, der in seiner berühmten *Zwischenbetrachtung*, auf die im nächsten Kapitel zurückzukommen sein wird, sagte: „Geld ist das Abstrakteste und ‚Unpersönlichste‘, was es im Menschenleben gibt“ (Weber 1988 [1920], 544).

Sie geht mit einer Intellektualisierung des allgemeinen ‚Stils des Lebens‘ einher: Die Moderne erkennt man daran, dass „die seelische Energie, die die spezifischen Erscheinungen der Geldwirtschaft trägt, der Verstand ist, im Gegensatz zu denjenigen, die man im allgemeinen als Gefühl oder Gemüt bezeichnet“ (591).

Sicher gibt es bei Simmel auch andere Stellen, welche die Wichtigkeit von Gefühlen betonen. Treue und Dankbarkeit genauso wie Neid und Eifersucht haben für ihn seiner *Soziologie* einen kaum überschätzbaren gruppensoziologischen Mehrwert. Ohne die beiden letzteren z.B. könnte die „Gesellschaft überhaupt nicht in der tatsächlich gegebenen Weise irgendeine Zeit existieren“ (Simmel 1992, 652, vgl. Nedelmann 1983). Der Punkt ist nur, dass Simmel die Emotionen *als grundbegriffliche Kategorien*, wie sie in seiner *Soziologie* beschrieben sind, zumeist fein säuberlich von der Zeitdiagnose trennt oder wenigstens fernhält. Die einzelnen Emotionen als solche haben bei ihm nur bedingt eine Geschichte. Ebendarin liegt argumentativ die Nähe zu Webers Einschätzungen des („entpersönlichten“) Schicksals von Emotionen in der Moderne und der mit ihr einhergehenden Rationalisierung. Das Argument der vorliegenden Untersuchung wird genau diese Nähe wieder versuchen herzustellen, insofern die Emotionalisierung der Ökonomie, wie wir sie in Berufsratgebern später prüfen werden, einen zeitdiagnostischen Anspruch mitbringt.

2.2.3 Durkheim: Emotion & Anomie

Emil Durkheims Gedanken zu den Emotionen sind im Vergleich zu Weber und Simmel wohl die ausführlichsten. Er hat sich in allen seinen großen Werken – dem *Selbstmord*, der *Arbeitsteilung* und in den *Elementaren Formen* – intensiv mit ihnen auseinandergesetzt (vgl. Pettenkofer 2013). Sofern einiges davon oben schon erörtert wurde und die Wirtschaftsgefühle hier im Vordergrund stehen, bietet es sich an, besonders auf den Selbstmord einzugehen. An zentralen Stellen spricht Durkheim dort explizit über den Zusammenhang zwischen Emotionen, Wirtschaft, Anomie und auch über die Liebe.

Anhand europäischer Selbstmordstatistiken des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts weist Durkheim nach, dass Selbstmord soziale Ursachen hat. Geradezu knackig auf die Formel bringend schreibt er: „Der Selbstmord variiert im umgekehrten Verhältnis zum Grad der Integration der sozialen Gruppen [z.B. Kirche, Familie oder Staat], denen der Einzelne angehört“ (Durkheim 1995 [1897], 232).⁹ Ohne diese Bindungen nämlich „fehlt ihnen selbst

⁹ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

jede Veranlassung, das Elend des Daseins mit Geduld zu ertragen. Denn solange sie solidarisch sind mit einer Gruppe, die sie lieben, halten sie weit eigensinniger am Leben fest aus Furcht, Interessen zu verletzen, denen die eigenen unterzuordnen sie sich gewöhnt haben“ (233). Was den Selbstmord verhindert, ist ein dauernder „Empfindungsaustausch“ (ebd.) des Einzelnen mit seiner sozialen Gruppe. „Exzessiver Individualismus“ fördert den Suizid. Bekanntermaßen schildert Durkheim vier bzw. drei Typen des Selbstmordes: den egoistischen, den altruistischen und den anomischen.

Für die Emotionssoziologie ist besonders der letztgenannte interessant. Schon die Definition (der Anomie) enthält einen zentralen Hinweis: „Der Zustand der gestörten Ordnung oder *Anomie* wird also dadurch noch verschärft, dass die Leidenschaften zu einem Zeitpunkt, wo sie einer stärkeren Disziplin bedürfen, weniger diszipliniert sind!“ (289; Hervorheb. im Orig.). Anomie, jener Zustand einer „gestörten Ordnung“ z.B. während einer Krise, wird befeuert durch den generellen Mangel an emotionaler Selbstkontrolle. Gesellschaftliche Institutionen schaffen es nicht mehr, die Seelenmechanik ihrer Mitglieder hinreichend zu justieren, was wiederum zu einer systemischen Instabilität beiträgt und die Menschen durch einen Mangel an Vorgaben und Führungen in den Selbstmord treibt.

Eine der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen hierbei ist die Wirtschaft. Dort greift die Anomie um sich und würde, so Durkheims Diagnose, zu einer Art „Dauerzustand“ (290). Man darf wohl überrascht sein, bei ihm zu lesen, dass eine großangelegte Deregulierung der Wirtschaft nicht erst ein Phänomen der 1970er, sondern eher der 1870er Jahre ist: „Seit einem Jahrhundert besteht der wirtschaftliche Fortschritt hauptsächlich darin, das Gewerbe von jeder Reglementierung zu befreien“ (291). Die Religion scheint machtlos dagegen und „die Regierung ist von einer Regelinstantz des wirtschaftlichen Lebens zu dessen Instrument und Diener geworden“ (ebd.). Es ist erstaunlich, wie aktuell diese Thesen sich anhören. Sicher hat Durkheim ganz andere Entwicklungen im Auge wie wir in der Westlichen Welt heute – Black Friday in den USA und die globale Finanzkrise von 2007/8 blieben ihm erspart. Doch sein Gespür für den destruktiven Nexus zwischen wirtschaftlicher Deregulierung und Anomie ist untrüglich. Was er um sich herum wahrnimmt, ist eine vom Mittel zum Zweck gewordene Industrie, deren „Vergötzung des Wohlstandes“ eine „Entfesselung der Begierden“ zu Folge hat, zu denen auch ein „überhitzte[r] Ehrgeiz“ zählt, welcher erwarten darf, „die ganze Welt zum Kunden zu haben“ (ebd., 292).

Man findet an diesen Stellen eine scharfe Polemik:

Die fieberhafte Ungeduld, in der man ein Leben zubringt, ist kein guter Nährboden für einen Verzicht. Wen man gar kein anderes Ziel

hat, als nur immer über den Punkt hinauszukommen, den man erreicht hat, wie schmerzhaft ist es dann, zurückgeworfen zu werden! Und nun öffnet der Wirrwarr, in dem sich unsere Wirtschaft befindet, allen möglichen abenteuerlichen Anwandlungen Tür und Tor. Wenn die ganze Phantasie auf das Neue ausgerichtet ist und nichts sie im Zaun hält, sucht sie das Risiko. Notwendigerweise wachsen mit den Risiken die Rückschläge, und die Krisen häufen sich in dem gleichen Augenblick, wo sie mörderischer werden. Dabei sind die Vorgänge so tief verwurzelt, dass die Gesellschaft sich daran gewöhnt hat und sie als normal empfindet. (294)

Dass die Krise zur Normalität geworden ist, kann heute wohl kaum jemand vernünftig bestreiten. Liest man Durkheim – ja immerhin schon 150 Jahre alte – Polemik auf ihr Argument hin, so wird folgende Gleichung deutlich: Wirtschaftliche Deregulierung führt zu einer moralischen Deregulierung, die wiederum in eine „emotionale Deregulierung“ mündet. Fallen die Vorschriften (von Kirche und Staat) für die Wirtschaft weg, kippt die moralische Integration der Gesellschaft, werden die Bürger immer unruhiger/verzweifelter bzw. begehen mehr und mehr Selbstmord.

2.2.4 Wirtschaft & Emotion bei den Klassikern der Soziologie

Die Botschaft der soziologischen Klassiker scheint relativ klar zu sein: Soziale Strukturen, allen voran die Wirtschaft, produzieren – wenn auch eher als Nebeneffekt – bestimmte emotionale Lagen. Als Berufsethos bei Weber fördert der Kapitalismus die Einsamkeit. Als eine „Entfärbung“ schwächt bei Simmel das Geld die Fähigkeiten zu Empfindung. Als Dauerzustand schlägt sich die (wirtschaftliche) Anomie bei Durkheim in einer nicht enden wollenden Unruhe nieder.

In dieser Lesart ist die Wirtschaft für die Emotionen hochgefährlich. Die Schübe ihrer Rationalisierung wollen das Irrationale ausmerzen und führen, zumindest bei Weber und Simmel, das Unpersönliche ein, wobei Persönliches eigentlich Grant von echter, unverfälschter Emotionalität war. Durkheim ist, wie seine beiden Kollegen auch, ein Pessimist. Doch beklagt er nicht die tendenzielle Ausschaltung des Emotionalen schlechthin, sondern hebt vielmehr hervor, es seien problematische, zersetzende, suizidfördernde Emotionen, welche durch die sich verändernden Sozialstrukturen erzeugt

würden. Wenn die beiden ersten Positionen noch sehr stark von der angedeuteten Entgegensetzung von Emotion und Rationalität leben – eine Behauptung, die heute unhaltbar geworden ist – kommen uns die Durkheim'schen Ausführungen vielleicht auch deswegen so aktuell vor, weil er nicht in gleicher Weise in die Falle dieser Dichotomie tappt. – So oder so kann man für die Klassiker folgendes mit einiger Gewissheit sagen: Worin sich alle drei Autoren ganz einig sind, ist die Bedeutung des Wechselspiels zwischen (wirtschaftlichen) Sozialstrukturen und Emotionen. Bei Weber und Simmel ist dieses Wechselspiel jedoch unterlegt von einem Zug der Moderne und ihres Rationalismus, der auf die Ausschaltung des Emotionalen zielt.

Chiffriert als Stummschaltung des Moments des „Persönlichen“, haben uns die Klassiker, mit der Ausnahme von Durkheim, eine Skizze ihrer Moderne des 19. Jahrhunderts geliefert, das eine sich immer mehr industrialisierende Welt zeigt, für die die Persönlichkeit des Einzelnen kaum eine Rolle spielt. Im Verlauf dieses Kapitels werden wir sehen, wie sich diese Entwicklung umdreht, ja ins Gegenteil verkehrt. Wir werden anhand von Studien aus der Emotionssoziologie beobachten und im Detail nachvollziehen, wie die Persönlichkeit und deren emotionale Qualität immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Bevor wir jedoch zu dieser Wendung kommen können, sollte eine Figur untersucht werden, die wie keine zweite das Prinzip der Moderne, wie vor allem Weber es beschreibt, verkörpert. Auf diese Weise soll gezeigt werden, dass die soziologischen Ideen keineswegs reine Gedankenspiele sind, sondern in den Praxen und Organisationsweisen der Wirtschaft zu dieser Zeit verankert.

2.3 Auf dem Weg zur emotionalen Arbeit: Taylor, Hawthorne, Hochschild

Wir wollen wir nun den Weg schlaglichtartig nachverfolgen, auf dem Emotionen für das Wirtschaftsleben der Gegenwart bedeutsam wurden. Damit wird uns jene Hypothese zur „Emotionalisierung der Ökonomie“ plausibel gemacht, die später die Interpretation der Ratgeber anleiten soll, aus der sich wichtige Codes zur Analyse des Datenkorpus ableiten lassen. Bevor wir jedoch die Ebene des Diskurses, also der Normstruktur gegenwärtiger Wirtschaftsregime – insbesondere, wo sie Emotionen betreffen – betreten, müssen wir historisch vordenken.

Auf den folgenden Seiten möchte ich zuerst, wie eben bereits angedeutet, eine Figur in den Mittelpunkt stellen, dessen Managementansatz das frühe späte 19. und frühe 20.

Jahrhundert wie kaum ein zweiter geprägt hat: das *Scientific Management* von Frederik Taylor. Hier soll veranschaulicht werden, dass es einen „emotionalen Antagonismus“ zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern gab, der allerdings auf eine „kühle“, streng rationale Art gelöst werden sollte. Damit soll veranschaulicht werden, wie ein rechenhaftes Kalkül für die Gestaltung wirtschaftlicher Prozesse, deren Schauplatz vor allem die Fabrik war, in Anschlag gebracht wurde. So prächtig dieser „wissenschaftliche“ Ansatz auch lange Zeit funktionierte, gab es Fabriken, wo dessen Grenzen sichtbar wurden. Dann und dort, Mitte der 1920er Jahre in den *Hawthorne-Werken* der *Western Electric Company* bei Chicago, ereignete sich ein Umschwung, welcher in der Folge eine neue Managementideologie hervorbrachte: die *Human Relations*-Bewegung. Unter der Führung von Fritz Roethlisberger und Elton Mayo wurde hier das Persönliche – und damit das Emotionale – als Produktivfaktor entdeckt. Obwohl über mehrere Dekaden raffiniert, war dieses neue Modell des Arbeiters immer noch an den Kontext der Fabrik angepasst. Verschiebt man den Kontext leicht, fokussiert auf das Büro und betrachtet die Wende von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, dann kommen wir bei dem Thema an, wo unser Weg dieses Abschnitts enden soll: der, wie Arlie Hochschild es nennt, *emotionalen Arbeit*. Hier wird der eigentliche Schwerpunkt der folgenden Überlegungen liegen, sofern das Konzept heute einen der zentralen Forschungsgegenstände der Emotionssoziologie ausmacht. Drei Arbeitsfiguren – Flugbegleiterinnen, Versicherungsvertreter und Anwälte – dienen als Kristallisationspunkte, um die Hypothese der „Emotionalisierung der Ökonomie“ zu untermauern. Von da aus können wir dann die beiden wichtigsten Diskurstrends aufgreifen, die gemeinsam die normative Architektur von Emotionen in der Wirtschaft durchwalten: die Psychotherapie und der Neoliberalismus. Damit jedoch greife ich vor. Widmen wir uns nun den Aufgaben dieses Abschnitts.

2.3.1 Taylorismus & Scientific Management

Frederik W. Taylor (1856–1915) wurde durch seine Lehre des *scientific management* berühmt, die heute unter dem Obertitel des *Taylorismus* bekannt ist (vgl. Hebeisen 1999, Nelson 1980, 1996). Darin in geradezu perfekter Weise aufgehoben ist Webers Thema der Rationalisierung, und zwar im Sinne eines implementierbaren Modells der Effizienzsteigerung in bzw. von Arbeitsabläufen.

Taylors Optimierungsanstrengungen bezogen sich vorrangig auf Manufakturen wie die *Simonds Rollog Machine Company* in Fitchburg, Massachusetts oder die *Bethlehem Iron*

Company in Pennsylvania, wo er durch Taktung der Pausen und genauer Strukturierung der Arbeitszeit die Produktivität (und den Lohn der Mitarbeiter) erheblich steigern konnte (Schulte-Zurhausen 2014, 10). Letztlich ist der Anspruch des „wissenschaftlichen Managements“ aber universal, auch wenn seine Wirkungsbreite sicher dadurch verringert wurde, dass die technologische Seite weniger Gewicht hatte, als sie später, durch Henry Ford mit ausgelöst, bekommen sollte. Taylor lebte in einer Zeit massiver Innovation, was allein daran zu sehen ist, dass nur im letzten Drittel des Jahrhunderts die Schreibmaschine (1874), das Telefon (1876), der Verbrennungsmotor (1877), die elektrische Beleuchtung (1880) sowie das Radio (1895) erfunden wurden. Vor diesem Hintergrund haben Taylors Lehren einen international breiten Einfluss gefunden, der hier überhaupt nicht zu ermessen ist (Gaugler 1996).

Kommen wir nun zum Inhalt seiner „Lehre“. Taylor war der Ansicht, zwischen den Arbeitern und der Unternehmensleitung (des Managements) tobe ein Kampf, ein Krieg gar, wobei es das oberste Ziel des Arbeiters möglichst hoher Lohn für möglichst wenig Arbeit und das des Unternehmers möglichst niedrige Lohnkosten für möglichst viele Produkte sei. Diesen kalten Krieg für das Wohl des Individuums wie der Nation zu beenden, sollte die zentrale Ambition des „wissenschaftlichen Managements“ sein. Und zwar vornehmlich durch die Eliminierung des sog. „soldiering“, also der gängigen Praxis der Arbeitnehmerschaft, nicht ihre maximale Produktivität an jedem gegebenen Tag zu entfalten (ein strategischer Grund dafür war, so Taylor, die Angst vor Entlassungen der „überschüssigen“ Arbeitskräfte (Taylor 1919, 15 f.). Das „Faulenzen“ (im Sinne von „underworking“) aufzugeben liege letztlich im gemeinsamen – individuellen wie nationalem – Interesse von Arbeitnehmern *und* Arbeitgebern. „Soldiering“ sah Taylor als individuelle Charakterschwäche, die aus einem strukturellen Problem wie zwangsweise hervorging; es ist, so die Annahme, Teil eines *emotionalen Antagonismus*, der bedingt, dass „the enthusiasm, the feeling [sic!] that they [Arbeitgeber und Arbeitnehmer] are all working for the same end and will share the result is entirely lacking“ (Taylor 1919, 24).

Sozialgeschichtlich gesehen, dient diese Wendung auch ganz wesentlich dazu, das Mandat der Gewerkschaften für die Interessen der Arbeitnehmer auszuhebeln. Taylors Lösungsversuch kommt zu einem Zeitpunkt, da viele Unternehmer mit ihrer Open-Shop-Politik – ein Gemisch aus Spencer’schem Fortschrittsglauben und der selfmade-man Erfolgsideologie à la Samuel Smiles (1812–1904) – nach Wegen suchten, um durch eine Allianz mit den Arbeitern die Macht der Gewerkschaften zu brechen.

Die Klasse der Manager, wie Taylor einer war, sollte entscheidend in den Konflikt zwischen Besitzern und Arbeitern eingreifen, u.a. indem das Problem technisiert – und d.h. auch:

depolitisiert – wurde. Taylor, so kann man mit Yehuda Shenhav (2006) argumentieren, ist zugleich Produkt und Protagonist der „managerial revolution“, die sich zwischen 1880 und 1932 in den USA abspielte. Die Treiber dieser stillen Revolution haben es nicht nur geschafft, als technokratisch lachende Dritte aus dem Konflikt zwischen Besitzern und Arbeitern hervorzugehen, indem sie ihre Sprachspiele der Effizienz, der Nutzenmaximierung, des Wachstums, der Rationalität etc. in verschiedene Länder zu exportieren. Sie haben es auch geschafft, ihre ökonomische Ideologie in andere, ganz unterschiedliche Gesellschaftssphären zu tragen und dort zu verankern (am Beispiel des öffentlichen Sektors in Deutschland zeigt dies z.B. Richter 2009, vgl. auch Bendix 1960). Weiter unten werde ich darauf – sowohl auf das Management wie auch die Frage der Ökonomisierung – zurückkommen und sie auf den Bereich der romantischen Liebe zuspitzen.

Das Ziel einer maximalen Effizienz war doppelseitig: *politisch*, insofern es erlauben sollte, die Gewerkschaften obsolet zu machen, indem die (natürlich rein monetären) Interessen der Arbeiter ohne sie befriedigt werden. Und die maximierte Effizienz sollte ein *emotionales* Ziel erreichen, sofern sie (Klassen)Hass und Ablehnung durch Wertschätzung und Anerkennung ersetzt (Nelson 1996, Rodgers 1979). Die Ironie besteht nun in der Natur der Mittel, dies zu erreichen. Denn der emotionale Antagonismus sollte nicht etwa durch emotionale Maßnahmen – z.B. in Form von (therapeutischer) Kommunikation oder eines weniger abgekapselten Führungsstils – gelöst werden (wie dies zweieinhalb Dekaden später der Fall sein wird). Nein, die „Lösung“ war kalt-rational. Sie bestand nicht in mehr persönlicher Nähe, sondern mehr unpersönlicher Distanz zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Erstere erwarteten von letzteren in erster Linie Disziplin und Gehorsam: „Nineteen-century management did not discuss [for example] anger control explicitly for the labor force. Rather they relied on an earlier ideal of obedience“ (Stearns und Stearns 1986, 112).

Zwischen die beiden Parteien tritt nun also das wissenschaftliche Management. Angeleitet durch seine Vorschriften, müssen so weit als möglich sämtliche „inefficient rule-of-thumb methods“ (Taylor 1919, 16) zugunsten eines Kanons von „wissenschaftlichen“ Methoden aufgegeben werden. Einzelne Arbeitsschritte und deren Ablauf sollten nicht mehr der Erfahrung des jeweilig Ausführenden überlassen werden, sondern durch eine ‚objektive‘, nach allgemeinen Prinzipien verfahrenende Analyse neu, d.h. auf Effizienzerhöhung hin geordnet werden. Planung und Verrichtung der Arbeit sollten strikt getrennt werden; jeder Produktionsschritt musste genau bemessen und auf's Kleinste hin zerstückelt werden; Zeit wurde einer genauen Taktung unterworfen; Mitarbeiter waren ständiger Kontrolle

unterworfen; der Lohn, je nach Leistung gehoben oder gesenkt, diente fortan als Motivationsinstrument.

Ganz im Geiste des mechanischen Funktionierens des Menschen liegen hier, im „wissenschaftlichen“ Motivationsversuch, auch schon die Samen für die spätere Arbeitspsychologie, denn Teil des effizienzsteigernden Maßnahmenkatalogs des Taylorismus war auch die *Psychotechnik*. Zwar stammt der Begriff von William Stern (1871–1938), dem Erfinder des Intelligenzquotienten, wurde aber später von dem Wundt-Schüler Hugo Münsterberg (1912) weiterentwickelt und vor allem zur Personalselektion verwendet. Auf die Rolle der Psychologie werden wir später noch genauer eingehen (vgl. 2.4.1), was auch deswegen nötig ist, weil sie für den Diskurs der Ratgeber eine kaum überschätzbare Wichtigkeit besitzt. Kommen wir jedoch zurück zum Taylorismus.

Hinter den Maßnahmen zur Effizienzsteigerung steht folgender Grundgedanke Taylors: „Best management is a true science, resting upon clearly defined laws, rules, and principles“ (Taylor 1919, 7). Wie Menschen in Arbeitszusammenhängen gelenkt und geleitet werden können, ist alles eine Sache höchst rationaler, wissenschaftlich errechenbarer Kalküle. Arbeiter sind vor allem durch monetäre Motive motiviert. Über diesen Hebel lassen sich – selbst als hoch rational vorgestellte – Menschen in Arbeitszusammenhängen formen. Das wissenschaftliche Management „make[s] this competent man“ (ebd., 6), der seine Rolle als Rädchen im Getriebe des Betriebes perfekt spielen wird und so zum Wohle der Nation beiträgt. Genau auf diese Metapher hin hat Taylor die heute „klassisch“ zu nennenden Ansätze der Managementtheorie – wie z.B. den von Henry Fayol (1841–1925), Fritz Nordsieck (1906–1984) oder Erich Kosiol (1899–1990) – wesentlich beeinflusst. Verbunden sind diese über ein ganz bestimmtes *Leitbild* für möglichst effiziente Organisationsgestaltung: „die reibungslos funktionierende Maschine“ (Schulte-Zurhausen 2014, 15).

Wie es jedoch dazu kam, dass Emotionen heute eine so riesige Rolle im Wirtschaftsleben sowohl von Organisationen wie der einzelnen, an ihnen beteiligten Individuen spielen, kann indes nicht verstanden werden, wenn man nicht die massive Kritik bedenkt, die schon zu seinen Lebzeiten an Taylor geübt worden ist. Obwohl er große Erfolge feierte, formulierte sich alsbald ein nicht geringer, besonders gewerkschaftlich formulierter und organisierter Widerstand. Wohl mit am schwersten wog der – u.a. vom Ökonom Robert F. Hoxie (1868–1916) im Rahmen seiner Tätigkeit für die *U.S. Commission on Industrial Relations* vorgetragene – „Vorwurf der Sinnentleerung der Arbeit und die Degradierung des Arbeiters zum Automaten“ (Hoxie 1920). Im Laufe der 1920er und vor allem 1930er Jahre sollte den Großunternehmen – diesseits wie jenseits des Atlantiks – immer mehr klar werden, dass sich

der „emotionale Antagonismus“, welcher Teil des Klassenkampfes war, nicht durch rationale Mittel allein würde lösen lassen.

2.3.2 Human Relations

Das *scientific management* mag eine U.S.-amerikanische Erfindung gewesen sein. Das bedeutet aber nicht, dass es nicht strukturelle Äquivalente und einen Wissenstransfer ins kontinentale Europa und auch Deutschland geben hat. Besonders deutlich wird dies an einer Innovation, die quasi gleichzeitig stattfand. Für Deutschland hat Sabine Donauer gezeigt, wie sich ab 1900 auch hierzulande Änderungen einstellten. In ihrem Aufsatz *Emotions at Work* gibt sie einen Rückblick in den Umgang von Großbetrieben der industriellen Erwerbsarbeit in Deutschland zwischen 1900 und 1950. Hier weist sie u.a. auf das 1925 gegründete *Deutsche Institut für Technische Arbeitsschulung* (DINTA) hin, dessen erklärtes Ziel es war, „die hohe Arbeiterfluktuation zu unterbinden und positive Emotionen gegen das allgemeine Klima des Klassenkampfes zu setzen“, indem durch Maßnahmen wie innerbetriebliche Werbung, Verschönerung der Arbeitsstätten und Schulungen in Arbeitspsychologie für Vorgesetzte ein Gemeinschaftsgefühl und größeres Wohlbefinden am „Arbeitsplatz als Lebensraum“ geschaffen werden sollte (Donauer 2014, 155).

Es dürfte kaum ein Zufall sein, dass die Gründung des DINTA ein Jahr nach dem Beginn der berühmten *Hawthorne Studien* (1924–1927) stattfindet, deren Innovationen letztlich zur Auflösung der Automaten-Analogie und dem Bedeutungsverlust der Maschinen-Metapher führen sollten. Berühmt geworden ist diese Studienreihe deswegen, weil sie eine kleine Revolution im Rahmen der Managementforschung ausgelöst hat und ihre Ergebnisse für die Nachkriegszeit in dieser Hinsicht leitend wurden. Sehen kann man diese Wirkmacht u.a. im deutschen „Wirtschaftswunder“, innerhalb dessen die Hawthorne-Studien nach dem zweiten Weltkrieg ein viertel Jahrhundert später ihr Äquivalent in den Mannesmann-Studien fanden, die vom *Frankfurt Institut für Sozialforschung* durchgeführt wurden. Durch die betriebssoziologische Untersuchung von fünf Werken, wollte die Konzernleitung erfahren, wie die Belegschaft ihre Arbeit(geber) sah und sich zu Themen wie Mitbestimmung, Lohnpolitik, Arbeitsklima u.a. stellte. Auch hier, wie in den Hawthorne-Studien, kam man zu dem Schluss, dass „Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz, mit der Behandlung durch den Vorgesetzten und Anerkennung der Leistung“ sogar noch wichtiger waren als die Frage der Entlohnung (Winkhaus 1955, 104). Ebendies, die

betriebswirtschaftliche Erkenntnis, dass nicht allein der Lohn, sondern ebenso der „soziale Faktor“ ausschlaggebend für die Arbeitsleistung ist, bezeichnet man bis heute als „Hawthorne-Effekt“.¹⁰

Aber ich greife vor. Weil sie so wegweisend waren, möchte ich nun einen genaueren Blick in diese revolutionäre Studienreihe werfen, die den Managementdiskurs – in dem ja auch die Berufsratgeber schwimmen – so nachhaltig geprägt hat.

Namensgebender Schauplatz sind die Hawthorne Werke der zu AT&T gehörenden *Western Electric Company* in Chicago. Dort wurden Relais für Telefone hergestellt. Aus Harvard stammende Sozialwissenschaftler – unter ihnen waren u.a. der Australier Elton Mayo und sein Schüler Fritz Roethlisberger – führten dort ab den späten 1920ern bis in die frühen 1930er Jahre sowohl quantitative wie qualitative Experimente durch. Diese geschahen einerseits im immer stärker werdenden Klima des sogenannten „welfare capitalism“ (Brandes 1976, Hicks 1999) und andererseits während einer Periode, die zwar großräumig auf Taylors Ideen aufbaute und diese für die Strukturierung von Arbeitsprozessen nutzte, aber gleichzeitig das „human element“ immer mehr in den Vordergrund rückte.

Damals widmeten sich bereits mehrere Zeitschriften, darunter das *Journal of Applied Psychology* (1917), *Personell Research* (1919) oder das *Journal of Personnel Research* (1921) dem Ziel, Psyche und Verhaltens von ArbeiterInnen zu verstehen und daraus Strategien für die Optimierung von Arbeitsabläufen herzuleiten und – worauf man besonders versessen war – auch anzuwenden.¹¹ In dieser Atmosphäre nun begannen Elton Mayo und seine Kollegen von der Harvard Business School – gefördert durch das *National Research Council*, AT&T, *Western Electric* selbst und die *Rockefeller Foundation* – ihre Arbeit.

Die Geschichte der Hawthorne Experimente ist lang und kompliziert (für eine detaillierte Darstellung siehe Gillespie 1991). Mir geht hier nur darum, schlaglichtartig zu skizzieren, wie es dazu kam, dass die Forscher einen Zusammenhang mit den „sozialen Faktoren“ inklusive der Emotionen der ArbeiterInnen veranschlagten, wie dies die Basis für die *Human Relations*-Bewegung wurde und warum das für die Wissens- und Emotionssoziologie interessant ist. Kehren wir damit zurück in die Mitte der 1920er, genauer: zu den Hawthorne Werken der *Western Electric* bei Chicago. – Während der ersten Testphasen im sog. *Relax Assembly Test Room* wollte man wissen, ob die Beleuchtung – als ein rein physiologischer Faktor – für die Produktionsraten wichtig war. Als man sie verbesserte, stiegen die Raten tatsächlich. Dasselbe versuchte man mit den Pausen, welche die Forscher erhöhten. Ebenso kürzte man

¹⁰ Methodologisch meint der „Hawthorne-Effekt“ außerdem, dass sich Individuen anders verhalten, wenn sie beobachtet werden. Für eine detaillierte Diskussion, siehe Preisendörfer (2008, 119 ff.).

¹¹ Auf die Rolle der Psychologie werde ich im Abschnitt zur „Therapeutisierung“ weiter unten in diesem Kapitel nochmals eingehen.

die tägliche Arbeitszeit, sponserte mittäglich ein Gratisessen und erhöhte endlich auch die Löhne. Jedes Mal stieg die Produktivität. Die wesentliche Erkenntnis der Studien jedoch zeigte sich erst in der zwölften Testperiode: All die Vorzüge, die die Arbeiterinnen vorher nicht gehabt und die vermeintlich zur Erhöhung geführt hatten, wurden nun gestrichen. Zum Erstaunen der Forscher fielen die Raten aber nicht in den Keller, sondern, im Gegenteil, stiegen weiter an. Später beschrieben die Forscher dies als „the great *éclaircissement*, the new illumination, that came from the research“ (Gillespie 1991, 2). Eine der wichtigsten Schlussfolgerungen war, dass, nach Ansicht der Experimentatoren, „there was absolutely no evidence in favor of the hypothesis that the continuous increase in output in the Relay Assembly Test Room during the first two years could be attributed to the wage incentive factor [or any of the other mentioned factors, for that matter] alone“ (Roethlisberger, Dickson, und Wright 1961 [1939], 160, zu einer statistisch fundierten Kritik an dieser Aussage siehe Carey 1967, Jones 1992).

Der heute berühmte „Hawthorne Effekt“ besteht, wie gesagt, eben genau darin: die Produktionsraten der Arbeiterinnen wurden nicht primär von ökonomischen Anreizen – wie dies noch bei Taylor dachte – bestimmt. Viel entscheidender war ihre innere Haltung gegenüber der Arbeit, und besonders der Aufmerksamkeit der Forscher, deren Wertschätzung und Anerkennung. Alle Unzufriedenheiten mit der Arbeit – inklusive der Beschwerden darüber – resultierten nicht aus dieser selbst, d.h. ihren Bedingungen. Elton Mayo (1880–1949), der sich lange mit Freud, Jung und Janets beschäftigt hatte, war stattdessen der Ansicht, die kämen aus den Problemen Daheim, d.h. den Familien. Aus diesem Freudianischen Impuls heraus, der Verhältnis von Familie (als sicherer Rückzugsort) zum Arbeitsplatz (als agonale Sphäre des Wettbewerbs) vollständig umdrehte, entwickelte Mayo neue Leitlinien der Supervision der Arbeiter z.B. in Form von Interviewleitfäden.¹²

Fest davon überzeugt, „that the newly industrialized world had undermined communal social ties that were necessary for healthy psychological adjustment“ (Mahoney und Baker 2002, 438, vgl. Mayo 1975 [1949]), waren die psycho-emotionale Verfasstheit der Arbeiterinnen für ihn ein wichtiger, ja der wichtigste Baustein zur Steigerung der Produktionsraten. „Their physical health and well-being became matters of great concern, and their opinions, *fears, qualms, and anxieties were eagerly sought*“ (Roethlisberger, Dickson, und Wright 1961 [1939], 181; meine Hervorheb.). Die beobachtenden Forscher sahen ihre

¹² Auf das Konto von Mayo geht die Entwicklung eines nicht-autoritativen Interviewstils, der große Ähnlichkeit mit solchen Interviewtechniken hat, die später – sogar in Anlehnung an Mayo – von dem berühmten Psychotherapeuten Carl Rogers populär gemacht wurden. Für eine detaillierte Analyse siehe Mahoney und Baker (2002).

InformantInnen ebenso wenig als sezierbare Untersuchungsobjekte wie sich selbst als kalte Analytiker. „They were themselves *human beings with feelings and sentiments*. The observer in his daily association with the girls grew to be very much interested in them“. Dies ging so weit, dass „he displayed almost too great a sympathetic identification *with the girls' feelings and sentiments*“ (ebd., 183; meine Hervorheb.).

Mit solchen experimentellen Erfahrungen im Rücken, die später maßgeblichen Einfluss auf die Industrie und ihre Organisationsgestaltung ausübten, hat die von Elton Mayo an der Harvard Business School ins Leben gerufene und dort später von Fritz Roethlisberger weiter ausgebauten „Human Relations“-Bewegung ihre Kraft bezogen. Der Begriff „Human Relations“ hat dabei zwei Seiten. Zum einen beschreibt er „a collection of supervisory techniques“, die es Unternehmern erlauben sollte, die Gewerkschaften dadurch in Schach zu halten, dass kollektive Probleme („grievances“) personalisiert wurden und insgesamt ein hohes Maß an Kontrolle über den Betrieb zu behalten:

The supervisor was the leader of a team who by using leadership skills could gain the cooperation of the workers; the supervisor should be able to utilize the informal groups on the shop floor and be able to identify and gain the cooperation of informal leaders. By consulting workers over proposed changes and by listening to their complaints, the supervisor could reduce their resistance to the technical organization of work and could obligate the workers through ties of personal loyalty. (Gillespie 1991, 238, 233, Stearns und Stearns 1986, 127 ff., bes. 134)

Eine frühe Kritikerin der *Human Relations* hat das ‚counseling‘ der in dieser Deutung hoch manipulativen Supervision (gerade auch in seiner Gestalt emotionaler Seelenführsorge) als „one of the most seductive levers of social control“ bezeichnet, „that the ingenuity of man has ever invented“ (Baritz 1969, 116). Neben diesem Set an Techniken hatte der Ansatz aber auch noch eine andere, legitimierende Funktion: „it had become a professional ideology for personnel managers, giving them a coherent philosophy that underscored the central importance of their managerial function in production and industrial relation“ (Gillespie 1991, 238).

Nach der *Human Relations* Bewegung waren die ArbeiterInnen nicht mehr zu denken nach dem Modell der Maschinen-Metapher. Sie hatten „sentiments“, also eine emotionale Haltung sowohl zu ihrer Arbeit als auch zu denen, die diese kontrollierten. Wovon die

Produktionsraten abhingen, waren nicht nur und nicht einmal primär die Löhne, sondern die informellen Bande zwischen den ArbeiterInnen, ihre Werten und Normen innerhalb der Gruppe, wie auch motiviert durch deren Gesamtlebensumstände. Emotionale Bedürfnisse, so begriff man, konnten von den Zielen der Organisation nicht getrennt werden. Sie zu befriedigen, indem man ihnen durch Supervision entgegenkam, wurde nun Aufgabe einer ganz eigenen Art von Managern, die vorrangig für das Personal zuständig waren. Die Human Relations-Bewegung verknüpfte diesen Gedanken dann später, Mitte der 1950er Jahre, mit der Bedürfnispyramide von Abraham Maslow grundiert (Gibson 1997, 218-220). So betrat die humanistische Psychologie die Bühne wirtschaftlicher Organisationen. Was so begonnen wurde, war eine starke Psychologisierung wirtschaftlicher Unternehmen (Illouz 2009a, 105-177, vgl. Fineman 1993, Fineman 2003).

Sicher sind bzw. waren historisch hier subtile Mechanismen der institutionellen Wissensdissemination am Werk, von denen wir weiter unten (2.4.1) unter dem Stichwort *Therapeutisierung* noch einige weitere untersuchen wollen. Doch schon jetzt mag die Enge der Allianz in der Gegenwart allein daran überdeutlich werden, dass heute an jeder größeren Universität Lehrstühle für *Arbeits- und Organisationspsychologie* (A&O) existieren. Als zweites Indiz für die enge Verschaltung kann man die Tatsache anführen, dass, nachdem Mitte der 1960er Jahre aus den *Human Relations* durch Frederick I. Herzberg (1923–2000) die *Human Resources* (HR) wurden, heute jeder Konzern eine *Human Resources*-Abteilung besitzt, welche vorzugsweise mit Psychologen ausgerüstet ist, (die wiederum einen A&O-Hintergrund haben).

An dieser Stelle nun endet die historische Beweisaufnahme. Wir haben gesehen, wie die Klassiker – allen voran Weber und Simmel – die Moderne und ihre kalte Rationalität als den Emotionen feindlich gesinnt sehen und das Persönliche vor allem aus dem Wirtschaftsleben verbannen wollen. Frederick Taylor und sein *Scientific Management* versinnbildlichen die Idee, indem sie die Arbeiter zu Automaten machten und das Unternehmen zur Maschine. Gleichzeitig liegt darin eine Managementideologie vor, die aktiv das Wirtschaftsleben mitzugestalten suchte. Der Umschwung wurde eingeläutet mit den Hawthorne-Studien von Mayo und Roethlisberger aus Harvard, die das sozio-emotionale Befinden von Arbeiterinnen zum Produktivfaktor erster Dringlichkeit deklarierten und daraufhin die extrem einflussreiche *Human Relations*-Bewegung innerhalb der Betriebswirtschaft gründeten. Im Zuge dessen wurden Emotionen und die Persönlichkeit immer wichtiger, die Allianz zwischen Wirtschaft und Psychologie immer enger. Will man die Normstruktur gegenwärtiger Emotionsregime richtig begreifen, lässt sich diese Allianz zwischen Wirtschaft und Psychologie kaum überschätzen. Die letzten Abschnitte des vorliegenden

Kapitels werden dem anhand einschlägiger soziologischer Studien weiter nachgehen, um die Fragestellung dieser Untersuchung weiter zu spezifizieren. Das ist insbesondere wichtig, weil es dabei um *Diskurse*, also Wissenscluster handeln wird, welche sich auf einer ähnlichen analytischen Ebene wie das Phänomen der Ratgeber bewegen.

Bevor wir jedoch zu dieser Ebene vorstoßen, möchte ich zeigen, dass diese Diskurse im Arbeitsleben vieler Menschen eine enorme Rolle spielen. Dafür müssen wir aber einen weiteren zeitlichen Sprung machen. Denn die Human-Relations-Bewegung hatte zwar erkannt, dass das emotionale Leben von Arbeitnehmern Gewicht hat. Jedoch war es noch nicht nötig oder auch nur möglich, dieses emotionale Leben und Erleben über eine Bedingung der Produktivität hinaus zu konzeptualisieren. Immerhin liegen die Hintergründe in einer *Industriegesellschaft*. Mit dem Umschwung jedoch in eine *Dienstleistungsgesellschaft* sollte sich dies fundamental ändern. Diese Verschiebung vom zweiten auf den dritten Sektor in der soziostrukturellen Basis der Gesellschaft transformierte Emotionen zum Produktivfaktor *sui generis*. Durch diesen Umschwung am Ende der Nachkriegszeit wird eine ganze Klasse von ArbeitnehmerInnen geschaffen, die direkt mit Kunden zu tun hatten und deren Emotionen (inklusive dem Gespür für die Emotionen anderer) ganz unmittelbar dem wirtschaftlichen Gewinn dienen. Ihre Beschreibung und Erklärung wird dann zur ersten Aufgabe der in den 1970er sich etablierenden Emotionssoziologie. Deren zentraler Begriff war – oder ist in weiten Teilen immer noch – *emotional labor*. Was dieser Begriff bedeutet und welche Phänomene er im wirtschaftlichen Alltagsleben erfasst, wollen wir nun durch die Diskussion einer Reihe von Studien erörtern, deren Ahnherrnin Arlie Hochschild ist.

2.3.3 Flugbegleiterinnen, Versicherungsagenten & Anwälte

2.3.3.1 Der Hiatus zwischen Diskurs & Praxis: ethnographische Hilfe

Wer Ratgeber studieren will, der sieht sich vor ein ärgerliches Problem gestellt. Ihr Typus von empirischem Material bewegt sich notwendigerweise ausschließlich auf der Ebene des Diskurses. Soziologisch kann das höchst unbefriedigend sein. Nie kann man genau wissen, was oder ob auch nur irgend etwas von den dort getroffenen Aussagen die soziale Realität von Akteuren „trifft“. Erschwerend hinzu kommt die Lage, dass es zwar Rezeptionsstudien für das Genre gibt – und wir werden sie weiter unten, u.a. im Methodenteil, genauer

besprechen –, aber niemand bisher die Übersetzung des Diskurses in Praxen dokumentiert hat. Das ist zwar verständlich, weil die Schritte – vom Lesen, über das Verstehen, bis hin zur Anwendung – äußerst subtil und schwer beobachtbar sind. Als theoretisches Hindernis bleibt dieser Mangel jedoch bestehen. Noch komplizierter wird die Situation, wenn man weiter bedenkt und beobachtet, was die AutorInnen von Ratgebern selbst behaupten und fordern: man möge das dort präsentierte Wissen anwenden, es handle sich um „praktisches Wissen“ (vgl. 4.3.1). Interessiert man sich dann auch noch für Emotionen – ein selbst notorisch flüchtiges, soziologisch kaum fassbares Phänomen – wird die Forschungssituation nahezu verzweifelt. Wie sollte man sich also behelfen?

Meine nicht ganz befriedigende Lösung auf den folgenden Seiten wird so aussehen: Bevor wir zu den großen Linien der Makrotrends zurückkommen, die die letzten Passagen begonnen haben, möchte ich eine Reihe an ethnographischen Studien erörtern – speziell jene, deren Fokus der Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen Prozessen und emotionalen Lagen ist. All diese Studien sind heute selbst Klassiker innerhalb der ethnographischen Emotions- und Wirtschaftssoziologie; sie folgen den Akteuren „on the ground“, wie man im Englischen so schön sagt. Dabei stützen sie die theoretisch-historischen Modellierungen jener Makrotrends und illustrieren zugleich, wie individuelle Akteure an ihnen partizipieren. Ihre noch größere Stärke liegt indes in der peniblen Detailgenauigkeit teilnehmender Beobachtung, mit denen sie das soziale Interaktionsgeschehen durchleuchten. Dabei fokussieren sie darauf, wie die Akteure Emotionen verwenden, wie sie sie ausdrücken, strategisch einsetzen und, besonders wichtig: kontrollieren. Um das tun zu können, führte ganz zu Anfang Arlie Hochschild die Begriffe der *feeling rules* und *emotional labor* ein; darüber werden wir gleich ausführlich sprechen.

Vorher möchte ich aber nochmals darauf hinweisen, dass der Sinn der Anführung der Studien einerseits darin liegt, den Hiatus zwischen *Diskurs* über Beruf und Emotionen und der *Praxis* von Berufshandeln wenigstens um ein paar Zentimeter zu verkürzen. Alle drei gleich zu besprechenden Berufsgruppen – Flugbegleiterinnen, Versicherungsagenten und Anwälte – könnten typische Leser von Ratgeberliteratur sein (was bei den Versicherungsagenten auch wirklich zutrifft!) und fallen ziemlich genau in den Adressatenkreis des Genres. Gleichzeitig werde ich innerhalb der Diskussion immer wieder auf jene Stellen hinweisen, wo die Akteure Themen bespielen und soziale Formen benutzen, die man auch in der Ratgeberliteratur finden kann. Das hat doppeltes methodologisches Gewicht. Einerseits zeichnen die Beobachtungen der Ethnographen und Ethnographinnen Skizzen der sozialen Hintergrundrealitäten, vor denen die Ratgeber ihren Diskurs entwickeln und ihm Relevanz verleihen. Andererseits soll diese folgende Diskussion hier

auch dazu dienen, für die spätere Interpretation des Datenkorpus Codes, d.h. Analysekategorien, herzuleiten.

2.3.3.2 Die emotionale Arbeit der Flugbegleiterinnen¹³

Arlie Hochschilds *The Managed Heart* ist wohl „the first truly sociological examination of emotion in the workplace“ (Lively 2006, 569, vgl. Wharton 2009). Berühmt wurde ihre Studie besonders durch ihre Beschreibung von Flugbegleiterinnen. In den frühen 80er Jahren hat sich die Autorin angesehen, wie diese bei *Delta Airlines* ihre Ausbildung absolvierten und ihren Berufsalltag (er)leben. Besonderes Augenmerk lag dabei auf dem Umgang der Stewardessen mit ihren Emotionen gegenüber Fluggästen – eine essentielle „source of revenue“ (Hochschild 1983, 111). Ein fester Bestandteil ihrer Aufgaben, so stellte Hochschild fest, war dabei die Einflussnahme auf das emotionale Befinden der Gäste. Sie sollten sich wohl fühlen und ggf. weniger Angst vor dem Fliegen haben. Die Emotionen der Reisenden mussten *gemanaged* werden. Weil dies aber für Profit geschieht, spricht Hochschild nicht mehr von dem privaten Bereich zugeordneten „emotion work“. Sie „is no longer a private act but a public act, bought on the one hand and sold on the other“ (Hochschild 1983, 118). So wird aus „emotion work“ „emotion labor“.

Um noch genauer zu erfassen, *wie* die Flugbegleiterinnen ihre emotionale Arbeit leisten, führt Hochschild eine weitere Unterscheidung ein. Sie trennt zwischen „surface acting“ und „deep acting“. Ersteres meint die ledigliche Zur-Schau-Stellung von bestimmten Emotionen gemäß der später sogenannten „display rules“ (vgl. Von Scheve 2013). Hier kalkulieren die Akteure, was gerade an Selbstpräsentation von ihnen erwartet wird. Damit bezieht sich Hochschild auf eine ihrer früheren Arbeiten, in denen sie das Konzept der „feeling rules“ einführt (Hochschild 1979). Solche sagen Akteuren, wann sie sich nicht mehr in innerer Übereinstimmung mit einem bestimmten Situationstypen befinden: wenn z.B. die Braut an ihren Hochzeitstag traurig ist oder jemand während der Beerdigung eines Angehörigen in schallendes Lachen ausbricht. (Der Begriff der „feeling rules“ wird uns später, am Ende der Methodendiskussion, noch mehr beschäftigen und wichtige Anhaltspunkte für die „Soziologische Rhetorik“ liefern (vgl. 5.4).)

¹³ Dass ich hier vor allem anglo-amerikanische Studien heranziehe, liegt insbesondere daran, dass die deutsche Emotionssoziologie, insbesondere im Rahmen der Ethnographie, bei weitem nicht so ausdifferenziert ist. Nur diese, sehr spezialisierte Forschungslage erlaubt die Kombination von Themen und Methoden, die hier wichtig sind, um den Hiatus zwischen Praxis und Diskurs etwas mehr zu schließen. Außerdem stammt ungefähr die Hälfte der Ratgeber im hiesigen Korpus aus dem Mutterland des Genres (vgl. 4.2.1).

Für Delta Airlines, Hochschilds Referenzunternehmen, war reines „surface acting“ aber zu wenig, weil nicht effizient genug. Weder die soziale Kohäsion innerhalb des Teams der Stewardessen wird durch reines „surface acting“ ausreichend gestärkt, noch kann – als Folge davon – eine nachhaltige Kundenbindung erreicht werden. „Deep acting“ – eine Technik, die von berühmten russischen Schauspiel(lehr)er Konstantin Stanislawski (1863–1938) entwickelt wurde – meint, dass der oder die Spielende Emotionen nicht nur darstellt, *sondern sie wirklich und wahrhaftig empfindet*.¹⁴ Erst durch dessen Anwendung wird dem Kunden gegenüber der Verdacht ausgeräumt, seinen Wünschen würde nur pro forma entsprochen. Was den Flugbegleiterinnen systematisch beigebracht wird, ist ein Selbst zu kultivieren, dessen Service-Emotionen keine lügenhaften Vorspiegelungen sind: „In deep acting we make feigning easy by making it unnecessary. At Delta, the techniques of deep acting are joined to the principles of social engineering“ (Hochschild 1983, 33).

Hochschild sieht in der täglichen Berufspraxis der Flugbegleiterinnen – aber letztlich in einem ganzen service-industriellen Zweig wirtschaftlichen Lebens – eine Spaltung am Werk. Zwischen dem „real“ und dem „acted self“ tut sich ein Graben auf. Der Job lässt sich nur durchhalten, wenn es den Servicekräften gelingt, eine Trennung zwischen dem privaten Selbst und dem beruflichen zu errichten und aufrecht zu erhalten. Ansonsten wäre das ständige Bedacht-Sein nicht auf die eigenen, sondern auf die Emotionen des anderen überhaupt nicht möglich – es ist Teil ihres Berufsethos. Aber dieses Ethos ist nicht primär von Angst getragen. Im Gegenteil:

[T]he idea of a separation between the two selves is not only acceptable but welcome to them [the flight attendants]. They speak more matter-of-factly about their emotional labor in clearly defined and sometimes mechanistic ways: “I get in gear, I get revved up, I get plugged in.” They talk of their feelings not as spontaneous, natural occurrences but *as objects they have learned to govern and control*.
(Hochschild 1983, 133; meine Hervorheb.)

Das Beherrschen des Selbst, sein Management in diesem Sinne ist sowohl eine Frage von Gruppendruck, wie auch von *Selbstachtung*. Die Kontrolle zu behalten wird zur Leistung, die nicht nur vom Arbeitgeber verlangt und von der Gruppe der Kollegen mit durchgesetzt wird. Emotionale Selbstkontrolle ist auch eine wichtige Voraussetzung dafür, die Höhen und Tiefen eines langen Arbeitstages (z.B. in Form von widerspenstigen, unfreundlichen

¹⁴ Im klassischen Hollywood Film war Marlon Brando der Erste, der diese Technik systematisch einsetzte.

oder sexistischen Fluggästen) auch über die Jahre einer lange Karriere hindurch nicht nur ertragen, sondern darüber hinaus „optimal“ handhaben zu können (Rafaeli und Sutton 1989). Das beherrschte, kontrollierte, gemanagte Selbst ist das *ideale Selbst*. Nach Hochschild besteht die erschreckende Folge der großangelegten „market intrusion into the ways we define ourselves“ (Hochschild 1983, 194) in einer „emotionalen Dissonanz“ (ebd., 90), deren Gestalt das Burn-Out Syndrom, kollektiver Zynismus oder sogar „emotional deadness“ (ebd., 187) sind oder zumindest sein können ist.

Solche Schlussfolgerungen sind wahrscheinlich etwas übertrieben, d.h. sie ließen sich durch Folgestudien in dieser Härte nicht bestätigen (vgl. Ghalandari und Ghorbani Ghale Jogh 2012, Grandey 2003). Nichtsdestoweniger entsteht mit dem Erstarken des Dienstleistungssektors eine starke Tendenz zur *Entgrenzung*. Gerade die anglo-amerikanische Emotionssoziologie hat innerhalb verschiedener Professionen – z.B. bei Frisuren (Parkinson 1991), Detektiven (Stenross und Kleinman 1989), Kellnerinnen (Paules 1991), Hebammen (Hunter und Deery 2008), Schauspielern (Orzechowicz 2008) oder Schuldeneintreibern (Sutton 1991) immer wieder auf die Gefahr einer Vermischung von privatem und beruflichem hingewiesen. Sie führt dazu, dass das emotionale Innenleben der Akteure für wirtschaftliche Zwecke eingespannt wird. Darin liegt einer der wesentlichen, zeitdiagnostischen Hypothesen auch der vorliegenden Untersuchung, die wir weiter unten mit den Stichworten des Neoliberalismus und der Therapeutisierung (vgl. 2.4) weiter vertiefen werden. Mit dem Stichwort *Entgrenzung*, das ja auch die Liebeswelten der Akteure betreffen mag (dazu im nächsten Kapitel mehr), ist aber nur eines von zweien genannt, welches wir für die Untersuchung von Ratgebern gut gebrauchen können. Das zweite ist das *Selbst*. Hochschild richtet einen guten Teil ihrer Überlegungen darauf und darin können wir unseren ersten Hinweis nehmen, was genau wir uns in den Ratgebern ansehen wollen (siehe unten 4.2.2 und vor allem 6.2.3).

Als letzter wichtiger Hinweis, den wir nun anhand der nächsten Untersuchungen weiterverfolgen werden, besteht in dem von Hochschild dokumentierten Umstand, dass die Flugbegleiterinnen auch deswegen ein hohes Maß an Selbstkontrolle aufbieten müssen, um effektiv die Gefühle von anderen managen zu können. Als Kopplung von Ego und Alter, von Transformation des Selbst mit der Persuasion des Gegenübers kann kaum überschätzt werden, wie wichtig diese Brücke ist. Als roter Faden wird sich dieser Mechanismus durch alle noch zu besprechenden Untersuchungen ziehen. Die nächste Ethnographie wird uns dabei sehr nahe an das Genre der Ratgeber heranführen. Sie handelt u.a. davon, wie Versicherungsagenten ihre Kunden becircen, manchmal in fast erpresserischer Weise, und dabei ihr Selbst modellieren.

2.3.3.3 Die positive Einstellung der Versicherungsagenten

Als nächstes betrachten wir die Ethnographie von Robin Leidner, mit dem Titel *Fast Food, Fast Talk* (Leidner 1993)¹⁵. Ihr Gegenstand ist der Alltag von McDonald's Angestellten und Versicherungsagenten der *Combined Insurance Company* im nördlichen Illinois. Letztere, die Versicherungsangestellten, interessieren hier besonders. Denn dort findet man eine Reihe an für das Ratgeberthema äußerst bemerkenswerten Umsetzungen von praktischen Ratgeberwissen in die Praxis – eine der wenigen Studien, wo dies überhaupt so ausführlich dokumentiert wurde. Außerdem wenden die Versicherungsagenten Praktiken an, die ich später als „soziale Tropen“ genauer beschreiben werde (vgl. 5.4.3).

Kommen wir nun zur Studie selbst. Leidners Informanten gingen direkt ins Feld und hatten dort face-to-face Kontakt mit ihren Klienten bzw. (potenziellen) Kunden. Sie arbeiteten nicht in Gruppen bzw. Großraumbüros, sondern waren meistens alleine unterwegs, unbeobachtet von Vorgesetzten. Die Versicherungsgesellschaft war daher gezwungen, ihre „Agenten“ mit viel Aufwand zu selektieren, zu trainieren und zu motivieren. Alle Agenten, die Leidner während seiner teilnehmenden Beobachtung kennengelernte, waren weiß, männlich und in ihren frühen Zwanzigern. Sie alle kamen aus der unteren Mittelschicht kleiner Städte und hatten niedrigschwelligem Bildungshintergrund. Solch demographische Basisdaten waren für das Unternehmen deswegen wichtig, weil die Personalabteilung auf ein spezifisches Persönlichkeitsprofil Wert legte – „stubborn, independent, and cocky“ (97) sollten die Agenten sein. Leidner vergleicht – was aufschlussreich ist, sofern es das Auftauchen eines bestimmten Leitmotives in den Ratgebern vorwegnimmt (vgl. 6.2.5.1) – die Agenten mit Soldaten, die einem toten Feind das Maschinengewehr aus der Hand reißen würden, um sich wieder in den Kampf zu stürzen. Gleichzeitig sollten die Agenten „sufficiently empathetic and sensitive“ sein, „to adapt their behavior in response to their customers“ (97).

Um diesen Widerspruch zu überwinden, wurde eine Transformation ihres Selbst erforderlich. Darauf ausgerichtete Trainingseinheiten erstreckten sich über viele Monate (ca. 18) und beinhalteten Rollenspiele, das Einüben von Skripten und, besonders wichtig, das Studium der *Positive Mental Attitude* Philosophie von W. Clement Stone, der die Firma 1922 gegründet hatte. Von der *Human Resources*-Abteilung entwickelt, hatte das Trainingsprogramms für Versicherungsverkäufer vier Eckdaten. Erstens: Es wird ihnen die

¹⁵ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

schon erwähnte *Positive Mental Attitude* (PMA) Philosophie in all ihren Feinheiten beigebracht. Zweitens: Sie lernen die Standardfragen und -antworten des Verkaufsgesprächs. Drittens: Man trainiert ihnen die Verkaufstechniken und -prinzipien an; viertens, wurde ihnen „geholfen“, sich bedeutungsvolle persönliche Ziele zu setzen und danach zu streben.

Für einen Teil unserer Frage in diesem Abschnitt – wie wird das Ratgeberwissen implementiert? – ist das wichtig. Es lohnt daher, genauer auf die „Philosophie“ des „Trainingsprogramms“ zu sehen. Ihr gemäß, bekommen die Auszubildenden es nicht nur mit einem Regelwerk zur reinen Motivation zu tun. Mehr noch: „It [the *Positive Mental Attitude* philosophy] was intended to *transform* them, to *make them more optimistic, confident, enthusiastic, determined, and preserving*“ (102; meine Hervorheb.). Über Hochschilds Beobachtungen geht das insofern weit hinaus, als dass es hier keinen Spalt breit Platz geben soll zwischen dem, was die Agenten für das Unternehmen sind und dem, was sie beispielsweise für Freunde und Familie sind. Die *Entgrenzung* nimmt hier eine totalisierende Gestalt an. Sämtliche Lebensbezüge müssen in die Transformation einbezogen werden: „Trainees were encouraged to regard their *personalities as something to be worked on and adjusted to promote success. All aspects of an agent's life* were considered relevant to business success“ (104; meine Hervorheb.). Der Erfinder *dieses* PMA-Systems – das positive Denken hat eine lange Tradition in den USA (vgl. Woodstock 2007) – und Gründer der Firma war der bereits erwähnte Clemens Stone, selbst ein Ratgeberautor und Prediger der Maxime, dass hinter allem Versagen lediglich die negative Haltung des Handelnden stehe; harte Arbeit und der unerschütterliche Glaube an den eigenen Erfolg seien der ultimative Garant für Erfolg (vgl. Stone 1962).

In einer besonders eindrücklichen Szene schildert Leidner den Besuch von George, einem fortgeschrittenen Auszubildenden und sehr erfolgreichem Versicherungsvertreter. Durch George angeleitet, singt die Gruppe zusammen ein PMA-Lied, dessen Refrain so geht: „My philosophy is PMA / And we live it every day / And if you look around [George dreht sich im Kreis und zeigt auf die Mitglieder des Chorus] / You'll see it's true / With PMA you can't be blue!“ (117).

Neben der PMA-Übersetzung und Persönlichkeitstransformation produziert Leidners Studie noch einen weiteren Aspekt, der für unsere Analyse der Ratgeber aufschlussreich sein kann. Insbesondere Berufsratgeber empfehlen Rezepte, wie das Gegenüber zu überzeugen ist. Sie nehmen die Form von mehr oder minder genauen Verhaltensskripten an, in denen sich soziale, kognitive und korporale Aspekte mischen. Etwas sehr Ähnliches, wenn nicht sogar genau das, offenbart nun auch Leidners Beobachtungsstudie. Im

Werkzeugkasten der Verkaufsstrategien seiner Versicherungsagenten befindet sich eine Technik, die unter Eingeweihten der *Combined Shuffle* heißt. Diese „Technik“ ist dazu gedacht, sich auf eine höfliche wie sozial geschickte Weise Eintritt ins Haus eines potentiellen Kunden zu verschaffen. Hier das dreischrittige Skript:

- „1. Say ‚Hi, I’m John Doe with Combined Insurance Company. May I come in?’
Handshake is optional. Break eye contact when you say: ‚May I come in?’
2. *Wipe your feet.* This makes you seem considerate and also gives the impression that you don’t doubt that you’ll be coming in.
3. START WALKING. *Don’t wait for them to say yes. Walk right in. BUT – be very sensitive to someone who doesn’t seem to want you to come in.*“ (III; meine Hervorheb.)

In dieser komplexen Technik des Emotionsmanagements von Alter muss das räumliche Arrangement genauso berücksichtigt werden wie die sozialen Mikroinstitutionen des Handschlags oder des Augenkontaktes. Gerade letzteres, der Blick, hat eine enorme Macht; wann er angefangen und wie er beendet wird, kann eine ganze Situation bestimmen (vgl. Schürmann 2008). Daher ist es kein Wunder, wenn Leidner bemerkt: „The agents had to *exercise considerable self-control, but their focus was on controlling the customer*“ (I22; meine Hervorheb.). Gleichzeitig handelt es sich um doppelte Grenzüberschreitungen: jemand kommt, wenn auch nicht ganz ungebeten, ins Haus eines Fremden und beugt dafür gleichzeitig verschiedene Konventionen. Als praktisches Wissen, das eingeübt werden muss, haben wie diese daher Techniken zweierlei zum Ziel: „These techniques were intended *both to make the agents more persuasive and to help them overcome their own timidity and fear*“ (II2; meine Hervorheb.).

Leidners Studie erfüllt für uns damit mehrere Zwecke. Er schildert den Einsatz von Selbsthilfe-Ratgebern innerhalb einer wirtschaftlichen Organisation und zeigt, wie den Angestellten systematisch beigebracht wird, die dortigen Maximen in ihre Lebensführung zu übertragen. So soll ihre Persönlichkeit geformt – transformiert – werden, was auch durchaus in bestimmten Maßen zu funktionieren scheint. Sofern die *Positive Mental Attitude*-Philosophie mit ihrer Wirkung die *gesamte* Person betrifft, werden alle Lebensbereiche erfasst und sollen in den Dienst des Erfolgs gestellt werden. Dazu üben die Versicherungsagenten geskriptete Verhaltensweisen ein, die sowohl ihre eigenen Emotionen betreffen, wie vor allem aber die ihres Gegenübers, dem sie etwas verkaufen wollen. Damit gewinnen sie gleichzeitig Macht über das Innenleben ihrer Kunden. Daraus

ergibt sich eines der intrikatesten Paradoxa des gegenwärtigen Kapitalismus. Luc Boltanski und Eve Chiapello, deren hierzu einschlägige Untersuchung über den *Neuen Geist des Kapitalismus* ich weiter unten (2.4.3) besprechen möchte, haben es folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Die Arbeitnehmer sind *sowohl* autonomer *als auch* stärker fremdbestimmt“ (Boltanski und Chiapello 2006, 463; Hervorheb. im Orig.). Wir sollten dieses Problem, das auch schon anderen Kommentatoren (vgl. Lazzarato 2014, Rau 2010) aufgefallen ist, weiter im Auge behalten.

Nun jedoch kommen wir zur letzten ethnographischen Studie. Im Unterschied zu den bisherigen verfolgt sie einen Kreis von Arbeitskräften, deren berufliche Autonomie und Macht, vergleicht man sie mit Flugbegleiterinnen und Versicherungsagenten, enorm groß ist. Anwälte gehören zu den obersten Statusgruppen innerhalb der Gesellschaft; viele von ihnen haben politische Ambitionen und sind mit enormen Gehältern ausgestattet. Die Profession stellt an Anwärtler die höchsten Anforderungen und verspricht gleichzeitig das meiste Ansehen. Gerade Berufsratgeber, die oft stark auf soziale Aufwärtsmobilität abzielen und ihren Leserinnen helfen wollen „Karriere zu machen“, finden in diesem Milieu der mächtigen managerialen Klasse ihre bevorzugte Klientel.

2.3.3.4 Die strategische Freundlichkeit der Anwälte

Anwälte sind vom oben erwähnten Agency-Paradox wahrscheinlich deswegen mit am stärksten betroffen, nicht obwohl, sondern gerade weil ihre Handlungsspielräume (und -konsequenzen) so weit reichen. Lange Ausbildungswege bedeuten gründliche tertiäre Sozialisierungen, Subjektivierungen, die ganze Identitäten stiften. Erreicht wird das, was Ratgeber am liebsten leisten würden, aber durch ihre nicht-institutionelle Natur niemals können. Was die gleich zu besprechende Ethnographie amerikanischer Anwälte – die sicher anders operieren als deutsche, da ihr Rechtssystem anders funktioniert – uns aber dennoch in Bezug auf Ratgeber zeigen kann, ist der Einsatz von Metaphern in dieser Sozialisation, welchen Nutzen persönliche Narrative am Arbeitsplatz haben und vor allem wie das strategische Emotionsmanagement von Ego, noch wichtiger aber: von Alter aussieht und in welchen rezepthaften Formeln es kondensiert, wie sie sich ähnlich auch in Ratgebern finden lassen.

In *Gender Trails: Emotional Lives in Contemporary Law Firms* geht die Ethnologin Jennifer L. Peirce sowohl der geschlechtlichen Segregation in amerikanischen Anwaltskanzleien

nach und beschreibt außerdem die Stilistik der emotionalen Arbeit, die dort geleistet wird. Letzteres ist der hier interessante Aspekt (Peirce 1996)¹⁶.

Zwar ist für die Profession der Anwälte eine genaue Kenntnis von Gesetzestexten und formalen Verfahrenen der Rechtsprechung erforderlich. Nichtsdestoweniger betonen sowohl ihre InformantInnen und vor allem deren Ausbilder: „The success of litigators depends on their ability to manipulate people’s emotions. They must persuade judges and juries and must intimidate witnesses and opposing counsel in the courtroom, in deposition, and in negotiations“ (50). Solche Fähigkeiten gewinnen deswegen so hohe Signifikanz, weil, nach Peirce, das amerikanische Rechtssystem auf einem „adversarial model“ beruht. In ihm werden zwei Metaphern kombiniert. Erstens die des Kriegs; einige Anwälte vergleichen sich mit Rambo und Handbücher bauen auf der „litigator-as-gladiator“ Metapher auf (60). Das ist eine bemerkenswerte Bildsprache und, überraschenderweise, salient für die spätere Ratgeberanalyse (vgl. 6.2.5.1.3; ich komme gleich darauf zurück). Die zweite Metaphern, aus der das „adversarial modell“ besteht, ist die des „gamesmanship“ (53) Zwei Parteien treten gegeneinander an, die sich durch verschiedene ‚moves and manœuvres‘ gegenseitig bekämpfen, wobei sich – aus Perspektive der Akteure – ihr Streit am Modell des strategischen Spieles orientiert. Dessen Strategien

are not simply cerebral, rational, and calculating moves, but highly emotional, dramatic, flamboyant, shocking presentations that evoke sympathy, distrust, or outrage. *In litigation practice, gamesmanship involves the utilization of legal strategy through a presentation of an emotional self* that is designed specifically to influence feelings and judgment of a particular legal audience. (53)

Anwälte müssen unter der Ägide des „adversarial models“ gute *Schauspieler* sein (Wellman 1904). Teil dieser „Kunst“ ist der emotionale Stil, mit dem der „Spieler“ sich im Gerichtssaal bewegt. Peirce weist in diesem Zusammenhang auf fünf Kategorien hin, in denen die Anwälte geschult werden: „(1) personal appearance; (2) presentation of self (nice, aggressive, or sincere manner), (3) tone and level of voice; (4) eye contact; (5) rapport with others in the courtroom“ (57). Wie auch schon bei den anderen besprochenen Studien, werden die expressiven Mittel wie Stimme und Augenkontakt zu Instrumenten, mit denen das Gegenüber beeinflusst werden soll. Pierce betont, dass eine authentische und (d.h.) erfolgreiche Performance nur durch die Prägung der Persönlichkeit des jeweiligen Anwalts erreichbar ist. Einer ihrer Informanten berichtet recht zynisch: „Litigation turns people into

¹⁶ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

bastards. ... To be a really good litigator, you have to become a jerk“ (50). Das ideale Anwalt-Selbst ist hoch wirksam, präzise, strategisch und hat wenig Skrupel. Peirce macht das an zwei sozialen Tropen (zum diesem Begriff, vgl. 5.4.2 und 6.1.2) fest, die in ihrer Diktion „emotionale Stilistiken“ heißen und die Hauptarten der emotionalen Arbeit in Anwaltskanzleien sind: Einschüchterung („Intimidation“) und strategische Freundlichkeit („strategic friendliness“). Beide sind Teil der Ausbildung ihrer Informanten und bieten ein anschauliches Beispiel dafür, wie die Verzahnung von Emotionsmanagement von Ego und Alter in der Praxis aussieht. Der Kürze halber werde ich mich auf die zweite Trope konzentrieren: strategische Freundlichkeit.

Im Vergleich zur Einschüchterung ist diese Art der Freundlichkeit die weichere Emotionsarbeit. Sie besteht in „being nice, polite, welcoming, playing dumb, or behaving courteously“ (72) und wird vor allem dann eingesetzt, wenn z.B. ein/e ZeugInn (der Jury) besonders sympathisch ist oder unschuldig erscheint, wie dies bspw. oft bei solchen Personen der Fall ist, die Opfer von Gewaltverbrechen geworden sind, jemanden verloren haben usw. Diese Art der manipulativen Freundlichkeit hat ihre eigene Komplexität, sofern der jeweilige Rechtsbeistand innerhalb dieser Arbeit nicht nur aufgefordert, seine Empathie sehr genau auszurichten, um die emotionalen Einsatzpunkte für das Verstehen des Zeugen oder auch seines eigenen Klienten nicht zu verpassen. Außerdem muss er sein Selbst auch so präsentieren können, dass das professionelle Publikum sich angesprochen fühlt, was nur durch „deep acting“ möglich ist. – Insbesondere im Gerichtssaal besteht eine Strategie, um dies zu erreichen im Anreichern der Argumentation mit solchen Narrativen, die aus der persönlichen Vergangenheit stammen. So erzählt Peirce' Informant Mike der Jury während eines Prozesses etwas über seine Herkunft aus einem kleinen Dorf im Bundesstaat Indiana und seinen Sportverletzungen, die er sich während des Footballtrainings zugezogen hatte. So sucht er Affektbrücken zwischen sich, der Jury und seiner Mandantin aufzubauen, die Schadensersatz wegen eines Arbeitsunfalls erklagen will. Peirce vergleicht ein solches Vorgehen mit Verführung. Strategische Freundlichkeit diene u.a. dazu, die Jury günstig zu stimmen bzw. sie von ihrer Version einer Fallgeschichte zu überzeugen. Strategische Freundlichkeit ist darauf ausgerichtet, eine durch formale Strukturen (z.B. Verträge, Statuten, Gerichtssäle etc.) de-personalisierte Beziehung zu re-personalisieren und dadurch emotionaler Wärme zu erzeugen.

Damit möchte ich die Diskussion der Ethnographien abschließen. Bevor wir nun gleich ein größeres Fazit, halten wir nochmal kurz fest, was Peirce' teilnehmende Beobachtungen zur Untersuchung von Ratgeber beitragen können. Was wir von ihr lernen konnten, ist, dass die Ausbildung von Anwälten sich an einem Modell – dem „adversarial model“ – orientiert,

welches einen doppelten metaphorischen Kern besitzt: den *Krieg* und das *Spiel*. Das ist doppelt interessant. Erstens haben beide Begriffe das Potential zu Codings für die Durchmusterung des Datenkorpus zu werden – wobei zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch offen bleiben kann, als wie produktiv diese jeweils sich herausstellen werden.¹⁷ Zweitens deutet sich hier schon die interessante Pointe an, dass bestimmte Denkmodelle einen metaphorischen Kern haben, der nicht aus einer einzelnen, sondern aus zwei Metaphern bestehen kann. Im Vorausblick auf das thematische Feld der Emotionen wird darin eine der wesentlichen Pointen meiner späteren Interpretation der Berufsratgeber bestehen (vgl. 6.2.2.2.7). Außerdem konnte uns Peirce einmal mehr zeigen, wie wichtig die Persönlichkeit bzw. ihre Formung ist, um die Manöver des Emotionsmanagements von Alter korrekt und effektiv ausführen zu können. Die soziale Trope der „strategischen Freundlichkeit“ war das konkrete Mittel, die rezepthafte Formel, welche die Praxis anleitet – wir dürfen also damit rechnen, solche formelhaften Rezepte auch in den Ratgeber zu finden und mit der Ethnographie im Hintergrund außerdem, dass sie keine rein diskursive Erscheinung ist.

Binden wir nun die Erträge der Ethnographie für die Ratgeberanalyse zusammen und explizieren, warum wir wieder auf eine Makroebene hinausspringen müssen, um ihren diskursiven Hintergrund in der Gegenwart richtig erfassen zu können.

2.2.4 Erträge der Ethnographie für die Ratgeberanalyse

Als Forschungsformat können Ethnographien den Hiatus zwischen Diskurs und Praxis, welcher vor sozialwissenschaftlichen Interpreten von Ratgeberliteratur zwangsweise auftritt, nicht zuschütten. Zugespitzt formuliert: Keine der besprochenen Studien erfasst den diskursiven, kultursemiotischen „Hintergrund“ (vgl. Binder 2018) jener korporalen und sozialen Praxen des arbeitsmäßigen Emotionsmanagements. Keine kann etwas darüber aussagen, ob und inwiefern wir es hier eben gerade *nicht* mit einem lokalen Spezialphänomen zu tun haben, sondern mit einem durch trans-situationale Diskurse angeleiteten und damit auf textueller Ebene vorgestanzten Kollektivphänomen, welches weit über ein einzelnes Berufsbild hinausreicht. Erst dann könnte überhaupt verstanden werden, dass die Forderungen zur Transformation der Persönlichkeit bzw. des Selbst, wie

¹⁷ Im Vorgriff kann man sagen, dass das Spiel-Coding sich in der späteren Analyse als weniger wichtig herausgestellt hat, wobei das Kriegs-Coding so extrem salient wurde, dass ihm die Hälfte einer eigenen Daten-Karte gewidmet wurde (vgl. 6.2.5.1).

Hochschild sie beschreibt, Teil einer großen Diskursverschiebung sind, die durch die Psychologie eingeleitet wurde. Erst dann könnte man verstehen, dass die *Positive Mental Attitude* eines Clemens Stone Teil eines Selbsthilfeprogramms ist, dass nicht auf Versicherungsagenten allein zugeschnitten wurde. Erst dann könnte man verstehen, dass der Einsatz von „strategischer Freundlichkeit“ nicht in Anwaltskanzleien erfunden wurde, sondern bereits in der Human Relations-Bewegung unter dem Banner des Counseling als „impersonal friendliness“ (Stearns und Stearns 1986, 132) seine Vorläufer hat.

So wie die Ethnographie mit ihrem Praxisfokus die Limitationen der vorliegenden Untersuchung überdeutlich markiert, so trifft dasselbe *mutatis mutandis* zu. Eben daher scheint es geboten, die beiden Forschungsansätze ins Gespräch zu bringen. So wird deutlich, wo gegenseitige Befruchtung möglich ist. Die obigen Erörterungen zeigen ganz klar, wie aufschlussreich die Anstöße sein können. Halten wir die wichtigsten Punkte nochmal fest, um dann, so informiert, wieder herauf in die Makrostruktur zu steigen.

Trotz ihrer methodischen Limitationen waren alle drei Ethnographien für die vorliegende Untersuchung enorm ertragreich. Wir sahen, dass innerhalb mit emotionaler Arbeit beschäftigte Berufsfelder – und sicher nicht nur diese, aber in besonderer Weise – mit dem *Selbst* befasst sind. Dienstleistungsgesellschaften fordern, anders als Industriegesellschaften, den direkten Einsatz der *Persönlichkeit*. Werden Angestellte zu einem zentralen Produktivfaktor, lassen sie sich zwar nicht wie Eisenerz, Autos oder Mikrochips erzeugen. Aber das Aufgabenprofil fordert von ihnen, ihr Selbst, ihre Persönlichkeit einer *Transformation* zu unterwerfen, die ihr emotionales Innenleben miteinbegreift. Was damit eintritt, kann man begrifflich fassen als eine *Entgrenzung* des ökonomischen Lebens in Hinblick auf andere Bereiche sozialer Existenz, welche vom wirtschaftlichen Aspekt vereinnahmt werden. Gleichzeitig betonten die Ethnographien, vor allem über Versicherungsvertreter und Anwälte, den Aspekt der *Autonomie* der Angestellten. Sie steigt immer mehr mit zunehmendem Status, obschon dabei das Paradox auftauchte, dass mit mehr Autonomie die Fremdbestimmung durch Makrostrukturen ebenso zunahm. Am besten veranschaulichte der systematische Zusammenhang des *Emotionsmanagements von Ego und Alter*. Die eigene Verfassung, das eigene Innenleben musste kontrolliert werden, damit dasselbe für jenes des Gegenübers funktionieren konnte. Arlie Hochschild prägte dafür den Begriff des „deep acting“. Unterstützt wurden die Akteure dabei von *sozialen Tropen*, die als schwache Verhaltensskripte recht genau, aber auch flexibel vorgaben, wie die Akteure ihre strategischen Ziele erreichen konnten. Dazugehörten auch *korporale* Aspekte

wie der Augenkontakt. Die Implementation dieser Tropen wurde bisweilen gerahmt durch *Modelle*, in deren Kern *Metaphern* nisteten. Hierzu gehörten u.a. der *Krieg* und das *Spiel*.

Die gerade kursivierten Begriffe sind die erste Tranche an Codes, die später in das Code-System (vgl. 6.1.3) einfließen werden. Darunter befinden sich sowohl methodische, wie inhaltliche Codings – aber dazu dann im Interpretations- und Methodenteil mehr.

Wenn wir nun wissen, wie eine Reihe an möglichen Berufswelten „on the ground“, also in den Vollzugswirklichkeiten, aussehen, haben wir zwar den Hiatus zwischen Diskurs und Praxis zwar nicht geschlossen. Aber jene ein paar Zentimeter, um den wir ihn zuschütten konnten, hat uns die Einrichtung eines ersten Brückenkopfes für die Ratgeberanalyse erlaubt. Um ihn weiter auszubauen, müssen wir nun wieder zurückkehren zu den sich erst im historischen Blick entfaltenden Makrostrukturen. Sie bilden den gesellschaftlichen Kontext, in welchem das Ratgebergenre heute steht und stellen gleichzeitig die Bedingungen, welche emotionale Arbeit fordern, ihr einen Rahmen und, in manchen Fällen, ein Vokabular geben.

2.4 Wirtschaftsgefühle im gesellschaftshistorischen Kontext

Was ist die Rolle von Emotionen im heutigen Wirtschaftsleben? Leben wir tatsächlich, wie Eva Illouz (2018, 2009b) meint, im „emotionalen Kapitalismus“, wo Gefühle zur „Ware“ geworden sind? Für diese These sprechen zumindest die ethnographischen Arbeiten, welche wir im letzten Abschnitt ausführlich diskutiert haben. Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung wird es sein, einen Korpus an Ratgeberliteratur für Liebe und Beruf daraufhin zu untersuchen, ob die Emotionalisierung der Arbeit und, wenn man die These noch weiter zuspitzen will, der Ökonomie überhaupt, ob diese von der kritisch ausgerichteten Forschungsliteratur vorgebrachte Vermutung sich erhärten lässt. Um diese gesellschaftstheoretisch und zeitdiagnostisch aufgeladene These jedoch gründlich zu prüfen, müssen wir sie zuerst richtig verstehen. Was ist der beste Weg, dies zu tun? Sicher gibt es viele mögliche. Mein Vorschlag hier lautet folgendermaßen:

Innerhalb vieler verschiedener, großangelegter Forschungsarbeiten, die nicht nur aus der Emotions-, sondern auch aus der Wirtschafts- und Kulturosoziologie kommen, scheint es zwei Phänomene zu geben, über dessen enorme gesellschaftliche Wirkmacht weiterräumig Einigkeit besteht. Erstens: der *Neoliberalismus* als dominante Form und gegenwärtige Gestalt

des Kapitalismus. Zweitens: die *Psychotherapie* als hegemoniales Vokabular für die Thematisierung des Selbst. Zusammengekommen sind sie – wenn man den Forschungsarbeiten zur Ratgeberliteratur glaubt, die wir später (in Kapitel 4 und 5) unter die Lupe nehmen wollen – zwei maßgebliche Kontextbedingungen für das Genre der Ratgeberliteratur. Leicht ersichtlich wird das u.a. daran, dass die Kritik an der „Psychomacht“/dem Neoliberalismus sich in weiten Teilen mit der (soziologischen) Kritik am Genre der Ratgeber überschneidet. Mir scheint es daher höchst sinnvoll beides auf den folgenden Seiten anhand einiger einschlägiger, schon fast klassisch zu nennenden Studien aus der Soziologie zu erörtern. Am besten funktioniert dies für den Neoliberalismus, eine Chiffre für die gegenwärtige Gestalt des globalen Kapitalismus. Luc Boltanski, Eve Chiapello und Ulrich Bröckling werden die Autoren sein, welche besonderen Aufschluss darüber geben können, wie er als makroskopischer Kontext für Wirtschaftsgefühle fungiert. Bevor wir jedoch dazu kommen, sollten einige genealogische Schlaglichter geworfen werden, mittels derer wir jenen Faden wieder aufnehmen können, welchen wir oben, bei der Human Relations-Bewegung liegen ließen. Dort ging es um die historisch gewachsene Verzahnung von Wirtschaft und Psychologie. Gehen wir dem nun nach.

2.4.1 Triumph des Therapeutischen

1966 schrieb der Chicagoer Soziologie Philip Rieff:

Religious man was born to be saved; psychological man is born to be pleased. The difference was established long ago, when “I believe,” the cry of the ascetic, lost precedence to “one feels,” the caveat of the therapeutic. And if the therapeutic is to win out, then surely the psychotherapist will be his secular spiritual guide. (Rieff 1966, 24 f.; meine Hervorheb.)

Das protestantisch-asketische Individuum, in all seiner hierarchischen Gebundenheit und Erlösungsparanoia, wurde durch das demokratische Selbst ersetzt. Psychologen schicken sich nun an, es bei seiner inneren Befreiung und Suche nach mentaler Gesundheit zu unterstützen, die, als neues Heilsgut gehandelt, personale Autonomie und individuelle Entfaltung (angeblich) zuallererst möglich macht. Hierin, im Aufstieg der Psychotherapie zum Kirchenersatz und der Psychotherapeuten zur neuen Priesterkaste, liegt nicht nur nach

Rieff der *Triumph des Therapeutischen*. „Psychological insight is the creed of our time“ (Herman 1996, 1) Wir erkennen diesen neuen Glauben daran, dass, *mindestens* in den USA und Kontinentaleuropa, es „den Angehörigen moderner Gesellschaften kaum mehr möglich [ist], ein Bild ihrer selbst zu zeichnen, das gänzlich ohne die Sprache der Psychologie auskommt“ (Straub 2012, 7). Begriffe wie „Trauma“, „Verdrängung“, „Widerstand“, „unbewusst“, „Projektion“, „Narzissmus“, „Über-Ich“, „neurotisch“, oder neuerdings „Depression“, „Burn-Out“, „Authentizität“ etc. lassen sich als Mittel sowohl der Erklärung einzelner Biographien und ihres Verlaufes, wie auch als Ressourcen der Rechtfertigung verschiedener Handlungen und Entscheidungen kaum mehr aus unserer Kultur wegdenken (Ingenkamp 2012, 141 ff., Willems 1994, 181-196). Mehr noch: „Psychological knowledge acquired a taken-for-granted quality, and this altered subjectivity and changed expectations about what it is to be human“ (Smith 2013, 102). Wir alle schwimmen wie Fische durch das Wasser des, wie Rieff es nannte, „therapeutischen Ethos“ (Rieff 1966, vgl. Ehrenberg 2012, Bellah et al. 1985, Pilgrim 1997, Rose 1998, 1999, 1991). Deswegen sprechen einige ForscherInnen heute – im Duktus der so beliebten soziologischen Zeitdiagnosen – von der „Therapiegesellschaft“ (Gross 1978, Maasen et al. 2011, Tändler 2011).

Man mag das für übertrieben oder eine typisch soziologische Hyperbel halten. Allein, die Zahlen zeigen, dass solche Interpretationen zumindest nicht gänzlich aus der Luft gegriffen sind. Zwischen 1940 und 1970 wuchs die Zahl der Mitglieder der einflussreichen *American Psychological Association* (APA) um sage und schreibe 1.100% von 2.739 (1940) auf 30.839 (1970). Allein in den USA gab es bereits 1986 253.500 Psychologen, also mehr „than librarians, firefighters, or mail carriers [...] and twice as many therapists as dentists or pharmacists“ (Nolan 1998, 8). Die USA sind hier sicherlich der Vorreiter. Aber auch in Europa hat die psychologische Zunft mittlerweile enormen Einfluss und gewaltige monetäre Bedeutung gewonnen. So vertritt die *European Association for Psychotherapy* (EAP) 128 Organisationen, darunter 28 nationale Dachverbände und 17 europäische Vereinigungen aus 41 Ländern mit mehr als 120.000 Psychotherapeuten, davon ca. 20.000 allein in Deutschland (Best 2012, 2010). 2010 gaben die Länder der Europäischen Union 461 Milliarden (!) Euro für mentale Gesundheit bzw. die Prävention und Behandlung psycho-emotionaler Störungen aus (Kielstra 2014, 33).

Die Nachfrage nach immer neuen Therapieansätzen scheint ständig zu steigen. Erwähnte Carl Rogers Anfang der 1940er Jahre in seinem berühmten Leitfaden über nicht-direktive Beratung weniger als ein halbes Dutzend Ansätze wie Gestalt- und Spieltherapie, Psychodrama und Psychoanalyse, gibt es heute über 200 (!) verschiedene Arten der

Psychotherapie.¹⁸ Diese reichen von bekannteren, oft staatlich subventionierten Formen wie Psychoanalyse, Verhaltens- und tiefenpsychologischer Therapie bis hin zu Exoten wie (privat zu bezahlenden) Urschrei-, Synergetik-, Schach-, Sex- oder Wildnis-Therapie.

Daher ist es wohl kein Zufall, dass die allermeisten AutorInnen der Ratgeber, welche die Materialbasis der vorliegenden Untersuchung bilden, sich entweder aus der psychologischen Zunft rekrutieren oder aber Theorien benutzen, die aus der Psychotherapie stammen. Darauf möchte ich am Ende des Abschnitts nochmals zurückkommen. Zwei Fragen sollten jedoch vorher wenigstens schlaglichtartig beleuchtet werden. Wie kam es dazu, dass die Psychologie als Wissenschaft und die Psychotherapie als ihre praktische Anwendung so dermaßen einflussreich wurden? Und welche Verbindungen pfleg(t)en sie zur Wirtschaft? Beide Fragen, wie ich gleich mit einem stark verkürzten ideengeschichtlichen Abriss zeigen will, hängen eng zusammen. Wir müssen etwas Mühe auf die Herleitung verwenden, weil mit diesen beiden Fragen erstens die Lokalisierung des Scharniers zwischen Arbeit und Therapie möglich wird. Zweitens macht die etwas weiter ausholende Herleitung deutlich, warum das Ratgebergenre heute so dominiert wird durch PsychologInnen.

2.4.1.1 Psycho-Geschichten I: Philosophie, Freud und Zigaretten

Es hat lange gedauert, bis sich die Psychologie als eigenständiges Wissensfeld im Sinne einer wissenschaftlichen Disziplin etablieren konnte. Wie so viele ihrer Nachbarinnen, war sie noch im 18. Jahrhundert ununterscheidbar von der Philosophie, d.h. als Teilaspekt in diese eingegliedert. Kants Nachfolger in Königsberg, Johann Friedrich Herbart, vertrat in seinem zweibändigen Traktat *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik* von 1824/25 eine mechanistische Seelenlehre, die sie zur Zubringerin der Epistemologie machte. Erst als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Physiologie ins Spiel kommt, wird die Grundlage naturwissenschaftlich. Deutschland hatte hierbei mit Forschern wie Gustav Theodor Fechner (1801–1887), Herman von Helmholtz (1821–1894), Wilhelm Wundt (1832–1920) oder Georg Elias Müller (1850–1934) eine bedeutende Vorreiterstellung. Als Naturforscher lehnten sie die alte Hegelsche Geistmetaphysik ab und verfolgten stattdessen *experimentelle* Wege, um die Verbindung zwischen Physischem und dem Psychischen nachzuweisen bzw. anzugehen. Nichtsdestoweniger gelang es nicht, sich

¹⁸ Siehe hierfür die Liste auf Wikipedia, https://en.wikipedia.org/wiki/List_of_psychotherapies [Zugriff am 17.07.2015].

ganz aus der philosophischen Rahmung zu lösen: „Nearly all the academics who called themselves ‚psychologists‘ held appointments in philosophy“ (Smith 2013, 93). Obschon diese Situation sich in Deutschland erst nach Ende des ersten Weltkriegs änderte, kam die große Emanzipation der Psychologie inklusive ihrer Identität als gänzlich eigenständiges Fach noch vorher in den USA zustande. Sie sind, im engeren Sinne, das Geburtsland der Psychologie, wie wir sie heute kennen.

Neben der Entwicklung der Experimentalpsychologie in Deutschland und ihrer Institutionalisierung in den USA durch Forscher wie John Dewey, William James, John B. Watson (1878–1958), G. Stanley Hall (1846–1924) oder Edward B. Titchener (1867–1927), ereignete sich 1909 an Clark University in Massachusetts ein intellektuelles Erdbeben, das die Psychohistorie der USA und mit ihr große Teile der Westlichen Welt leise, langsam, aber umso nachhaltiger erschüttern sollte: Sigmund Freud hielt seine Vorlesungsreihe zur Psychopathologie des Alltags. Hier liegen die Wurzeln dessen, was Eva Illouz „die wichtigste Kosmologie des modernen Selbst“ (Illouz 2009a, 51) genannt hat.

Die sog. *Clark Lectures* trugen wesentlich dazu bei, erstens den Unterschied zwischen wissenschaftlicher und populärer Psychologie zu verwischen und, zweitens, den Boden für die wichtigste praktische Anwendung der Psychologie zu bereiten: der Psychotherapie. Was Freud nämlich mit ihr versprach, war die Linderung von psychischem Leid und der Gewinn an individueller Autonomie. Von seinen Vorlesungen an im Zeitstrahl vorwärts gewann die Psychoanalyse sowohl als therapeutische Technik wie als Deutungsmuster von allen möglichen, nicht nur psychischen Vorgängen immer mehr an Relevanz. Sie weichte z.B. den Unterschied zwischen dem Normalen und dem Pathologischen, wie er noch im 19. Jahrhundert bestanden hatte (Canguilhem 1978), stark auf und erweiterte damit ihren Einzugsbereich maßgeblich.

Das öffentliche Interesse an ihr explodiert geradezu nach dem ersten Weltkrieg.¹⁹ Die Zeit um und besonders zwischen den beiden großen Völkerschlachten sind für das Feld der Psychologie und Therapie mit all seinen Verzweigungen eine formative Phase. Ebendann entsteht in den USA ein neuer *emotionaler Stil*²⁰, dessen Kernelement die Therapie ist. Wesentliches Kennzeichen dieses neuen Stils ist eine großräumige, soziokulturelle

¹⁹ Die unrühmliche Rolle „Therapeuten“ in der Militärpsychologie bzw. -psychiatrie, die Freud 1920 in einem Aufsatz über Kriegsneurosen in einer berühmten Wendung als „Maschinengewehre hinter der Front“ bezeichnet hat (siehe hierzu das gleichnamige Buch von Riedesser und Verderber 2004, Quinkert, Rauh, und Winkler 2010).

²⁰ „Emotionaler Stil“ ist eine Vokabel, die wiederum von Eva Illouz stammt; sie bezeichnet „die Kombination der verschiedenen Formen, in denen sich eine Kultur mit bestimmten Gefühlen ‚beschäftigt‘ und spezifische – sprachliche, wissenschaftliche, rituelle – ‚Techniken‘ entwickelt, um sie zu begreifen“ (Illouz 2009a, 32).

Verschiebung, die überschrieben werden könnte mit: *vom Charakter zur Persönlichkeit*. In diesem „Umschwenken“ (Ehrenberg 2012, 68) wird der alte Charakter, der als moralische Größe an ältere Ideale des Puritanismus und des Viktorianismus geknüpft war, ersetzt durch die psychologische Größe der Persönlichkeit, welche mit bestimmten (ver)messbaren Eigenschaften ausgestattet und verbunden ist, mit Idealen des Individualismus.

Oben hatte ich bereits angedeutet, dass hier, in der Zeit der 1920er Jahre, die ersten größeren Verflechtungen zwischen Psychologie und Wirtschaft heranreifen. Das „Umschwenken“ erlaubte es den damaligen Psychologen erstmals, ihre Expertise in den Dienst großer Unternehmen zu stellen. Zwei Schwerpunkte, die heute zu großen quasi-industriellen Zweigen gewachsen sind, verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Erstens wurden *psychologische Beratung* offeriert, wenn Unternehmen neues, „geeignetes“ Personal für ihre Büros brauchten. Hier liegt der Ursprung der Persönlichkeitstests. Sie sind historisch verknüpft mit der Biographie des ersten Professors für Psychologie in den USA, James McKeen Cattell (1860–1944) (vgl. Sokal 1984). Als Schüler von Francis Galton (1822–1911) und Lehrer Edward Thorndikes (1874–1949) war er einer der Gründer der *Psychological Corporation* im Jahre 1921, die sich um „mental testing“ für Personal bemühte. Zwar war die Initiative ein ziemlicher Reinfluss (vgl. Freedheim 2003, bes. 378), aber sie hatte enorme Konsequenzen, wie u.a. die Entwicklung der Human Resources bzw. der Arbeitspsychologie zeigt, die ich oben schon erwähnt hatte. Mit Cattell als Urgroßvater gibt es heute über 2.500 verschiedene Persönlichkeitstests, die Unternehmen (kostspielig) anwenden.

Ein zweites Beispiel für die Verflechtung von Psychologie und Wirtschaft liegt im Anwendungsgebiet des *psychologisch informierten Produktmarketings*. Aus der schier endlosen Masse an Beispielen, stich eines besonders heraus, nämlich jenes von Sigmund Freuds Neffen, Edward Bernays (1891–1995). Als Erfinder der Public Relations verließ er sich auf die Theorien seines Onkels, um z.B. der Zigaretten-Industrie Wege aufzuzeigen, wie man das damals bestehende Tabu brechen könne, welches Frauen das Rauchen verbot (vgl. Brandt 2007). Mit dem durch die psychoanalytische Annahme weiblichen „Penisneids“ inspirierten Slogans „Torches of Freedom“ lies Bernays unter „Einladung“ der Presse 1929 als Suffragetten verkleidete Frauen rauchend auf der *Easter Sunday Parade* in New York auflaufen; damit brach er, quasi im Auftrag der *American Tobacco Company*, das Tabu. Ähnliche Erfolge feierte später der Psychoanalytiker Ernst Dichter (1907–1991) mit seinem 1946 gegründeten *Institute for Motivational Research* in der Nähe von New York, wo er die Focus Group als Instrument der Marktforschung einführte (Packard 2007 [1957]). In der Tat, „claims for social usefulness and scientific status were two sides of the same coin“ (Smith 2013, 97).

2.4.1.2 Psycho-Geschichten II: Krieg, Rogers und Konsum

Der zweite Schub für den psychologischen Diskurs war der zweite Weltkrieg bzw. die jüngere Nachkriegszeit. Die aus dem Krieg ins Heimatland zurückgekehrten Veteranen waren psychologisch versehrt und forderten von der U.S.-Regierung Hilfe (Herman 1996, 47-124). Mit dem 1946 verabschiedeten *National Mental Health Act* wurde eine großflächige Infrastruktur von lokalen *Community Centers* für mentale Gesundheit geschaffen, in denen die vor allem unter Karl Menninger (1893–1990) ausgebildeten Psychotherapeuten arbeiteten. Auf diese Maßnahme folgte 1949 die Gründung des *National Institute for Mental Health* (NIMH), dessen anfängliches Budget von \$8.7 Millionen 1967 bereits \$315 Millionen betrug. Zwei Punkte sind daran tragend. Erstens wird in den U.S.-amerikanischen 60ern nicht nur akut behandelt, sondern auf Prävention gesetzt. Damit verfestigt, d.h. institutionalisiert sich die durch Freud ins Spiel betrachtete Anlage, den Zuständigkeitsbereich der Psychotherapeuten von speziellen, pathologischen Fällen auf das normale Alltagsleben auszuweiten. Hinzu kommt der Trend der sogenannten „Deinstitutionalisierung“, d.h. zum ersten Mal seit dem 19. Jahrhundert schlossen Sanatorien, da Patienten nun lokal und ambulant behandelt wurden (Ramsey 2011). Psychotherapeuten arbeiten nun nicht mehr (nur) für den Staat, sondern eröffnen massenweise private Praxen, die Menschen nun auch dann aufsuchen konnten, wenn sie in Alltagskrisen geraten oder Unterstützung brauchen, um im täglichen Leben besser klar zu kommen.

Aus Patienten werden Klienten, für die mentale Gesundheit ein höchst erstrebenswertes Ideal. An kaum einer anderen Auffassung wird dies so deutlich, wie der der Humanistischen Psychologie, exemplarisch vertreten durch Abraham Maslow (1908–1970) und Carl Rogers (1902–1987). Beide hatten eine holistische Sicht des Individuums und seines psychischen und emotionalen Lebens und wollten weg von der engen Freudianischen Sicht auf ein Ich, das, weil es von unbewussten Trieben beherrscht wird, nicht Herr im eigenen Haus ist. „Humanistisch“ meint dementsprechend, dass sie das Individuum in seinen, bei Rogers „nicht-direktiv“ genannten Therapien, befähigen wollten, in einer dem Therapeuten gegenüber symmetrischen und eher auf „counseling“ angelegten Beziehung seine Ängste und Wünsche selbstständig zu erkunden. Im Zentrum stehen dort nicht mehr Begriffe wie „Anpassung“ und „Stabilität“, sondern solche wie „persönliches Wachstum“ und „Selbstverwirklichung“.

Ein unübersehbarer Brückenkopf der Popularisierung der Psychotherapie, und zwar gerade in ihrer humanistischen Fassung, ist der Aufgriff durch die Counter-Culture. Sie benutze die Verfahren diesseits wie jenseits des Atlantiks, um sich gegen die das zu wehren, was David Riesman (Riesman, Glazer, und Denney 1950) in den 50ern „other-directedness“ und Herbert Marcuse in den 60ern „one-dimensional man“ (Marcuse 1964) nannte. Denn, wie Maslow schon Mitte der 50er schrieb, „bedeutet Therapie soviel wie den Kampf gegen die krankheitserregenden Kräfte in dieser Gesellschaft auf individueller Skala“ (Maslow 1981 [1954], 292). Kein Wunder daher, dass die Generation der 68er und ihre mannigfaltigen sozialen Bewegungen darin eine Möglichkeit sahen, ihrem Protest eine noch andere Gestalt zu geben, ihn umzulenken. Nach dem gewaltsamen Niederschlag der Studentenproteste (selbst Adorno rief die Polizei), rückte der Fokus von der Veränderung des Äußerlichen – was enttäuschenderweise nicht auf den Wegen der Straße funktioniert hatte – auf die Befreiung des Inneren. Gerade die humanistische Therapie und ihre Formate, wie z.B. die von Fritz Perls (1893–1970) begründete Gestalttherapie, sollte Freiheitstechnologie sein.²¹

Im Zeitstrahl nur wenige Jahre nach vorne schwingt das Pendel zurück, in den „Rückzug ins Private“. Die politisierten 60er gehen zu Ende und in den USA wie in Deutschland findet eine nie dagewesene Ökonomisierung der Therapie statt, die heute in der soziologischen Literatur als „Psychoboom“ bezeichnet wird (Maasen 2011, Nolan 1998, Tändler 2011, Traue 2011, Rau 2010, Rose 1998, 1999). Soziologische Kommentatoren haben darauf hingewiesen, dass in der krisenreichen²² Schlüsselperiode der „langen“ 1970er Jahre, welche das definitive Ende der Nachkriegszeit einläutet (Ferguson 2010, Doering-Manteuffel und Raphael 2008, Rodgers 2011), ein zunehmend „aggressiv beworbener Therapie- und Beratungsmarkt“ entsteht (Maasen 2011, 14; Hervorheb. im Orig.). Jener kapitalisiert mentale Gesundheit (oder das Versprechen darauf), indem er sie als „Arbeit am Selbst“ zum Geschäftsmodell erhebt. Profitträchtig ist diese „Arbeit“ auch deswegen, weil sie im Grunde unabschließbar ist und bleiben muss. „’Empowered’ ist man nie genug“ (Bröckling 2007, 195).

Der Therapeut wird mehr und mehr zum Berater, der auch in all jenen Krisen zur Seite steht, die Teil des gewöhnlichen Alltags sind und dem Individuum nicht nur helfen *überhaupt*, sondern *besser* in ihm zu funktionieren. Es ändert sich der Stellenwert der Therapie. Sie wird Konsumententscheidung, die nachgrade beim eifrigen Konsumieren hilft, wie auch ein Konsumgut ist. Literarisch ausgedrückt: „The very definition of mental ‚health’ is the ability

²¹ Ein historisches Beispiel hier wäre die rasche Ausbreitung von Ablegern des seit 1962 bestehenden *Esalen Institute* in Kalifornien, wo das betrieben wurde, was Foucault einmal mehr oder minder abschätzig als den „kalifornischen Kult des Selbst“ genannt hat (Foucault und Rabinow 1997, 274).

²² Stichworte wären: Vietnam, Öl-Schock, Club of Rome, Aufgabe von Bretton-Woods, Ende des Keynesianismus, die Pille, Feminismus etc.

to participate in the consumer economy. When you buy into therapy, you're buying into buying" (Franzen 2001, 32).

Jeder Konsument muss aber, um konsumieren zu dürfen, auch Produzent sein. Und dafür hilft die Psychotherapie ebenso. Andreas Reckwitz hat, wenn auch auf höherem Abstraktionsniveau, das postmoderne Subjekt der späten 70er und frühen 1980er Jahre als „ästhetisch-ökonomische Doublette“ bezeichnet, welche sich in „post-bürokratischen Praktiken der Arbeit“ (Reckwitz 2006, 500) übt und dabei auf ständiger Sinn- und Erlebnissuche ist. Psychotherapie, es liegt nahe, ist dabei eine der wichtigsten Ressourcen, um dem Anforderungskatalog gegenwärtiger Subjektivierungsregime zu entsprechen, also bei ständiger Unsicherheit und dauernder Erschöpfungsgefahr so flexibel, authentisch und kommunikationsfähig wie möglich zu bleiben.

2.4.1.3 Ratgeber, Emotionen und Selbsthilfe

Falsch wäre es, von diesem kurzgeschichtlichen Abriss irgendeine Vollständigkeit verlangen zu wollen. Alle Institutionen, Personen und Wissenstraditionen darin haben hundertfach mehr Verknüpfungen. Sie zu zeigen, war nicht der Punkt. Es ging in den genealogischen Schlaglichtern darum, den Faden, welcher über Taylor, die Hawthorne Studien und die Human-Relations-Bewegung geknüpft wurde, weiterzuspinnen und so den gesellschaftshistorischen Kontext wenigstens anzudeuten, durch den das Phänomen der Selbsthilferatgeber gerahmt wird. Außerdem ging es um das Problem, wie Emotionen, Wirtschaft und Psychotherapie interagieren. Denn, „die Therapie“, so schreibt Alain Ehrenberg, „besteht darin, die Emotionen neu auszurichten“ (Ehrenberg 2012, 126). Etwas Ähnliches trifft auf das Genre der Ratgeber zu, die, als eine Art der „Kollektivbelehrung“ (vgl. 4.3) für den „richtigen“ Einsatz von Emotionen, ihre Empfehlungen einreichen. Dafür entwerfen sie Modelle des Selbst und geben Ideale des Emotionsmanagements vor. Beides werden wir im Interpretationsteil mit großer Detailschärfe unter dem Mikroskop der Soziologischen Rhetorik genauer betrachten.

Für den Moment kann festgehalten werden, dass das Genre der Ratgeber seinen nicht unbeträchtlichen Anteil (für Zahlen vgl. 4.2.1) an jenem „Psychoboom“, der in den 1970ern begann und heute einen globalen Markt darstellt, auf dem für so ziemlich jedes Lebensproblem ein Ratgeberbuch bereitliegt. In der Tat: „*The general popularity of psy discourses, which attempt to explain human problems by identifying their psychological or psychiatric origin, is particularly evident in the growing consumption of self-help material*“ (Rimke

und Brock 2012, 182; meine Hervorheb.). Für Kenner der Forschungsliteratur, die wir weiter unten (besonders in Kapitel 4 und 5) genauer in Augenschein nehmen werden, besteht kaum ein Zweifel daran bestehen, dass es der psychologische bzw. psychotherapeutische Diskurs ist, welcher sich mit seinem ganzen Gewicht hinter Ratgeberliteratur als Teil des Selbsthilfe-Genres geworfen hat. So entsteht einer der wichtigsten gesellschaftshistorischen Kontexte jener Bücher und gleichzeitig ihre Vermarktungsmaschinerie.

Wie soll man diesen Umstand bewerten? Darüber besteht zumindest in der soziologischen Forschungsliteratur ein recht breiter Konsens. Den meisten Kommentatoren zufolge haben wir es mit einer biopolitischen Herrschaftsinstrument zur „Subjektivierung“ zu tun, dessen Ziel illusionsbehaftete Befriedung der Bevölkerung ist, welche u.a. über eine subtile Verinnerlichung von Marktmechanismen geschieht. Das Ratgeberliteratur steht, wie die Psychologie auch, eng mit einem bestimmten wirtschaftlichen Ethos im Bunde. Das ist der zweite gesellschaftshistorische Kontext, welches, so die Annahme, das Selbsthilfe-Genre umsäumt. Um das wirklich zu begreifen, müssen wir uns nun, im letzten Teil dieses Kapitels, dem Thema des Neoliberalismus zuwenden.

2.4.2 Ausweitung der Marktzone

Dass gerade in den 1970ern und 80ern ein Beratungsmarkt entstand, der Therapien in allen Formen und Farben anzubieten begann, könnte Zufall sein. Es wäre jedoch ein ungewöhnlicher Zufall, da just in dieser Periode in der Wirtschaft, die, wie wir gesehen haben, extrem eng mit der Psychologie verzahnt ist, eine neue Denkweise auf breiter Front institutionalisiert wurde. Sie hat als programmatische Leitlinie politischer Ökonomie nicht nur das Wirtschaftsleben und die darin tätigen Arbeitskräfte im Auge. Spätestens seit den 1980ern und 1990ern schickt jene neue Denkweise sich an, auch andere Gesellschaftsbereiche wie die öffentliche Verwaltung, die staatliche betreute Infrastruktur, das universitäre Bildungssystem oder den Kulturbetrieb zu informieren bzw. zu reformieren. Kritische Kommentatoren sprechen, in Anlehnung an Michel Houellebecqs Romantitel, von einer „Ausweitung der Marktzone“ oder, in mehr soziologischer Diktion, von einer „Ökonomisierung des Sozialen“ (Bröckling, Krasmann, und Lemke 2000, Krönig 2007, Vormbusch 2012, Butterwegge, Lösch, und Ptak 2008b, a, Lemke 2007, Brown 2015).

Worauf diese Wendungen zielen, ist die wirtschaftsphilosophische Idee, dass letztlich die gesamte Gesellschaft nach dem Prinzip des Marktes organisiert werden soll. Jene Idee hat ihren Kern im Begriff des *Neoliberalismus*. Einschlägige Studien zur Ratgeberliteratur haben

ihn neben der Psychotherapie als den zweiten, entscheidenden gesellschaftshistorischen Kontext veranschlagt. Unter dessen Berücksichtigung kann – angeblich – erklärt werden, was die soziokulturelle Funktion von Ratgeberliteratur in der Gegenwart ist. Jene Funktion besteht u.a. in der normativ aufgeladenen Beschreibung, wie und wodurch sich Individuen motivieren lassen, um am Marktgeschehen teilzunehmen. Mehr noch, was für Menschen – Arbeitssubjekte – LeserInnen sein bzw. werden, welche Fähigkeiten und Eigenschaften sie mitbringen oder entwickeln müssen, wenn sie Erfolg bei dieser Teilnahme Erfolg erwarten wollen. Ihre Emotionen erscheinen – laut den Kommentatoren – innerhalb solcher Anforderungsprofile als unverzichtbare Ressourcen, mit denen Bewährungsproben gemeistert werden können.

Es gilt nun, dieses Argument genauer nachzuzeichnen. Dazu werden die folgenden Passagen sich, wenn auch nur sehr bruchstückhaft, zum Begriff des Neoliberalismus äußern müssen, seine Entstehung und Implikationen beschlaglichtern. Als nächstes werden dann zwei Studien herangezogen, die den Umbruch in den 1970er/80er Jahren beschreiben. Sie kreisen die normativen Parameter jener Wirtschaftssubjektivität inklusive ihrer emotionalen Grundausrichtung ein, welche aus jenem Umbruch hervorgeht. Beide Studien, *Der neue Geist des Kapitalismus* von Luc Boltanski und Eve Chiapello, wie auch *Das unternehmerische Selbst* von Ulrich Bröckling, haben nicht nur einen kanonischen Platz in der soziologischen Diskussion gefunden. Außerdem thematisieren sie explizit das Genre der Ratgeber, welches bei Boltanski und Chiapello sogar ihre empirische Materialbasis bildet. Im Rekurs auf beide Studien kann dann auch der Bogen zurück zu bereits angeschnittenen Themen gelingen, wie auch das Herausdestillieren weiterer Codes für die Interpretation der Ratgeber. Am Ende wollen wir dann versuchen, Neoliberalismus und Therapeutisierung gemeinsam als jenen gesellschaftshistorischen Kontext zeigen, wie er von der sozialwissenschaftlichen Forschung veranschlagt wird.

2.4.2.1 Wege aus der Knechtschaft?

Friedrich August Hayek (1899-1992) gilt heute als „Schlüsselfigur des Neoliberalismus“ (Butterwege, Lösch, und Ptak 2008a, 15), weil er bereits 1944 aus dem amerikanischen Exil heraus sein Hauptwerk *Der Weg zur Knechtschaft* (zuerst engl. *The Road to Serfdom*) vorlegte (Hayek 2014 [1944]). Das Buch, „den Sozialisten in allen Parteien“ gewidmet, entwickelt in Anlehnung an die Gedanken von Hayeks Lehrer, Ludwig von Mises (1881-1973), folgende

These: Faschismus und Sozialismus haben eine gemeinsame Wurzel; sie organisieren eine zentralisierte Wirtschaftsplanung und stellen damit den Staat über das Individuum, welche so in die Knechtschaft getrieben wird.

Allein aus dem Grunde, weil die Herrschaft über die Produktionsmittel sich auf viele Menschen verteilt, die unabhängig voneinander handeln, sind wir niemand ausgeliefert, so dass wir als Individuen entscheiden können, was wir tun und lassen wollen. Befänden sich sämtliche Produktionsmittel in einer einzigen Hand – mag dies nun dem Namen nach die „Gesellschaft“ als Ganzes oder mag dies ein Diktator sein –, dann hätte derjenige, der gerade diese Herrschaft ausübt, uns vollständig in seiner Gewalt. (Hayek 2014 [1944], 107)

Knechtschaft der Bürger verhindert man am besten dadurch, dass man die Wirtschaft – wie anders, als es noch der Keynesianismus tat – unter keinen Umständen staatlicher Intervention, Planung und Kontrolle unterwirft. Der Markt, als ultimativer Koordinations- und Allokationsmechanismus, garantiert den „Wohlstand der Nationen“, wie auch deren freiheitliche Grundordnung. So (all)mächtig der Markt auch sein mag, er bleibt empfindlich. Hatte der klassische Liberalismus mit seiner Idee des Laissez-fair noch an dessen unerschütterliches Eigenleben geglaubt, weswegen nur ein „Nachtwächterstaat“ (Adam Smith) nötig sei, kritisieren Hayek und Co. solch eine Annahme. Um die Freiheit der Individuen zu garantieren, müsse der Staat – als liberaler Rechtsstaat – darauf ausgerichtet werden, sein reibungsloses Funktionieren sicherzustellen. Der Markt wird so aber nicht nur zur Hauptaufgabe des Staates, sondern, in der neoliberalen Wunschvorstellung, selbst zum Kern der Gesellschaft generell. Die Ökonomie steigt, wie Gary S. Becker (1993) es nannte, mit einem „ökonomischen Imperialismus“ zur maßgeblichen Linse auf, durch die sich alle zwischenmenschlichen Vorgänge entlang eines Tausch-Modells erklären lassen – egal, ob Familie, Diskriminierung, Vorurteile, Religion, Schuld oder Liebe handelt. Taxonomisches Zentrum ist dabei, wie angedeutet, das Individuum, welches allein aufgrund seiner Wünsche, Bedürfnisse und Präferenzen „entscheiden kann, was es tun und lassen will“, wenn der Markt nur seine Freiheit garantiert und der dabei lediglich unterstützende Staat als marktaffine Technokratie klein gehalten wird.

All diese Ideen wurden in den 1970er und vor allem 80er Jahren aus der Theorie einer Hand voll Ökonomen hinaus in das Leben der Gesellschaft getrieben. Neoliberales Gedankengut,

das zuerst in Pinochets Chile getestet wurde, informierte bald die Führer der wesentlichen Industrienationen (vgl. Crouch 2011, Stedman Jones 2012). Es spricht dessen Geist in Ronald Reagans berühmtem Satz seiner Rede zur Amtseinführung 1981: „In this present crisis, government is not the solution to our problem; government is the problem“²³. Und derselbe Geist weht durch Margaret Thatchers nicht minder berühmtes 1987 Interview für *Women's Own*, wo sie die Zuständigkeit des Staates und der Gesellschaft für soziale Probleme mit den Worten quittierte: „[...] who is society? There is no such thing! There are individual men and women [...]“.²⁴ Gerhard Schröder folgte mit Deutschland und seiner *Agenda 2010* in den 1990ern nach.

Neoliberales Gedankengut ist heute – mit Hilfe hunderter think tanks, durch Wirtschaftsnobelpreise ausgezeichnete Lehrstuhlinhaber und die extrem einflussreiche *Mont Pèlerin Society* – in die Direktiven staatlicher, politischer und internationaler Großakteure wie den *Internationalen Währungsfond*, die U.S.-amerikanische *FED* oder die *WTO* eingemeißelt (vgl. Mirowski und Plehwe 2009, Plickert 2008, Walpen 2004). Sie fordern u.a. die Deregulierung von Finanzmärkten, fördern den globalen Freihandel, leiten Privatisierungen staatlichen Eigentums – wie zuletzt in Griechenland – an und wirken, wie immer mittelbar, am Abbau des Wohlfahrtsstaates mit. Der Neoliberalismus ist damit weit mehr als eine Wirtschaftstheorie. Er ist ein „strategisches Projekt zur Durchsetzung einer individualistischen Marktgesellschaft“ (Butterwegge, Lösch, und Ptak 2008a, 26).

Sicher gibt es über die komplexe Geschichte und Gegenwart des Neoliberalismus noch viel mehr zu sagen (Biebricher 2012, Brown 2015, Crouch 2011, Dardot und Laval 2013, Gertenbach 2007, Harvey 2005, Krzyzanowski 2016, Mirowski 2009, Springer 2013, Stedman Jones 2012, Willke 2003). Unser Thema hier ist aber ein anderes. Es geht um den Neoliberalismus als gesellschaftshistorischen Kontext von Ratgeberliteratur und der Frage, welche Art der Emotionalität er etablieren hilft. Dabei wird sich herausstellen, wie das Selbst unter Bedingungen des Neoliberalismus gefasst werden soll und wie sich in den 1970er bis zu den 1990er Jahren ein neues Arbeitsregime etabliert. Diese beiden Sachbestände beschreiben die beiden Studien von Luc Boltanski, Eve Chiapello und Ulrich Bröckling, die wir uns nun ansehen werden.

²³ <http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=43130> [zuletzt abgerufen am 02.09.2018].

²⁴ <https://www.margaretthatcher.org/document/106689> [zuletzt abgerufen am 02.09.2018].

2.4.2.2 Schöne neue Arbeitswelt I: Künstler, Projekte & Entgrenzung

Die bereits 1999 veröffentlichte Studie des Bourdieu Schülers Luc Boltanski und der Finanzsoziologin Eve Chiapello *Der neue Geist des Kapitalismus* erzählt die Geschichte einer Wandlung, die sich zwischen den 1960er und den 1990er Jahren ereignet hat – also genau jenem Zeitabschnitt, in dem der Siegeszug des Neoliberalismus stattfindet.

Ihr Material ist vorwiegend französische Ratgeberliteratur für Manager aus jenen zwei Zeitabschnitten – den 1960er und den 1990er Jahren –, welches sie vergleichend interpretieren. Bevor wir zum Inhaltlichen kommen, eine kurze Reflexion darüber. Denn für die vorliegende Untersuchung ist ihre Entscheidung sehr interessant. Warum wählen die Autoren nicht einen anderen Materialtypus? Sie bezeichnen die ca. 120 von ihnen gesammelten Managementratgeber als eine der „Erbauungs- und Lebenshilfeleratur“ zugehörige Gattung; sie ist ein „Sammelbecken [...] für neue Profitmethoden und Managementtipps zur Steigerung der Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit eines Unternehmens“ (Boltanski und Chiapello 2006, 94, 92)²⁵. Gerade weil sie stark „moralisch eingefärbt“ daherkommt und sich weniger „mit einem Ist- als einem Soll-Zustand befasst [...], tritt der kapitalistische Geist [in Managementratgebern] am deutlichsten in Erscheinung“ (91).

Kehren wir zum Inhaltlichen zurück. Aus der vergleichenden (!) Interpretation der Berufsratgeber, die sie mit einer Sozialgeschichte Frankreichs anreichern und verknüpfen, leiten Boltanski und Chiapello – darauf möchte ich es im folgenden herunterbrechen – drei bemerkenswerte Entwicklungen ab. Erstens das Einklagen und erfolgreiche Scheitern bzw. den scheiternden Erfolg von Kritik am Kapitalismus; zweitens die Entstehung dessen, was sie die „Projekt-basierte Polis“ nennen; und drittens die Entgrenzung von Berufs- und Privatwelt, was auch die Emotionen der Angestellten betrifft. Alle drei Entwicklungen schließen je und je an den Durchschlag des Neoliberalismus an, das Problem der Autonomie und die Errichtung neuer beruflicher Emotionsregime.

Bevor wir darauf genauer eingehen, klären wir zuerst, was die Autoren mit dem „Geist des Kapitalismus“ meinen. Während sie Kapitalismus in ihrer „Minimalformel“ als „eine Forderung nach unbegrenzter Kapitalakkumulation durch den Einsatz formell friedlicher Mittel“ definieren, übernehmen sie die Metapher des „Geistes“ von Max Weber und verstehen darunter „eine Ideologie [...], die das Engagement für den Kapitalismus

²⁵ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

rechtfertigt“ (39, 43). Der „Geist“ referiert sowohl auf eine Rechtfertigung, wie auch auf die *Motivation*, welche Menschen zur Teilnahme am Wirtschaftssystem bringt.

Und hierin, im Thema der Motivation, besteht nun, wie ähnlich schon beim Human Relations-Ansatz, ein zentrales Problem, das die Managementliteratur im Korpus von Boltanski und Chiapello verhandelt. Wie lässt sich der Arbeit in einem Unternehmen Sinn geben? Im 60er Jahre-Korpus, der noch maßgeblich vom Human-Relations-Ansatz zehrt, besteht eines der am häufigsten genannten Motivations*probleme* in einem als “erdrückend empfundenen Verwaltungsapparat” (101) dessen familienkapitalistischer Autoritarismus beseitigt werden müsse, um eine neue Emanzipation der Führungskräfte zu ermöglichen.

In den Krisenjahren der späten 1960er Jahre werden an ihm zwei Arten von Kritik seitens verschiedener Gruppen herangetragen. Erstens: die *Sozialkritik*. Ihr Augenmerk liegt auf Ausbeutung und Egoismus; sie ist die ältere Form und kommt traditionell von den Arbeiternehmern verschiedener Branchen, die auf Sicherheitsgarantien (Krankenzeiten, Kündigungsschutz, Lohnerhöhung etc.) von ihren Arbeitgebern bestehen. Neu ist demgegenüber, zweitens, die *Künstlerkritik*. Geäußert wird sie anfangs vom studentischen Milieu, später einer Avantgarde der Arbeitgeber und richtet sich auf Autonomie-Forderungen wie der nach mehr Mit- und Eigenbestimmung am Arbeitsplatz, dem Abbau oder zumindest der Verflachung von Hierarchien, höheren Freiheitsgraden in der Wahl von Aufgaben und, so die Idee, auf diese Weise weniger Entfremdung von der eigenen Arbeit. Boltanski und Chiapello gehen beiden Kritikformen nach, stellen jedoch fest, dass nur eine von beiden gehört wurde und institutionell Früchte trug. Nur die Künstlerkritik wurde berücksichtigt. Mit den „zurückliegenden Kontrollformen“ wie der Macht von Vorgesetzten, Hierarchisierungen und bürokratischen Direktiven wurde gebrochen

und die Forderung nach Autonomie und Eigenverantwortung, die man bis dahin als subversive betrachtet hatte, endogenisiert. Dieser Veränderungsprozess lässt sich schematisieren, wenn man bedenkt, dass die *Kontrolle durch Selbstkontrolle* abgelöst wurde [...]. Die Fähigkeit, Autonomie und Eigenverantwortung an den Tag zu legen, bildete nunmehr eine der neuen Bewährungsproben. (244; Hervorheb. im Orig.)

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass gerade indem der Künstlerkritik nachgegeben wurde, die Sozialkritik sich entwaffnen ließ. Indem nämlich die Autonomieforderungen der Belegschaft erfüllt wurden, schafften es die Unternehmen, ihre Mitarbeiter noch mehr an

sich zu binden, weil sie nun zunehmend die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung boten und den Gewerkschaften so lediglich Kollektivforderungen z.B. bei Tarifvereinbarungen überließen (240 f.). Mit einem anti-autoritären Managementstil, der auf die Wünsche und Bedürfnisse der Arbeiter in diesem Sinne eingeht, fängt nun die Organisation an, die Herzen zu verwalten und weicht so das Gefühl der Solidarität auf, welches die Belegschaft untereinander empfindet, auf dem seine Mobilisationskraft gründet. Durch Aufnahme der Künstlerkritik in sein Programm verändert und verjüngt sich der Kapitalismus zugleich. Ab Mitte der 1970er Jahre wird in vielen graduellen Schritten aus dem zweiten der dritte oder Neue Geist des Kapitalismus.

Wie dieser aussieht, davon legt die Berufsratgeberliteratur der 1990er Zeugnis ab. Was sich hier finden, sind nicht mehr Begriffe wie „Führungskraft“ und „Verwaltung“, sondern „Manager“ und „Management“. Der Manager hat Sicherheit gegen Autonomie getauscht. Er tritt nicht mehr als unpersönlich agierender Vorgesetzter auf, sondern als ‚Vermittler‘, ‚Teamleiter‘, ‚Coach‘, ‚Impulsgeber‘, ‚Katalysator‘ und/oder ‚Visionär‘. Sein Management gibt sich ‚flexibel‘, ‚engagiert‘, ‚anpassungsfähig‘, ‚intuitiv‘, ‚innovativ‘ und ‚kommunikativ‘. Er folgt nicht mehr von oben vorgegebenen Unternehmenszielen, sondern hat „Projekte“. Waren viele junge Arbeitnehmer in den 70ern noch von dem „*Frustrationsgefühl*“ geplagt, „in ihrem Berufsleben nicht das leisten zu können, was ihre Fähigkeiten ins rechte Licht gerückt und ihre Kompetenzen unter Beweis gestellt hätte“ (236; Hervorheb. im Orig.), hat sich in den 90er Jahren eine „projektbasierte Polis“ etabliert. Innerhalb dieser sind die Manager und Angestellten frei, sich verschiedenen Projekten anzuschließen, zwischen diesen hin- und herzuwechseln oder selbst welche zu starten. Berufliche Selbstverwirklichung in der „konnexionistischen“ Welt meint „niemals um ein Projekt oder eine Idee verlegen zu sein, unablässig Pläne schmieden, gemeinsam mit anderen an einem Projekt zu sitzen“ (156). Arbeit wird subjektiviert indem sie ein „Mittel der Entfaltung“ dient, welche ihrerseits projektförmig angelegt ist.

Im Rahmen der projektbasierten Polis knüpfen Akteure immer neue Kontakte, sind ständig dabei zu „socializen“ und (so) ihre „soft skills“ zu schärfen. Sie steigern ihre „employability“ nicht nur, indem sie nicht nur ihren Verstand einsetzen, sondern auch ihre Emotionen. „Das Rationale der 60er Jahre wird in den 90er Jahren von Gefühl, Emotion, Kreativität abgelöst“ (131; meine Hervorheb.). Geschehen tut dies deswegen, weil kaum noch „zwischen uneigennützigen Beziehungen, die bisher allgemein dem Gefühlsleben zugeordnet wurden, und Berufsbeziehungen, die durchaus interessengeleitet sein konnten, unterschieden wird“ (493). Dienen Projekte der Selbstverwirklichung, weil sie mit den Interessen, Wünschen und der Begeisterung ihrer Macher gefüllt und betrieben werden, kann es gar nicht

funktionieren, jemanden dazu zu holen, bei dem das nicht ebenfalls in einem Mindestmaß der Fall ist.

Alte Distanzierungsverfahren greifen nicht mehr; was man wiederkehren sieht, ist das Motiv des Persönlichen, das als Mediator für die Emotionen dient. Die Emotionalität der Wirtschaft zeigt sich spätestens dann, wenn man nicht mehr so richtig sagen kann, „ob eine Einladung zum Abendessen, die Vorstellung eines guten Freundes, die Teilnahme an einer Diskussion ohne Hintergedanken erfolgt, oder ob dabei ein Kalkül im Hintergrund steht?“ (493) Aus Kontrolle von außen wird Kontrolle von innen. Ohne den Umweg über formale Hierarchisierungen geht Selbstkontrolle mit subtiler Fremdkontrolle einher und richtet sich vor allem auf die Emotionen. Wer sein Selbst kontrolliert, „*beobachtet andere aufmerksam*“, um „*sich auf andere einzustellen*“; er oder sie kann „die Gefühlslagen der anderen zuverlässiger“ beurteilen und [so zitieren die Autoren ihren 90er Jahre Korpus weiter], werden ihrerseits im persönlichen Umgang als *freundlicher, offener*, weniger angespannt, ängstlich oder nervös wahrgenommen“ (160; Hervorheb. im Orig.). Mit Hilfe z.B. der post-behavioristischen Psychologie sind diese neuen Ordnungen „gerade aufgrund ihrer größeren Menschlichkeit tiefer in das Seelenleben der Menschen ein[gedrungen], von denen erwartet wird, dass sie – wie es heißt – sich ihrer Arbeit hingeben. Dadurch ermöglichen sie erst eine Instrumentalisierung der Mitarbeiter in ihrem eigentlichen Menschsein“ (145).

Aber wie genau tun sie das? Wie genau werden diese neuen Ordnungen der Selbst- statt Fremdkontrolle „tiefer in das Seelenleben der Menschen“ implementiert? Welche praktischen Prämissen wirken hier und wie ist jenes Kalkül beschaffen, welches sie zusammenbindet?

2.4.2.3 Schöne neue Arbeitswelt II: Biopolitik, Kreativität & Empowerment

Ulrich Bröckling schließt mit seiner Studie *Das unternehmerische Selbst* genau dort an, wo Boltanski und Chiapello aufgehört haben. Aus seiner kultursoziologischen Sicht kritisiert er jedoch: „Luzide zeichnen sie [Boltanski und Chiapello] die Ratio der projektbasierten Polis nach, verzichten jedoch darauf, auch die Sozial- und Selbsttechnologien zu analysieren, in denen diese Ratio ihren Niederschlag findet und deren Effekt sie ist“ (Bröckling 2007, 266)²⁶. Jener von den Boltanski/Chiapello ausgemachte „Geist“ muss nämlich in „konkrete

²⁶ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

Handlungsanweisungen“ (266) übersetzt werden, soll er seine Wirkmacht auf Akteursebene entfalten.

Bevor wir einige der Aspekte herausgreifen, die Bröckling hier hervorhebt, möchte ich darauf hinweisen, dass auch er dazu Ratgeberliteratur als Material benutzt. Sofern er eine Normstruktur beschreibt, hat dieser Datentypus besondere Vorteile. Denn „um herauszufinden, wer man ist, braucht man offensichtlich jemanden, der es einem sagt; um dazu zu werden, jemanden, der einem dabei hilft“ (42). „Zeitgenössische Klugheitslehren und Manuale methodischer Lebensführung entwerfen [für all diese Bereiche und potentiell so ziemlich jeden Bereich des Daseins] ein umfassendes Subjektivierungsmodell und liefern gleichzeitig praktische Übungen“ (66), mit denen der Einzelne sein Quantum Erfolg einheimsen kann. Solche „Übungen“ umfassen alle möglichen „Introspektions-, Imaginations- und Zeitmanagementtechniken“ (39); sie sind grundiert durch das Versprechen, nicht nur Erfolg zu haben, sondern dauerhaft bestehen zu können. Denn in Zeiten des Neoliberalismus gibt es bei „Allgegenwart des Marktes, so die Botschaft der Ratgeber, nur die Alternative, sich entweder rückhaltlos dem Wettbewerb zu stellen oder als Ladenhüter zu verstauben“ (72). Ob das wirklich die Botschaft der Ratgeber ist, wird sich (in Kapitel 6) zeigen (die Antwort lautet: Ja *und* Nein). In jedem Fall hält Bröckling am Datentyp Ratgeber, wie Boltanski und Chiapello es vorlegten, fest, weil darin systematische Blaupausen für Handlungsanweisungen enthalten sind.

Wenn wir uns nun Ulrich Bröckling zuwenden, dann geht das nicht ohne die wenigstens streifende Erwähnung seines Hauptgewährsmannes und begrifflich wichtigsten Referenzpunkt: Michel Foucault. Jener hatte gegen Ende der 1970er Jahre am *Collège de France* seine heute berühmte Vorlesungsreihe zur *Biopolitik* gehalten, welche die Geschichte der *Gouvernementalität* erfassen wollte, also „die Gesamtheit, gebildet aus den Institutionen, den Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken, die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als Hauptwissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat“ (Foucault 2005, 171, vgl. Agamben 2002, Folkers und Lemke 2014).

Aufbauend auf dieser Definition hat Foucault in seinen Vorlesungen zu zeigen versucht, wie ökonomische Strukturen bereits früh, im späten 18. Jahrhundert, begannen, erheblichen Einfluss auf die individuelle wie kollektive Subjektivität der Menschen und der Bevölkerung auszuüben. Obwohl er größtenteils damit beschäftigt war, ihre Genealogie zu skizzieren, kommt Foucault doch in seiner Gegenwart an und widmet sich einem bestimmten Element, welches seine Interpreten und Epigonen später sehr prominent gemacht haben: die Theorie

des Humankapitals von Gary S. Becker, welche ich schon im vorletzten Abschnitt ebenfalls erwähnte (Becker 1964, 1962). In dieser Theorie, die später mithin unter dem uns bereits bekannten Stichwort *Human Resources* firmiert, geht es wesentlich darum, den einzelnen Mitarbeiter nicht mehr nur als einen Kosten- und Produktionsfaktor zu sehen. Vielmehr soll er in seinen Potentialen und Motivationen erkannt und gefördert werden – ein Gedanke, der in der Human Relations-Bewegung bereits präfiguriert war (vgl. 2.3.2). Ganz ähnlich haben dann Boltanski und Chiapello die Wandlung der 1990er Jahre begriffen: Der Mitarbeiter soll „ein aktives Wirtschaftssubjekt“ (Foucault 2006, 311, Gertenbach 2007, 105 ff.) werden, welches die Gesamtheit seiner Lebensaktivitäten (von Familie bis Gesundheit) im Lichte des Unternehmertums wahrnimmt und bewertet. Oder, wie Foucault formuliert: „Das Leben des Individuums soll sich in den Rahmen einer Vielheit verschiedener verschachtelter und miteinander verschränkter Unternehmungen einfügen können“ (Foucault 2006, 333). Aus Arbeitskräften sollen „Arbeitskraftunternehmer“ werden (Pongratz und Voß 2003, Voß und Pongratz 1998, Wilkens 2004). Aus diesem Imperativ leitet sich dann ein „Modell für die sozialen Beziehungen allgemein“ (Foucault 2006, 334) ab.

Just an diesem Punkt setzt Bröckling ein und den Gedanken fort. In seinem gleichnamigen Buch umschreibt er das *unternehmerische Selbst* als „ein Bündel aus Deutungsschemata, mit denen heute Menschen sich selbst und ihre Existenzweisen verstehen“ (7). Komponiert ist es aus „normativen Anforderungen und Rollenangeboten, an denen sie [die Menschen] ihr Tun und Lassen orientieren, sowie aus institutionellen Arrangements, Sozial- und Selbsttechnologien, die und mit denen sie ihr Verhalten regulieren sollen“ (7). Wichtig ist dabei, was dieses unternehmerische Selbst ‚ist‘. Keine der üblichen Etiketten – Modalpersönlichkeit, Sozialisationstyp, Charaktermaske, Rollenskript – passt nämlich auf diese Nicht-Entität. Bröckling zufolge handelt es sich beim unternehmerischen Selbst um ein „Leitbild“, eine „Realfiktion“, ein „höchst wirksames Als-Ob“ (7, 46). Nur deswegen können Ratgeber so viel Auskunft über es geben.

In Übereinstimmung mit Boltanski und Chiapello verortet Bröckling den Durchschlagsmoment des unternehmerischen Selbst ab den 1990er Jahren. Ab dann formiert sich die „Verinnerlichung des Marktes“ (vgl. Bender 1997) in mit voller Bandbreite. Bröcklings Interesse richtet sich sowohl auf die historische Rekonstruktion der Doktrinen des Neoliberalismus, eine heuristische Grundsatzbestimmung des unternehmerischen Selbst, wie auch auf einige Topoi in dessen Anforderungsprofil. Sofern wir oben schon mit dem Neoliberalismus gerungen und von Boltanski/Chiapello einige Konturen für das aktive Wirtschaftssubjekt erhalten haben, bietet es sich an, zwei der entscheidenden Topi des Anforderungsprofils, wie Bröckling sie wahrnimmt, aufzugreifen. Sie heißen: *Kreativität* und

Empowerment. Ihre Bedeutung möchte ich nun kurz unter Rückgriff auch auf andere Quellen umreißen.

Kreativität. Für das unternehmerische Selbst ist Kreativität paradoxerweise sowohl Eigenschaft wie auch Aufgabe. Sie ist anthropologisches Vermögen und erlernbare Kompetenz, wie auch soziale Norm und „unabschließbares Telos“ (154). Als Doublette verbindet sich ein Persönlichkeitsmerkmal, welches es zu fördern und zu kultivieren gilt, mit der Herstellung von Produkten, die das Umfeld überraschen und von diesem als Innovation oder mindestens innovativ beurteilt werden. Phantasie, Enthusiasmus, Vorstellungskraft, Spiel hängt stets zusammen mit der rationalen Produktion des Neuen. Sie fasst die beiden Aspekte (psychisch/sozial) zusammen und erklärt uns wie sehr das Werk, die Creatio bzw. das Projekt und sein Gelingen „nicht nur des plötzlichen Einfalls, der Inspiration, der Grenzerfahrung [bedarf], sondern es erfordert auch harte Arbeit, lange Schulung, unnachgiebige Kritik, perfektionistische Kriterien. Anders formuliert, auf das Spontane folgt das Überlegte, auf die totale Akzeptierung folgt Kritik; auf die Intuition folgt strenges Denken; nach Wagnis kommt Vorsicht; nach Phantasie und Imagination kommt die Wirklichkeitserprobung“ (Maslow 1986, 148). Dieser (amerikanische) Gedankenstrang wand und windet sich zwar immer noch um die großen anthropologischen Metaphern der Kreativität wie *Ausdruck*, *Produktion* und *Revolution* (Joas 1996, 106 ff.) herum und benutzt sie hintergründig als Orientierungspunkte. Aber die theologischen Untertöne, über die sich Luhmann noch so abschätzig wie hellsehtig lustig machte („Kreativität scheint nichts anderes zu sein als demokratisch deformierte Genialität“ (Luhmann 1988b, 17)), verschwanden damals – in der U.S. amerikanischen Kreativitätspsychologie der Nachkriegszeit – zusehends und wurden zur „Jedermannsressource“ (161). Was damals jedoch ein privates Modell der Selbstentfaltung war, gewann in den Jahrzehnten danach (wiederum 70er, 80er) mit dem „Aufstieg der Kreativen Klasse“ (Florida 2002, Jansen, Schröter, und Stehr 2009, Stehr und Adolf 2009) dermaßen an Bedeutung, dass in unserer Gegenwart daraus ein „Kreativitätsimperativ“, ja ein ganzes „Kreativitätsdispositiv“ (Reckwitz 2012) geworden ist. Die Ästhetisierung des Lebens boomt wie nie zuvor (Welsch 1996, Krämer 2014).

Die Sache ist nur, „ob etwas schöpferisch ist, hängt letztlich von der Bewertung durch die Umwelt ab“ (168). Kreative Leistungen erscheinen nur in einem sozialen Rahmen als solche, der sie wiederum auf bestimmte, vordefinierte Zwecke hin zuschneidet und so sinnvoll, angemessen, nützlich und anschlussfähig hält. Mit anderen Worten, „erfolgreich und innovativ zu sein, sich im Wettbewerb zu behaupten, Kunden zu finden für sich und die eigenen Produkte, dafür braucht es nicht nur pragmatischen Erfindergeist, sondern auch

künstlerische Phantasie, harte Arbeit, subversive Zerstörungslust, ungezügelter Vitalität und die Leichtigkeit des Spiels“ (159).

Empowerment ist ein zweiter wichtiger Topos im Koordinatensystem des unternehmerischen Selbst. Ursprünglich aus den U.S. amerikanischen Bürgerrechtsbewegungen der 1970er Jahre herrührend, hat der Begriff in den drei darauffolgenden Jahrzehnten enorme Konjunktur. Arbeitspsychologen, Heilpädagogen und Psychotherapeuten führen ihn genauso im Munde wie politische Aktivisten, Finanzexperten und Unternehmensberater (180-185). Worum es ihnen allen geht, ist dem Selbst Techniken an die Hand zu geben, die es benutzen kann, um sich entweder Handlungsspielräume allererst zu erschließen oder die schon vorhanden auszuweiten. Das Selbst soll sich selbst bestimmen. Und dies vor allem dort, wo es bis dato nicht oder nur begrenzt möglich war. Die zum Topos geronnene Chiffre lässt sich sowohl (von Links) für politischen Widerstand mobilisieren, wie auch (von Rechts) für den Ausbau eines ökonomischen Kalküls. Für beide(s) fungiert sie und ihre Programmatik als eine „universelle Therapie“ (193). Am Grunde des Problems, das eine Lösung fordert, liegt stets das „Gefühl der Ohnmacht“ (192). Auf seine Beseitigung zielen die Strategien des Empowerments; sie sind „Motivierungsprogramme“, welche „die Wahl- und Handlungsfreiheit ihrer Adressaten erweitern und auf diese Weise deren Eigeninitiative und Selbstverantwortung stärken sollen“ (205). Was an Potentialen (zum Widerstand, zur Selbstheilung, zum Aufstieg, zum Erfolg etc.) im Selbst beschlossen liegt, muss freigeschaltet und „aktiviert“ werden. Diese Aktivierung geschieht ganz wesentlich durch eine Transformation. Ihr Gelingen hängt ganz wesentlich vom Zugriff auf die Emotionen ab. Bröckling spricht in diesem Zusammenhang von einer „Anrufung des ‚entfesselten Mitarbeiters‘“, von einer „Enthusiasmierung“, die sie mitreißt und gekoppelt wird mit „Organisationsstrukturen, die Selbstverantwortung und Eigeninitiative positiv verstärken“, so dass „persönliches Wachstum und das der Firma, der Kampf um individuelle Autonomie und der gegen die Pleite [zumindest dem Ideal nach] zusammenfallen“ (209 f.).

Sicher hat das unternehmerische Selbst noch mehr Parameter als Kreativität und Empowerment. Diese beiden zeigen aber mit besonderer Klarheit, wie Arbeits- und Emotionsregime unter der Ägide des Neoliberalismus verschaltet sind. Beides greift auf Emotionen *als Ressourcen* und macht sie in diesem Zuge zu Produktivfaktoren. Kreativität braucht das positiv Freudvolle des neuen Einfalls, den Spaß an Innovation; Empowerment ist verbunden mit der „enthusiasmierten Aktivierung“ der Angestellten. Emotionale Selbstkontrolle ist dabei Teil der Autonomie des Arbeitssubjekts, welche sowohl als Mittel z.B. für Aufwärtsmobilität dient, wie auch als Ziel, sofern sie „Wachstum“, „Entfaltung“ und „Verwirklichung“ verbürgt.

2.4.2.4 Arbeit, Autonomie & Gefühle

Friedrich Hayeks Wünsche haben sich, zumindest in den Kerngebieten der Westlichen Welt, erfüllt. Zwar wird daran – zumal aus Linken Lagern – viel Kritik geübt, doch der Markt und seine Logik wird weiter fröhlich ausgeweitet. Aber werden die Individuen dadurch wirklich freier? Einerseits ja. Wie Boltanski und Chiapello gezeigt haben, hat die Künstlerkritik durchaus einen starken Einfluss gehabt auf die Organisationsweise des Kapitalismus. Hierarchien wurden hier und dort abgeflacht, neue Spielräume eingeräumt, die Arbeit als Hort der Selbstverwirklichung – dem obersten Wert auf der Maslow'schen Bedürfnispyramide – ermöglicht. Preis für all diese postindustriellen, postbehavioristischen Errungenschaften ist – neben der Entstehung eines Niedriglohnsektors, Finanz- und Schuldenkrisen, Prekarisierung und der Erosion sozialer Sicherungsnetze – das immer weitere Eindringen des Wettbewerbs in die Innenwelten der Wirtschaftssubjekte. Deren psycho-emotionales Leben wird wie nie zuvor an das des Unternehmens gebunden. Nur logisch, dass sich Isomorphie-Effekte einstellen, die mit der normativen Kraft des Faktischen ausgestattet sind. Das Unternehmen wird nicht menschlicher, der Mensch wird unternehmerischer. Und das soll auch so sein, denn darin allein manifestiert sich nun seine Freiheit – egal, ob er zu ihr gezwungen wird und damit zu ihr verurteilt ist.

Mit diesem Gebot zur Freiheit, zu Autonomie kommen – und das ist der normative Aspekt – eine ganze Reihe an Anforderungen, die nicht zuletzt sich auf die Emotionen richten. Ihre disziplinierte Kontrolle bzw. ihr kluges Management sind eine *conditio sine qua non* für das Erfolgreich-sein innerhalb von hoch kompetitiven Arbeitsmärkten und -plätzen. Wo kreative Lösungen gefunden werden müssen, hat schlechte Laune wenig Platz. Man selbst wie die Kollegen müssen begeistert werden, um das nächste, ewig neue Projekt zu starten. Auch bei der Selbstverwirklichung gelten noch Maßstäbe der Effizienz, weswegen Emotionen gar nicht anders können als zur Ressource zu werden.

– Man mag solche Einschätzungen für (zu) polemisch halten. Die Schärfe resultiert jedoch u.a. aus dem Umstand, dass die hier diskutierte Literatur selbst nicht auf einen kritischen Stachel verzichten möchte. Manchmal möchte man glauben, dass die darin steckende Empörung nicht ganz gerechtfertigt ist (Pinker 2018). Dies zu prüfen, dafür wird sich die Analyse der Ratgeber hervorragend eignen. Denn dort, so die Vermutung, finden sich zwar jene Diagnosen begründet, die den Neoliberalismus, den Kapitalismus und das unternehmerische Selbst so verdammenswert machen. Gleichzeitig werden wir darin auch

die Frage beleuchten müssen, ob sich nicht, im Material selbst, auch Gegenteilstendenzen finden lassen. Das wäre einigermaßen überraschend, weil sich so ziemlich alle Kommentatoren einig darüber sind, dass der Neoliberalismus einer der salientesten gesellschaftshistorischen Kontexte ist, mit dem sich die Funktion von Ratgebern erklären lässt. U.a. deswegen benutzen Luc Boltanski, Eve Chiapello und Ulrich Bröckling sie ja so gern als Datenmaterial. Es könnte nun sein, dass darin jedoch die Gefahr liegt, dass die Autoren nur das finden, was sie ohnehin gesucht hatten. Solch ein Zirkelschluss ist die wohl größte Gefahr jeder Textinterpretation. Das sie umgangen wurde, wird erst im Nachhinein deutlich, wenn die Ergebnisse zutage gefördert wurden, die den Anfangserwartungen widersprechen. (Wie ich im Schlusskapitel zeigen werde, ist genau das in dieser Untersuchung der Fall.) Nichtsdestotrotz braucht es solche Erwartungen, und sei es nur formal. „Formal“ heißt im Kontext der vorliegenden Überlegungen: Codes.

Zum Schluss müssen wir denn Fragen: Welche Codes, die später die Durchmusterung des Materials anleiten, lassen sich aus den obigen Überlegungen und Diskussionen ableiten? Zuerst, dies folgt aus der Hayek-Diskussion, sollten wir Acht darauf geben, wo, wie und wann in den Ratgebern eine *ökonomische Semantik* erscheint, die soziale Beziehungen mit Marktmetaphern, Tauschmodellen oder Wirtschaftsbegriffen belegt. Ebenso schlagkräftig ist das Stichwort der *Autonomie*, die mit all ihren Paradoxien einen wichtigen Eckpfeiler des neoliberalen Wirtschaftsregimes aufstellt. Wie auch schon in der ersten Tranche an Codes (vgl. 2.2.4) wurde das *Selbst* – insbesondere durch Bröcklings Monographie – herausgestellt. Unter seinem Mantel sollen *Enthusiasmus* und *Kreativität* mobilisiert werden, die Teil jener Logik sind, welche *Emotionen zu Ressourcen* macht. Sie müssen bewusst und willentlich eingesetzt werden, da das Ziel der Teilnahme am Wirtschaftstreiben nicht mehr das materielle Überleben allein ist. Wenn nicht an seine Stelle, so doch an seine Seite tritt der Wunsch oder sogar das *Bedürfnis* nach *Selbstentfaltung* bzw. *-verwirklichung*. Verlangt durch die Künstlerkritik der 1960er und erhalten von den Managern der 1990er, wird sie zur Grundlage einer neuen Art von *Motivation*. Weil Boltanski und Chiapello uns auffordern, an ihre Effektivität zu glauben, müssen wir auch die *Kritik* als eigenen Code berücksichtigen. Alle kursivierten Begriffe werden als Codes ins Codesystem einfließen, das ich im letzten Kapitel, wo die Interpretation der Ratgeber in fast schmerzhafter Ausführlichkeit und so gründlich wie in keiner anderen mir bekannten Untersuchung stattfinden wird, vorstelle (vgl. 6.1.3). Dass sie dort Eingang finden, bedeutet allerdings nicht, dass sie zur Grundlage dessen werden, was ich unten *Daten-Karte* nenne (vgl. 6.1.4). Nur die produktivsten Codes – und nicht einmal alle aus dieser Kategorie – können angesichts von 18.000 Druckseiten

Datenmaterial in eine detaillierte Ausarbeitung überführt werden. Doch damit greife ich vor. Für jetzt begnügen wir uns mit einer Schlussbemerkung zum Thema der Wirtschaftsgefühle. Sie soll die entwickelten Stränge bündeln und dann den Übergang zum nächsten Kapitel einleiten.

2.5 Emotionalisierte Ökonomie

100 Jahre hat es in etwa gedauert, bis die Ökonomie, welche nach den Vorstellungen Max Webers und den Wünschen Frederick Taylors kaum Raum für das Emotionale ließ und auf's Rationale drängte, ihre Struktur und damit Meinung recht grundlegend geändert hat. Mit der Industriellen Revolution kamen große Fabriken mit schwerem Gerät, das in den Städten das Menschenmaterial zu Hundertschaften verschlang und verschleiß. Bei der Fertigung von Massenware war nicht nur jeder ersetzbar – daran hat sich wohl wenig geändert –, sondern das jeweilige Werkstück, egal ob Glühbirnen oder Motoren, verlangte keine spezielle Behandlung, keinen „human touch“, wie man im Englischen sagt. Vor allem Simmel und Weber sahen das Persönliche aus dem Wirtschaftsleben immer weiter qua Rationalisierung herausdividiert. Die Wirtschaft des 19. Jahrhunderts war emotional taub. Und warum sollte sie es auch nicht sein? Schließlich wird das Emotionale noch nicht als genuiner Produktivfaktor benötigt. Das heißt nicht, dass es nicht da wäre oder seine Förderung keine Resultate brächte. Die *Hawthorne*-Studien beweisen, so sehen es die meisten Kommentatoren, das Gegenteil. Effektiv wird es hier – wie auch später noch – für die Motivation eingesetzt und begründet mit der Erkenntnisleistung eine ganze Forschungsrichtung in der Betriebswirtschaftslehre. Zum Produktivfaktor *sui generis* kann es jedoch erst werden, als die Umstellung von zweiten auf dritten Sektor, von Industrie- auf Dienstleistung ansteht. All jene, die nun nicht mehr mit massenproduzierten Dingen, sondern mit anspruchsvollen Kunden verkehren, haben nun eine neue Pflicht: sie müssen emotionale Arbeit leisten. Mag sein, dass dies auch schon für eine ganze Bandbreite an Professionen vorher der Fall gewesen war. Nun jedoch verbreitert sich mit dem Strukturwandel Wesentlicher Gesellschaften die Basis ungemein und die Unternehmen reagieren darauf, indem sie vermehrt Programme auflegen, die zur Schulung im Umgang mit jener Dimension des zwischenmenschlichen Lebens und Erlebens dienen. Auch emotionale Arbeit will gelernt sein.

Die 1970er und 80er Jahre werden indes zur zeitgeschichtlichen Drehscheibe, auf der sich zwei Phänomene, die auch vorher miteinander liebäugelten, endgültig vermählen. Durch

sie rahmen und verwirklichen sich all jene Tendenzen, die schon vorher mit dem Human Relations-Ansatz (später Human Resources) und der emotionalen Arbeit einen ersten Ausdruck fanden. Mit ihrem Fokus auf die Persönlichkeit und einer neuen Sprache des Selbst passte die Psychologie und ihre praktische Ausmünzung, die Psychotherapie, von der Rationalität sehr schön zum Neoliberalismus und seinem Fokus auf das Individuum und Märkte als evolutionärer Ausdruck menschlicher Freiheit. Nikolas Rose hat die Bedingungen ihres ‚Ehevertrags‘ mit dem Begriff der „Subjektivierung von Arbeit“ folgendermaßen auf den Punkt gebracht:

A subjectification of work, involving the saturation of the working body with feelings, emotions, and wishes, the transformation of work, mental and manual, into matters of personal fulfilment and psychical identity, in which the financial exchange is significant less for the cash reward it offers than for the identity it confers upon the recipient. Hence the emergence of an entire discourse upon success and failure in jobs and careers, upon the costs and benefits of employment and unemployment, conducted in therapeutic rather than economic terms, and the correlative extension of the therapist into the organization of work, and of problems of work into the field of concerns of all therapeutic activity. (Rose 1999, 248)

Mag es auch etwas verschachtelt daherkommen, macht das Zitat nochmals klar, wie das Dienstleistungs-Selbst nicht nur seine Arbeitskraft an das jeweilige Unternehmen verkauft. Vielmehr sucht es dort persönliche Erfüllung, welcher das Unternehmen, informiert durch die „Künstlerkritik“ der 1960er Jahre, nicht nur freundlich entgegenkommt, sondern sie bisweilen sogar einfordert. Das Unternehmen sieht darin eine Chance, sich noch tiefer in die ur-eigensten Wünsche, Bedürfnisse und Identitäten seiner Angestellten einzugraben und stellt dafür seinerseits dann wieder Personalentwickler und Organisationspsychologen ein, die ggf. – d.h. wenn der Bedarf durch ständige Überarbeitung, Burn-Out, Bore-Out oder zukunftsrechtliche Unsicherheit – sich den Seelen wie einst die Pastoren annehmen. Und wenn die Kapazitäten unternehmensintern nicht ausreichen, kann immer noch der externe Coach oder die psychosomatische Klinik jene Wunden auf der emotionalen Haut wieder zunähen, die das Berufsleben geschlagen hat. Sie erneuern dann die Reserven des „emotionalen Kapitals“ (Cottingham 2016) und geben ihren Klienten „tools“ an die Hand, wie sie es behalten, aufbauen und ausbauen können. Wie Ulrich Bröckling im obigen Zitat

schon sagte: „Empowered ist man nie genug“. Mit dieser Ökonomisierung der Emotionen geht eine „Emotionalisierung der Ökonomie“ einher (vgl. auch Neckel 2008, 119 ff.). „Emotionale Kompetenz“, wie Daniel Goleman sie später beschreiben wird (vgl. 6.2.2.2), gehört, zumindest dem Soll-Wert nach, von nun ab in die Kernbestände ökonomischen Agierens. Weil sie ausbaufähig ist, gehört sie ins Projekt der Selbstoptimierung. Schon Philip Rieff meinte: „Das verbesserte Selbst ist das letzte Anliegen der modernen Kultur“ (Rieff 1966, 62). Als Projekt verstanden, lebt die emotionalisierte Ökonomie von dessen Unabschließbarkeit. Diese Art der Portfolioanalyse läuft in Permanenz und überall lassen sich ‚Baustellen‘ ausmachen, Schwächen kompensieren und Stärken identifizieren (vgl. King et al. 2014, Mayer, Thompson, und Wimmer 2013).

An diesem Punkt der Geschichte, setzen die Ratgeber an und ein. (Zumindest ist das die Herleitung der soziologischen Sekundärliteratur.) Sie sollen die LeserInnen dabei unterstützen, das Meiste aus sich zu machen, das Beste aus sich herauszuholen. Soziologisch werden sie dann gelesen als Propaganda-Arm der kulturellen Auswüchse des Neoliberalismus. Als Vehikel und Menetekel zugleich werden sie als Treiber und dilettantische Vertiefungsseminare kritisch beäugt und zugleich als Datenmaterial genutzt, mit dem sich die Subjektivierungsprotokolle der emotionalisierten Ökonomie durchleuchten lassen.

Eines der Probleme dieses Vorgehens ist, dass jene Geschichte, wie ich sie in diesem Kapitel (ebenfalls) erzählt habe, allzu leicht reifiziert wird. Es gibt viele gute Argumente, an die Emotionalisierung der Ökonomie zu glauben, auch wenn der Schweinsgalopp hier nur sehr grobe Linien zuließ. Allzu schnell, allzu leicht jedoch werden die Vorannahmen in grobe Interpretationsmatrizen übersetzt, die das Material nicht selbst zum Sprechen bringen, sondern selbstverliebt ihre eigene kritische Weltsicht mit sporadischen Beispielen „belegen“. Die vorliegende Untersuchung will das anders machen. Zwar glaube ich, als Interpret, auch selbst an jene Geschichte der emotionalisierten Ökonomie, selbst wenn hier nur wenige Aspekte einbezogen wurden und dadurch Verzerrungen stets möglich bleiben. Wenn die Erzählung mit diesen Unvollständigkeiten etwas an Überzeugungskraft zurückbehält, muss sie daraufhin umso genau geprüft werden. Es muss, mit anderen Worten, genug Raum für Anomalien in jenem Material geben, welches sie ihrerseits plausibilisieren soll. Und wenn es schon nicht um eine Widerlegung und Umschrift geht – das wäre sehr, zu viel verlangt –, dann wenigstens um eine mögliche Relativierung und Anreicherung mit schwer zu knackender Komplexität.

Systematisch bedeutet dies radikale Komparatistik – nicht im Sinne der wissenschaftlichen Disziplin (obwohl das Vorgehen hier manchmal literaturwissenschaftlichen anmutet),

sondern im Sinne kompromisslosen Vergleichs. Sie muss sowohl auf der Ebene des Materials, d.h. der Interpretationen selbst geschehen (Kapitel 6 wird das leisten), wie auch auf Ebene der Fragestellung als solcher. Womit aber soll man die emotionalisierte Ökonomie am besten vergleichen? Was kann genug Ähnlichkeiten und Unterschiede zu ihr enthalten, um einen Kontrastfall zu bieten, der sowohl bestätigen wie auch widerlegen könnte, was in diesem Subsystem vor sich geht. Die Intuition der vorliegenden Untersuchung dazu ist: mit der Liebe. Gerade vor dem Hintergrund der Psychologie macht das Sinn. Freud wird das Zitat zugeschrieben: „Gesundheit ist die Fähigkeit lieben und arbeiten zu können“.²⁷ Die (wahrscheinlich falsche) Zuschreibung dieses Zitats kommt aus einem Aufsatz von Erik Erikson, der folgende Anekdote erzählt:

Freud wurde einst gefragt, was seiner Meinung nach ein normaler Mensch gut können müsste. Der Frager erwartete vermutlich eine komplizierte, „tiefe“ Antwort. Aber Freud soll einfach gesagt haben: „Lieben und Arbeiten“. Es lohnt sich, über diese einfache Formel nachzudenken; je mehr man es tut, um so tiefer wird sie. Denn wenn Freud „lieben“ sagte, so meinte er damit ebenso sehr das Verströmen von Güte wie die geschlechtliche Liebe; und wenn er sagte „Lieben und Arbeiten“, so meinte er damit eine Berufstätigkeit, die das Individuum nicht völlig verschlingt und ihm sein Recht und seine Fähigkeit, ein Geschlechtswesen und ein Liebender zu sein, nicht verkümmert. (Erikson 1953, 13)

Man muss nicht daran glauben, dass Freud richtig lag, um die Intuition zu rechtfertigen, dass diese beiden Themen, Lieben und Arbeiten, alternierend das Leben vieler Menschen dominieren. Darüber lässt sich sicher streiten. Wenn man aber in die sozialwissenschaftliche Debatte der letzten Jahre schaut, die sich um zeitgenössische Liebesformen bemüht haben, dann fällt einem schnell eine ungewöhnliche Parallele auf: Wurde, so die Annahme, die Ökonomie emotionalisiert, ist das spiegelbildlich selbe mit der Liebe passiert: sie wurde ökonomisiert. Dieser bemerkenswerte Befund würde auf systematischer Ebene einen Vergleich erlauben, der es in sich hat. – Doch was bedeutet er eigentlich? Dieser Frage wird das nächste Kapitel nachgehen.

²⁷ <https://www.freud-museum.at/de/sigmund-und-anna-freud/zitate.html> [zuletzt abgerufen am 29.09.2018]

3. LIEBESÖKONOMIEN: Zur Kulturosoziologie der Liebe

3.1 Einleitung

Lieben und Arbeiten – das muss, wie Erik Eriksen mit Freud meinte (vgl. 2.5), gekonnt sein, um als gesund gelten zu dürfen. Doch was heißt das heute: lieben? Und, noch schwieriger, was heißt es heute „richtig“ zu lieben? Gibt es dafür überhaupt (mehr oder weniger) verbindliche Richtlinien? Und wenn ja, wann entstanden und was beinhalten sie? Diesen Fragen, so unlösbar sie zu sein scheinen, möchte ich zwei weitere hinzufügen. Erstens: In welchem Verhältnis stehen zeitgenössische Liebesformen zur Ökonomie – deren Anforderungen, Bedingungen und Rationalität? (Daher auch der Titel des Kapitels.) Zweitens: Welche Bedeutung kommt Ratgebern dabei zu?

Auch wenn es auf diese Probleme kaum finale Lösungen geben mag, möchte dieses Kapitel dazu Thesen aufstellen, in denen eine Reihe an Antworten enthalten sind, die sich mittels einer Interpretation normativer Sinnstrukturen in Ratgebern prüfen lassen. Jene These lässt sich folgendermaßen umreißen: Ideengeschichtlich lassen sich zwei verschiedene Liebesideale identifizieren; das erste – „romantische“ – stammt aus dem 19. Jahrhundert und ist verkoppelt mit einer bestimmten Sozialstruktur, die es ermöglicht. Jene Sozialstruktur legte eine klare Trennung zwischen Lebens- und Arbeitsstätte fest, setzte im ersten Quartal des 19. Jahrhunderts ein und hielt ungefähr ein Jahrhundert. Das zweite „therapeutische“ Liebesideal löst spätestens ab den 1970er Jahren das romantische ab, was mit einer sozialstrukturellen Verschiebung vom zweiten (Industrie-) auf den dritten (Dienstleistungs-) Sektor zusammenhängt oder wenigstens einhergeht. Wie schon das letzte Kapitel (vgl. 2.3.3 und 2.4.2) deutlich machte, fangen – informiert durch die Psychologie – ökonomische Denkweisen und Imperative an, die Liebesformen sowohl zu durchdringen, wie auch zu ihnen in Konkurrenz zu treten.

Der zweite Teil meiner These lautet: Ratgeber und ihre symbolische Infrastruktur aus Metaphern, Narrativen und Klassifikationen spiegeln diese Entwicklung wieder. Sie machen es zugleich möglich zu prüfen, ob diese kulturosoziologische und ideengeschichtliche Interpretation durch empirisches Material bestätigt werden kann und/oder ob sie korrekturbedürftig ist. Das ist deswegen wichtig zu erwähnen, weil, wie schon im letzten Kapitel, es Aufgabe der folgenden Ausführungen sein wird, Codes aus der

Sekundärliteratur herauszudestillieren, welche ins Codesystem als methodische Grundlage der Ratgeberanalyse einfließen können (siehe bes. 3.4).

Im Grunde funktioniert dieses Kapitel strukturanalog zum letzten. Zuerst werden drei soziologische Klassiker konsultiert. Die ersten beiden – Max Weber und Georg Simmel – kamen schon im letzten Kapitel vor und werden nun nicht auf ihre Sicht der Ökonomie hin befragt, sondern auf ihre Perspektive auf die Liebe (3.2). Wiederum wird sich dabei herausstellen, dass sie, als Kinder des 19. Jahrhunderts, emblematisch für eine romantische Konzeption der Liebe stehen. Beim dritten Klassiker, Erich Fromm, ist das anders. 1900 geboren, ist er Ahner und Mahner einer Entwicklung, die ab den 1970ern zur vollen Blüte kommen wird und unsere Gegenwart noch bestimmt.

Die Sicht der Klassiker kann aber nicht als einziger Garant für die Gestalt des romantischen Liebesideals herhalten. So informativ sie auch sein mögen, müssen wir uns ins Dickicht der Vergangenheit des 19. Jahrhunderts hineinbegeben und dort prüfen, wie sowohl die semantischen wie sozialstrukturellen Liebesverhältnisse aussahen (3.3). Im Spagat zwischen summarischer Kürze und systematischer Gründlichkeit bleibt das Kapitel der Methode „genealogischer Schlaglichter“ treu und nimmt eine Heuristik zum Ausgangspunkt, die vier Felder umfasst: die Ebene *normativer Semantik* (der „Ideale“), die Ebene der *Institutionen*, was hier heißt Ehe und Familie, sowie das Thema der *Geschlechterverhältnisse* und damit der *Sexualität*.

Der nächste Abschnitt (3.4) setzt die Heuristik fort, zieht jedoch besonders solche Forschungsergebnisse in Szene, die nicht nur die Liebe, sondern vor allem ihren Zusammenhang mit der Ökonomie beschreiben. Alle vier Felder zeigen auf je unterschiedliche Weise die „Pluralisierung der Lebensformen“, wie sie ab den 1970ern sich ereignet. Zuerst werden dabei sechs Aspekte des therapeutischen Beziehungsideals herausgestellt (Vertraglichkeit, Autonomie, Kommunikation etc.), ihr (historisches) Verhältnis zur Psychologie und Ökonomie erörtert und als Codes gelistet. Diese neue Normstruktur ist abgestimmt auf das, was ich unten „Motive der Entkopplung“ nennen werde, welche die Ehe betreffen und sie „de-institutionalisieren“. Hierher gehört auch wieder das Thema der Entgrenzung, das als Chiffre für Isomorphie-Effekte zwischen Lieben und Arbeiten steht. Auf der Ebene der Familie zeigt sich dann sehr deutlich, wie nicht nur die Kongruenz, sondern auch die Konkurrenz von Liebes- und Arbeitswelten aussieht. Hier wird die „Umpolung“ der emotionalen Kulturen von Familie und Arbeit genauso im Vordergrund stehen wie das Problem der Beschleunigung und Zeitnot. Den kleinsten Abschnitt bildet die Sexualität, welche ebenso von der Pluralisierung der Lebensformen

erfasst wird, was am Stichwort der „sexuellen Revolution“ am klarsten wird. Sie brachte das Modell der „Verhandlungsmoral“ besonders prominent ins Spiel der Geschlechter.

Im letzten Abschnitt (3.5) wird nicht noch einmal summarisch die Argumentation aufgearbeitet, sondern ein größerer, zeitdiagnostischer Zusammenhang hergestellt. So wird es möglich werden, eine breitere Brücke zum Thema der Ratgeber zu schlagen. Ich werde sie als Teil einer tendenziell orientierungslosen und daher beratungsbedürftigen (Post)Moderne zeigen und so den Übergang zum nächsten Kapitel vorbereiten, der sich exklusiv mit den „Kulturen der Selbsthilfe“, d.h. ausschließlich mit dem Phänomen der Ratgeber befasst.

3.2 Romantische Liebe bei Weber, Simmel & Fromm

Heute machen sich viele Soziologinnen und Soziologen Gedanken über die Liebe. Man untersucht, was sie bedeutet, warum sie weh tut und welchen Platz sie im Leben Einzelner und im Leben unserer Gesellschaften einnimmt. Zwar können sie dabei nicht auf eine Tradition zurückblicken, wie es die Philosophen mit ihren Verweisen auf das Platonische *Symposion* gern tun, wenn sie über Liebe sprechen. Nichtsdestoweniger hat die Soziologie als relativ junge Disziplin ihre eigenen Quellgründe vorzuweisen. Sie liegen im späten 19. Jahrhundert und waren dort noch ein dünnes Rinnsal. Das zeigt sich, wenn man die Gesamtheit des soziologischen Klassiker-Kanons anschaut, an der Verstreutheit der Bemerkungen. Keiner der disziplinären Gründungsväter ist auf die Idee gekommen, der romantischen Liebe eine eigene Monographie zu widmen. Manchmal, wie im Fall Webers, nicht einmal einen gesonderten Aufsatz. Deswegen werden die folgenden Passagen auch einen rekonstruktiven Charakter annehmen müssen. Die Hoffnung dabei ist jedoch, dass in jenem dünnen Rinnsal eine besondere Reinheit liegt: eine mehr oder minder exemplarische Deutung davon, wie man die Liebe im 19. Jahrhundert (soziologisch) auffasste. Wie schon im letzten Kapitel, soll damit ein zeitdiagnostischer Vergleichspunkt installiert werden, der dem Speziellen unserer gegenwärtigen Liebessituation einen besonders starken Kontrast verleiht. Gleichzeitig können Max Weber und Georg Simmel nicht als einzige Bürger jenes Kontrastes herhalten. Die darauffolgende Passage (3.3) ordnet ihre Ideen in andere, eher sozial-, kultur- und ideengeschichtliche Rekonstruktionen der Liebeswelt des vorletzten Jahrhunderts ein.

Bevor wir einsteigen in die Klassikerdiskussion, noch ein Hinweis. Einer der drei Autoren, die ich erörtern werde, passt nicht in die Reihe. Erich Fromm ist, auch wenn 1900 geboren,

kein Kind des 19. Jahrhunderts mehr. Auch hat er, mit einem psychoanalytischen Hintergrund, einen Außerreißer-Status inne, welcher mithin darin deutlich wird, dass er der Liebe ein eigenes Buch widmet. Aufgenommen in die „Klassiker“ habe ich ihn nicht nur deswegen, sondern auch, weil er ein Vorausahner, eine Cassandra jener Probleme ist, welche die Liebeswelt im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert heimsuchen. Zwar gilt das zu wissen, wenn auch sehr viel geringerem Ausmaß auch für Weber und Simmel, doch Fromm bringt als neuerer Klassiker eine andere Perspektive mit, die sich mit den Überlegungen des zweitens Teils des Kapitels kreuzen lässt. Damit bildet er im Aufbau der hiesigen Argumentation eine Art Brückenkopf zur Gegenwart hin.

Zuerst müssen wir bis dahin und damit zu uns aber Strecke machen und in der Zeit zurückspringen.

3.2.1 Max Weber: Erlösung & Erotik

Max Webers Gedanken zur romantischen Liebe sind nicht über mehrere Bücher verstreut. Sie sind konzentriert in einer Passage, die sich in einem seiner berühmtesten Texte – „perhaps the key text in Weber’s entire corpus“ (Bellah 1999, 279; Hervorheb. im Orig.) – befindet: der „Zwischenbetrachtung“ in *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie* (Weber 1988 [1920], 536-573)²⁸.

Dass sich seine Gedanken zur Liebe gerade dort, in der Religionssoziologie finden, ist alles andere als Zufall. Man kann Webers Ausführungen eigentlich nur richtig verstehen, wenn man den religiösen Kontext bedenkt, zu welchem er romantische Liebe in Kontrast, ja sogar in Widerspruch setzt. Denn in der *Zwischenbetrachtung* untersucht Weber die „Spannungsverhältnisse zwischen Religion und Welt“ (540), genauer: zwischen den verschiedenen „Wertsphären“ der Welt. Von ihnen ist die Religion (neben Kunst, Ökonomie, Politik etc.) nur eine. Ihre – zumindest idealtypisch – „rationale Geschlossenheit“ (537; später reformuliert von Luhmann (1987, 63 f.), vgl. Schluchter (2009)) führt mithin dazu, dass sie zueinander in Konkurrenz treten.

Es wird daher nun darauf ankommen, diesen Kontrast zwischen der erlösungsreligiösen Brüderlichkeitsethik und der, wie Weber es nennt, „erotischen Sphäre“ scharf zu stellen, wobei das Profil der „geschlechtlichen Liebe“ besonders interessiert.

Schon in seinen kurzen Anmerkungen zeichnet Weber die kulturellen Entwicklungsstadien der romantischen Liebe – „im Okzident“ – nach. Er beginnt dafür in der hellenistischen

²⁸ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

Antike. Dort wurde die Liebe „als eine echte Schicksalsmacht“ besungen; dort konnte noch der „Raub eines Weibes [Helena] als Anlass eines Heldenkrieges ohnegleichen [Troja]“ dienen (558). Auf den Maskulinismus jener Periode folgt, nach Weber, der mittelalterliche Minnesang, wo „ritterliche Vasallensymbolik in die erotisch sublimierten Sexualbeziehungen hineingetragen wurde“ (559). Sie hält sich bis in die durch Renaissance, verblasst langsam in der Shakespeare-Zeit und endet mit einigen Überbleibseln in der Salonkultur. Dort, wo die „Werte schaffende Macht der intersexuellen Konversation, für welche die offene oder latente erotische Sensation und die agonale Bewährung des Kavaliers vor der Dame unentbehrliches Anregungsmittel wurde“ (ebd.), kollidiert die erotische Sphäre auf ihrer „letzten“ Steigerungsstufe (ausgerechnet) in Webers Gegenwart mit dem Berufsmenschentum.

Das kulturelle Profil der romantischen Liebe trägt bei Weber die Standarte der *Irrationalität* vor sich her. Wird die Welt immer unpersönlicher, abstrakter, „rationaler“ in ihren Zusammenhängen, stellt sich die geschlechtliche Liebe dar „als eine Pforte zum irrationalsten und dabei realsten Lebenskern gegenüber den Mechanismen der Rationalisierung“ (558). Durch die romantische Liebe als „größten irrationalen Lebensmacht [...] weiß sich der Liebende in den jedem rationalen Bemühen ewig unzulänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen eingepflanzt, *den kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags*“ (ebd., 556, 561f.; meine Hervorheb.; vgl. Koch (1993) und Whimster (1995)). – Was in diesen poetischen Worten, die mit einiger Sicherheit auch biographisch herleitbar sind (Schlaffer 2011, 28-70, Mitzman 1985).

Neben der Irrationalität der romantischen Liebe auch zum Ausdruck kommt, ist ein weiteres Charakteristikum. Was so geartete Verbindungen versprechen, ist der „direkte Durchbruch der Seelen von Mensch zu Mensch“, also „die Möglichkeit einer Gemeinschaft, welche als volle *Einswerdung*, als ein Schwinden des ‚Du‘ gefühlt wird und so überwältigend ist, dass sie ‚symbolisch‘: – *sakramental* – gedeutet wird“ (560; Hervorheb. im Orig.). Hier liegen die Wurzeln für die romantische Liebe als „irdischer Religion“ (vgl. Brümmer 1993). Außerdem drückt Weber mit dieser Konzeption jene die Stellung aus, welche der Liebe „psychologische Verwandtschaft“ (561) und – gerade deswegen – ideologische Opposition zur Erlösungsreligion einbringt: ihre *Außeralltäglichkeit*. Mystik ist auch der Versuch einer „Sprengung der Individuation“ (*unio mystica*), aber eben nicht „von Mensch zu Mensch“, sondern von Mensch mit Gott. Gerade weil das Ziel dasselbe ist, die Mittel aber verschieden, entwickelt sich zwischen den beiden Wertsphären die „schärfte überhaupt mögliche Konkurrenz“ (561; vgl. Bologh (1990)).

Ähnliches, so lässt sich in Rückschau sagen, gilt auch für das Verhältnis der romantischen Liebe zur *Wirtschaft* (vgl. 2.2.1). Letztere ist nach Weber auf ausgezeichnete Art unpersönlich, abstrakt, kalt, interessengeleitet, rational, tauschend, objektiv. Deswegen steht sie im Prinzip jedem offen und gilt ihm als das genaue Gegenteil der erotischen Liebe. Jene ist „notwendig im Innersten exklusiv und im denkbar höchsten Sinne subjektiv, absolut inkommunikabel“ (562).

Was in Webers berühmter *Zwischenbetrachtung* an Positionen zum Ausdruck kommt, ist für die spätere Soziologie der Liebe, des Paares, der Ehe und Familie sehr einflussreich geworden (vgl. Bachmann 2014). Die romantische Liebe hat sich gemäß dieser Interpretationslinie im Laufe der okzidentalen Kulturgeschichte immer mehr zu einer eigenen Wertsphäre hin verdichtet, die – wie Luhmann es nennen würde – eigene „Sinngrenzen“ errichten und damit andere Wertorientierungen ausschließt. Die romantische Liebe ist also eine Art Extrawelt. Sie befindet sich zu anderen Wertsphären, wie Religion und Wirtschaft, in einer scharfen Opposition, einer „Spannung“ oder sogar „Feindschaft“. Verknüpft mit dieser makrosoziologischen Sichtweise, geht Weber mit für ihn ungewöhnlich emotionaler Verve (er benutzt selten so viele Superlative) auf die affektiv-kulturellen Parameter der romantischen Liebe ein. Für ihn ist die romantische Liebe das schlechthin Irrationale und Außeralltägliche. Sie folgt nicht den auf Profit und Mehrwert ausgerichteten Kalkülen kapitalistischen Wirtschaftens, ja ist diesen sogar feindlich gesinnt und lässt sich nicht von ihnen einspannen. Die erotische Sphäre ist also eine Art Gegenspielerin der Rationalisierung. Was Weber damit aufbaut, ist eine Mauer zwischen Rationalität und Emotionalität, welche für sein ganzes Denken typisch ist (Koch 1993). Außerdem ist die romantische Liebe für Weber der Ausstieg aus dem drögen Alltag des gewöhnlichen Berufsmenschentums. Als ultimativer Ausweg aus Einsamkeit und Separiertheit, schreibt er das Narrativ der Seelenverschmelzung fort. Sie, die Seelenverschmelzung, verspricht damit das hohe Gut einer „sich als ‚Güte‘ fühlenden Euphorie des glücklich Liebenden“, inklusive des „freundlichen Bedürfnisses, nun auch aller Welt frohe Mienen anzudichten oder in naivem Beglückungseifer anzuzaubern“ (562). Obwohl jene Verliebtheit anstecken möchte, ist sie anderen Menschen doch letztlich unzugänglich, sofern sie in einer Verbindung wurzelt, die allen Dritten verschlossen, weil maximal exklusiv ist. Ein Grund dafür ist das Charakteristikum der *Inkommunikabilität*. Was vorgeht, *wie es sich anfühlt*, dafür finden die Protagonisten kaum Worte und haben keine Sprache. Wenn Weber dem hinzufügt, die Verbindung sei „im denkbar höchsten Sinne subjektiv“, zielt dies u.a. auf die *Unaustauschbarkeit* der jeweils Liebenden. Niemand kann an

ihre Stelle treten bzw. sie *vertreten* (auch dieser Gedanke wird sich bei Simmel wiederfinden).

All diese Merkmale – Irrationalität, Emotionalität, Außeralltäglichkeit, Exklusivität, Verschmelzung, Inkommunikabilität, Unaustauschbarkeit etc. – sind, wie wir später noch deutlicher sehen werden (3.3) feste Bestandteile des Programms der Romantik, welche Weber mit seinen Überlegungen beerbt und gleichzeitig kristallisiert. Gleichzeitig bilden sie damit Kontraste zu unserer Gegenwart, die zwar immer noch jene Ideen mitführt, gleichzeitig aber eine viel größere Nähe zwischen Wirtschaft und Liebe, zwischen psychologisch informierter Kommunikationstechnik und Beziehungsführung, zwischen Märkten und Partnerwahl geschaffen hat. Für all das bieten zeitgenössische Liebesratgeber die normative Architektur und eine symbolische Infrastruktur an. – Aber ich greife vor. Widmen wir uns nun dem zweiten Klassiker und Zeitgenossen Webers: Georg Simmel

3.2.2 Georg Simmel: L(i)eben & Subjektivität

Drei Jahre nach seinem Tod 1918 publiziert, findet man im *Fragment über die Liebe* Simmels lebensphilosophisch geprägten Gedankengang zur romantischen Liebe. Er enthält zwar keine historische Herleitung, wie man sie bei Weber findet, teilt aber dennoch mit dem Spätwerk des älteren Kollegen eine Menge an Motiven. Wie schon Weber vor ihm sieht auch Simmel das „Wunder der Liebe“ als „etwas völlig Irrationales, der Logik sonst gültiger Kategorien etwas sich Entziehendes“ (Simmel 1985, 226)²⁹. Von „allem Praktischen, allem Theoretischen, allen Sachwertsurteilen“ hat sich die Liebe gelöst; sie ist eine „unbegründete primäre Kategorie“ (231). Was Simmel hier sagt, gilt natürlich für alle Formen und Formate der Liebe, also unabhängig davon, worauf sie sich richtet. Es gilt für „die Liebe zu Gott und die zum Vaterland, die christliche Nächstenliebe und die zwischen Mann und Weib, die Liebe zum Freunde und die rational praktische des humanitären Ideals“, ja sogar für die Liebe zu „unbelebten Dingen“ wie Landschaften und Kunstwerken (228). Der Neukantianer Simmel kann all diese Arten der Liebe einschließen, weil er sie, im Gegensatz zu Weber, als Kategorie des Bewusstseins fasst. Die angepeilte Tiefe ist transzendental. Für Simmel ist die Liebe „eine reine Zuständlichkeit des Subjekts“, eine „formale Funktion seelischen Lebens“: „der geliebte Gegenstand [steht] in formaler Nebenordnung mit dem erkannten Gegenstand, dem geglaubten Gegenstand, dem beurteilten Gegenstand“ (229, 232). Der

²⁹ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

Unterschied zu anderen Einstellungen des Subjekts liegt bei ihr jedoch darin, wie wenig sie ihr Objekt auf Distanz hält. Im Gegenteil bewegt sie sich mit und zu ihm in „abstandsloser Anschmiegung“ (226) hin. Hier findet man einen ähnlichen Topos, wie ihn schon Weber betonte: Die romantische Liebe bedeutet maximale Nähe zweier Menschen, die bis hin zur Verschmelzung geht. Für Weber ist mit dieser diesseitigen Kommunionshoffnung die tiefste Konkurrenz zur Religion ins Werk gesetzt. Simmel jedoch, der zwar auch die christliche Nächstenliebe als Form begreift, die wesentlich verschieden von der romantischen Fassung ist, gibt dem Gedanken eine eher formale oder kategoriale Wendung, die nicht über den historischen Vergleich funktioniert. Die Durchdringung von Liebessubjekt und Liebesobjekt basiert für ihn auf den Umstand, dass das Subjekt das Objekt als Liebesobjekt allererst erschafft, indem im „Subjekt eine ganz neue Grundkategorie schöpferisch geworden [ist]. Mit demselben Recht, mit dem der andere ‚meine Vorstellung‘ ist, mit eben dem ist er auch ‚meine Liebe‘“ (231). Ähnlich wie später Fromm war Simmel daran gelegen, das Problem der Liebe als ein zutiefst menschliches aufzufassen und es nicht zur historisch kontingenten Dreingabe der Kultur herabzusetzen.

Gerade deswegen war ihm wohl auch bewusst, dass dort, wo die Sinnlichkeit und Erotik ins Spiel kommen, besondere Aufmerksamkeit erforderlich ist. Kann er die Liebe allgemein noch unter den Kantisch geadelten Vorzeichen der Transzendentalphilosophie verhandeln, wird das sehr schwer, wo es um Sex geht. Um diese Dimension der romantisch-erotischen Liebe zu fassen, greift Simmel daher auf die Lebensphilosophie zurück, welche die Spätphase seines Werkes dominierte (vgl. Coser 1977, Dahme 1985). Die erotische Liebe und der Geschlechtstrieb dienen der Erhaltung der Art, sie sorgen dafür, dass Nachkommen das Licht der Welt erblicken und für sie gesorgt wird. Insofern ist die Liebe ein Mittel zum Zweck des Lebens.

Dennoch: in dem Augenblick, in dem dies erreicht ist, in dem die natürliche Entwicklung Liebe geworden ist, damit die Liebe wieder natürliche Entwicklung werde – in eben diesem verwandelt sich das Bild; sobald die Liebe in diesem gattungsmäßig-teleologischen Sinn dasteht, ist sie auch schon etwas anderes, diesem Status Jenseitiges. [...] Der Liebende empfindet, dass das Leben jetzt der Liebe zu dienen hat, sozusagen dazu da ist, um ihr zu ihrem Bestande seine Kraft zu leihen. (236)

Die Gleichung kehrt sich um: Mittel wird Zweck und Zweck wird Mittel. Was hier recht metaphysisch klingt, lässt sich auch härter sozialstrukturell lesen. Denn Simmel betont, dass es bei der Liebe ähnlich abläuft wie bei Erkenntnis, Kunst und Religion auch: Sie bilden eine „eigene, ihrem Sachgehalt entsprechende Logik und Wertsystematik aus [und werden] zu Gebieten, die in ihren Grenzen autonom sind“ (237). Hier lässt sich darin das gleiche Motiv erkennen, wie es auch schon bei Weber der Fall war. Beide Autoren darin übereinstimmen, die Liebe bilde ein eigenes Wertsystem, eine eigene ‚Logik und Wertsystematik‘, die ‚in ihren Grenzen autonom‘ ist. Eine solche Lesart noch bekräftigend, spricht Simmel später zusätzlich von „absoluter Eigenwirklichkeit, Eigengesetzlichkeit“ (248) der Liebe. Innerhalb dieser Liebeswelt gelten ihr eigentümlichen Regeln und Ideale. Eines davon ist, wie ebenfalls bei Weber, die Exklusivität und Unaustauschbarkeit. Anhand des Vergleiches von Goethes Faust und seiner Verbindung zu Gretchen mit der Verbindung von Eduard und Ottilie (aus den *Wahlverwandtschaften*) versucht Simmel klar zu machen, dass ein Merkmal der „wahren“ oder „absoluten“ Liebe in der „Ausschaltung alles Gattungsmäßigen und der apriorische Ausschluss aller Vertretbarkeit des Individuums“ (245) besteht. In diesem Sinne muss die Liebe exklusiv sein. Das So-Sein des Anderen zählt in seiner Einzigartigkeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Simmel der Liebe eine transzendental- und lebensphilosophische Bedeutung zuspricht, deren Tiefe sich leicht erkennen lässt, wenn man sie in ihrer Nachbarschaft zu Kunst, Religion und Wissenschaft sieht. Anders als Max Weber fundiert er ihre Eigengesetzlichkeit und Autonomie als Wertsphäre in der kategorialen Struktur des Bewusstseins. Simmel täuscht seine Leser nicht darüber hinweg, für wie maßgeblich er die Liebe als zugehörig zu den großen Endzwecken des Lebens sieht. Sehr klar macht er immer wieder, wie vielgesichtig die Liebe ist. Die romantisch-erotische Liebe verdient indes seine besondere Aufmerksamkeit. Er fasst sie lebensphilosophisch und arbeitet so zwei Merkmale heraus. Das erste betraf den Zusammenhang von Sex und Liebe in Hinblick auf die Relation von Zweck und Mittel. Was Simmel damit andeutet, ist eine Ethik der romantischen Liebe. Das zweite Merkmal hatte auch schon Max Weber herausgestellt: die Unvertretbarkeit der Liebenden, die Exklusivität ihres So-Seins und damit das höchstpersönliche Moment ihrer Nahwelt.

Wie auch schon im letzten Kapitel zu den Wirtschaftsgefühlen geben die beiden soziologischen Klassiker Max Weber und Georg Simmel uns ein recht homogenes Bild davon, wie sie die Liebe begreifen und stellen sich damit, explizit oder implizit, in die romantische Tradition. Jenes Bild werden wir im nächsten Abschnitt durch die rahmende Anreicherung mit kultur- und sozialgeschichtlichen Schlaglichtern vervollständigen. Daraus entsteht, wie oben erwähnt, der gesuchte Kontrast zum mittleren bzw. späten 20.

Jahrhundert. Der dritte nun zu besprechende Klassiker wird ebenso dabei helfen, jenen Kontrast scharf zu stellen, in dem er auf der anderen Seite der Zeitenwende steht bzw. die mit Hellsicht, wenn nicht prophezeite, so doch einiges davon vorausahnte.

4.2.3 Erich Fromm: Kunst & Kritik

Erich Fromm (1900-1980) war Soziologe in einem recht weit gefassten Sinne. Studiert in Heidelberg bei Max Webers Bruder Alfred, entschloss er sich aber Mitte der 1920er in Frankfurt bei Frieda Reichmann (die später seine Ehefrau wurde) eine Ausbildung zum Psychoanalytiker zu absolvieren. In Frankfurt gehörte er mit Franz Rosenzweig (1886-1929) und Martin Buber (1878-1965) der jüdischen Intelligenzija an und widmete ab dem dreizigsten Lebensjahr den Rest seiner Schaffenszeit der Entwicklung dessen, wofür er heute als Mitgründer berühmt ist: dem Freudo-Marxismus (Wiggershaus 1987, 67–75). Als Mitglied der Frankfurter Schule suchte er Antworten auf die Frage, „welche Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen der Menschheit, speziell ihrer ökonomisch-technischen, und der Entwicklung des seelischen Apparates, speziell der Ich-Organisation des Menschen bestehen“ (Fromm 1999 [1929], 5). Sein wohl bekanntestes, im U.S.-amerikanischen Exil verfasstes Werk *Die Kunst des Liebens* (Fromm 2009 [1956])³⁰ ist nicht für ein rein wissenschaftliches Publikum geschrieben, steht aber dennoch in genau jener Traditionslinie, die das Fühlen als menschliche Fähigkeit, ja als „Kunst“ sieht, und gleichzeitig an den Verhältnissen Kritik üben möchte, die zum Verfall dieser kunstvollen Fähigkeit in modernen Gesellschaften führen (vgl. Marz 2008).

Der Ausgangspunkt von Fromms Überlegungen ist eine einfache Proposition: Alle Arten und Formen der Liebe sind – jeweils verschieden ausfallende – Antworten auf das Problem der menschlichen Existenz. Genauer: die Erfahrung des Abgetrennt-seins und die Frage, wie man diese überwinden könne. „Das Bewusstsein der menschlichen Getrenntheit *ohne die Wiedervereinigung durch die Liebe* ist die Quelle der Scham. Und es ist gleichzeitig die Quelle von Schuldgefühl und Angst“ (19; meine Hervorheb.). Wonach die Menschen „zu allen Zeiten und in allen Kulturen“ (19) suchen, ist eine Form der „Resonanz“ – das Gefühl des Verbunden-, ja des Eins-seins mit ihrem Nächsten, ihrer Familie, ihrer Klasse, ihrer Nation, ihrem Gott, oder was immer. So verstanden, ist sie eine fundamentale Notwendigkeit: „Ohne die Liebe könnte die Menschheit nicht einen Tag existieren“ (29). Allen Arten der Liebe ist demnach gemeinsam, dass sie Verbindung schafft. Sie ist „eine Kraft, welche die Wände

³⁰ Alle Angaben in diesem Abschnitt ohne genaue Zitation beziehen sich auf diese Quelle.

niederreißt, die den Menschen von seinen Mitmenschen trennt, eine Kraft, die ihn mit anderen vereinigt“ (32).

Obwohl sie nicht die einzige Form ist, lässt sich das am besten am Beispiel der „wahren“ romantischen Liebe – geprägt von Fürsorge, Verantwortungsgefühl, Achtung vor dem anderen und Erkenntnis (37 ff.)³¹ – veranschaulichen. Sie jedoch, so die Problemdiagnose, ist selten geworden. Das beruht – angeblich – auf einem zentralen Missverständnis der Menschen in modernen Industriegesellschaften der Westlichen Hemisphäre: Die Liebe sei ein Gottgeschenk, eine Schicksalsgabe oder ein natürliches Faktum, welches dem Einzelnen geschenkt würde, zustoße oder eingepflanzt werde. Das Lieben müsse erlernt werden (1), es geht nicht darum, nur die eigene „Liebenswürdigkeit“ hervorzukehren – oft genug „eine Mischung zwischen Beliebtheit und Sex-Appeal“ (12) –, um auf einem Partnermarkt nicht übersehen zu werden. Fromm schreibt: „In einer Kultur, in der Marketing-Orientierung vorherrscht, in welcher materieller Erfolg der höchste Wert ist, darf man sich kaum darüber wundern, dass sich auch die *menschlichen Liebesbeziehungen nach den gleichen Tauschmethoden vollziehen, wie sie auf dem Waren- und Arbeitsmarkt vorherrschen*“ (14; meine Hervorheb.).

Schlussstein seiner theoretischen Betrachtung ist der Abschnitt mit der Überschrift *Die Liebe und ihr Verfall in der heutigen westlichen Gesellschaft*. Dort beschreibt er eine Wechselwirkung zwischen Arbeits- und Liebeswelt, die vom Überspringen einer Entfremdung gekennzeichnet ist. Wird der Arbeiter von seiner Tätigkeit entfremdet, deckt Konformität das Bedürfnis nach Geborgenheit und das Drängen im Seelenleben wird zum Konsumautomatismus herunterdomestiziert (vgl. Horkheimer und Adorno 1947). Kulturindustriell auf das „explosive Erlebnis ‚sich zu verlieben‘“ (66) zurechtgestutzt, muss jeder Liebesbeziehung schnell die nächste folgen, sobald das Verbundenheitsgefühl abflaut und der Eindruck der Separiertheit sich erneut einstellt. So endet jede Intimbeziehung „mit dem Wunsch nach einer neuen Eroberung, nach einer neuen Liebe – immer in der Illusion, dass die neue Liebe ganz anders sein wird als die früheren Liebesbeziehungen“ (67).

Wo sich doch dauerhaftere Verbindungen – Ehen – bilden, werden sie nach Modellen der Organisationslehre gestaltet: z.B. dem „Team“³². Sich gegenseitiges Unterstützen ist an der Idee einer Kooperation entlanggeführt, die einerseits erlaubt, den komplexen Alltag zu managen und nicht alles alleine bewältigen zu müssen. Und andererseits einen „Hafen“

³¹ Fromm bemüht sich zu zeigen, wie dieser gemeinsame Charakterzug, diese Existenzfunktion in allen Formen der Liebe wirksam ist, egal, ob es sich dabei um die zwischen Eltern und Kindern, die zum Nächsten, die mütterliche Liebe, die Selbstliebe, die Liebe zu Gott oder die erotische Liebe zwischen den Geschlechtern handelt. Zwar dort auf jeweils unterschiedliche Weise wirksam, muss die nach Fromm vier ethisch aufgeladene Grundelemente enthalten, um ihre Funktion als Bindungskraft vollständig erfüllen zu können.

³² Für die Bedeutung des Teams im „flexiblen Kapitalismus“, siehe Sennett (1998, bes. Kap. 6); auch heute noch benutzen (vor allem Doppelkarriere-) Paare diese Metapher regelmäßig (vgl. Wimbauer (2003, 187, 2012, 182, 240)).

gefunden zu haben, der vor dem Empfinden der Verlorenheit durch Einsamkeit schützt. Letztlich pflegen die Partner so jedoch nicht mehr als einen „égoïsme à deux“ (103), eine „Pseudoliebe“ bei dem sie stets aneinander vorbei-li(e)ben. Diese Entwicklung – als „Pathologie der Liebe“ (110) – lässt sich nach Fromm ab den Jahren nach dem ersten Weltkrieg beobachten.³³ Sie wird jedoch, so der Autor weiter, mit am deutlichsten in seiner eigenen Gegenwart, Ende der 1950er Jahre, und ihrer massenmedialen Produktion popkultureller Kulturgüter. „Der Konsument von Liebesfilmen, von Liebesgeschichten in Zeitschriften und von Liebesliedern“ findet in ihnen eine „Ersatzbefriedigung“, mittels derer er oder sie „den Erinnerungen an eine verflossene Liebe nachhängt [...] oder nur vom Glück einer zukünftigen Liebe phantasieren“ (116). Das gilt sogar noch für das Paar, welches die eigene Liebesunfähigkeit kompensiert, indem sie gemeinsam zu „Zuschauern der ‚Liebe‘ anderer Leute“ werden (ebd.).

Erich Fromm tritt uns mit dieser kritischen Haltung als ein Ahner und Mahner des „Endes der Liebe“ (vgl. 3.4.1) gegenüber, welcher mit scharfem Auge das anzuzeigen beginnt, was ich weiter unten als „Ökonomisierung der Liebe“ aus der soziologischen Literatur heraus präparieren werde. In kritischer Absicht beobachtet er außerdem, dass, mit zunehmender Verbreitung der Psychoanalyse immer auffälliger wird, wie die Freud'schen Begriffe „dem Geist des Kapitalismus entsprechen“ (108). So wenig ausführlich jene Bemerkung auch sein mag, können wir uns, ausgehend vom letzten Kapitel (vgl. 2.4.1.1), recht genau vorstellen, was damit gemeint sein kann. Mit seinen Betrachtungen, ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Simmel und Weber, steht sein Denken in scharfem Kontrast zu dem jener Autoren. Fromm sieht den, wie Weber poetisch sagte, „unzulänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen“ verrotten, sofern die Sphäre des Ökonomischen nun übergreift auf das Liebesleben, es informiert, penetriert und so ggf. pervertiert. Die Idee zweier getrennter Sphären erodiert und wird abgelöst von einer Entgrenzungs- oder, wie kritische Stimmen metaphorisch sagen, Kolonialisierungstendenz. Bevor wir jedoch dazu kommen, was genau damit gemeint sein kann, müssen wir den Ausgangspunkt – die Liebeswelt des 19. Jahrhunderts – wenigstens von ihren Ecken her ausleuchten. Dies soll der nächste Abschnitt leisten.

³³ Kein Zufall wohl, dass genau in jener Zeit die Psychologie in den USA das Personal als Ressource und Herausforderung entdeckt.

3.3 Die Liebe des 19. Jahrhunderts: eine Kurzgeschichte

Für die Liebe gilt, was überall gilt: „Oft genug lässt sich das, was heute geschieht, überhaupt nicht verstehen, wenn man nicht weiß, was gestern geschah“ (Beck und Beck-Gernsheim 2005, 65). Daher müssen wir nun einen kurzen Blick in eine Vergangenheit zurückwerfen, die uns noch prägt und deren Ideen ihre Wirkmacht noch nicht eingebüßt haben, wenn auch ihr Licht zunehmend an Strahlkraft verliert. Das 19. Jahrhundert, an dessen Beginn die Epoche der Frühromantik steht, hat ein kulturelles Programm entworfen, dem auch Weber und Simmel sich noch stark verpflichtet fühlten.

Die Komplexität des Phänomens ist hoch, daher behelfen wir uns dabei mit einer Heuristik, die Schneisen schlagen soll, in den „ungeheuren chaotischen Strom von Geschehnissen, der sich durch die Zeit dahinwälzt“ (Weber 1988, 214). Sie hat vier Teile. Zuerst müssen wir uns einige Gedanken machen über die *Semantik* der romantischen Liebe, also die Eckpunkte ihrer kulturellen Programmatik. Hierin wird nicht nur zum Ausdruck kommen, wie die Klassiker Weber und Simmel ihm verpflichtet waren, was auch heute noch Relevanz besitzt, sondern ebenso, welche Aspekte späterhin zu erodieren begannen und in der Zeitenwende der 1970er kulminierten. Wir können, zweitens, nicht umhin, jene beiden Institutionen wenigstens kurz zu streifen, die seit unvordenklichen Zeiten alles umgürten, was mit Liebe zu tun hat: *Ehe* und *Familie*. Nur eine Relation ist noch präordialer als diese beiden und soll daher den letzten Aspekt der Heuristik abbilden: *Sexualität* bzw. *Geschlechterverhältnisse*. Nicht alles, was in den folgenden vier Aspekten passagenartig erwähnt wird, hat unmittelbare Relevanz für die spätere Analyse und generelle Thematik von Ratgebern. Und dies unbenommen der Tatsache, dass alle vier Punkte in fast allen Ratgebern die diskursive Bühne betreten, manche ausführlicher als andere.

3.3.1 Romantikprogramm und Kult der Häuslichkeit

Dem Ende der Aufklärung folgt jene Epoche, welcher die geschlechtliche Liebe ihr bekanntestes Adjektiv verdankt: die Romantik. Mit ihrem kulturellen Katalog sind wir, trotz spürbarer Verschleißerscheinungen, immer noch bestens vertraut. Man findet es schon früh blühen in Goethes *Werther*, Richardsons *Pamela* und Madame de Staëls *Corinna*, später bei Schlegel und Novalis in Deutschland, bei Jane Austin und den Brontë Schwestern in England, bei Stendahl und Flaubert in Frankreich, oder auch bei Nathaniel Hawthorne (*The Scarlet Letter*, 1850) und Harriet Beecher Stowe (*Uncle Tom's Cabin*, 1852) in den Vereinigten

Staaten (für den Europäischen Raum Kluckhohn 1966 [1922]). Immer wieder geht es darum die Spaltung von Körper und Geist zu überwinden, Sexualität aufzuwerten, Liebe in der Ehe durch Intimität zu erreichen, Zärtlichkeit in Familien zu pflegen, Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern (und in den USA: den Rassen) abzuschaffen, und mit Gefühl an der spirituellen Perfektion des Menschen zu laborieren.

Alle AutorInnen arbeiten auf ihre je eigene Weise arbeiten, wenn schon nicht *in* der Epoche, so doch *am* Programm. Dass es sich dabei „nur“ um Literatur handelt, mag man als Einwand gelten lassen. Allein, „die Diskursebene des literarischen Programms der romantischen Liebe wird sukzessive in *fortschreitenden Realisierungsstufen* auf der Ebene der Beziehungsnormen in beziehungsrelevante Orientierungsvorgaben für Paare umgesetzt“ (Lenz 2006, 281; meine Hervorheb.). Das scheint umständlich ausgedrückt, meint aber doch etwas Wichtiges: nämlich die stufenweise Übersetzung der Kunst ins Leben, die Übernahme literarischer (Ideal-)Vorstellungen in alltägliches Denken, Handeln und Fühlen. Karl Lenz, der zusammen mit Christiane Wimbauer, Cornelia Koppetsch und Günter Burkhard aktuell zu den wichtigsten Deutschen Paarforschern gehört (sie alle werden weiter unten noch zu Wort kommen), hat in Übereinstimmung mit seinen Kollegen das Romantikprogramm durch sieben Punkte umrissen. Wer die einschlägige Literatur kennt, wird eine Detailbesprechung redundant finden, weswegen ich sie hier lediglich stichworthaft (Lenz 2006, 276 ff.) zusammenfasse:

1. Einheit von sexueller Leidenschaft und affektiver Zuneigung
2. Postulat der Einheit von Liebe und Ehe
3. Integration von Elternschaft
4. Dauerhaftigkeit der Liebe und Treue
5. Grenzenlos steigerbare Individualität (ein Luhmann-Ausdruck)
6. Höchstrelevanz der Liebe im Leben
7. Gegenseitigkeit

Einige dieser Punkte sind keineswegs Neuerfindungen des 19., sondern eher Zuspitzungen des 18. Jahrhunderts.³⁴ Dazu zählen vor allem die Einheit von sexueller Leidenschaft und

³⁴ Sie deuteten sich schon während der Periode der *Empfindsamkeit* (ca. 1750-1780) an (locus classicus ist Sauder 1974). Die Empfindsamkeit trägt maßgeblich zu einer Rekonzeptualisierung der Liebe bei und rückt sie in den Rahmen einer sich rasch ausbreitenden, neuen bürgerlichen Gefühlskultur. „Ihre Schlüsselbegriffe Zärtlichkeit, Empfindung und Empfindsamkeit bildeten [dabei] kein Synonym für tränenreiche Rührseligkeit, sondern standen für ein kollektives Gefühl, für eine Haltung, die auf Innerlichkeit, Sensibilität und Empathie zielte und die Aufwertung und bis zu einem gewissen Grad auch die Ausbildung eben solchermaßen definierter Emotionen bedeutete“ (Trepp 2002, 96). Mit dem Erstarken eines literaten Bürgertums, das sich für neue Entwicklungen in den Naturwissenschaften interessiert und Bücher wie Richardsons *Clarissa Or the*

affektiver Zuneigung, welche auf die erste sexuelle Revolution zurückgeht (Dabhoiwala 2014). Die postulierte (!) Verschmelzung von Liebe und Ehe, wie sie in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts bereits auftaucht, auch wenn sie nur selten akzeptiert bzw. adaptiert wurde; und die Einzigartigkeit des Individuums (Punkt 5), wie sie bereits im von Lawrence Stone sogenannten „affective individualism“ zum Tragen kommt.

Neu ist nun, dass diese verschiedenen Aspekte zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, um gemeinsam als Subsystem der modernen Gesellschaft zu kondensieren. Was das praktisch heißt: Zwar ist das (lesende) Bürgertum, welches sich zusehends zum kulturellen Hegemon mausert, am Anfang immer noch die primäre Trägerschicht des Romantikprogramms (Stone 1990 [1977]). Aber die „Ausdehnung bleibt nicht auf das kleine Segment des Entstehungsmilieus beschränkt, sondern aus literarischen Zirkeln kommend breitet sich dieser neue Liebescode nach und nach über die Gesellschaft aus“ (Lenz 2006, 280).

Man kann vor diesem Hintergrund nun besser verstehen, warum Max Weber und Georg Simmel von einer „Eigengesetzlichkeit“ der Liebe sprechen konnten, warum sie Subjektivität und Individualität als essentielle Bestandteile derselben sehen, und warum Religion wie Wirtschaft zu ihren Konkurrenten gehören konnten. Und, blickt nochmals man an Punkt sechs des Programms, warum es Simmel plausibel erschien, wenn er in seinem *Fragment über die Liebe* sie als letzten Zweck des Lebens bestimmte. All das ist nur unter der Bedingung einer „Demokratisierung der Liebe im Sinne einer für alle gleichermaßen bereitgehaltenen Möglichkeit“ (Luhmann 1988a, 175) überhaupt denkbar.

Soweit Sozialstruktur und Semantik im 19. Jahrhundert einander angenähert sein mögen, gibt es dennoch Überschüsse der letzteren. Einer der bedeutendsten betrifft das Verhältnis der Geschlechter. Lenz erwähnt unter Punkt sieben eigentlich noch ein weiteres Kriterium im Katalog, die „Androgynität“. Sie ist Teil der Reziprozität (Gegenseitigkeit) und deutet auf die prinzipielle Gleichwertigkeit der Geschlechter in der Liebe hin, welche das Ideal fordert. Hier findet sich eine gewichtige Inkongruenz. Denn obwohl die romantische Liebe auf eine Gleichwertigkeit zwischen den Geschlechtern hinauslaufen müsste, was an ihrer Komplementarität liegt, lässt sich, wie Cancian (1993, 23) für das 19. Jahrhundert feststellt,

History of a Young Lady (1748), Rousseaus *Julie ou la Nouvelle Héloïse* (1761) oder Sternes *A Sentimental Journey Through France and Italy* (1768) liest, bildet sich „eine neue, vom Gefühl bestimmte Gruppenkultur“ (Nenon 2005, 11). Solche Lektüren sind, wie schon Schleiermacher wusste, eine wichtige Voraussetzung für die Ausprägung der Liebesfähigkeit: „Keine Bildung ohne Liebe, und ohne eigene Bildung keine Vollendung in der Liebe; Eines das Andere ergänzend wächst beides unzertrennlich fort“ (Schleiermacher 1978 [1800], 38). Die deutsche Literaturwissenschaft hat diese „Emotionalisierung privater Bindungen“ (Aurnhammer, Martin, und Seidel 2004a, 3) für deutschsprachigen Kulturraum gut dokumentiert (Aurnhammer, Martin, und Seidel 2004b, van Ingen 2004, Sauder 2003, Minter 2001). Und auch im Rest der Westlichen Welt lassen sich ähnliche Entwicklungen ausmachen (für Italien: Segler-Meißner 1998, für Frankreich: Reddy 2001, für England: Barkhausen 1983, für Spanien: Gaite 1991, für die Ostküste der USA: Eustace 2001).

eine starke „Feminisierung der Liebe“ beobachten. Das kulturelle Imaginäre der Liebe „[is] emphasising tenderness, expression of emotion, and weakness“ (ebd., 23). Die romantische Liebe ist gekennzeichnet durch die *Hingabe* der Frau an den Mann, der sich als ihr Beschützer versteht (am Beispiel Schwedens Frykman und Löfgren 1987, 101 f.). Und während Männer, so schreibt schon Madame de Staël in *De l'influence des passions* (1796), allen möglichen Beschäftigungen wie der Suche nach Ruhm, dem Spiel der Macht und ihrem Ehrgeiz nachgehen können, wäre es für Frauen anders: „l'amour est la seule passion des femmes“ (zit. nach Saurer 2014, 49).

Cancian sieht den Grund dafür im Ausschluss der Frauen aus dem Produktionsprozess und damit einer neuen, d.h. unilateralen Abhängigkeit von ihren Ehemännern (ähnlich, am Beispiel Belgien, Matthijs 2003). Es lässt sich jedoch schwer sagen, ob die kulturelle Veränderung *nur* eine Folge der ökonomischen ist. So schreibt Lenz über die stattfindende Spaltung: „Das literarische Ideal wird in diesem Zusammenhang durch die ‚Kulturidee‘ der polaren Geschlechtscharaktere überformt, in der die weibliche Emotionalität der männlichen Rationalität entgegengestellt ist. Die Frau wird zum emotionalen Wesen, das in der wahren und ersten Liebe voll und ganz aufgeht und gleichsam für den Mann ‚mitliebt‘“ (Lenz 2006, 284). Literatur und Kultur haben ein Eigengewicht. Darauf weisen auch empirische Studien zum Heiratsalter hin, auf die ich im nächsten Teilabschnitt eingehen werde. Was sich auf jeden Fall jetzt schon sagen lässt, ist, dass im 19. Jahrhundert eine Reihe von kulturellen Unterscheidungen Raum greifen, die man auch als Bifurkationen lesen kann. Rationalität versus Emotionalität ist nur eine davon.

Bevor ich weiter unten zu einigen anderen komme, muss noch eine letzte semantische Neuerung kurz angesprochen werden, die mit diesen Unterscheidungen (siehe unten) wiederum systematisch in Relation steht. Jene Neuerung ist für das 19. Jahrhundert und seine Liebeswelt sehr wichtig, hat aber von den genannten Paarforschern nur selten die gebührende Aufmerksamkeit erhalten. Was ich meine und für die vorliegende Untersuchung nicht außer Acht gelassen werden kann, ist der *Kult der Häuslichkeit*. In dem Maße, in dem das „Große Haus“³⁵ zerfällt, sich der Lebensstandard industriell erhöht und die Verwandtschaft aus der neugegründeten Kleinfamilie gedrängt wird, bildet sich eine

³⁵ Zuerst Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897) beschrieben, wurde das „Große Haus“ (oikos) später durch Otto Brunner wiederentdeckt. Er sah es als „das grundlegende Sozialgebilde aller bäuerlichen und bäuerlich-adligen Kulturen“ (Brunner 1966, 28). Unter einem Dach vereinigte es alle Sozialisations-, Erziehungs- und Lernanforderungen der vorindustriellen Gesellschaft, in der (noch) nicht die Markt- sondern die Subsistenzwirtschaft dominierte. Zwar wurde das Große Haus vom einem „regierenden Paar“ dominiert und es lebten nicht so viele direkt Verwandte in einem Hausstand – in Deutschland um die 5,5 Personen, in England 4,75 (Troßbach 1993, Laslett 1972) – wie von Brunner und Riehl angenommen. Zu der „Größe“ trug neben den Blutsverwandten jedoch auch das Gesinde und andere „Inwohner“ bei, die das, was sie produzierten, in der Regel auch konsumierten.

Privatheit, die das Familiengefüge ummauert und eine neue Binnenintimität stiftet. Das Haus verliert seine Bedeutung als Tragfläche eines Stammbaums, Plattform der Familienwürde und Basis der Produktion. Bis zum Ende des Jahrhunderts wird es eine Konsumeinheit ersetzt durch das, was wir noch heute emphatisch als „Zuhause“ bezeichnen (Gottlieb 1993, 248 ff.). Das „Heim“weh ist eine Erfindung des frühen 19. Jahrhunderts.³⁶ So schreibt John Tosh für das viktorianische England: „Domesticity in its fully developed form offers a moral view of the world. *It places a high premium on the quality of relationship between family members [...]. And, beyond the realm of everyday human contact, it points to the emotional power which the very idea of home exercised over its inmates, as memory, as fantasy, and through affecting images*“ (Tosh 1999, 27; meine Hervorheb.). Das Heim und die romantische Liebe sind miteinander verkoppelt. Das eine ist der Ort des anderen, Bedingung und Arena zugleich.

Zwei Fragen drängen sich, wenn man über die Semantik hinausgehen möchte, nun auf: Erstens, mit wieviel „Freisetzung des Individuums“ muss man im 19. Jahrhundert rechnen? Wieweit ist z.B. die Ehe schon frei von ökonomischen Zwängen? Und zweitens, was ist der Gegen-, ja Widerpart des privaten Heims als emotional von Frauen möbliertes Familiennest?

3.3.2 Liebesheirat versus „vernünftige Ehe“

Im „langen“ 19. Jahrhundert – es zieht sich von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg – findet die große Expansion des Liebescodes statt, der die Erwartungen an die Ehe tiefentransformiert. Stand man dem Motiv „Liebe“ im 18. Jahrhundert noch skeptisch gegenüber oder lehnte es, besonders im Adel, rundheraus ab, klettert dieser Beweggrund unaufhaltsam die Legitimitätsleiter herauf.³⁷ „People started to place affection and personal compatibility at the top of the list of criteria in choosing marriage partners. These new standards became articulated as romantic love“ (Shorter 1975, 148). Und selbst wenn sie nicht der initiale Auslöser sein sollte, war die Ehe doch nur dann „gut“, „gelingen“ und

³⁶ Einer der Gründe, warum das Heimweh nicht schon früher, d.h. nach dem „Großen Haus“ entstanden war, könnte sein, dass, so nehmen die meisten Untersuchungen heute an, es nicht primär darauf ausgerichtet war, die emotionalen Bedürfnisse der Mitglieder oder Inwohner zu bedienen, sondern eher ihre physischen und sozialen (Shorter 1975, Stone 1990 [1977], Ariès 1985, kritisch dazu MacFarlane 1979, MacFarlane 1986). Eine Erklärung dafür ist verschiedentlich wiederholt worden: der Mangel an Privatsphäre.

³⁷ „Even in the middle of the eighteenth Century, most influential men and women [in England] were still firmly opposed to the idea [of romantic love as the basis of marriage], but by then they were fighting a losing battle against the mounting flood of romantic novels and poems“ (Stone 1990 [1977], 189).

„glücklich“, wenn sie zumindest langfristig Liebe lebensfähig werden ließ. Wie Shorter es ausdrückt: „Even those who continued to use the traditional criteria of prudence and wealth in selecting partners began to behave romantically within these limits“ (ebd.) . Zunächst gilt dies, je weiter das Jahrhundert voranschreitet, für das städtische Bürgertum und im trickle-down-Effekt spätestens kurz vor 1900 auch für die (immer mehr alphabetisierte) Landbevölkerung.

Neben den zahlreichen, über die eheliche Liebe verfassten Traktaten – von den Destutt de Tracy, über Melchiorre Gioia und Charles Fourier bis hin zu Schleiermacher – kann man verschiedene, weniger nur auf der rein semantischen Ebene gelegenen Evidenzen heranziehen, um die zunehmende Aufladung der Ehe mit Liebe zu belegen. Hier zwei Beispiele.

Das erste hängt zusammen mit dem Heiratsalter bzw. dem Zerfall des sog. *European Marriage Pattern*.³⁸ Historische Demographen haben herausgefunden, dass ca. ab Mitte des Jahrhunderts die Menschen früher heirateten, weniger oft ehelos blieben und dass die Altershomogamie zunahm, d.h. der Altersunterschied zwischen den Partner abnahm. Mit einem durch die Industrialisierung gestiegenen Lebensstandard und zunehmender Unabhängigkeit von elterlichen Weisungen und ggf. Drohungen (welche vor allem im Vorbehalt des Erbes bestanden), gab es auf den Heiratsmärkten mehr Freiheiten. Anhand von der Auswertung von 760,000 belgischen und niederländischen Ehezertifikaten von 1812 bis 1913 haben Bart van de Putte und seine Kollegen quantitative Argumente dafür geliefert, dass es in dieser Zeit einen Wandel hin zu nicht-instrumentellen, egalitären Ehe geben hat – und das in allen sozialen Schichten, sowohl auf dem Land wie in der Stadt. Noch interessanter ist jedoch, dass sie diese Entwicklung nicht (allein) auf die ökonomische Variable der Industrialisierung zurückführen:

³⁸ Ehe und Eheschließung hatten im Mittelalter bis weit ins 18. Jahrhundert ganz klare und sehr restringierende ökonomische Voraussetzungen, welche von der historischen Demographie als *European Marriage Pattern* (EMP) beschrieben worden sind (Hajnal 1965, Mitterauer 1977, Viazzo 2001). Das EMP wurde zuerst von John Hajnal anhand von Korrelationen zwischen Sterbe- und Geburtenraten in Hinblick auf das Alter der Eheschließung und die ökonomische Entwicklung abgeleitet. Das Muster bezieht sich auf ein demographisches System – geographisch angesiedelt westlich einer imaginären Linie von St. Petersburg bis Triest – der späten Ehe von Frauen (über 23-24 Jahren), hohe Prozentsätze von Unverheirateten (über 10-15%) und die Vorherrschaft von Nucleus-Familien (über 80%) (Ausnahmen bildeten Irland, Südspanien und Sizilien, vgl. Kertzer und Barbagli 2001, xiv). Die Antwort darauf, warum es im 17. und auch noch 18. Jahrhundert so viele Unverheiratete und erst spät ehelichende Frauen gab, liegt im großen ökonomischen Vorlauf, den man brauchte, um eine Ehe eingehen zu können/dürfen. Insbesondere die Männer mussten, bevor es dazu kommen konnte, ein eigenständiges Einkommen sichern, was erst möglich war, nachdem z.B. den Gesellenbrief erworben oder ein Erbe angetreten war. Kombiniert mit der Mitgift der Frau, war es nur unter solch engen Bedingungen möglich, das Auskommen zu sichern.

The trend in age homogamy did not match the pattern of industrialization in time or place, indicating that there was more than a pure economic evolution at stake that made it easier to meet the requirement of an instrumental partner choice. These findings seem to suggest that the rise of the new marriage regime followed a cultural pattern. (Van de Putte et al. 2009, 1250, ähnlich Matthijs 2002)

Theoretisch gesehen, zeigt sich hieran, dass die Semantik sehr wohl ein Eigengewicht hatte und die vielen Romane, Gedichte, Dramen und Traktate nicht umsonst geschrieben wurden.

Mit am schönsten zeigt sich die Idee der Liebesheirat und ihre kulturelle Umsetzung in einer der großen Traditionen des 19. Jahrhunderts: dem Liebesbrief (klassisch dazu am Beispiel von Kleist, Brentano und Karoline von Grönerode, Bohrer 1989). Schon das 18. Jahrhundert hatte diese Tradition begonnen.³⁹ Doch im 19. Jahrhundert fungiert der Liebesbrief nicht mehr nur als Empfindsamskeitsmedium des gehobenen Bürgertums. Für das „Zeitalter der Korrespondenz“ (Chartier, Boureau, und Dauphin 1996) lässt sich recht generell sagen: „Thanks to the wide-spread alphabetization and the improved postal system around the turn of the 19th century, the letter – and especially the love letter – became a medium of communication for everyone, even for those who had little letter writing know-how“ (Wyss 2014, 182). Von der Form her nimmt sich der Liebesbrief als „Brautbrief“ aus, der stets im Rahmen einer „Verlobungskorrespondenz“ steht. Sie wurde im 19. Jahrhundert zum Quasi-Obligat, um ein künftiges Ehepaar miteinander bekannt werden zu lassen. Die passive Wendung hier ist deswegen angebracht, weil – zumindest bis zum Ende des Jahrhunderts – , solch ein Brief nicht unbedingt einen absolut privaten Sinn und Charakter hatte, „denn er zirkulierte, er wurde kopiert, an Freunde und Verwandte verteilt“ (Saurer 2014, 59).⁴⁰

³⁹ Bereits in der Empfindsamkeit war um das Medium des Liebesbriefes eine Kultur entstanden, mit der eine neue Innerlichkeit in Hinblick auf den/die Geliebte/n produziert werden konnte. Das war deswegen ein Novum, weil, wie Luhmann schreibt, die „Beschränkung auf eine Zweierbeziehung im 17. Jahrhundert noch nicht als Ausdruck für eine Individualisierung und Personalisierung der Liebesbeziehung gelesen werden“ konnte, sofern die Psychologie des Jahrhunderts „keinerlei Raum für Personenentwicklung“ bot (Luhmann 1988a, 124, 125). Erst in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts konnte jene als Paradoxie des *dialogischen Monologs* sich entfalten: „Er [der Liebesbrief] ist eine Mittelung, deren dialogische Intention sich nur in ihrem formal monologischen Charakter realisieren kann. Dieser monologische Charakter wird auch nicht dadurch aufgehoben, dass, wie häufig im empfindsamen Brief, der Adressat als im Prozess des Schreibens anwesende Figur fingiert wird, die der Briefautor anspricht, deren Reaktion er vorwegnimmt und auf deren imaginierte Einwände hin er antwortet oder seinen Gedanken eine andere Wendung gibt. [...] Die Abwesenheit des Angesprochenen erleichtert ihm [oder ihr] nicht selten die Formulierung seiner Wünsche, Träume und Ängste, der Geständnisse seiner Liebe oder auch ihres Erlöschens“ (Müller 2005, 275, vgl. zur Briefkultur im 18. Jahrhundert, Reinlein 2003, Clauss 1993).

⁴⁰ Die Studie von Karen Lystra (1989) über Viktorianische Liebesbriefe zeigt jedoch ein anderes Bild. Hier galt Liebeskorrespondenz – egal ob in oder vor der Ehe – als eine hochprivate Angelegenheit und Sender wie Empfänger „in general fiercely guarded thei love letters“ (ebd., 3). Eine größere Studie, die die

Demgemäß finden sich dort hochgradig ritualisierte Schreibformen, die u.a. der Statusanzeige dienten. Nichtsdestotrotz war die Verlobungskorrespondenz ein essentieller Bestandteil der Brautwerbung und ermöglichte nicht nur Kontrolle Dritter, sondern auch Spontaneität und Empathie künftiger Eheleute als Vorbereitung auf ihre Verbindung, selbst wenn sie sich zuvor – z.B. wegen Mangel an Gelegenheiten (Lyons 1999) – nicht so gut kannten. „So kann Intimität bereits vor aller persönlichen Begegnung oder auf der Grundlage einer zuvor neutralen Bekanntschaft im Prozess des Korrespondierens entstehen, eine Liebesbeziehung erotisch stimuliert oder ihr Fortbestand simuliert werden“ (Stauf, Simonis, und Paulus 2008, 7, vgl. Lystra 1989).

Wir haben es mit der Form der sog. „vernünftigen Ehe“ zu tun. Schon die historischen Demographen hatten für die Art der Partnerwahl betont:

Romantic partner selection is not necessarily completely incompatible with instrumental partner selection. Even if individuals look for partners on the basis of romantic selection criteria, they may be searching primarily within a group of suitable potential partners. Romantic partner selection does not necessarily imply that all instrumental considerations have disappeared. (Van de Putte et al. 2009, 1237)

Anhand von deutschen Daten über Besitzverhältnisse, Gerichtsberichten und Autobiographien hat z.B. Peter Borscheid Zweifel hinsichtlich der Umsetzung des romantischen Programms angemeldet: „The Romantics aroused expectations that could not be met given the realities of nineteenth-century life“ (Borscheid 1986, 167). Seine Position ist extrem. Er vergleicht den Heiratsmarkt sogar mit einem orientalischen Basar, auf dem ohne jede Rücksicht auf die Präferenzen oder Gefühle der Eheleute nach Belieben und Bedarf hart gefeilscht wurde. Für ihn ist die romantische eine beinahe bedeutungs-, d.h. sozialstrukturell ganz folgenlose Semantik: „Romantic ideas had virtually no effect upon the choice of partner“ (ebd., 165); ein dünner Firnis, um die eigentlichen Motive zu überdecken: „Everywhere, love was in general nothing more than the thin white-wash covering the real material interests“ (ebd., 165). Andere (deutsche) Historiker haben die Strenge der ökonomischen Partnerwahl hingegen auf den eher ländlichen Raum beschränkt. Sylvia Möhle bspw. schildert Fälle, in denen die Innerlichkeiten und Wünsche der Kinder nahezu

unterschiedlichen Charakteristika deutsch-französischer und englisch-amerikanischer Liebeskorrespondenz im 19. Jahrhundert vergleicht und damit für solche Unterschiede Erklärungen liefert, liegt meines Wissens bisher nicht vor.

unwichtig waren: „Um einen überschuldeten Hof zu retten oder ihre eigene Versorgung zu sicher, drängten sie [die Eltern] Söhne und Töchter zu lukrativen Verbindungen, bei denen persönliche Neigung der Heiratenden keinerlei Rolle spielte“ (Möhle 2001, 60).

Diese Sichtweisen sind, wie gesagt, recht extrem. Die meisten Forscher heute sehen die „vernünftige Liebe/Ehe“ eher als einen Kompromiss zwischen romantischen Gefühlen und wirtschaftlichen Erwägungen. Gehört man nicht entweder zum Hochadel oder zu den Besitzlosen, „verlässt [man] sich bei der Eheschließung nicht auf den Zufall der Gefühle, sondern favorisiert eine ‚vernünftige Liebe‘, die die Gefühle betont, aber zumindest auch offen bleibt für ein genaues Abwägen der materiellen Vor- und Nachteile der Verbindung“ (Lenz 2006, 285). ‚Vernünftige‘ Liebe/Ehe bedeutet also eher ein Nebeneinander beider Motive. Zwar hatte sich durch das romantische Programm eine Menge Druck zugunsten der Option für die Liebesheirat aufgebaut. Ökonomie und Familie hatten aber nicht mit einem Mal aufgehört, ihre Forderungen zu stellen. Die sozio-emotionale Architektur der ‚vernünftigen Liebe‘ des 19. Jahrhunderts hat Eva Illouz so auf den Punkt gebracht: „Die Verschlingung von Gefühl und Urteil, von individuellem Empfinden und kollektiver Beobachtung implizierte, dass man, wenn man jemanden liebte und letztlich eine Entscheidung über einen potentiellen Gatten zu treffen hatte, unablässig in das moralische Universum der Gruppennormen und -tabus vertieft war“ (Illouz 2012, 58). Sie sieht die volle Umsetzung des romantischen Programmes erst im frühen 20. Jahrhunderts als beendet an und veranschlagt damit die „Große Transformation“ von traditionellen zur modernen Liebesweisen etwas später als Historiker wie Shorter (1975), Trumbach (1978) oder Stone (1990 [1977]) und auch später als einige andere historische Familienforscher (Segalen 2001, 1990, Coontz 2005).

Insgesamt also lässt sich für die Ehe festhalten: Zwar ist klar, dass sich die Norm der Liebesheirat wohl bis zum Ende des Jahrhunderts großräumig ausgebreitet hat; das belegt statistisch die Erosion des *European Marriage Pattern* und die immer mehr an Dominanz gewinnende Liebesbriefkultur zur Anbahnung von Ehen. Aber wie tief diese Norm letztlich auf das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen durchschlug, ist eine nicht abschließend geklärte Frage. In der Retrospektive ist natürlich evident, dass die Liebesheirat triumphierte und sich von der Ökonomie ablöste und sich ihr entgegenstellte. Wie und warum es dazu gekommen ist, wird vielleicht klarer werden, wenn wir nun zur Familie weitergehen und das Problem des Sphärendualismus betrachten.

3.3.3 Familie im Sphärendualismus

Über das 19. Jahrhundert hinweg findet in der Westlichen Welt eine Zweiteilung statt. Ihre Kraft erhält sie von der mächtigsten ökonomischen Bewegung der Zeit: der Industrialisierung. Ihr Gesicht erhält sie von einem System von Unterscheidungen, Narrativen und Metaphern, welche Historiker und Soziologen die „Ideologie der getrennten Sphären“ übertitel haben. Beides geht Hand in Hand und berührt die Familie in ihrem Kernbestand. Sowohl ihre Funktion ist betroffen, wie auch ihre Verortung im gesellschaftlichen Gefüge.

Zuerst in den Städten setzt sich immer mehr eine Trennung von Lebens- und Arbeitsstätte durch: „Urban industrialization meant the specialization of household members, the separation of the workplace from the home, the separation of household members, and the need for literacy, that is, investment in human capital“ (Franklin 1972, 253). Hier wiederholt sich der Topos: Das „Große Haus“ zerfällt als Lebensmittelpunkt. Dort noch unzertrennlich, spalten sich nun Produktion und Konsumption geographisch auf: „Es besteht eine klare Grenzziehung zur Außenwelt. Wohnung und Arbeitsstätte sind räumlich getrennt. Die Produktion findet – eine maßgebliche Voraussetzung für die Privatisierung des familialen Zusammenlebens – außerhalb der Familie statt“ (Peuckert 2012, 14).

Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wittern konservative französische Kommentatoren wie Frédéric Le Play, Auguste Comte oder der Staatstheoretiker Louis de Bonald (1754–1840) – wohl nicht ganz zu Unrecht – eine „Zerstörung der Familie durch die schädlichen Auswirkungen des revolutionären Individualismus“ (Segalen 1990, 23). Neben einem empfindlichen Bedeutungsverlust der väterlichen Autorität, befürchteten sie den großstädtischen Pauperismus, welcher am Ende des Jahrhunderts vielen so wohl bekannt war (für England wohl am besten beschrieben von Thompson 1971 [1963], z.B. 319, oder für Deutschland in Zeitgenossenschaft Engels 1886 [1884]). Mögen die Arbeiterfamilien der Zeit auch gelitten haben, zeigen größere Darstellungen, die auch die USA umgreifen, dass „changes eventually effected the material culture of all families, bringing a degree of homogenization and the bettering of social conditions, improvements from which women benefitted the most“ (Segalen 2001, 4). Es steht also relativ fest, dass die gesteigerte Effizienz der industriellen Produktion nur durch, wie man heute sagen würde, „Outsourcing“ möglich wurde, welches wiederum die materiellen Lebensbedingungen soweit verbesserte, dass es der Familie möglich wurde, einen *Raum sui generis* zu erschaffen.

Martine Segalen spricht im Zitat die zur damaligen Zeit unter der Überschrift „Frauenfrage“ verhandelte Problematik schon an. Sie möchte ich im tieferen Detail erst im nächsten

Teilabschnitt erörtern. Trotzdem sind Teile davon unerlässlich, wenn man begreifen möchte, worum es im Sphärendualismus geht. Nehmen wir dafür als Ausgangspunkt die klassische Darstellung der amerikanischen Situation von Francesca Cancian:

By the 1840s, the split between men's sphere at work and women's sphere at home was well under way. The male world of business and public life had become an unpredictable arena of competition among individuals. [...] As public life became more impersonal, immoral, and uncertain, the female world of the family was becoming more intensely personal, pure, and circumscribed. (Cancian 1993, 18, ähnlich Dagenais 2008, 39 ff.)

In dieser Beschreibung finden sich eine Reihe an Dichotomien, deren Hälften in scharfer Komplementarität konstelliert sind. Nehmen wir sie als Ausgangspunkt und sammeln listenhaft jene Unterscheidungen, die, wenn auch z.T. metaphorisch, das Kultursystem des Sphärendualismus aufspannen:

- Männer vs. Frauen
- Arbeit vs. Zuhause
- Kollegen vs. Kinder
- Konkurrenz vs. Solidarität
- Anonymität vs. Intimität
- Kälte vs. Wärme
- Rationalität vs. Emotionalität
- Instrumentalität vs. Expressivität
- Offenheit vs. Geschlossenheit
- Öffentlichkeit vs. Privatheit
- Aktivität vs. Passivität
- Gefahr vs. Sicherheit
- Macht vs. Moralität
- Geld vs. Liebe

Wie soll man dieses gute Dutzend Gegensätze nun am besten verstehen? Meine Liste, auf deren Quellen ich gleich eingehe, lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Innerhalb

der Denke des Sphärendualismus trennen sich die Aufgaben der Geschlechter also in „male breadwinner“ und „female homemaker“ auf. Die einen haben Kollegen und Arbeiten für ein Gehalt, während die anderen vor allem für die Kindererziehung zuständig sind. Die einen müssen sich mit der harten, unbarmherzigen, kalten Konkurrenz im industriell-anonymen Wettbewerb herumschlagen, während die anderen dafür da sind, das warme Familiengefühl und seine ihm eigene, intime Solidarität zu kultivieren. In der Folge konzipiert man das familiäre Zuhause „als Zufluchtsort, als Ort des Rückzugs vor den Aggressionen der Gesellschaft, als Ort, an dem sich all die Emotionalität, die notwendig ist, um gegen eine unmenschliche Gesellschaft zu kämpfen“ (Segalen 1990, 112). Für das braucht es die rechnende, kalkulierende, instrumentelle Grundhaltung, welche in einem offenen Großraum wirtschaftlicher Möglichkeiten auf ihren eigenen Vorteil bedacht ist, um einen Vorsprung zu erzielen. Für die andere kennzeichnend wird jene fürsorgliche Emotionalität, welche einen schützenden Bannkreis um die familiäre Häuslichkeit zieht und das gesellige Gespräch „unter Frauen“ kultiviert. Der Preis für die dauernde männliche Geschäftigkeit ist die dauernde Gefahr des Verlusts von Gewinnen und Arbeitsplätzen, welchen auch der „sichere Hafen“ des Heims mit seiner verordneten passiven Unverständigkeit nicht aufwiegen kann. In der Welt der Macht zählt Moralität nur wenig. Oder, wie der skeptische Peter Borscheid (1986, 167) es formulierte: „Love could not fill empty stomachs“.

Retrospektiv betrachtet, handelt es beim Sphärendualismus um ein Netz aus Wertmaßstäben – Normen –, das oft „viktorianisch“ genannt wurde. Es hat das 19. Jahrhundert sowohl in den USA wie auch in Westeuropa tief geprägt (Boydston 1990, Stearns und Stearns 1986, Stearns 1994, Lystra 1989, Crompton 2008, Mazohl-Wallnig 1995, Frevert 1988, McMillan 2000, Coontz 2005). Nichtsdestoweniger darf man nicht vergessen, dass es sich eben „nur“ um normative Wertungen handelt. Die jeweiligen Übersetzungsverhältnisse in Lebensrealitäten sind komplex und variieren notwendig mit Nation, Region und Schicht (exemplarisch Zelizer 2000). Doch selbst wenn man diesen Vorbehalt gelten lässt und der Sphärendualismus vor allem ein normatives Gerüst, eine Orientierungsvorlage darstellt, kann er theoretisch weiterhin begriffen werden als „interpretative Umsetzung realer Verhältnisse“ mittels derer „eine Gesellschaft sich die bestehende Ordnung einsichtig macht“ und „so allererst die Einheit der Sozialordnung her[stellt]. Eben deshalb stellen sich Wertungen [wie der Sphärendualismus] für den Betrachter als die übergreifenden Maximen der gesellschaftlichen Ordnung dar“ (Dux 1997, 218). Mögen die partikularen Übersetzungsleistungen also noch so individuell sein, findet man im Sphärendualismus einheitsstiftende Ordnungsmuster, deren Wirkmächtigkeiten sich en gros kaum bezweifeln lassen.

Die Theorie der getrennten Sphären hat das Westliche Weltbild im und ab dem 19. Jahrhundert so nachhaltig geprägt, dass manche Autoren der Meinung sind, sie drücke auch unserer Gegenwart noch den Stempel auf: „The ideology of separate spheres has been elevated to the very structure of society, where its gender prescriptions organize schools, workplaces, laws, religions and other social institutions, making it difficult, if not impossible, to escape“ (Adams und Coltrane 2012, 232). Es besteht wohl kaum ein Zweifel daran, dass der Sphärendualismus eine kulturelle Formation darstellt, die weit bis ins 20. Jahrhundert hineingeflutet ist. Es gibt jedoch eine Debatte darum, wie genau der historische Index aussieht bzw. wie er bezogen auf sein Ende hin begrenzt werden kann. Eine Lesart, die ich für recht plausibel halte, geht von Folgendem aus: „Men as employees, spending a significant portion of the day away from home and bringing back a wage that could support a non-employed family, is only a phenomenon of the late industrial era“ (Myra 1990, 872). Heute ist der Mann kein (Allein-)Ernährer mehr (Koppetsch und Speck 2015) und die zweite Welle des Feminismus hat bekanntermaßen gründlich Kritik an der Separierung der Sphären geübt.

Die vorliegende Untersuchung möchte eine empirische Frage daraus machen, inwieweit die Normstruktur der 2-Welten noch intakt ist und ob man in den Ratgebern eine Erosion feststellen kann, die, wie im beruflichen Kontext (2.3) auf Entgrenzung hinausläuft. Jene Erosion/Entgrenzung ist nämlich von der soziologischen Literatur, welche ich im nächsten Abschnitt (3.4) vorstellen werde, großräumig mit empirischen Evidenzen veranschaulicht worden.

Bevor wir aber dazu und damit zur Gegenwart kommen, wird es nötig sein, das Motiv des Sphärendualismus noch ein letztes Mal zu variieren. Sexualität und Geschlechterverhältnisse sind einer seiner wichtigsten Bausteine. Man kann kaum verstehen, welches Gewicht der Sphärendualismus als die Idee des 19. Jahrhunderts von zwei getrennten Welten hat und wie er sich sowohl im Romantikprogramm, im Dilemma zwischen Liebesheirat und vernünftiger Ehe, aber auch auf die Familienkultur auswirkt, wenn man nicht seine Fundierung in Sex und Gender thematisiert.

3.3.4 Medizinisierung der Sexualität & weiblicher Reinheitskult

„Sexualität“ im engeren Sinne hat erst das 19. Jahrhundert erfunden. Die erste, in einem wissenschaftlichen Publikationstitel belegte Nennung des Begriffs 1820 stammt von August Henschels „Von der Sexualität der Pflanzen“ (Walter 1998, 2). Hier steht sie noch, wie der

Titel bereits nahelegt, noch im Kontext der Botanik bzw. der Zoologie. Das ist kein Zufall. Es setzt sich so eine recht distinkte Verlaufslinie fort. War es im 17. Jahrhundert primär die Kirche, welche sich um die sexuellen Gewohnheiten der Gläubigen ‚kümmerte‘, wurde sie als Kontrollinstanz während des 18. Jahrhunderts vom Staat abgelöst, der seine bürgerliche Bevölkerung überwachte (Crawford 2007, Garton 2004, Sieder 1977, Hull 1997). Nun, im 19. Jahrhundert, setzt die Wissenschaft den Staffellauf fort und erfindet im Rahmen des medizinischen und psychopathologischen Diskurses die Sexualität.

Mit der Untersuchung dieser Ablösungsbewegung hat Foucault sich Weltruhm gesichert. Am Beispiel der „Perversen“, allen voran dem Homosexuellen, hat er gezeigt, wie im 19. Jahrhundert das entsteht, was er *scientia sexualis* nennt. Er sieht die Medizin als „Machtform“ mit

aufmerksamen und wissbegierigen Präferenzen; sie setzt Nahverhältnisse voraus und vollzieht sich vermittels eingehender Prüfungen und Beobachtungen; sie verlangt einen Austausch von Diskursen durch [“wissenschaftliche“] Fragen, die Geständnisse abzwängen, und durch Bekenntnisse, die die Verhöre übersteigen. [...] Die Medizinisierung der sexuellen Abweichung ist gleichzeitig Wirkung und Instrument dieser Erfordernisse. Eingelassen in den Körper und zum festen Charakter der Individuen geworden, verweisen die Absonderlichkeiten des Sexes auf eine Technologie der Gesundheit und des Pathologischen. (Foucault 1991, 48)

Mit Sicherheit *das* prominenteste Beispiel, welches auch Foucault hier vor Augen gehabt haben wird, ist Sigmund Freud. Als „Entdecker“ des Unbewussten, ist der Wiener zwar ein ‚unterdrückter‘ Viktorianer, wie er im Buche steht. Doch verhilft er der Sexualität am Jahrhundertende nicht nur zu bisher ungekannter Aufmerksamkeit, sondern macht sie gleich zur Triebfeder der Kultur schlechthin (Stichwort: Sublimierung). Ja sie wird – als Libido – sogar zu einer Energie, die das Leben des Einzelnen (oder „Tribschicksal“) maßgeblich bestimmt. Um ihre Wirkungen zu verfolgen, ihre Symbole zu entziffern, und den „Sinn der Symptome“ zum Zwecke der Heilung zu verstehen, braucht es genau jene „Bekenntnisse, die die Verhöre übersteigen“, mit anderen Worten, die *talking cure*.

Freuds Psychoanalyse, die den Grundstein zur „Therapeutisierung der Gesellschaft“ gelegt hat, wie sie Philip Rieff, Martin Gross, Ellen Herman, Nikolas Rose und andere beschrieben haben (2.4.1), ist zwar das Epitome für die „Medizinisierung“ der Sexualität. Doch sie ist mit

ihrer Position am Ende des Jahrhunderts lediglich die Spitze eines Eisbergs, der sich schon früher aufgebaut hatte. Ab circa 1860 „medical men and psychologists initiated a new ‚scientific‘ approach to sex which enabled them to claim institutional power“ (Clark 2008, 154). Autoren wie Richard von Krafft-Ebing (1840-1902), Anton Nyström (1842-1931) oder Havelock Ellis (1859-1939) schlugen ausgefeilte Sexualtheorien oder „Sexologien“ vor, innerhalb derer z.B. deviante Persönlichkeitsstrukturen ätiologisch erfasst werden konnten. Nicht wenige von ihnen erklärten, dass die Gesellschaft ein aufgeregtes Interesse nicht lediglich an Repression, sondern vielmehr an Sozialhygiene haben müsse. Sexuell übertragbare Geschlechtskrankheiten, sogenannte „venereal diseases“, waren sowohl in den Kolonien Britanniens und Frankreichs und auch in vielen europäischen Großstädten ein so massives Problem (vgl. Levine 2003), dass es allein mit dem Wegsperrern von Prostituierten nicht getan war. Unter solchen Bedingungen konnten sich Koalitionen bilden, welche den medizinischen Experten für die Sexualität eine enorme Autorität verliehen: „Doctors and medical spokesmen began to offer assistance to beleaguered [Viktorian] traditionalists, urging that many sexual practices had results in health as well as morality and that the authority of doctors in this area might count as much as or more than that of priests. Many doctors, seeking new status and income, clearly sought to benefit from claiming a new role in sexual matters“ (Stearns 2017, 89).

Ebendiese Welle war es, die Freud reiten und mit deren Momentum er seine Ideen entwickeln konnte. Für die frühen Stadien seiner Studien ist es nun in Hinblick auf den oben diskutierten Sphärendualismus besonders aufschlussreich, dass Freud Neurologe war. Zu Beginn seiner Karriere beschäftigte er sich im Laboratorium von Prof. Ernst Wilhelm von Brücke (1819-1892) mit dem Nervensystem von Fischen (vgl. Jones 1960). Auch die Grundlagen der Psychoanalyse blieben zumindest hinsichtlich der Geschlechterunterscheidung stets physiologisch-organisch. In einer berühmten Passage heißt es: „Die feministische Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter trägt hier nicht weit, der morphologische Unterschied muss sich in Verschiedenheiten der psychischen Entwicklung äußern. Die *Anatomie ist das Schicksal*, um ein Wort Napoleons zu variieren“ (Freud 1924, 428; meine Hervorheb.).

Und so ist, mit wenigen Federstrichen nur, das gesamte weibliche Geschlecht dank seiner auf Biologie beruhenden psychischen Organisation an den Herd genagelt. Der Sphärendualismus findet in der Konstitution der Unterscheidung zwischen Mann und Frau seine vielleicht fundamentalste Rechtfertigung. Er schreibt ihre Rolle im Haus als Mutter fest, in deren Leben das Wichtigste die Familie ist. Waren jene gut gestellt und lebten im urbanen Raum, konnte diese Rolle mit durch die Unterstützung des Ehemannes erweitert

werden, indem sie „Besuche und das Organisieren von Bällen ermöglichte“, wobei die Dame des Hauses „an ihrem ‚Tag‘ ihre Freundinnen empfing, deren Gatten später dazu kamen“ (Segalen 1990, 279).

Für die (weibliche) Arbeiterschicht war die Lage freilich weniger „annehmlich“. Eines der größten Probleme war der Verfall der alten Rituale der Heiratsanbahnung, die viele junge Frauen – besonders städtische Dienstmägde – der Gefahr aussetzte, nicht nur ungewollt schwanger, sondern außerdem von den Kindsvätern verlassen zu werden, die sich nun einfach in die Anonymität der Großstadtschungel flüchten konnten, ohne Repressionen z.B. durch eine Dorfgemeinschaft fürchten zu müssen, welche auf die Einhaltung eines gegebenen Eheversprechens – ein beliebtes Verführungsmittel – hätte bestehen können. Zusammen mit der Industrialisierung und Urbanisierung erklärt dieser Wegfall alter Brautwerbemuster den enormen Anstieg an „illegitimen“ Geburten von 1700 bis 1835, durch den sich die europäische Bevölkerung fast verdoppelte. Bemerkenswert ist nun, dass ab 1860/70 diese Rate dramatisch sinkt – zu jenem Zeitpunkt also, an dem der Sphärendualismus seine Blütezeit erlebt. Anna Clark (2008, 138) schreibt dazu in ihrer Geschichte der europäischen Sexualität:

After the mid-nineteenth century, working-class morality started to become closer to middle-class morality. Rates of illegitimacy began to drop in England, France, Ireland, and many areas of Germany, plunging even more sharply after 1880. It is unlikely, that state efforts to regulate working-class sexuality had much effect. Rather, working-class cultures restored their ability to regulate sexual behavior as they adjusted their costumes to the changing capitalist sexual economy.

Der wichtigste Stützpfeiler dieser Mittelklassemoralität, welche einen so profunden Einfluss auf die außereheliche Geburtenrate hatte und so genau auf den industriekapitalistischen Sphärendualismus zugeschnitten war: *weiblicher Reinheitskult*. Als die Frauen eine eigene Sphäre „zugeteilt“ bekamen, wurden sie zwar ökonomisch qua Abhängigkeit entmachteter. In einer Art Gegenbewegung jedoch wurde das Zuhause zum Hort der Moralität, des Guten, des Reinen aufgewertet. Nancy Cott hat in ihrer heute klassischen Studie *Passionlessness* deutlich machen können, wie sich das (mittelalterliche) Klischee von der Frau als dauergeiles Wesen mit gefährlichem sexuellem Appetit ab Mitte des 19. Jahrhunderts umkehrt. Indem Frauen nun im Gegenteil und mit einem feministischen Impetus darauf bestanden, dem Ideal sexueller Reinheit viel näher zu kommen als ihre ewig lüsternen

Ehemänner es taten, konnten sie im Rahmen des Sphärendualismus ihren Status wesentlich verbessern. Oder, wie Cott (1978, 236) selbst schreibt: „The assertion of moral integrity within passionlessness had allowed women to retrieve their identity from a trough of sexual vulnerability and dependence“. Es scheint paradox, dass viele der frühen, viktorianischen Feministinnen den Platz der Frauen im Haus derart affirmierten (Stichwort: „domestic feminism“). Man sieht jedoch, wie weit sie in ihren „bargaining with patriarchy“ (Deniz Kandiyoti) bereit waren zu gehen, um so ein Mehr an Autonomie als moralische Integrität mit Desexualisierung zu bezahlen. Dieser Kuhhandel illustriert: Im Rahmen des Sphärendualismus war eine wirkliche Emanzipation unmöglich. Schon Friedrich Engels hatte in *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* ganz klar gesagt, dass „die Befreiung der Frau, ihre Gleichstellung mit dem Manne, eine Unmöglichkeit ist und bleibt, so lange die Frau von der gesellschaftlichen produktiven Arbeit ausgeschlossen und auf die häusliche Privatarbeit beschränkt bleibt“ (Engels 1886 [1884], 125). Diese Entwicklung – und damit der (vermeintlich) endgültige Zusammenbruch des Sphärendualismus – sollte jedoch ziemlich genau 100 Jahre auf sich warten lassen.

3.3.5 Kurzgeschichtliche Erträge

Das 19. Jahrhundert hat eine „Verwandlung der Welt“ (Osterhammel 2011) mit sich gebracht, von der hier nur der kleinste Teil erfasst werden konnte. Weil Vollständigkeit indes nie der Anspruch war, sondern die Erarbeitung einer historischen fundierten und zeitdiagnostisch ausgerichteten Fragestellung für die Analyse zeitgenössischer Liebes- und Berufsratgeber, können wir hier nun einige der Erträge festhalten und sie auf den kommenden Abschnitt genauso beziehen wie auf den Gesamtkontext der vorliegenden Untersuchung.

Im 19. Jahrhundert beginnt – endgültig – die Moderne. Mit der finalen Umstellung auf funktionale Differenzierung bildet sich eine auf Marktwirtschaft basierende Ökonomie ebenso heraus wie eine Liebeswelt, die ganz anderen Regeln folgen will als ihre Vorgänger. Semantisch kodifizieren lässt es sich in dem, was man als „Romantikprogramm“ bezeichnen kann. Dutzende von Romanen und Traktaten handeln von einer hingebungsvollen Liebe, die in der Ehe dauert, treu ist und eine Art Seelenkommunion darstellt. Im Kult der Häuslichkeit schottet sich die zweisame Privatheit ab und gerinnt zur familialen Intimität. Liebe wird zum maßgeblichen Heiratsmotiv, was nicht zuletzt an der endgültigen Erosion des *European Marriage Pattern* evident und durch eine Liebesbriefkultur unterstrichen wird, welche durch massive Alphabetisierung weite Bevölkerungsschichten erreicht. Obwohl

Zweifel daran bestehen bleiben, ob die materiellen Interessen wirklich in den Hintergrund treten, scheint ein Kompromiss zwischen ihnen und den romantischen Ehemotiven am wahrscheinlichsten. Bringt die Industrialisierung auch viel Elend, profitieren mittelfristig alle Familien von ihr und der Lebensstandard hebt sich. Möglich wird das durch die Trennung von Arbeits- und Werkstätte. Auf ihrer Basis ergeben sich nicht nur Effizienzgewinne, sondern es entwickelt sich ebenso ein Sphärendualismus, der ab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein kulturelles Netz von Unterscheidungen über die Familie wirft, das maßgeblich auf der Distinktion von Mann und Frau beruht. Ihr sexuelles Verhältnis wird ab nun nicht mehr von Kirche oder Staat, sondern zunehmend von der Wissenschaft bzw. von medizinischen und psychopathologischen Diskursen dominiert.

In Kontakt kommt diese Kurzgeschichte der romantischen Liebe mit dem Phänomen der Ratgeber nur indirekt über das Problem der Normativität. Denn die Semantik des kulturellen Programmes der Romantik liegt kaum in lebensweltlicher Reinheit vor, sondern findet ihren Ausdruck im Literarischen, welchen den Leserinnen und Lesern implizit zur Implementation vorgeschlagen wird. Graduelle fortschreitende „Realisationsstufen“ (Lenz) lassen die nur mehr oder minder vollständige Übersetzung klar zu Tage treten.

Ratgeber gehen noch einen Schritt weiter, sofern sie nicht nur über Fiktionalität implizit einwirken wollen, sondern faktual argumentieren und explizit anordnen, wie die Liebe zu leben sei. Auch in ihnen finden sich so kulturelle Programmatiken, aber viel expliziter und damit für den (soziologischen) Interpreten viel wertvoller als die hochkulturell allzu gut geschriebenen Romanvorlagen. An ihren Wissenspfünden kann man denn auch nachverfolgen, was ggf. noch übrig geblieben ist vom Erbe der Romantik. Jenes Erbe, normativ wie soziostrukturell, betrifft nicht nur die Semantik des romantischen Liebesideals, sondern auch den Sphärendualismus. Das 19. Jahrhundert etablierte mit der Industrialisierung jene Trennung, die heute zu verschwinden scheint. Mit einer ganzen Kaskade an „culture structures“ (Alexander/Smith), gefasst als scharfe Dichotomien (vgl. 3.3.3), sind damit sowohl alltagsrelevante Wirklichkeiten wie „Ideologien“ benannt, denen ein schwierig evaluierbares Trägheitsmoment zukommt. Zumindest auf der normativen Ebene können die Ratgeber, so die Hoffnung, uns Aufschluss darüber geben, wie stark es immer noch ist oder wieviel diskursives Terrain die Trennung von Arbeit und Leben, von Arbeit und Lieben noch verteidigen kann.

Solch eine Frage ist vor allem deswegen spannend, weil die kritischen Kommentatoren aus der Soziologie viel Mühe aufgewendet haben um zu kartieren, wie, wo und wann beides ineinander zu fließen beginnt. Eines der wichtigsten Schlagworte lautet hier *Entgrenzung* –

wir haben es bereits im letzten Kapitel in Bezug auf Emotionen und Arbeit bzw. emotionale Arbeit kennengelernt. Die Aufgabe des nächsten Abschnittes wird nun darin bestehen, einige jener Veränderungen auszumessen, die unsere Liebesgegenwart bestimmen. Dabei müssen wir uns besonders jene Areale ansehen, wo der Kontakt und der Konflikt zur Arbeitswelt am deutlichsten wird. Mit dieser Einschränkung können wir die Heuristik von Semantik, Ehe, Familie und Geschlechterverhältnissen beibehalten und vom 19. Jahrhundert aus in die Gegenwart hineinspringen.

3.3 Die neuen Liebesmöglichkeiten

Die neuen Liebesmöglichkeiten der Gegenwart formieren sich im 20. Jahrhundert ab den 1970er Jahren. Sie sind eine Zeitenwende (Doering-Manteuffel und Raphael 2008, Rodgers 2011, Ferguson 2010, Faulstich 2004, Reichardt 2014). Jene brachte uns, was man heute die *Postmoderne* nennt (Connor 2004, Crapanzano 1991, Harvey 1990, Jameson 1998, Kroker und Cook 1991, Lyotard und Engelmann 1986, Riha 1995, Sim 2002, Welsch 1987). Mit ihr setzt eine „Pluralisierung der Lebensformen“ ein und die „großen Erzählungen“ verlieren ihre Gültigkeit. Frauen drängen endgültig auf den Arbeitsmarkt und sind zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit durch die Pille offiziell von der Kindergeburtsgebot technologisch – wenn auch nicht moralisch – entpflichtet (Goldin und Katz 2000). Die Schwulen- und Lesbenbewegung erfindet den *Christopher Street Day* als ihre erste Parade und die Studentenrevolten postulieren neue Lebensweisen. Die „Liberalisierung der Sexualität“ macht Schlagzeilen. Das „Golden Age of Marriage“ (Peuckert 2012, 12) endet. Weg bröckelt die Überzeugung der 50er, die Ehe sei der „only socially acceptable way to have a sexual relationship and to raise children in the United States, Canada, and Europe“ (Cherlin 2004, 851). So wurden auch damals einflussreiche Soziologen wie William Goode (1960) und Talcott Parsons (1955) Lügen gestraft, die noch glaubten, die bürgerliche Kleinfamilie ihrer Zeit müsse die einzige Organisationsweise bleiben, durch welche ihre Industriegesellschaft sich stabil reproduzieren könne. Mit der Entstehung einer Dienstleistungsgesellschaft, so wenigstens die Annahme, fällt auch der Sphärendualismus weg, welcher das 19. Jahrhundert bestimmt hatte.

All diesen zeitgeschichtlichen Fakten und Prozessen ließen sich noch hundert mehr hinzufügen. Und sicher gibt es auch Kultur- und Zeithistoriker, die das Gepräge unserer Gegenwart entweder eher früher oder eher später entstehen sehen. Doch die hier vertretene These lautet, dass die 1970er deswegen so formativ für den Umbau Westlicher

Gesellschaften sind, weil, wie im letzten Kapitel argumentiert, dort ebenso der Neoliberalismus und die Therapeutisierung ihren finalen Siegeszug gemeinsam antreten. Es besteht – wenigstens – eine Parallelität zwischen der Veränderung von Arbeitswelten und der Veränderung von Liebeswelten. Mögen beide im Sphärendualismus – wenn auch nur dem Soll-Wert nach – von circa 1840 bis in die 1950er noch fein säuberlich aufgeteilt gewesen sein. Ab den 1970er Jahren setzt eine neue Konstellation ein, welche dieses Verhältnis rekalibriert. Dies bedeutet nicht, dass danach keine anderen Wandlungsprozesse mehr hinzugekommen wären, die nicht extrem wirkmächtig waren – man denke nur an das Internet oder das Ende des Kalten Krieges. Doch jener Zeitabschnitt setzt zumindest für Wirtschafts- und Liebeswelten eine entscheidende Zäsur, deren Konsequenzen unsere Gegenwart nach wie vor leiten.

3.4.1 Aspekte des therapeutischen Beziehungsideals

Seit den 1970er Jahren prägt das Liebesideal nicht mehr nur die Vorstellung von der Einheit der Seelen. Zum romantischen Ideal ist durch den Prozess der Therapeutisierung ein Satz an Vorgaben hinzugekommen, der den älteren Normen zwar nicht diametral entgegengesetzt ist, sie aber erweitert und entscheidend modifiziert. Jene Neuerungen werden oft als „therapeutisches Beziehungsideal“ zusammenfasst.

Um jenes besser zu begreifen, ist es hilfreich, kurz auf den semantischen Rahmen einzugehen, in welchem es sich etablieren konnte. Spricht man in der Soziologie heute von Liebe, wird sie meistens unter dem Oberbegriff *Intimität* abgehandelt (zur Begriffsgeschichte: Schaeffer 1988, 161-163). Damit verbunden sind Beziehungseigenschaften wie Innigkeit, Vertrauen und Nähe. Viviana Zelitzer konkretisiert intime Beziehungen so: „Let us think of relations as intimate to the extent that interactions within them depend on particularized knowledge received, and attention provided by, at least one person – knowledge and attention that are not widely available to third parties“ (Zelizer 2005, 14). Sie zählt zu diesem Wissen bspw. geteilte Geheimnisse, interpersonelle Rituale, Informationen über Körperformen, persönliche Schwächen, emotionale Verletzlichkeiten oder Kenntnisse von beschämenden Situationen. Damit erweitert sich die Bandbreite der möglichen Beziehungsformen. Nicht Eltern und Kinder, Freunde, Verwandte gehören – soziologisch – in den Kreis der Intimität, sondern auch Beziehungen wie die zwischen Priester und Gläubiger, Anwalt und Klient und, was hier von besonderer Wichtigkeit ist, Therapeut und Patient. Mit dem so erweiterten Begriff der Intimität wird es gleichzeitig möglich, die

strukturellen Überschneidungen in verschiedenen Beziehungstypen (historisch) zu beschreiben.

Robert Bellah und seine Kolleginnen haben ab Mitte der 1980er Jahre darauf hingewiesen, dass sich die romantische Liebe dergestalt verändert, dass die Funktionen und Tätigkeiten, welche Liebesbeziehungen haben, eine frappierende Ähnlichkeit mit dem zwischen Therapeut und Patient/Klient aufweisen. „What truly loving spouses or partners do for each other is much akin to what therapists do for their clients. [...] Both partners in a relationship become therapists in a reciprocal exchange, each willing to listen, to understand, to accept the other's weaknesses and in turn ready to share their own anxieties“ (Bellah et al. 1985, 100-101). Gleichzeitig wird immer deutlicher, dass durch den „expressiven Individualismus“ die Notwendigkeit entsteht, genaue Absprachen darüber zu treffen, wie der Alltag bewältigt werden soll.

Sind die Selbstverständlichkeiten des Sphärendualismus, wie ihn noch das 19. Jahrhundert kannte, einmal soziostrukturell zerbröselt und die streng ökonomischen Abhängigkeiten vor allem der Frauen weggefallen, müssen neue Regelungen gefunden werden, die nur noch auf dem Willen zweier autonomer Parteien beruhen. Immer mehr orientieren sich solche Aushandlungsprozesse am Modell des *Vertrags*. Hier ist nicht nur entscheidend, dass dieser Vertrag jederzeit und im Extremfall (Scheidung) auch ohne die Angabe von Gründen kündbar ist, sondern dass seine Bedingungen immer wieder neu ausgehandelt werden können. „Wer kocht, wer kauft ein, was unternimmt man gemeinsam, wer bringt die Kinder zur Schule, wer holt sie ab, wer passt abends auf sie auf, wer trifft Freunde, wer macht wann und wie lange und mit wem Urlaub, wer kann über wie viel Geld verfügen usw. usw.“ (Schmidt et al. 2006, 152) Jede implizite oder explizite „Klausel“ ist, zumindest der präskriptiven Semantik nach, durch keinen Zwang von Seiten Dritter her gedeckt, sondern ihre Einhaltung beruht einzig und allein auf der Selbstverpflichtung der Parteien a. k. a. der Liebenden.

Mit der Theorie der rationalen Wahl, die ihrerseits viel zum soziologischen Verständnis der Partnerschaft beigetragen hat (Hill und Kopp 2008, Behr 2014), könnte man sagen: die Liebenden *tauschen*. Sie geben *commitment* und bekommen welches – optimalerweise: in gleicher „Höhe“ – dafür zurück. Dass diese stark verreachtlichte und ökonomisierte Sprache ein Teil der Intimität und insbesondere des therapeutischen Partnerschaftsideals wurde und wissenschaftlich reifiziert wird, ist alles andere als Zufall. Jene Tatsache hängt eng mit derselben Geschichte zusammen, die wir schon im letzten Kapitel nachverfolgt haben, wo es um die Human Relations-Bewegung (2.3.2) und vor allem die Rolle der Psychologie (2.4.1) ging.

Carol und Peter Stearns (1986) haben in ihrem Buch über Wutkontrolle versucht nachzuweisen, dass und wie die Techniken zu Konfliktbewältigung und zur Wutkontrolle, wie sie im Arbeitsumfeld funktionierten und durch die *Counselors* implementiert wurden, dort nicht Halt machten. Unter den Stichworten *Fighting fair in Marriage* beschreiben sie, wie in den 1940er Jahren langsam ein „managerialer Stil“ der Beziehungsführung ins Privatleben der Angestellten einsickerte. Lerneffekte kamen über die nächsten Jahrzehnte hin nur langsam zustande, blühten dann jedoch in der Zeit zuerst auf, wo auch Frauen am Arbeitsleben teilzunehmen begannen. Den letzten Kulminations- und gegenwärtigen Hochpunkt der schrittweisen Psychologisierung von Liebesbeziehungen, welche individuelle Autonomie und Vertragsmäßigkeit einschließen, beschreibt Eva Illouz folgendermaßen:

Mit Modellen der Intimität, die auf Verhandlung, Kommunikation und Gegenseitigkeit beruhen, machen die psychologischen Wissenschaften die Intimbeziehung zum idealen, aus der reflexiven Überwachung zweier autonomer Willen erwachsenen und auf die Bedürfnisse und psychologische Veranlagung des Individuums maßzuschneidenden Beziehungstyp. [...] Die Liebe wird zur ‚Intimität‘, und Intimität bedeutete, dass sich das Gefühlsleben Verhaltensregeln unterwerfen ließ, deren Zweck darin bestand, ein Maximum an individueller Autonomie zu bewahren und in die romantische Bindung einzumeißeln. (Illouz 2012, 295)

In das therapeutische Beziehungsideal „eingemeißelt“ ist also: die Zugehörigkeit in den Kosmos der Intimität als neue Gesamtschablone für durch Vertrauen, Nähe und Innigkeit gekennzeichnete Beziehungen. Hinzu kommt das Modell des Vertrags, wodurch sowohl die ausgeglichene Wechselseitigkeit des Verhältnisses gesichert wird, wie auch die Möglichkeit, alle Lebens- und Liebesvollzüge zu verhandeln. Und drittens, wie Illouz klar macht, rückt das Motiv der Autonomie ins Zentrum, welches sowohl die Grundbedingung darstellt, um verhandeln zu können, wie auch ein Ziel, das es zu erreichen gilt.

Diesen drei Aspekten – Intimität, Vertraglichkeit, Autonomie – des therapeutischen Partnerschaftsideals möchte ich nun noch drei weitere hinzufügen, die zwar in der Literatur verstreut auftauchen, m.E. aber eine gesonderte Nennung verdienen.

(a) *Selbstverwirklichung*. Innerhalb des therapeutischen Beziehungsideals ist Selbstverwirklichung „ein kulturell vergebener Zwang“ (Beck und Beck-Gernsheim 2005, 75)

für *beide* Partner. Beachtet muss jedoch das folgende werden: Die Partnerschaft ist nicht Selbstverwirklichung *im* anderen, sondern immer nur *mit* ihm/r. „Im Austausch mit dem Ehepartner suchen wir auch uns selbst. Wir suchen unsere Lebensgeschichte, wollen uns aussöhnen mit unseren Enttäuschungen und Verletzungen, wollen unsere Hoffnungen und Lebensziele entwerfen“ (ebd., p. 72). Und das gilt auch umgekehrt: „Discovering your true feelings allows you to share yourself more fully with a partner“ (Swidler 2003, 18). Im Namen der Selbstverwirklichung müssen daher auch Liebe und Verliebtheit getrennt werden: „Loving someone implies an active, free involvement that is incompatible with the helpless thralldom of being ‚in love‘“ (Bellah et al. 1985, 100). Oder, wie eine deutsche Paarforscherin formuliert: „In der partnerschaftlichen Liebe ist die absolute Hingabe [wie die romantische Liebe sie feierte und forderte] unmöglich, denn Selbstverwirklichung ist ein Prozess, der stets offengehalten werden muss. [...] Partnerschaftliche Liebe radikalisiert die Forderung nach individueller Freiheit, deren letzte Begrenzung darin besteht, die Autonomie der anderen Person zu respektieren“ (Bethmann 2013, 28, vgl. Giddens 1993). Ich, Du und Wir stehen in einem dialektischen Vertiefungsverhältnis, das durch „Beziehungsarbeit“ am Laufen gehalten wird. Jene Metapher der „Beziehungsarbeit“ verbürgt den Glaubenssatz des therapeutischen Beziehungsideals, dass „das Gelingen kein Glücksfall [ist], der sich dann einstellt, wenn man den bzw. die Richtige/n gefunden hat“ (Lenz 2006, 287). Stets geht es darum, die Bedingungen der Beziehung aktiv auszuhandeln und dadurch Selbstverwirklichung zu erreichen, welche ihrerseits – als Autonomiegebot – die Überlebensfähigkeit der Partnerschaft garantiert.

(b) *Androgynität*. Ein weiteres Merkmal des therapeutischen Beziehungsideals ist sein androgyner Charakter. Dieser Zug resultiert aus dem Status als Vertragspartner, die Ressourcen gleichberechtigt austauschen und sich als Gleiche begegnen müssen. Hier liegt wahrscheinlich einer der stärksten Kontraste zu allem, was in der Westlichen Welt an Beziehungsnormen zuvor gegolten hat. Moderne „Freisetzung“ bedeutet mithin Gleichsetzung. Das therapeutische Beziehungsideal negiert damit Ideen von „traditionellen Geschlechterrollen, die die Arbeitsteilung in einer Partnerschaft ehemals verbindlich regelten und deren Komplementarität die Ehepartner – bei aller patriarchalen Dominanz des Mannes – wechselseitig voneinander abhängig machten: Die Frau war ökonomisch auf den Mann, der Mann alltagspraktisch auf die Frau angewiesen“ (Schmidt et al. 2006, 151). Heute passen die beiden nicht mehr wie Puzzlestücke aneinander. Keiner von beiden ist mehr einem der beiden Bereiche fest zugeordnet. Das alte Modell der Geschlechterdifferenz verliert seine Selbstverständlichkeit als Medium und Maßstab der Selbstthematisierung. „Bei den späten Jahrgängen [Ende der 1960 bis Ende 70er geboren, TK] scheint sich die

Geschlechterkategorie in der Liebe typenspezifisch zu verschleifen“ (Herma 2009, 255). Mit anderen Worten: Ab dann verschiebt sich die Relevanz der Geschlechteridentität. Sie ist nicht mehr das maßgebliche Erklärungsmoment, wenn es z.B. um die Lösung von Beziehungskonflikten geht. Nach der „Reform emotionaler Arbeitsteilung“ (Leupold 2003, 263) haben wir es mit einem „Verschwinden der Geschlechterspezifik“ zu tun (Lenz 2006, 287).⁴¹

(c) *Kommunikation*. Von allen drei Aspekten des therapeutischen Beziehungsideals ist dieser letzte sicher der wichtigste: „The central virtue of love [...] is communication“ (Bellah et al. 1985, 101). Im Rahmen des therapeutischen Beziehungsideals „senken [Personen] im Verhältnis zueinander die Relevanzschwelle mit der Folge, dass das, was für den einen relevant ist, fast immer auch für den anderen relevant ist“. Etwas später spitzt Luhmann, der sonst für nicht für einen pointieren Stil bekannt ist, zu: „Liebende können unermüdlich miteinander reden, weil alles Erlebte mitteilenswert ist und kommunikative Resonanz findet“ (Luhmann 1988a, 200). Die Liebe als, wie Robert Musil es einst sagte, „das gesprächigste aller Gefühle“ (Musil 1978 [1932], 1219) macht grenzlose Offenheit „zur Pflicht, wodurch der Partner bzw. die Partnerin ein Recht erwirbt, alles zu erfahren, was man selbst denkt, fühlt und außerhalb der gemeinsamen Reichweite macht“ (Lenz 2006, 288). Die Pflege der Kommunikation, inklusive des Einübens von dazu ersonnenen Techniken und Methoden, macht den Löwenanteil der „Beziehungsarbeit“ aus. Kommunikative Beziehungsarbeit besteht darin, eine geteilte Geschichte der Partnerschaft zu schreiben (Stempfhuber 2012), (gelöste) Konflikte als Wegmarken zu markieren und „Institutionalisierungsschritte“ (Kopp et al. 2011) sowohl zu durchlaufen wie zu dokumentieren.

Alle sechs Aspekte des therapeutischen Beziehungsideals – Intimität, Vertraglichkeit, Autonomie, Selbstverwirklichung, Androgynität und Kommunikation – dürfen nicht missverstanden werden als dauerpräsenzte soziale Praxis. „Liebe in Zweierbeziehungen und ihre kulturelle Codierung fallen des Weiteren auseinander, da das kulturelle Programm auf

⁴¹ Dringend muss darauf hingewiesen werden, dass dies keineswegs bedeutet, auf der Ebene der Praxis hätten geschlechtliche Ungleichheiten aufgehört zu existieren (Krebs 2002). Sensible Bereiche wie die Hausarbeit illustrieren beispielhaft, wie das Ideal benutzt wird, um weiterhin bestehende Ungleichheiten zu kaschieren (Kaufmann 2005). Dergleichen gehört zu den Paradoxien spätmoderner Partnerschaften. Doch auch wenn sozialstrukturell der Gender-Pay-Gap (GPG) in der EU weiterhin bei 16% und in den USA sogar bei 18% liegen mag (Union 2014, Statistics 2014), lässt sich der Wandel der Liebessemantik daran nicht vollständig „messen“ oder ablesen. Wie Herma betont, geht es um die „unterschiedlichen Anforderungen, die über die veränderten Genderzuschreibungen an die Liebe gestellt werden“ (Herma 2009, 256). Es sei außerdem erwähnt, dass jene Anforderungen, die das Ideal stellt, Männern schwerer zu fallen scheinen als Frauen. So formuliert die Hamburger Forschungsgruppe zum Verlauf von Paarbeziehungen: „Intimität zu leben und auszuhalten fällt mehr Männern als Frauen schwer, psychisch sind sie dieser komplexen, nicht Rollen gesteuerten Beziehungsform heute wohl weniger gewachsen als Frauen“ (Schmidt et al. 2006, 152, vgl. Duncombe und Marsden 1993, Giddens 1993, Rosin 2012).

eine Idealkonstellation bezogen ist, die unter den alltäglichen Lebensbedingungen eines Paares immer wieder als nicht erreichbar erfahren wird“ (Lenz 2006, 299).⁴² Hat man dies einmal zugegeben, wird sofort klar, wie stark die Zugkraft jener Ideen ist. Sie stiften als „Leitvorstellungen [...] eine symbolische Realität, eine Sinnstruktur, hinter die der Einzelne nicht mehr zurückkann“ (Koppetsch und Speck 2015, 22).

Bevor wir nun zum Abgleich des Ideals mit ehelichen Wirklichkeiten kommen, in denen einige Entwicklungstrends aufgezeigt werden sollen, die das romantische Ideal zu Anpassungen ans therapeutische zwingen, nennen wir einige Erträge für die Analyse der Ratgeber. Für die Ratgeberanalyse bedeuten die obigen Ausführungen zum therapeutischen Partnerschaftsideal eine gute Grundlage zur Prüfung: Was davon kann man dort, in den Rategebern, finden und was nicht? Unabhängig davon, ob die Interpretationen (in Kapitel 6) den Nachweis liefern, können zumindest einige Stichworte als Codes jetzt schon benannt werden. Hierzu zählen vor allem die *Autonomie* und das *Selbst*. Letzteres, wenn erweitert durch *Selbstverwirklichung*, kann sicher in verschiedenen Varianten bzw. Synonymen vorkommen – wie *Selbstentfaltung* z.B. –, die einen eigenen Code verdienen und in die Oberkategorie des Selbst aufgenommen werden können. Vertraglichkeit ist schwer zu fassen, kann aber, sofern hier der Tausch mitgemeint ist, unter eine *ökonomische Semantik* subsumiert werden. Androgynität ist ein gewisser Härtefall, sollte jedoch mitbehandelt werden unter dem Problem der *Geschlechterverhältnisse*. *Kommunikation*, als psychologisch informierter Eckpfeiler, wird zweifellos in den Interpretationen ausgedeutet werden müssen und dementsprechend einen eigenen Code bilden.

3.4.2 Entkopplung, Deinstitutionalisierung & doppelte Karriere

Die folgenden Passagen wollen drei unterschiedliche Klassen von Phänomenen thematisieren, die an den letzten Abschnitt anschließen, wie die dortigen Ausführungen mit empirischen Trends abgleichen, welche die Institution der Ehe betreffen. Erstens geht es darum, durch welche gesellschaftlichen Neuerungen, die ich *Motive der Entkopplung* nenne, das romantische durch das therapeutische Beziehungsideal, wenn nicht voll abgelöst, so doch maßgeblich erweitert wurde. Nahtlos schließt sich daran der Befund von der *Deinstitutionalisierung* der Ehe an. Ihr Relevanzverlust soll hier wenigstens gestreift werden,

⁴² Außerdem enthält das Ideal einen Bias, sofern es am ehesten Mittelschichten sind, die sich an ihm orientieren (Bethmann 2013).

um die Wirklichkeit unter dem bereits besprochenen Ideal anzudeuten. Drittens sollen Paarkonstellationen anhand der Studien von Christine Wimbauer in den Fokus gerückt werden, in der die schwierige Balance von Lieben und Arbeiten besonders ausführlich behandelt wird. *Doppelkarrierepaare* lassen sowohl das Problem ihres Verhältnisses fokussieren, wie auch die Notwendigkeit des Vergleiches zwischen Liebe und Arbeit deutlich werden.

Motive der Entkopplung. Das romantische Liebesideal, wie ich es eben umrissen habe, wurde mit seinen sieben Kennzeichen nicht einfach ersetzt. Liebe – im Gegensatz zu Geld oder Politik – wird für die Ehe immer noch als entscheidender Faktor gesehen; Gegenseitigkeit ist ein Muss; der andere wird in seiner Individualität erfahren. Gleichzeitig verweisen immer mehr kritische Stimmen „auf das Ende oder auf den Niedergang der romantischen Liebe“ (Lenz 2006, 286). Die wohl prominenteste soziologische Liebesforscherin unserer Gegenwart, Eva Illouz, kommentiert im Feuilleton:

Das langlebigste Ideal unserer Zivilisation, der Sinn unseres Lebens, die Liebe, ist kläglich gescheitert. Enttäuschende erste Dates, bedeutungsleere One-Night-Stands, gebrochene Versprechen, Prinzen, die sich in zornige Frösche verwandelt haben, geteilte Leben, bewohnt von Lügen und Verrat: Es ist offensichtlich, dass die Straße zur romantischen Liebe mit Demütigungen gepflastert ist.⁴³

Hinter solchen Diagnosen steht m.E. eine Reihe von Trends oder *Motiven der Entkopplung*, die mit dem romantischen Beziehungsideal kaum zu vereinbaren sind, dafür aber mit dem therapeutischen Beziehungsideal harmonieren. Jene Motive: (I) *Liebe ohne Ehe* ist heute eine Normalität; sog. „nichteheliche Lebensgemeinschaft“ (NEL) sind ein fixer Bestandteil der Liebesgegenwart und „seit einigen Jahrzehnten in ganz Europa auf dem Vormarsch“, ja eine ganz „normale Phase im Prozess der Entwicklung einer Beziehung“ geworden (Peuckert 2012, 103, 97). (II) Das Beispiel der *hook-up culture* (Kimmel 2008), von Sexbörsen wie *JoyClub* oder Dating-Apps wie *Tinder* oder *Grindr* zeigt ganz klar, dass *Sex ohne Affekt* – sofern nur er nur, wie man im BDSM-Kontexten sagt, *sane-safe-consensual* ist – einen fester Bestandteil des Möglichkeitsraumes der Liebesgegenwart bildet. (III) Das bedeutet auch, dass Ehe und Sexualität ggf. entkoppelt werden können; wenn die Beziehung gerade nicht alle erotischen Bedürfnisse der Partner befriedigen kann, besteht die Option, sie zu „öffnen“ – ein Mittel, dass manche Psychologen heute als Strategie empfehlen (vgl. Finkel 2017). (IV) Liebe und

⁴³ Illouz, Liebe? Freundschaft!, in: Die Zeit 12, 10.03.2016, p. 30.

Liebesbeziehungen können auch dann noch funktionieren, wenn sie *nicht auf Dauerhaftigkeit angelegt* sind, d.h. wenn die Beteiligten nicht davon ausgehen, dass sie bis ans Ende ihres Lebens mit dem aktuellen Partner zusammen sein werden oder, noch extremer, dass der aktuelle Partner lediglich eine Übergangslösung ist, also ein „Lebensabschnittsgefährte“. (V) Partnerschaft impliziert nicht notwendigerweise Elternschaft; Paare können sich problemlos dafür entscheiden, kinderlos zu bleiben. In heute nicht mehr allzu ungewöhnlichen Fälle können sie sich auch für Kinder entscheiden und *soziale* Elternschaft entscheiden, aber *gegen* biologische. „Mit Hilfe der neuen Optionen, die die Fortpflanzungsmedizin bereitstellt, können Geburt und Elternschaft entkoppelt und – rechtliche Gegensätze zwischen Ländern nutzend – ‚ausgelagert‘ werden wie Arbeitsplätze. [...] Was früher schlicht Mutterschaft hieß, wird nun zerlegt in ‚Eispenderin‘, ‚Leihmutter‘, ‚soziale Mutter‘“ (Beck und Beck-Gernsheim 2011, 21). Dass Kinder fünf (!) Elternteile haben können, war im romantischen Beziehungsideal nicht vorgesehen, kann aber recht problemlos ins therapeutische eingegliedert werden.

Sicher gäbe es noch mehr Entkopplungsmotive (man denke an Liebe ohne Heterosexualität oder ohne geteilte Lokalität). Aber jene fünf sind unmittelbar evidente Sachbestände, die für die Erweiterung oder sogar teilweise Ablösung des romantischen durch das therapeutische Beziehungsideal sprechen. Nichts davon bedeutet zwar zwangsweise ein „Ende“ oder einen „Verfall“ der Liebe: „Alle empirischen Untersuchungen kommen zu demselben Ergebnis: Das Bedürfnis nach einer festen Zweierbeziehung ist ungebrochen“ (Peuckert 2012, 158, vgl. Lengerer 2011). Dieses Bedürfnis ist aber *kein* Bedürfnis nach *Ehe*, sondern nach *Beziehung*. Dieser Befund drückte sich bereits im allerersten Motiv der Entkopplung aus. Oben habe ich bereits genannt, weil es eine Reihe mit anderen Trends bildet, die ähnliche Effekten zeitigen. Gleichzeitig gebührt ihm in Hinblick speziell auf die Ehe als Institution mehr Aufmerksamkeit. Jene Institution nämlich, was zeitdiagnostisch bemerkenswert ist, hat zu erodieren begonnen – einen Trend, den Eheforscher „Deinstitutionalisierung“ nennen.

Deinstitutionalisierung. Mit dem Begriff der „Deinstitutionalisierung“ der Ehe verbindet man heute meist einen Widerstand gegen institutionelle Rahmungen von Partnerschaften bzw. deren Notwendigkeit. „Die Ablehnung der Ehe ist die Weigerung, die Zweierbeziehung anderen Kräften als den Gefühlen zu unterwerfen“ (Segalen 1990, 182). Allgemein bekannt: Zusammenleben ist nicht nur ohne Trauschein möglich. Ab den 1980er Jahren wird die uneheliche Kohabitation vollständige Alternative zur ehelichen (Tyrell 1987). Wenn die Gefühle stimmen, scheint die institutionelle Rahmung nicht mehr substanziell, sondern eher akzidentiell. „Die heutige starke Betonung des affektiven Charakters von Paarbeziehungen lässt für viele eine Legalisierung überflüssig erscheinen“ (Peuckert 2012,

41).⁴⁴ Darüber herrscht Konsens: „Nachdem die Ehe durch die Liberalisierung der 1960er und 1970er Jahre ihr Monopol verloren hat, Sexualität zu legitimieren, verliert sie nun zunehmend auch das Monopol, Beziehungen und Familien zu definieren. Diese Tendenzen werden vermutlich von keinem Familiensoziologen ernsthaft bestritten“ (Schmidt et al. 2006, 148).

Die makrosoziologische Erklärung dafür liegt u.a. in der Struktur markliberaler Demokratien und ihrer „freisetzenden“ Modernisierung. Mit ihr einher geht ein größeres Maß an Wohlstand; Wertewandel; freie Entfaltungsmöglichkeiten der Persönlichkeit; zunehmende Gleichberechtigung der Geschlechter z.B. auf dem Arbeitsmarkt; mehr Akzeptanz von vor- und außerehelicher Sexualität; nachlassende Stigmatisierung Unverheirateter etc. (vgl. Lois 2009, Ruiner 2010). Zu dieser soziostrukturellen Entwicklung und ihrem Fokus auf den „Errungenschaften der Moderne“ passt denn auch die schon besprochene Semantik der Intimität, welche Liebesbeziehungen als Verträge vorstellig macht, die zwar rechtlich abgesichert werden können, aber nicht zwangsweise juristisch, religiös, politisch oder sonst wie sanktioniert bzw. von externen Instanzen genehmigt werden müssen. Deinstitutionalisierung meint aber nicht nur die Ablehnung der Ehe im Vergleich zum „Golden Age of Marriage“ der 1930er, 40er und 50er Jahre. Hinzu kommt, dass weniger Ehen geschlossen und mehr geschieden werden.⁴⁵ Was stattfindet, ist außerdem – wie bei den Entkopplungsmotiven bereits erwähnt – eine Ablösung: „Die Ehe wurde mehr und mehr ersetzt durch flexiblere, informelle Partnerschaften, die so lange bestehen, wie beide Partner dies als befriedigend ansehen“ (Peuckert 2012, 70, vgl. Amato 2010, Amato et al. 2007, Lewis 2001).

Freisetzung und Flexibilisierung von Partnerschaften haben indes einen Preis. Immer mehr müssen Liebesbeziehungen angepasst werden an die gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse, wodurch sich Isomorphie-Effekte einstellen. Beobachten lässt sich dies am besten an Doppelkarrierepaaren.

Doppelkarrierepaare und ihre Entgrenzung. Die wichtigsten Arbeiten im deutschen Kontext zum Thema der Entgrenzung von Liebe und Arbeit stammen von Christiane Wimbauer. Ihre empirischen, Interview-gestützten Untersuchungen zeigen den Umgang mit und die Rolle von Geld in dyadischen (heterosexuellen) Liebesbeziehungen. Wimbauer bringt Licht in die

⁴⁴ Einschränkung hinzufügen muss man zwar, dass es hier Verzerrungen von Alter und/oder Milieu geben könnte, da manche Empiriker anhand von Daten aus dem deutschen Mikrozensus hervorgeben, dass „die Ehe weiterhin und für alle Altersgruppen mit Ausnahme der 16- bis 30-Jährigen die häufigste Lebensform“ ist (Wagner und Valdes Cifuentes 2014, 79).

⁴⁵ Auf zwei Ehen kommt eine Scheidung. Für Deutschland, siehe <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/1322/umfrage/ehehsschliessungen-und-scheidungen/> [abgerufen am 11.09.2017]. Einige Forscher nehmen an, dass auf kurz oder lang auch überregional 50% der Ehen geschieden werden (Amato 2010, 651).

Liebes- und Arbeitsverhältnisse von *Dual-career couples*, welche in letzter Zeit ein immer wichtigerer Gegenstand der Paarforschung geworden sind, was u.a. daran liegt, dass sie seit den 1970er Jahren eine immer größere Gruppe wurden und ihre Lebensform zunehmend an Bedeutung gewinnt (Raley, Mattingly, und Bianchi 2006, Kierner 2015). Sie gehören zu den wichtigsten Vorreitern des egalitären, therapeutischen Beziehungsideals (Marguire Klute et al. 2001).

Nehmen wir zuerst das *Geld*. In älteren soziologischen Entwürfen, wie man sie bspw. bei Weber und Simmel findet (vgl. 2.2.1 und 2.2.2), passen Liebe und Geld so gar nicht zusammen. Mehr noch, sie sind wechselseitig inkompatibel und einander sogar diametral entgegengesetzt (Wimbauer 2003, 129). Werden sie vermischt, kommt es zu einer Art symbolischen Verschmutzung. Liebe zu kaufen, das geht einfach nicht. Gibt man dem Alltags-Slogan *Can't buy me love* (der Beatles) aber zu schnell Recht, übersieht man leicht sowohl die Tatsache, dass es nicht nur *eine* Art von Geld gibt (Zelizer 1989), wie auch, dass dem Geld ein „Symbolisierungspotential jenseits ökonomischer Kaufkraft“ (Wimbauer 2003, 74) innewohnt. Letzteres wird besonders relevant, wenn Asymmetrien zwischen den Geschlechtern in der Partnerschaft durch das therapeutische Beziehungsideal abgeschliffen werden.

Jene Paare, deren Beziehungskosmos Wimbauer in *Geld und Liebe* rekonstruiert, haben einen Umgang mit Geld gefunden, der die entpersönlichenden Wirkungen entschärft. Mit ihm verbindet sich eine Wertschätzung, die es in eine „emotionale Währung“ (ebd., 232) transformiert. So kann Geld als Bindemittel für Intimität fungieren. Wimbauers Diagnose lautet: „In seiner Eigenschaft als potentiell subjektivierendes soziales Beziehungsmittel wird Geld zu einem ‚Liebesmittel‘, wird beziehungs- und lebensweltlich aufgeladen und mit (inter-)subjektiven, von Partnern interaktiv auszuhandelnden, gemeinsam geteilten oder auch nicht geteilten (und als solche definitorisch durchaus umkämpften) Bedeutungen versehen und solchermaßen in die Beziehung integriert, mit der Liebe vereinbart“ (ebd., 254). „Entgrenzung“ bedeutet demnach auch, dass der Widerspruch zwischen der Welt der privaten, partnerschaftlichen Intimität und der der öffentlichen, interessenorientierten Wirtschaft schrumpft und schließlich bis nahe zur Aufhebung schwindet. Geld und Liebe werden ineinander konvertierbar und voneinander durchdrungen. In Bezug auf Geld deckt sich dieses Ergebnis mit dem von Viviana Zelizer: „Across a wide range of intimate relations, people manage to integrate monetary transfers into larger webs of mutual obligations without destroying the social ties involved. Money cohabits regularly with intimacy, and even sustains it“ (Zelizer 2000, 28, vgl. Zelizer 2011). Die Pointe besteht hier also nicht darin,

dass man mit Geld Liebe kaufen kann oder es Liebe ersetzt. Sie besteht darin, dass das Geld selbst emotionalisiert wird.

Das passt sehr gut zu den Positionen des letzten Kapitels. Dort sahen wir, wie – umgekehrt – die Emotionen zu wirtschaftlichen Ressourcen, zu nutzbarem Kapital geworden sind. Um diese etwas aufwendige Denkfigur der *Isomorphie* letztlich zu verstehen, muss man noch einen weiteren Punkt in Wimbauers Daten miteinbeziehen. Geld lässt sich nämlich dort am besten emotionalisieren, wo die soziokulturelle Logik der Liebesbeziehung sowieso schon wirtschaftlich modelliert ist. Die InformantInnen der Autorin labeln ihre Beziehungen entweder als „pragmatische Liebe“, oder, noch krasser, umschreiben ihre Verbindung mit einer Reihe an Metaphern, welche eigentlich in die Sphäre der Ökonomie gehören: „Für das untersuchte Paar kann ein Beziehungskonzept rekonstruiert werden, welches sich durch die ‚Firmenmetapher‘ beschreiben lässt. [...] Im Rahmen dieser ‚Firmenmetapher‘ steht die Beziehung unter dem Leitbild der gemeinsamen ‚Firma‘, deren wesentlicher Bestandteil die Verfolgung gemeinsamer ‚Projekte‘ und ‚Unternehmungen‘ im ‚Team‘ ist“ (Wimbauer 2003, 228). In Wimbauers zweiter Studie knapp zehn Jahre später lassen sich diese Beziehungsbilder noch genauer nachvollziehen. Schon der Titel verrät die These: *Wenn Arbeit Liebe ersetzt*. Hier sucht die Autorin Antworten auf die Frage, „inwiefern sich angesichts von Subjektivierungs- und Entgrenzungstendenzen die idealtypischen Logiken der einen Sphäre in der je anderen finden und in welchem Verhältnis sich die Logiken von Liebe und Leistung im hochqualifizierten Bereich darstellen“ (Wimbauer 2012, 128). Was sich in unterschiedlichen Paaren und damit Konstellationen immer wieder zeigt: „Nicht nur verschmelzen [...] in der Paarsymbiose zwei Ichs zu einem Wir, sondern dieses Wir verschmilzt auch mit der Arbeit“ (ebd., 263). Bei ihren „Vollkarrierepaaren“ zeigt sich, dass „die Paarbeziehung ein starker dyadischer Verband [ist], der die zentrale Ressource darstellt, aufgrund derer die Realisierung der zwei Karrieren erst möglich erscheint: Durch Synchronisation der Karriereschritte, wechselseitige Unterstützung und Ansporn und vor allem durch einen geteilten Sinnhorizont, der auch gegen äußere Widerstände aufrechterhalten werden kann“ (ebd., 251). Umgekehrt bedeutet ein solches Ermöglichungsverhältnis auch, dass, wenn es mit der Karriere von einem der beiden Partner nicht klappt oder vorangeht, die Beziehung leicht in die Krise schlittert. Das wissen die Paare zwar, aber die „enge Verwobenheit zwischen den in der Arbeitswelt verfügbaren Sinnstrukturen und denen der Paarsphäre“ (ebd., 251) ist für sie dennoch kein Grund zum Klagen. „Die aufgezeigte Entgrenzung wird von den Paaren nicht per se als problematisch oder als ‚Kolonialisierung‘ des Privatlebens gedeutet, ist doch ihr Streben nach persönlicher

Weiterentwicklung, Erfolg und Anerkennung durch den Beruf Teil der eigenen Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnisse“ (ebd., 301).

Nichtsdestotrotz, so betont Wimbauer, ergeben sich verschiedene „Anerkennungsfallen“. Neben der „generellen Risikostruktur“ im Abhängigkeitsverhältnis von Liebe und Leistung (was, wenn man arbeitsunfähig wird?) und den „Hürden“, die subjektivierte Arbeit für die Familiengründung aufstellt (s.u.), kann es auch passieren, dass Paare mehr Liebe von ihrer Organisation erwarten als von ihrem Partner und es so zu einer Substitution von Liebe durch Arbeit kommt.

Solche Fälle schildert nicht nur Wimbauer, sondern auch InformatInnen aus Arlie Hochschilds Studie *Keine Zeit*. Eine Ingenieurin sagt: „Für mich war die Arbeit nicht einfach ein Job, sie war elf Jahre lang mein Leben, mein Blut, mein Schweiß, meine Tränen. Und das wurde mir nun mit einem Federstrich genommen. Es war, als ginge ich durch eine Scheidung!“ (Hochschild 2006, 109) Wimbauer, die sich großzügig auf Hochschilds Studie (dazu gleich mehr) bezieht, dokumentiert ähnliche Sichtweisen ihrer Akteure, deren Selbstwert von Arbeitsverhältnissen abhängt und Liebe und Arbeit einander gleichsam „ersetzen“. Dass Doppelkarrierepaare Geld benutzen, um ihrer Beziehung mehr Kohäsion zu verleihen und dies deswegen möglich ist, weil sich zwischen Liebe und Arbeit, Liebe und Leistung bereits Isomorphien gebildet haben, hängt, wie Eva Illouz meint, systematisch mit dem therapeutischen Beziehungsideal zusammen. Es hat, nach Illouz,

dazu beigetragen, die kulturellen Grenzen zwischen den Sphären der Arbeit und der Intimität zu verwischen: Aus der für Intimität entscheidenden dialogischen und emotionalen Geschicklichkeit macht es eine Geschicklichkeit, von der sich am Arbeitsplatz profitieren lässt; umgekehrt macht es aus dem Geschick im Umgang mit zwischenmenschlichen Beziehungen, das gewöhnlich von Mitarbeitern amerikanischer Unternehmen an den Tag gelegt wird, ein Geschick, das auch im Umgang mit dem Partner hilft. Die häusliche Sphäre der Mittelschicht und der Arbeitsplatz sind mitnichten Gegensätze, sondern durch die Kultivierung eines gemeinsamen reflexiven und kommunikativen Selbst eng miteinander verbunden. (Illouz 2009a, 379)

Wie Wimbauer im deutschen Kontext gezeigt hat, ist die Synchronisierung der Dyade sogar eine Voraussetzung für den Erfolg der Partner, was nicht zuletzt an den Beziehungsbilder

wie der des „Teams“ oder des „Projekts“ deutlich wird. Gleichzeitig wurden, wie die Stearns klar machten, jene Soft Skills, die in der Beziehung angewendet und nun auf den Arbeitskontext übertragen wurden, zuerst vom Arbeitskontext in die Dyade importiert. Jener Zirkelschluss liegt der ehelichen Partnerschaft von Doppelkarrierepaaren zugrunde und zeigt die vertrackten Ironien in der Kongruenz von Liebe und Arbeit.

Gleichzeitig darf nicht einfach davon ausgegangen werden, Liebe und Arbeit würden wie Zahnräder ineinandergreifen. Das ist besonders dann nicht der Fall, wenn Familien die Bühne betreten, die das Moment der *Konkurrenz* jener beiden Welten einführen. Hiermit betreten wir ein neues Terrain in der Frage, wie Arbeit und Intimität sich zu einander verhalten.

3.4.3 Family-Work-Conflicts: Verkehrte Welten & Zeitnot

Mit der „Pluralisierung der Lebensformen“ ab den 1970er Jahren ist heute nicht mehr selbstverständlich klar, was eine Familie ist bzw. wer dazugehört. Zwei Familientherapeuten schreiben dazu:

What has broadened our view of family life is the visible impact of working mothers, single-parent households, dual-earner families, long-term unmarried cohabiting couples, the high divorce rate, never-married couples with children, stepfamilies, adoptive families, and same-sex couples living together with or without children. Even our very sense of kinship itself has become more fluid over the recent past. (Goldberg und Goldberg 2013, 4)

Hierin stimmen Psychologen und Soziologen überein. Ab den 1970ern erleben wir „das Ende der monogamen Familie“ und eine Öffnung des „Raum[es] für eine Pluralität der Modelle“ (Segalen 1990, 203, Régnier-Loilier 2015, Finch 2007, Jurczyk 2009) – und das international (Prince Cooke und Baxter 2010). Die Kleinfamilie, wie sie noch Talcott Parsons und William J. Goode in den 1950er als universell vorgestellt hatten, gab es schon 20 Jahre nach dieser Diagnose so nicht mehr. Die Familiensoziologie hat darauf reagiert und den Begriff der Familie von der Kleinfamilie weggeführt und damit ihren Gegenstandsbereich erweitert (Burkart 2009). Karl Lenz hat sogar vorgeschlagen, den Term „Familie“ ganz aufzugeben und ihn durch den der „persönlichen Beziehungen“ zu ersetzen (Lenz 2003, 2005) (was aber nicht

überall auf Anklang stieß (für Zusammenfassungen der Kontroversen Burkart 2006, Huinink und Konietzka 2007, Marbach 2008)).

Egal, wie man die Familie als Einheit begrifflich fassen will, steht fest, dass sie ein vielfach fragiles Gebilde bleibt. Jene Fragilität ist gepaart mit extremer Bedeutsamkeit, welche sie im Leben der meisten Menschen innehat. Gerade weil „Familie“ ihre selbstverständliche Gegebenheit immer mehr einbüßt und das komplexe Management der sie tragenden Emotionen immer mehr zur Aufgabe jedes einzelnen Mitglieds wird (Karrer 2015), gerät sie zunehmend in Widerspruch zu den sonstigen Anforderungen des Alltags. „Der subjektiv hohen Relevanz von Kindern und Elternschaft steht entgegen, dass Partnerschaft, Ehe und [vor allem] Familie immer mehr zu Hindernissen für das individuelle Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Selbstentfaltung und die Bewältigung der Anforderungen des Arbeitsmarktes werden“ (Huinink und Konietzka 2007, 107). Oder, wie die im letzten Abschnitt bereits ausführlich besprochene Christiane Wimbauer hervorhebt: „Beruf/Karriere und Partnerschaft bilden [in ihren Fällen] ein sich gegenseitig stützendes System, *wohingegen Familie und Kinder potentiell im Gegensatz zum beruflichen Engagement stehen*“ (Wimbauer 2012, 251; meine Hervorheb.).

Die Familienforschung ist sich heute einig: Zwischen der Familie und dem Berufsleben existiert ein massives *Vereinbarkeitsproblem*. Dieses hat, wenig überraschend, seine Wurzel im Sphärendualismus bzw. dessen Erosion.

Im Verlauf der Industrialisierung [...] festigte sich in Deutschland [und nicht nur dort!] ein Geschäftsmodell mit einem stabilen, arbeitsteiligen Verhältnis zwischen Familie und Erwerbsarbeit. Diese bildeten zwei voneinander relativ streng getrennte Sphären, die ideologisch fest verankert und mit klaren geschlechtsspezifischen Zuweisungen verbunden waren. [...] Seit den 1960er Jahren ist ein gesellschaftlicher und ökonomischer Wandel zu erkennen, der als ein Durchlässig-werden der Grenzen – zwischen Arbeit und Leben, Privatem und Öffentlichem, Arbeitszeit und Freizeit – beschrieben werden kann. Mit dem Wandel zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft hat sich dieses Bild grundlegend verändert. (Jurczyk 2009, 50)

Mit dem Quasi-Ende des Normalarbeitsverhältnisses als lebenslänglicher Standard, dem Ende des männlichen Alleinverdiener-Modells und dem Anbrechen der Ära des

Neoliberalismus re-konstellieren sich Familie und Wirtschaft (Bianchi und Milkie 2010, Crompton 2008). Einerseits wird der (Alltags-)Begriff der Familie für alternative Lebensformen geöffnet und diversifiziert. Der Preis für diese Deinstitutionalisierung aber scheint hoch. Was vorher als komplementär angesehen wurde, tritt nun zueinander in Konkurrenz. Sicher sind Familien nach wie vor „economic units with the responsibility for supporting their members“ (Voydanoff 1987, 38), auch wenn dies heute lediglich für die Konsumtion und nicht die Produktion von Gütern/Dienstleistungen gelten mag. Aber erstens wird diese interfamiliäre Unterstützung nicht mehr über ein ökonomisches Kalkül gerechtfertigt, sondern über ein emotionales (Finch 2007). Und zweitens hat sich die Natur der Ökonomie so stark verändert, dass die Koordinationsleistungen zwischen beiden Bereichen nun bei den Familiengliedern selbst liegen.⁴⁶ Mit anderen Worten: Es wird immer schwieriger, die Grenzen von Privat- und Berufsleben stabil zu halten.

Aus dieser Situation erwachsen massive sog. Family-Work-Conflicts (FWCs) (Bianchi und Milkie 2010); sie erhalten dann besondere Schärfe, wenn nicht nur die Familie, sondern auch die Arbeit zu einer „greedy institution“ wird (Coser 1974, Vuga und Juvan 2013, Witte, Meyer, und Martell 2001). D.h., wenn sich in beide eine schier unbegrenzte Menge an Zeit und Aufmerksamkeit investieren lässt, ohne dass ein festes Limit existieren würde, wann es genug ist. Für die Familie ist das recht selbsterklärend, aber nicht unbedingt für die Arbeit. FWCs sind für jene Formen von Arbeit besonders prävalent, die stark subjektiviert sind, also Anspruch auf die ganze Person erheben und dazu tendieren, sich im Prinzip auf alle Lebensbezüge auszuweiten.

An zwei Arten von Family-Work-Conflicts möchte ich das illustrieren. Die erste richtet sich auf das Problem der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung, welches eng mit Individualisierungsimperativen, Karrierezwängen und emotionaler Anerkennung korrespondiert. Die zweite Art, welche in der einschlägigen Literatur den meisten Raum einnimmt, betrifft das Zeit-Dilemma, d.h. die Herausforderungen des Zeitmanagements unter Bedingungen dauerhafter Verfügbarkeit und taktgenauer Flexibilität.

Eine der extremsten Sichtweisen auf den Ursprung des ersten FWC-Typus haben Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim entwickelt. Sie sehen den Konflikt als eine Epitome der ökonomisch dominierten Spätmoderne und ihres Arbeitsmarktes:

⁴⁶ 2015 erst hat Sebastian Böhm aufgrund von Beschäftigungsbefragungen die These aufgestellt, dass „beide Lebensbereiche ein großes Konfliktpotential zueinander entwickelt haben, da strukturell bereitgestellte Lösungsmechanismen nur bedingt auf de-standardisierte Beschäftigungsverhältnisse und pluralisierte Lebensentwürfe ausgerichtet und *Beschäftigte zunehmend selbst für eine erfolgreiche Harmonisierung ihrer Erwerbsarbeit und ihres Privatlebens zuständig sind*“ (Böhm 2015, 24; meine Hervorheb.).

Einerseits erfordert der Arbeitsmarkt Mobilität unter Absehung von den persönlichen Umständen. Ehe und Familie erfordern das Gegenteil. In dem zu Ende gedachten Marktmodell der Moderne wird die familien- und ehelose Gesellschaft unterstellt. Jeder muss selbstständig, frei für die Erfordernisse des Marktes sein, um seine ökonomische Existenz zu sichern. Das Marktsubjekt ist in letzter Konsequenz das alleinstehende, nicht partnerschafts-, ehe- oder familien„behinderte“ Individuum. (Beck und Beck-Gernsheim 2005, 53)

Das pessimistische Autorpaar sieht die Familie als Klotz am Bein des unternehmerischen Selbst. Dieser Klotz ist unterschiedlich schwer, je nachdem welches Geschlecht der bzw. die TrägerIn hat. Sehr anschaulich wird der Index wieder am Beispiel heterosexueller Doppelkarrierepaare. Ist Frauen der häusliche Bereich nicht mehr (ideologisch) fest zugeordnet, entsteht ein potentiell enorm konfliktreicher Aushandlungsbedarf über die Arbeitsteilung im Haushalt (Amato 2010, 652). Es zählt zu den Paradoxien des therapeutischen Beziehungsideals, dass diese Verhandlungen meistens nicht zu Gunsten von Frauen ausgehen: „Die Gesamtkoordination und -organisation des Alltags wird fast durchgängig von den Frauen übernommen“ (Peuckert 2012, 506, Kaufmann 2005). Während Frauen durch die Geburt des ersten Kindes häufig auf den „Mommy Track“, d.h. das karrieretechnische Abstellgleis geschoben werden (Wimbauer 2012), findet für Männer eine erzwungene Re-Traditionalisierung statt und blockiert häufig den Wunsch nach „aktiver Vaterschaft“.⁴⁷ Das (vergeschlechtlichte) Synchronisationsproblem – „Gewinne auf der familialen Ebene können Verluste auf der beruflichen bedeuten, und umgekehrt“ (Segalen 1990, 285, Wimbauer 2012) – ist aber nur die quasi-logistische Seite des Dilemmas.

Wenn Unternehmenskulturen Arbeit subjektivieren und auch die Emotionen des Arbeitskraftunternehmers als wertvoll, d.h. nicht (mehr) außerhalb des Produktionsprozesses sehen, hat das Auswirkungen auf die Familie. Beide treten in eine neue Konkurrenz. „Beruf und Familie [sind] nicht mehr als getrennte Komplexe von Tätigkeiten, sondern als *miteinander verflochtene und dennoch konkurrierende emotionale Kulturen*“ zu verstehen (Hochschild 2006, xxxii; meine Hervorheb.). In ihrer teilnehmenden Beobachtung der Verhältnisse in einem als besonders familienfreundlich geltenden

⁴⁷ So heißt es in einer europäischen Vergleichsstudie: „Fathers, while wishing to spend more time with their families, often actually increase their working hours after the birth of children as they face additional economic pressures“ (Fine-Davis et al. 2004, 87, Meuser 2009, 216, Marsiglio et al. 2000, Cabrera et al. 2000).

mittelgroßen U.S.-amerikanischen Unternehmens zeigt Arlie Hochschild, wie für die Mitarbeiter das private Familienleben zunehmend zu einer emotionalen Bürde wird, während der Arbeitsplatz ihnen eine Gemeinschaft bietet (die Firma soll als Familie verstanden werden), worin sie ihren Ausgleich zum Familienstress finden. Hochschild schreibt:

In diesem Modell von Familie und Arbeitsleben flieht der müde Vater oder die müde Mutter aus der Welt der ungelösten Konflikte und ungewaschenen Wäsche in die verlässliche Ordnung, Harmonie und gute Laune der Arbeitswelt. Die emotionalen Magneten des Zuhauses einerseits und des Arbeitslebens andererseits werden langsam aber sicher umgepolt. Tatsächlich vollzieht sich diese Umpolung zur Zeit in vielerlei Versionen, manche mehr, manche weniger umfassend. Manche Menschen finden in der Arbeit Ruhe von den emotionalen Stürmen zu Hause. Andere sind praktisch mit ihrer Arbeit verheiratet, besetzen sie mit Gefühlen, die einst der Familie vorbehalten waren, und tun sich zu Hause schwer, ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihren Lieben aufzubauen. (Hochschild 2006, 56)

Sicher ist dieses Phänomen der „verkehrten Welten“, wie Hochschild es nennt, nicht ohne weiteres generalisierbar und trifft, wie sie selbst sagt, eher auf „white collar“-Arbeitswelten zu.⁴⁸ Und dennoch ist die „verkehrte Welt“ wohl mit eine der illustrativsten – und bösesten – Pointen der Entgrenzung von Leben und Arbeit im Rahmen der Family-Work-Conflicts.

Die „verkehrte Welt“, wie Hochschild sie beschreibt, übt aber nicht nur Einfluss auf die emotionskulturelle Wahrnehmung beider Bereiche aus. „Mit dieser Umpolung der sozialen

⁴⁸ Das Modell der „verkehrten Welt“ kommt nach Hochschild bei jenen Arbeitern in unteren Strata deswegen weniger stark an, weil das Unternehmen sie für relativ austauschbar ansieht und sich daher kaum um eine positive Arbeitsplatzkultur bemüht, die vor allem auf persönlicher Anerkennung beruhende „incentives“ für professionelle Entwicklung setzt. Dies hat zur Folge, dass für sie die Familie einen höheren Wert behalten kann (Hochschild 2006, 216, eine ähnliche Beobachtung macht, Lamont 2000). Hochschilds Ergebnisse werden dadurch unterstützt, dass eine der wenigen Studien über FWCs bei Top-Managern gezeigt hat, wie gerade die erfolgreichsten – sog. „happy performer“ – unter ihnen so stark von der „verkehrten Welt“ betroffen sind, dass sie oft schon gar kein Interesse mehr am Familienleben haben (Bauer 2009, 157). Erklärungsbedürftig ist indes die Tatsache des Rückgangs der Scheidungsraten von besonders privilegierten ArbeiterInnen/ManagerInnen ab den 1990er Jahren auf den Niedrigstand von um 1960 (Cherlin 2010). Allison Pughs Studie *The Tumbleweed Society* vermutet, es liege an der „moralischen Wand“, die solche Partnerschaften zwischen Privatleben und Arbeit errichten, um erstere zu erhalten, weil sie den Wiedereintritt auf den Partnermarkt fürchten, wo ihre Situation, im Gegensatz zum Arbeitsmarkt, wesentlich düsterer aussehen würde. Nichtsdestoweniger scheint nicht abschließend geklärt, warum die Ehen von Wohlhabenden stabiler sind, obwohl sie gerade am meisten arbeiten (Pugh 2015).

Welt von Arbeit und Zuhause verändert sich auch die Art und Weise, wie erwerbstätige Eltern die Zeit in beiden Sphären erleben“ (Hochschild 2006, 57). Die Temporalwahrnehmung hat nach Hochschild ein zentrales Charakteristikum: *Knappheit*.⁴⁹ Prall gefüllte Terminpläne, Schichtarbeit, genau getaktete Verpflichtungen, zeitsensible Aufgaben und Wochen im Voraus geplante Meetings dominieren eine Arbeitswelt, in der es nie schnell genug gehen kann, die vom „Tempo-Virus“ (Peter Borscheid) infiziert scheint. Anders ausgedrückt, für die Familie ist das Erwerbsleben zu einem der maßgeblichsten Taktgeber geworden. Die ökonomische Beschleunigungslogik ist durchdrungen von einer institutionalisierten Zeitnot, die die innerliche Zerrissenheit vieler ArbeitnehmerInnen forciert (siehe die großangelegte Auftragsstudie der Hans-Böckler-Stiftung von Jurczyk et al. 2009, 212 ff., vgl. Täht und Mills 2016). Eltern stecken in einem massiven Arbeitszeitdilemma, das manche „gegenwärtig [als] kaum lösbar“ beschreiben: „Entweder sie arbeiten trotz der familiären Verpflichtungen gemäß der Normalarbeitszeit [...], dann sind sie selbst und die Familie in Zeitnot. Oder sie lindern die Zeitnot durch Teilzeitarbeit, dann ist für sie damit meist ein Karriereverzicht verbunden“ (Klenner und Pfahl 2009, 280, 260).

Eine der Lösungsstrategien für das Dilemma heißt für viele: *Effizienz*. Um in die engen Zeitfenster subjektivierter Arbeitsweisen zu passen, in denen Emails andauernd mit Smartphones gecheckt und in dringenden Fällen auch sofort beantwortet werden können (Gregg 2012, Turkle 2012), funktioniert die Koordination mit der Familienzeit meist am besten über die Planung genau jener Zeitquanten in Kategorien der Effizienz. Wann welches Kind wohin gebracht, wie es abgeholt und bei wem es „deponiert“ werden kann, darf nicht dem Zufall überlassen bleiben, soll das Arbeitspensum rechtzeitig bewältigt werden. Gleichzeitig ergibt sich daraus ein neues Dilemma, welches die „Umpolung“ der Welten weiter befeuert: „Man lässt zu, dass ein Effizienzkult, der einst dem Arbeitsplatz vorbehalten war, zu Hause Fuß fasst und sich einnistet“ (Hochschild 2006, 231, Lange 2009, Kremer-Sadlik und Paugh 2007, Jürgens 2005, Pfahl 2008).

Hochschilds Befunde, gestützt durch spätere Ergebnisse anderer Untersuchungen, bieten einen wertvollen Ausgangspunkt für die Analyse von Liebesratgebern. Erstens ergeben sich daraus Fragen an die normativen Grenzregime. Empfehlen Liebesratgeber kompaktes, effizientes Zeitmanagement und verhalten sich so affirmativ zu dem, was die soziologische Literatur als ökonomisierende Makrotrends herausgestellt hat? Oder, das wäre sozusagen

⁴⁹ Hochschilds Studienergebnisse kommen aus den USA, wo die Arbeitszeit im Vergleich zu europäischen Verhältnissen extrem hoch ist (Walterskirchen 2016). Aber „den USA [hinsichtlich der Zeitnot] eine Schrittmacherfunktion zu. Ähnliche Entwicklungen werden vornehmlich aus den Großbritannien berichtet, aber auch in weiteren europäischen Ländern mehrten sich die Indizien, die auf eine zunehmende Reibungsverluste, wenn nicht sogar Inkompatibilitäten zwischen der Erwerbsarbeit und der Zeitlogik der Beziehungen zwischen den Generationen und den Geschlechtern hindeuten“ (Lange 2009, 138).

die o-Hypothese, plädieren sie für stärkere Grenzziehungen zwischen den Sphären und kritisieren die Beschleunigung, verhalten sich also gerade *nicht* affirmativ? Ohne nun zu stark vorgreifen zu wollen, wird die Analyse (vgl. 6.2.1.3 und 6.6.1.1) eher letzteres nahelegen. Zweitens, und das ist der mehr methodische Ertrag der Kontrastfolie aus der Sekundärliteratur, lassen sich aus ihr weitere Codes für die spätere Interpretation herausholen. *Family-Work-Conflicts* oder, wie sie später für eine erweiterte Erfassung auch von Partnerschaften ohne Kinder nennen werde, *Love-Work-Conflicts* sind übersetzbar in einen Code, der die Konkurrenz zwischen den Sphären erfassen kann. Wie jedoch aus der Sekundärliteratur – vor allem von eher ethnographisch Wimbauer und Hochschild, sowie vorher schon und eher historisch von den Stearns und Illouz – hervorgeht, stehen beide Sphären nicht nur in Konkurrenz zu einander. Zwischen ihnen haben sich schon recht früh Isomorphie-Effekte eingestellt, die eine Art Kongruenz oder einen *Wissenstransfer* zwischen ihnen nahelegen. Arlie Hochschild hat den Extremfall dieses Transfers zwischen den „emotionalen Kulturen“ insbesondere von Arbeit und Familie mit dem Begriff der *verkehrten Welten* verschlagwortet. Aus den Arbeiten von Hochschild und einer ganzen Reihe anderer SoziologInnen geht weiterhin hervor, dass Paare, aber insbesondere Familie unter ständiger *Zeitnot* leiden, wenn darum geht, welcher der beiden Institutionen sie mehr Aufmerksamkeit und temporale Ressourcen widmen. Alle im letzten Passus kursiv gedruckten Begriffe werden so ins Codesystem eingehen. Welche davon am produktivsten sind damit eine eigene „Daten-Karte“ (vgl. 6.1.2-4) verdienen, kann zum jetzigen Zeitpunkt noch offenbleiben.

3.4.4 NeoSexuelle Revolution & Verhandlungsmoral

Sexualität, wenn auch nicht in diesem begrifflichen Kleid, war schon immer Teil der „romantischen“ Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Sie mag eine biologische Tatsache sein und bleiben, die auch im Tierreich so vorfindbar ist. Doch in der Menschenwelt hat sie eine einzigartige Wandlungsfähigkeit entwickelt, die von der Variation vielleicht nie so groß war wie heute. Die gewaltigste Explosion sexueller Ausdrucksmöglichkeiten fand in der Westlichen Welt statt und begann, wieder einmal, in den 1970er Jahren. Heute spricht man sozialwissenschaftliche wie im Alltag von der damalig einsetzenden „Liberalisierung der Sexualität“ oder der „sexuellen Revolution“ (Dabhoiwala 2014, Grant 1994, Herzog 2005, Wounters 1997, Eder 2002, Bristow 1997, Lautmann 2002, Maddison 2009, DeLamater und Plante 2015)

Jene „Revolution“ war indes nichts, was sich ‚natürlich‘ ereignete, sondern das Ergebnis politischer und sozialer Kämpfe, deren progressive Akteure die sog. „Neuen Sozialen Bewegungen“ waren, allen voran der zweiten Welle des Feminismus, sowie der Schwulenbewegung. Beide kämpften für die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Sexualität und kritisierten (allerdings unter verschiedenen Prämissen) Diskriminierung, Ausschluss und Unterdrückung. Feministinnen brandmarkten Institutionen wie Ehe und Familie öffentlich als „Instrumente, [um] die gesellschaftliche Unmündigkeit des Menschen zu erhalten“ (Schrader-Klebert 1969, 25). Indem die weibliche Sexualität auf das Ehebett beschränkt oder in die Illegalität getrieben werde, müsse, so schreibt eine Autorin, die Innerlichkeit der Frauen weiter unter einer (Selbst-)Versklavung leiden, in die sie und ihre männlichen Konterparts gleichermaßen (aber eben zu *deren* Gunsten) verstrickt seien. „Das beweisen die Formen, in denen Sexualität in unserer Gesellschaft erlebt wird: Von der männlichen Seite her wird sie nur in den Kategorien des Kampfes, des Raubes, der Gewalt, des Zerstörens, des Sieges betrachtet; von der weiblichen Seite hingegen in denen der Unterwerfung, der bewussten Hingabe, der Angst, des Opfers und des Schmerzes“ (Schrader-Klebert 1969, 31). Was Autorinnen wie Schrader-Klebert, Alice Schwarzer oder Barbara Duden in Deutschland und solche wie Germaine Geer, Kate Millett und Shulamith Firestone in den USA forderten, war ein neues Verständnis weiblicher Sexualität, welches seine eigene politische Natur deutlich erkannte („Das Private ist politisch“) und sich nicht mehr ins patriarchale Familiengefängnis der Reproduktion einsperren lassen sollte (für Übersichten, Banks 1986, Evans 1995, Walters 2005). Abtreibung sollte entpönlisiert werden und so Frauen erlauben, über ihren eigenen Körper zu entscheiden. „Weibliche Werte“ sollten einen neuen Mittelpunkt bilden und denen ausbeuterisch-machtversessenen Patriarchats entgegengehalten werden.

Dabei war die Emanzipation der weiblichen Lust, die eine neue sexuelle Freiheit außerhalb ehelicher Verbindungen suchen und finden konnte, sozialstrukturell gedeckt durch die Auflösung des viktorianischen Sphärendualismus, der Frauen bis in die 50er Jahre auf die Haushaltsführung und Mutterschaft verpflichtete. Mit einer immer größer werdenden wirtschaftlichen Autonomie und dem Verfall des Ideals vom „female homemaker“ im Rücken, war es wesentlich einfacher, die Abhängigkeiten von (Ehe-)Männern abzubauen, wenn nicht sogar ganz aufzukündigen.

Hinzu kam natürlich eine der größten technologischen und damit zivilisationsgeschichtlich salientesten Innovationen der letzten 200 Jahre: die Pille (Goldin und Katz 2000, Siegel Watkins 1998, Staupe und Vieth 1998, Kennes und Knowles 2013, Cibula 2008, Allyn 2016). Im Zuge dieser sozio-politischen und technologischen Neuerungen bildete sich akademisch

eine Frauen- und Sexualitätsforschung heraus, die u.a. die Vielfältigkeit weiblicher Sexualität hervorhob. Anfang der 1970er erscheinen die ersten Studien zu lesbischen Lebensformen (Bührmann, Diezinger, und Metz-Göckel 2007).

Für die immer weitere, stetige Zunahme an Sichtbarkeit ganz verschiedener Sexualitäten war die sexuelle Revolution jedoch nur der Startschuss. Seit Mitte der 1980er und Anfang der 1990er dokumentieren ForscherInnen der Gender Studies ein immer breiteres Spektrum an Begehrensstrukturen und „queeren“ Lebens- und Sexualformen, die heute meistens unter dem Dachbegriff Lesbian-Gay-Bisexual-Transsexual (LGBT) sowohl akademisch wie zivilgesellschaftlich versammelt werden (für einen Überblick des soziologischen Feldes Gamson und Moon 2004).

Was Anfang der 1990er einsetzt, ist nach Volkmars Sigusch eine dritte, „neosexuelle“ Revolution, die sich in kulturellen Prozessen der Dissoziation, Dispersion und Diversifikation äußert. Alle möglichen Fetische und Vorlieben können an voneinander unabhängigen Orten und durch internationale Dienstleister mit „non-dependenten supply chains“ ausgelebt und befriedigt werden. Neosexuelle Diversifikation kann

nicht zuletzt abgelesen werden an dem ebenso gequältem wie quälenden Diskurs-Personal, das zur Zeit die Bühne des Eros bevölkert [...]: die zuviel oder zuwenig, also immer falsch liebende Mutter; der physisch oder psychisch abwesende Vater; das sexuell missbrauchte Kind; der eiserne, männliche Mann; die Frau mit der sexuologischen Lustlosigkeit; die amphiphile Frau mit dem erotischen Kontinuum; der Sextourist; der elektronisch zerstreute Perverse; der Single [mit seinem Tinder oder Grindr-Account]; der medizinisch reparierte Impotente; der operativ beruhigte Geschlechtszweifler; der Gender blinder diesseits der Chirurgie; der gewissenhaft HIV-Prävention betreibende Schwule; das kirchlich gesegnete und staatlich registrierte gleichgeschlechtliche Paar; der in sich selbst Verliebte; die Fakesexerin; der futuristische Cybersexer, vor allem aber das historisch und sozial asymmetrische, kulturell dissoziierte, emotional misstrauische, philosophisch aporetische heterosexuelle Paar. (Sigusch 2005, 34).

Die dritte „neo“sexuelle Revolution hat die allermeisten „Devianzen“ – mit den Hauptausnahmen Inzest und Pädophilie – aus ihrem Schattendasein herausgeführt und

ihnen eine Nische in den Ökonomien des Begehrens zugewiesen. Einige davon haben es sogar in den Mainstream geschafft und erfreuen sich dort großer Popularität, wie das Beispiel von *Fifty Shades of Grey* zeigt (Illouz 2014). Selbst rollentechnisch eher konservative Vorstellungen von Beziehungen können nun mit Sexualpraktiken geladen werden, die aus fetisch-Subkulturen kommen, solange nur der kontraktualistische Rahmen – *sane, safe, consensual* – eingehalten wird.

Trotz solchen Phänomenen und des „queerings“ von Heterosexualität, der Diversifikation von Begehrensstrukturen und ihrer breiten zivilgesellschaftlichen Anerkennung warnen einige Autoren vor einer allzu optimistischen Einschätzung hinsichtlich der Gleichwertigkeit männlichen und weiblichen Begehrens. Trotz all des ‚moralischen Fortschritts‘ gibt es sicher immer noch das, was Judith Butler die „heterosexuelle Matrix“ genannt hat (Butler 1992). Die Zweigeschlechtlichkeit ist immer noch und weiterhin eine stillschweigende Voraussetzung, die „heteronormativ“ wirkt und als Standardmodell gilt: „The binary divides between masculinity and femininity, and between heterosexuality and homosexuality [...] still positions sexual subjects, and organizes sexual desire, in contemporary societies, in ways which subordinate women and marginalize the transgressor“ (Weeks 2004, 37).

So gewissenhaft bedacht und stellenweise besorgniserregend solche sexistischen Strukturen auch sein mögen, bleibt die Marschrichtung kulturellen Wandels doch relativ klar.

Neuere Analysen zu Prozessen sozialen Wandels weisen darauf hin, dass Rollenzuschreibungen und Rollenverpflichtungen in einem allgemeinen Sinn flexibilisiert werden, etwa in Richtung einer Zunahme von Optionen. So verliert die ‚Normalbiographie‘ – gerade auch die weibliche – den Charakter der Selbstverständlichkeit. Die jeweiligen Inhalte und Ausprägungen der Geschlechterrolle verändern sich und werden z.T. unscharf, dies aber, ohne dass dabei das grundlegend binäre Konstruktionsprinzip des Geschlechterverhältnisses angetastet wird. (Gildemeister 1992, 239)

Selbst wenn man wohl, worauf Gildemeister insistiert, mit einem recht großen, ja geradezu hegemonialen Vorrat an auf Zweigeschlechtlichkeit pochenden Denken rechnen muss (Faludi 1991), haben sich die Optionen – als Lebens- und Sexualformen dieser – doch multipliziert. Sie sind wählbar geworden. Und das heißt auch: verhandelbar.

Folgt man den Kodizes des therapeutischen Liebesideals, welches bei der Sexualität ja nicht haltmacht, sondern sie gerade im Gegenteil umschließen muss, kann das Ziel nur sein, Wünsche, Vorlieben, Phantasien etc. so offen wie möglich zu kommunizieren. Auch im Kontext der Sexualität wiederholt sich das Modell des Vertrages. Im geschützten Rahmen z.B. der Partnerschaft kann auf dieser Basis verhandelt werden, was davon ‚in die Tat‘ umsetzbar ist. Einer der bedeutendsten Sexualforscher des Landes, Gunter Schmidt, hat das als *Verhandlungsmoral* bezeichnet. Sie löst eine ältere Sexualmoral ab, welche „bestimmte sexuelle Handlungen – z.B. voreheliche und außereheliche Sexualität, Masturbation, Homosexualität, Oralverkehr oder was auch immer – weitestgehend unabhängig von ihrem Kontext“ qualifizierte. „Verhandlungsmoral dagegen“, so Schmidt weiter, „bewertet nicht sexuelle Handlungen oder Praktiken, sondern die Art und Weise ihres *Zustandekommens*, also Interaktionen. Sie hat klare liberale Züge. Ob hetero-, homo-, oder bisexuell; ehelich oder außerehelich; mit Liebe oder ohne; bieder oder raffiniert – all das ist moralisch ohne Belang. Von Belang ist, dass *ausgehandelt* wird“ (Schmidt 2014, 11; Hervorheb. im Orig, Lewandowski und Koppetsch 2015).

Mit dieser Feststellung findet unser kulturgeschichtlicher Schattenriss ein Ende. Die unfassbare Vielfalt des sexuellen Ausdrucks und der Praktiken, welche die zeitgenössische Zivilisation des Westens hervorgebracht hat, wollte er nicht erfassen, sondern nur den ein oder anderen Meilenstein markieren, der die Zeitenwende ab den 1970er Jahren ein letztes Mal akzentuiert. Ob der Grobschlechtigkeit jener kursorischen Bemerkungen kam nicht recht zum Tragen, wie eng Sexualität heute mit der Ökonomie verschaltet ist – sei es über Pornographie, Pharmazie oder „Spielzeug“ (Attwood 2010, Maddison 2009, Lewandowski 2012, Maines 1999, Wienke 2005). Weil es mir eher um den zeitdiagnostischen Aspekt der Heuristik ging, kam ebenso zu kurz, dass Ratgeber durchaus als Teil jener Ökonomie des Begehrens verstanden werden können, sofern sie an der medialen Konstruktion des Sexuellen beteiligt sind. Ihre Rolle besteht u.a. darin, für die Aushandlungsprozesse der Liebenden „Drehbücher“ und „Skripte“ als „lustversprechendes Rezeptwissen“ zur Verfügung (Osswald-Rinner 2011, 13). Allerdings trifft das vor allem auf ein spezielles Untergenre, die *Sexualratgeber*, zu, welche zwar ein spannendes Phänomen sind (Bänziger et al. 2010), aber sich im Korpus dieser Untersuchung nicht wiederfinden. Dies bedeutet nicht, dass *Sexualität* nicht ins Codesystem aufnehmen könnten; schon deswegen muss sie hinein, weil auch ganz gewöhnliche Liebesratgeber darüber sprechen. Es wird sich erweisen, wie produktiv der Code ist und ob er sich für einen Vergleich zu Berufsratgeber eignet.

Für nun jedoch können wir unsere Bestandsaufnahme der *Neuen Liebesmöglichkeiten*, die ab den 1970er Jahren entstehen, schließen und ein Fazit ziehen, das sowohl die Gesamtfragestellung nochmals aufzeigt, einige Ergebnisse resümiert und zum nächsten Kapitel überleitet.

3.5 Riskante Freiheiten & moderne Ratlosigkeit

„Man nehme, was man will: Gott, Natur, Wahrheit, Wissenschaft, Moral, Liebe, Ehe – die Moderne verwandelt alles in ‚riskante Freiheiten‘. Alle Metaphysik, alle Transzendenz, alle Notwendigkeit und Sicherheit wird durch Artistik ersetzt. Wir werden – im Allgemeinen und Privatesten – zu Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos“ (Beck und Beck-Gernsheim 1994, 11). Unsere Zeit – einmal egal, ob man sie Spät-, Post- oder Postpostmoderne nennt – hat das Suchen und Finden von Rat bitter nötig. Im Anschluss an die Diagnose der beiden großen Soziologen, sehe ich den Grund in einer Doppeldynamik, die seit dem Erscheinen ihres Bandes sich immer weiter beschleunigt und verschärft hat. Sie bildet die oft unerkannte Hintergrundmotivation für das Suchen von Rat in Ratgeberbüchern. Diese Doppeldynamik besteht auf der einen Seite in der schier unfassbaren Bandbreite an Lebens(- und Lese)optionen, in der für die Moderne typischen „Logik radikaler Optionssteigerung“ (Nassehi 1999, 95).

Offensichtlich ist das ganz besonders im beruflichen Kontext, wo wahrscheinlich so gut wie niemand mehr einen Überblick über alle denkbaren Berufswege und -bilder hat, noch über die dafür benötigten Kompetenzen, noch über die Netzwerke, welche für ein *erfolgreiches* berufliches Handeln auf- und ausgebaut werden müssen. Wie kann sich jede/r Einzelne selbst verwirklichen? Welche neuen Anforderungsprofile werden durch große Trends wie die Digitalisierung geschaffen und welche Rolle spielen die berühmt-berüchtigten „soft-skills“ im Wettbewerb um die begehrtesten Positionen? Freilich gibt es auch dafür Experten – und die Autoren von Erfolgsratgebern sehen sich als solche! –, um darauf möglichst kurze und knackige Antworten zu liefern. Aber von diesen – meist selbsternannten – Experten wiederum gibt es eine so verwirrend große Zahl, dass jede/r Interessierte auch hier wieder schnell den Überblick verlieren kann. Kurz gesagt: Auch Beratung kann ratlos machen, wenn es zu viel davon gibt.

Das Problem der Unübersichtlichkeit besteht nicht viel anders in der Liebe, dem zweiten Pfeiler, auf welchem nach Freud das Lebensglück ruht. Hier kann man eine ähnliche Multiplikation von Optionen konstatieren. Der dritte Teil dieses Kapitels zur Pluralisierung

der Lebensformen ab den 1970er Jahren handelte ja vor u.a. davon, wie gigantisch die Wahlmöglichkeiten sind. Besonders dann, wenn man diese Entwicklung vor dem Hintergrund gefühlskühler ökonomischer Zwangsjacken sieht, wie sie den Liebenden in vorherigen Epochen übergestülpt wurden. Auch wenn die Homogamie zwischen Partnern auch heute hoch sein mag, ist niemand – in großen Teilen der Westlichen Welt – *formal* daran gebunden, *ausschließlich* in seiner Schicht, in seinem Milieu, gemäß seiner Religion, Ethnie, seiner Kaste, oder seinem Geschlecht (Gender) einen Partner zu finden. Ebenso *muss* nicht geheiratet oder ein Kind in die Welt gesetzt werden. Doch aus all diesen (negativen) Freiheiten *von* ergeben sich keine Verbindlichkeiten, sondern eher – ggf. konflikthafte – Irren und Wirren. „Heute bestehen sehr unterschiedliche, teilweise widersprüchliche Vorstellungen und Erwartungen, die von den Betroffenen zu Beginn und im Verlauf der Ehe [und anderer Partnerschaftsformen] jeweils interpretiert und neu ‚ausgehandelt‘ werden müssen, um einen vorläufigen Konsens herzustellen“ (Peuckert 2012, 118).

Wenn so viel Zufriedenheit daran hängt, gewinnt das Dringen eine neue Brisanz: Wie und wo finde ich den richtigen Partner? Welche Beziehungsform ist die passendste für unsere „Bastelbiographien“? Wenn es dafür keine fixen Vorgaben mehr gibt, welchen Regeln sollen wir dann in der Beziehung folgen? Wie können Konflikte produktiv gelöst und Verbindlichkeiten hergestellt werden (stets unter der Prämisse natürlich, dass jede/r immer eine Exit-Option hat)? In der Tat, „angesichts einer zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung privater Lebensformen, die mit einer gewissen Ratlosigkeit, zumindest aber mit einem wachsenden Orientierungsbedarf einhergehen“ (Scholz, Lenz, und Dreßler 2013a, 7), ist es nur verständlich, wenn RatgeberautorInnen – zumal, wenn sie Psychotherapeuten sind – mehr Gehör geschenkt wird. Die von ihnen feilgebotene Orientierung ist nicht nur pragmatisch, sie kostet oft wenig mehr als 9,99€.

Alles in allem gibt es also sowohl in beruflichen wie in Liebesdingen eine Menge Freiheit zu wählen, zu entscheiden, auszuprobieren, auszuhandeln usw. Das Stichwort lautet „Multioptionsgesellschaft“ (Gross 1994, Brosziewski, Eberle, und Maeder 2001). – Doch was macht diese Freiheiten so „riskant“? Die Antwort darauf – als anderer Teil der Doppeldynamik – ist vorhersehbar simpel, weil tief eingelassen in unsere gegenwärtigen Arbeits- wie auch Liebesverhältnisse: *druckvolle Unsicherheit*.

Druckvolle Unsicherheit ist das risikokulturelle Pendant, die immer größer werdende Schattenseite, das hoch und höher kletternde Preisschild an den Freiheiten, die gerade die deutschen und besonders anglo-amerikanischen Mittelschichten sich als Privilegien erhalten wollen. Für Deutschland hat Oliver Nachtwey in seiner arbeitssoziologischen Studie mit dem bezeichnenden Titel *Die Abstiegsgesellschaft* das Ende des Beck'schen

Fahrstuhls vermessen und zum nun „inversiven“ Fahrstuhleffekt umformuliert (Nachtwey 2016). Das Normalarbeitsverhältnis wird zur Seltenheit, der globalisierte Wettbewerb wird garstiger, soziale Sicherungssysteme zunehmend abgebaut, das Prekariat weitet sich aus und die Angst vor dem sozialen Abstieg plagt nun selbst die, deren Leistungswille weiterhin ungebrochen scheint (Hochschild 2012, Pugh 2015, Rosa 2005, 2012).

Sozialwissenschaftlich gut dokumentiert (siehe z.B. von Graevenitz 1999), äußert sich der ökonomische Druck der (Post)Moderne – ihrer Überfülle an Lebensoptionen und dem Abschmelzen von Letztbegründungen – in „fatalen Verunsicherungen“:

Obwohl zwar heute *mehr* Möglichkeiten als früher, immer noch *weniger* als denkbar und wünschbar sind, realisiert werden, konvergieren Erwartung und Erfüllung selten passgenau. Dieser Optimierungs- und Transformationsanspruch tendiert so nicht nur dazu, Enttäuschung zu produzieren, sondern droht in einem permanenten Verdacht, ihm nicht zu genügen, umzuschlagen. Zu einer gelungenen Lebensführung gehört es daher, mit Frustration, Selbstzweifel, Angst und Überforderung als permanenten Begleitern umzugehen. (Duttweiler 2007, 56; Hervorheb. im Orig.)⁵⁰

Was Stefanie Duttweiler hier ausdrückt, ist eine der omnipräsenten, wenn auch eher subtilen Folgen von mehreren Jahrzehnten neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik, die heute unter dem Label „Ökonomisierung des Sozialen“ zusammengefasst werden (vgl. 2.4.2). Das kognitive Korrelat jener Großwetterlage – die Jürgen Habermas schon Ende der 1980er Jahre als „Neue Unübersichtlichkeit“ bezeichnete und meinte, dabei ginge es letztlich „um das Vertrauen der westlichen Kultur in sich selbst“ (Habermas 1985, 143) – ist eine nervöse Dauerreflexion, wann das gegenwärtige Projekt endet und das nächste beginnt, wieviel man durch eine teure Fort- und Weiterbildung noch aus sich herausholen könnte, wo die Belastungsgrenze liegt und was passiert, wenn der Koordinationsaufwand zwischen den Lebensbereichen nicht mehr bewältigbar ist. Diese Fragen beschäftigen viele ArbeitnehmerInnen, da die Erkenntnis mittlerweile durchgesickert ist, dass auf

⁵⁰ Eine ähnliche Diagnose gab bereits Marshal Berman in seinem berühmten Werk *All that is solid melts into air*: „To be modern is to find ourselves in an environment that promises us adventure, power, joy, growth, transformation of ourselves and the world – and, at the same time, that to destroy everything we have, everything we know, everything we are“. Diese aus seiner Sicht die Menschheit vereinigende Dynamik sah er als paradoxal, als uneinheitlich: „a unity of disunity: it pours us all into a maelstrom of perpetual disintegration and renewal, of struggle and contradiction, of ambiguity and anguish“ (Berman 1988, 15). Die einheitliche bzw. einheitsstiftende Wirkung der Moderne bzw. Modernisierung ist seitdem bestritten worden (Eisenstadt 2003, zur Übersicht und Debatte, siehe Schwinn 2009, Bohmann und Niedenzu 2013).

flexibilisierten Märkten die „Winner-take-all“-Logik den Wettbewerb regiert (Lutter 2013) und es für die Verlierer immer weniger zu holen gibt (Piketty 2014). „In einer Arbeitswelt, die sich gegenüber dem Privatleben entgrenzt und alle auch subjektiven Energien und Motive einfordert, schlägt sich der zunehmende Leistungsdruck in engmaschigen Erfolgskontrollen nieder, die den Einzelnen dem Gefühl einer dauernden Bewährungsprobe aussetzen“ (Neckel 2013, 122, vgl. Bröckling 2007, Dardot und Laval 2013, Neckel 2008). Solche Bewährungsproben werden umso brisanter, je mehr Arbeit subjektiviert ist, d.h. je mehr dem/der Geprüften daran liegt, durch die Arbeit sich selbst zu verwirklichen. Scheitern schlägt dann noch härter auf den Selbstwert durch. Das nährt den permanenten Verdacht, nicht gut genug zu sein, was wiederum die Dringlichkeit erhöht, noch mehr zu leisten, noch effektivere emotionale Selbstkontrolle einzutrainieren. Berufliche Unsicherheiten sollen in Schach gehalten werden, indem man sich für die Zukunft mit mehr „employability“ wappnet.

Eine der entscheidenden Beobachtungen, die dieses Kapitel in verschiedenen Bereichen – von Ehe, über Familie bis zur Sexualität – immer wieder gemacht hat, fasst Sighard Neckel folgendermaßen zusammen:

Doch erfasst die heutige Entfesselung aller ökonomischen und menschlichen Triebkräfte nicht allein das Berufsleben und seinen diensthabenden Imperativ der permanenten Verbesserung. Die Unrast der wirtschaftlich-kapitalistischen Dynamik taucht ebenso in der Ungeduld der durchgeplanten Kindererziehung wie in der Kurzatmigkeit intimer Beziehungen und der nervösen Sorge um das eigene Selbst und das körperliche Fitnessprogramm auf. (Neckel 2013, 122)

Zwar haben wir mit dem therapeutischen Beziehungsideal einen Liebesdiskurs, der die Autonomie der Partner als obersten Grundsatz, wie Illouz meinte, in die Verbindungen „eingemeißelt“ hat. Zwar sind die Ehe soweit deinstitutionalisiert, dass alle möglichen Liebesformate lebbar sind. Zwar haben Familien heute einen (emotionalen) Patchwork-Charakter, der sie als nicht-natürliche Veranstaltungen dehnbar macht. Zwar ist auch die Sexualität immer mehr eine verhandlungsmoralisch liberalisierte, in der Lusttechnologien wie die Pille, Viagra und Dildos in allen Formen und Farben frei zugänglich sind. – Aber das ist nur die Sonnenseite der Geschichte. All diese (demokratischen) Errungenschaften sind u.a. bezahlt durch eine „Verbetrieblichung“ aller aufgeführten Teilbereiche, die sowohl

einer druckvollen Unsicherheit Gestalt gibt, wie ihr gleichzeitig Vorschub leistet. Hierzu noch einmal Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, die es in ihrem klassischen Text aus den 1990er Jahren *Das ganz normale Chaos der Liebe* folgendermaßen auf den Punkt bringen:

Plötzlich wird alles unsicher: die Form des Zusammenlebens, wer wo wie arbeitet, die Auffassungen von Sexualität und Liebe und ihrer Einbindung in Ehe und Familie; die Institution der Elternschaft zerfällt in das Gegeneinander von Mutterschaft und Vaterschaft; Kinder, mit der von ihnen geforderten, jetzt anachronistisch werdenden Bindungsintensität, werden zu den letzten Partnern, die nicht gehen. Es beginnt ein allgemeines Ringen und Experimentieren mit ‚Wiedervereinigungsformen‘ von Arbeit und Leben, Haus- und Erwerbsarbeit usw. (Beck und Beck-Gernsheim 2005, 42)

Was die beiden Soziologen hier beschreiben, haben die letzten Kapitel versucht zu kartographieren und Studien herangezogen, die die (post-)moderne Desintegration von Liebeswelten aufzeigen. Die beschriebene Unsicherheit und der notwendig mit ihnen verbundene (z.B. Zeit-)Druck resultiert vor allem aus der radikalen Einwanderungspolitik ökonomischer Logiken. Es mag erschreckend anmuten, wie flächendeckend dies der Fall ist. Auf der Semantik-Achse reden viele Kommentatoren von einem „Ende der Liebe“. Bezüglich der Ehe sind nicht nur Scheidungsraten hoch. Auch die Option, Single zu werden, zu sein oder zu bleiben wird immer attraktiver. Geld, einst als Gift für Ehen gesehen, taucht in empirischen Untersuchungen nun als „symbolisches Bindemittel“ für die Partnerschaft auf. Familien geraten immer mehr in – unlösbare und nur einfach auszuhaltende – Konflikte mit Arbeitswelten, wobei sie sich nicht nur jedes Bisschen „quality time“ hart erkämpfen müssen, sondern es durch Zeitnot mithin sogar so weit kommt, dass sich „verkehrte Welten“ bilden, die emotional umgepolt sind, also die Arbeit emotional entspannender ist als das Familienleben.

Diese komplexe Gemengelage zeichnet sich also einerseits durch bunte Vielfalt, polykontexturalen Pluralismus und schier grenzenlose Wahlmöglichkeiten aus. Sie ist aber andererseits geprägt durch Wettbewerb, Prekarität und Unsicherheit. Aus dieser explosiven Mischung, die ziemlich genau in dem Titel „riskante Freiheiten“ aufgeht, wächst der fruchtbare Nährboden für all jene, die die bisweilen verzweifelte Ambivalenz zu lindern

versprechen und dort Orientierung bieten, wo guter Rat teuer ist. Auch wenn man sich dagegen sträuben mag, ist es vielleicht nicht allzu überraschend, dass in dieser Situation „we need witch doctors to make us happy and whole again“ (Cullen 2009, 1232).

Über die damit verbundenen Versprechen möchte ich erst etwas später sprechen (siehe unten 4.3.2). Für jetzt muss festgehalten werden, dass Beratungsbedarf aus einem überreizten „Möglichkeitssinns“, wie Robert Musil es einst nannte, resultiert, der eng mit einer druckvollen Unsicherheit verschaltet ist. Die oben bereits zitierte Studie von Stefanie Duttweiler über Glücksratgeber drückt es so aus:

Kontingenzsteigerung, Dynamisierungen und spezifische Ambivalenzen der Moderne machen in doppelter Wiese ratlos: Normative (*Was soll ich tun?*) und praktische (*Wie können wir etwas tun?*) Orientierungslosigkeit produzieren unhintergehbare Entscheidungszumutungen. Kein Bereich des Lebens ist davon ausgenommen – jede Gewissheit und Entscheidung ist von Alternativen umstellt und von Unsicherheiten bedroht, *alles könnte immer auch anders möglich sein*. (Duttweiler 2007, 59; Hervorheb. im Orig.).⁵¹

Das Wissen der Ratgeber (ausführlich 4.3) befindet sich genau *zwischen* oder ist *zugleich*, was der Konstanzer Wissenschaftsphilosoph Jürgen Mittelstraß (1982) *Orientierungs-* im Unterschied zu *Anwendungswissen* genannt hat. Während das erste mit dem Bereich der Geisteswissenschaften und der Philosophie als ein theorieaffines Wissen von Mittelstraß bestimmt wird, ist letzteres auf Anwendung, Verwert- und Vermarktbarkeit gepolt. Ratgeber bilden einen *Hybrid* aus diesen beiden Wissenstypen. Ihr Anwendungsbezug, wie ich weiter unten noch ausführen werde, hat einen sozialtechnologischen Anklang und rückt in die Nähe dessen, was das letzte Kapitel (2.3.3) mit emotionaler Selbst- aber auch Fremdkontrolle gemeint und erörtert hat. Gleichzeitig, und dies scheint für den Zustand des kulturellen Hintergrundes wichtig, spenden Ratgeber Trost in Form von kognitiven, affektiven und evaluativen Lokalisierungen. D.h., sie machen Analyseangebote für unklare oder

⁵¹ Der Verdacht liegt nahe, dass dies, wie die Autorin selbst schon anmerkt, in der Differenzierungslogik der Moderne angelegt ist. So schreibt Rudolf Helmstetter über die „Ratlosigkeit der Moderne“: „In der Moderne versteift sich (historisch) die (strukturelle) Kluft zwischen ‚Theorie‘ (Wissen, Ethik) und ‚Praxis‘ (Handeln/Verhalten). Diese Kluft vertieft sich zudem durch den enormen Zuwachs an Möglichkeiten der abstrakten, medial vermittelten Kommunikation, die neben die Welt der konkreten, direkten interaktionalen Erfahrung treten. Ratlosigkeit bezeichnet also nicht nur den gesellschaftlichen und individuellen [...] Status des Wissens und die Konsequenzen für Status und Befindlichkeit des Individuums, sie ist Implikation und Folge funktionaler Differenzierung – des Grundmusters der Modernisierung“ (Helmstetter 1999, 149).

herausfordernde Lebenssituationen, lehren Gefühlsmanagement und sagen, was gut, richtig, gesund, zielführend und hilfreich ist – und was nicht. Die Studien zur Ratgeberliteratur erwähnen es immer wieder:

Dass ein Ratgeber überhaupt geschrieben und gedruckt wird und dass er dann massenhaft gekauft und vielleicht auch gelesen wird [...], bedarf bereits einer gewissen Vorgeschichte. Es ist die Vorgeschichte an *Verlusten von Vorbildern und Institutionen zur Vermittlung von Verhaltenssicherheit* – sei es nun die Oma, die Mama, die Kirche oder das unhinterfragte und gerade deshalb alltagstaugliche Praxiswissen, wie und wann ‚man‘ einen Wadenwickel macht. *Hieraus resultiert Ratlosigkeit und folglich Beratungsbedarf. Die Leserinnen und Leser suchen einerseits sachlich-inhaltliche Orientierung, doch sie suchen auch nach Lebensstilszenarien, die im Prozess der kulturellen Selbstverortung Orientierung verheißen* (Heimerdinger 2008, 107f.; meine Hervorheb., ähnlich Messerli 2010, 48f.).

Zwar mag es dahingestellt bleiben, wie hoch die Dringlichkeit eines Wadenwickels werden kann. Sicher Recht hat Heimerdinger aber mit seiner Verlustdiagnose – die bei den Liebes- und Berufswelten besonders anschaulich ist –, auch wenn er die Freiheitsgewinne im historischen Vergleich (siehe 4.3) geflissentlich unterschlägt. Ratgeber bieten Ressourcen, um im neuen „Supermarkt der Weltdeutungen“ (Osswald-Rinner) nicht verloren zu gehen und sich der eigenen Position zu versichern. Auch in Rezeptionsstudien (siehe 4.2.2, 4.3.4 und 5.3.1) wurde dies – ganz im Sinne Heimerdingers Vermutung – schon früh bestätigt. Hier vorab ein Beispiel: „Participants spoke of their sense of disorientation and confusion regarding roles, values, and life choices. They view self-help books as a resource when rules of conduct are unclear and when opportunities to learn about solving personal problems are not easily accessible through everyday interpersonal interactions“ (Grodin 1991, 414; Hervorheb. im Orig., ähnlich Bruneau, Bubenzer, und McGlothlin 2010, Knudson 2013). Es muss jedoch darauf hinweisen werden, dass die Attraktivität von Ratgeberbüchern nicht nur aus einem Mangel, also Rat- und Orientierungslosigkeit, abgeleitet werden kann. Jene Popularität ist ebenso sehr mit dem Wunsch verquickt, dazulernen, und zwar von jemandem, der (vermeintlich) Wissen besitzt, das man selber gerne hätte. „Ratlosigkeit im akuten Sinne von Ratbedürftigkeit entsteht nicht schon durch einen Mangel an Kenntnissen

und Erfahrungen, sondern durch die Annahme, dass es irgendwo jemanden gibt, der weiß, was man selbst nicht weiß, aber gern wüsste: eine Instanz, der Wissen unterstellt und Autorität zugeschrieben wird“ (Helmstetter 2010, 60). Dass diese Annahmen oft irrig sind und nicht selten das Produkt einer geschickten Rhetorik, ist von kritischen Entlarvern wie Steve Salerno pointiert angeprangert worden: „The only difference between a self-help reader and a self-help writer may be that the writer can write well enough to get a book deal“ (Salerno 2005, 14).

Dennoch ist das zugrundeliegende Bedürfnis vor allem für mit dem Neoliberalismus historisch vertrauten Kommentatoren unübersehbar klar: LeserInnen betreiben ihre Lektüre nicht immer aus einem konkreten Mangel, einem brennenden Problem. Ein ebenso wichtiges Motiv ist das Mehr an Wissen, welches sie sich erhoffen, eine Verbesserung, eine *Optimierung* ihres Selbst im und für den sozialen Verkehr. Ob diese Optimierung dann in Gestalt des Lernens einer neuen Fähigkeit, des Gewinnens einer neuen Einstellung (Stichwort: positives Denken), oder des Aufbaus einer neuen Beziehung auftaucht, kommt auf die jeweilige Lektüre an. Viele Kommentatoren, auf die ich unten genauer eingehen werde, sind sich einig in dem Befund, dass, egal, ob aus einem Mangel oder dem Wunsch zur Optimierung gelesen wird, das designierte Ziel seitens der Ratgeberliteratur darin besteht, bei den LeserInnen eine Selbst-Transformation einzuleiten. Eines der zentralen, ja konstitutiven Paradoxa des Genres: Die Lektüre weist immer über sich hinaus: „The reader is being re-oriented, placed back into life beyond the self-help book from whence he/she came. Through the process of reading – which the self-help book has assumed has been carried out as prescribed, as noted by its explicit control over *how* the reader reads and interprets its text – the reader has undergone a transformation“ (Cherry 2008, 345; Hervorheb. im Orig.)

Im Topos der Selbsttransformation, so legen die Kommentatoren nahe, kulminiert das Genre, sein Wissen, sein Versprechen, seine Rhetorik. Um aber zu verstehen, wie dieser Kulminationspunkt beschaffen ist, wo er verortet werden kann und warum er gerade mit den Themen von Liebe und Beruf so eng zusammenhängt, müssen die Kultur der Ratgeber ausgeleuchtet werden. Wie lassen sich Selbsthilfe-Ratgeber definitorisch fassen und wie sieht heute ihre (internationale) Verbreitung – zahlenmäßig – aus? Auf welche Weise schlägt die beschriebene Doppeldynamik der ‚riskanten Freiheiten‘ sich dort, in Liebe und Beruf, nieder und was sind die maßgeblichen gesellschaftstheoretischen Anschlussstellen? Wie können wir das in Ratgeberliteratur präsentierte Wissen kulturtheoretisch am besten rahmen? Auf diese Fragen antwortet das nächste Kapitel.

4. GUTER RAT IST NICHT TEUER: Zur Soziologie der Ratgeber

4.1 Einleitung

„Unsere postmoderne Moderne“ hat eine kulturelle Orientierungslosigkeit erzeugt, aus der ein enormer Beratungsbedarf entspringt. Liebe und Beruf, für die (Westliche) Welten wenn auch riskante, so doch Freiheiten bereitstellen, lassen keinen Zweifel daran. Glücklicherweise ist, es darf wiederholt werden, guter Rat nicht teuer und in jeder besser sortierten Bahnhofsbuchhandlung zu haben.

Um sozialwissenschaftlich lesbar zu werden, braucht es allerdings großräumiges und historisch informiertes Kontextwissen. Nur so kann jenes Wissen dechiffriert werden, welches in diesen Ratschlägen seinen Ausdruck findet. Die beiden letzten Kapitel haben diesen Rahmen hergestellt. Und auch wenn darin keine letzten Antworten gegeben werden konnten, so leitete sich daraus sowohl eine Fragestellung her, wie auch ein Set an Codes, das die Interpretation des Materials anleiten kann. In Kombination bestätigen sie Arlie Hochschilds Behauptung, dass „bestselling advice books [...] offer a glimpse into a wider trend in popular culture“ (Hochschild 1994, 1). Zwei zusammenhängende Zusätze müssen dem allerdings hinzugefügt werden. Erstens eröffnen – auch nicht-rekordverkaufte – Ratgeber einen Einblick mehr als bloß die *Populärkultur*. In ihnen aufgehoben sind Handlungsanweisungen und Normstrukturen, deren Salienz über Serenaden der Popikonen und Blockbuster mit A-List Darstellern hinausreicht. Zweitens: Dies kann aber nur verstanden werden, wenn man die Kulturen der Selbsthilferatgeber als solche in den Blick nimmt. Erst wenn ihre Verbreitung, ihre Rezeption, ihre Wissensform usw. in die Betrachtung aufgenommen werden, bekommt man sozialwissenschaftlich überhaupt die Chance, dem Phänomen ausreichend nahe zu treten.

Das vorliegende Kapitel wird genau das versuchen. Die nun folgenden Passagen geben den dem Leser eine Zusammenfassung, wie die folgende Argumentation aussehen wird.

Die Vordenker der Kulturen der Selbsthilfe wuchsen zwar in der „Anglosphäre“ auf, wo bis heute das Epizentrum liegt. Mit national unterschiedlichen Akzenten und Autoren haben diese Kulturen der Selbsthilfe sich jedoch an ganz unterschiedlichen Orten mit einer Vielzahl an Themen und Schwerpunkten angesiedelt und tief in den Medienlandschaften Europas und darüber hinaus eingegraben. Ein Anzeichen dafür sind die harten Umsatz- und

Auflagezahlen und der Internationalisierungsschub spätestens ab den 1990er Jahren. Zusammen mit einer Definition und einigen Eckpunkten des Genres, wie es die bisherige sozialwissenschaftliche Debatte sieht, wird das unsere erste Station sein müssen (4.2.1).

Dann möchte ich zwei der wichtigsten Konzepte dieses Kapitels ausarbeiten: das des *dünnen Selbst* und der *dünnen Kultur* (4.2.2). Die Idee des „thin self“ stammt aus einer der neuesten Studien über die globale Ratgeberkultur des internationalen Soziologenquartetts Daniel Nehring, Emmanuel Alvarado, Eric C. Hendriks und Dylan Kerrigan.⁵² Sie bezeichnen damit die genauso neoliberale wie therapeutische Fiktion eines Selbst, dass losgekoppelt von seinen soziohistorischen Bedingtheiten angerufen werden kann. Das Konzept wird dabei helfen, besser zu verstehen, welche Vorstellungen von Subjektivität und Sozialität Ratgeberautoren im Kopf haben, wenn sie ihre Lösungsvorschläge unterbreiten. Für die spätere empirische Analyse wird dies ein zentraler Gesichtspunkt werden, da besonders Eva Illouz immer wieder betont hat, dass das Selbst und seine Sprachen vielleicht *die* zentrale Drehscheibe für die Diskursproduktion von Ratgebern bzw. der *Selbsthilfe* sind. Das Konzept der *dünnen Kultur* hingegen geht auf eine der frühesten soziologischen Studien von Ratgeberliteratur zurück. Paul Lichterman hat als einer der ersten nicht nur die Produktion, sondern die *Rezeption* von Selbsthilfebüchern untersucht und herausgefunden, dass die dort vorhandenen Rezepte nicht sämtlich und im Ganzen aufgenommen und angewendet werden. Im Gegenteil benutzen die LeserInnen ihre Lektüre eklektisch und mischen verschiedene Quellen. An seine Ergebnisse haben sich seitdem eine ganze Menge Rezeptionsstudien angeschlossen, die die Benutzung von Ratgeberliteratur in Interviews erfragen. Was dabei herauskommt, lässt sich soziologisch mit der Kulturtheorie von Ann Swidler erklären, die mir als konzeptueller Leitfaden dienen wird. Swidlers „toolkit“-Idee wird sich auch für die Methode im nächsten Kapitel (5) als instruktiv erweisen.

An diesem Geländer entlang wird der nächste Abschnitt (4.3) vier sich unmittelbar auf die Kulturen der ratgebenden Selbsthilfe beziehende Topoi halten, die alle in der Literatur zwar aufgegriffen, aber selten explizit auf die Vorderbühne gehoben werden. Der erste ist das *Wissen der Ratgeber* (4.3.1). Wie man ausgehend von Swidlers Konzept der Kultur als Werkzeugkasten annehmen und vor dem Hintergrund der Rezeptionsstudien erwarten kann, ist das Wissen der Ratgeber von einem sehr speziellen Typ. Es handelt sich nämlich nicht primär um propositionales Faktenwissen oder allgemeines Weltwissen oder mathematisches Regelwissen – nein, es handelt sich um *praktisches Anwendungswissen*, um *alltagstaugliches Rezeptwissen*, um *implizites* und quasi-moralisches *Gebrauchswissen*. Nur

⁵² Auch wenn die Autoren dies nicht wissen/benennen mögen, hat Charles Taylor bereits in den *Quellen des Selbst* von der philosophischen Fiktion eines „punktförmigen Selbst“ gesprochen (Taylor 1996).

wenn man dies richtig verstanden hat, wird klar, welche Wirkmächtigkeiten Ratgeber haben und entfalten können.

Der Typ dieses Wissens und seine Stoßrichtung auf den Alltag hin macht Ratgeber attraktiv. Sie *versprechen* eine Veränderung und Verbesserung, sie versprechen Glück, Erfolg, Heilung und die Lösung all jener Probleme, auf die sie sich jeweils konzentrieren. Genau deswegen ist es wichtig, nochmals genau unter die Lupe zu nehmen, wie es sich mit den Versprechen verhält, was ich in dem nächsten Abschnitt über die *Ökonomie der Verheißungen* tun möchte (4.3.2).

Die vielen Vorwürfe, die den Ratgebern von Seiten sozialwissenschaftlicher Kommentatoren gemacht werden, möchte ich, auch wenn sie schon angeklungen sind, nochmals in einer *Kritik der Ratgeber* (4.3.3) zusammenfassen. Hier wird es besonders um das Problem der sozialen Einbettung gehen, die viele Ratgeber zu leugnen scheinen, was – ganz nach neoliberalen Geschmack – zu einer Responsibilisierung des Einzelnen führt; siebürdet ihm die Schuld für etwas aufbürdet auf, für das er oder sie ggf. gar nichts kann, weil z.B. die Kündigung strukturelle Gründe hat und nicht auf persönliches Versagen zurückführbar ist. Dies ist jedoch nur eines der Fehlnisse, die Kommentatoren dem Genre zur Last legen.

Gerade weil dieser Missstand von vielen sozialwissenschaftlichen AutorInnen so heftig angeprangert wird, tut es dringend Not, nicht einfach eine weitere Stimme im Chorus der Klage zu werden, sondern auch die Probleme der Anschuldigungen hervorzuheben. Dazu dient Abschnitt 4.3.4, der eine *Apologie der Ratgeber* vorlegt, die auf die Hybridität der Texte hinweist, auf ihre vergemeinschaftende Wirkung und sogar auf die Möglichkeit, dort einen (proto)politischen Gehalt auszumachen. Gleichzeitig wird diese Kritik einen wichtigen Aspekt während der empirischen Prüfung im Interpretationsteil bilden.

In letzten Abschnitt des Kapitels *Schwachpunkte und Leerstellen* (4.4) wird es mir darum gehen, einige der Unzulänglichkeiten der bisher vorliegenden Literatur zu benennen. Dies soll vor allem dazu dienen, den Charakter der vorliegenden Untersuchung besser verständlich zu machen, das damit verbundene Projekt, seine Schwächen wie auch seine Stärken, so in Szene zu setzen, dass im nächsten Kapitel (5) die Methodologie erläutert und das Material zum Sprechen gebracht werden kann.

4.2 Das Genre

4.2.1 Definition, Umfang & Verbreitung

Was wir zuerst festhalten müssen, ist die Tatsache, dass der Markt für Selbsthilfe-Bücher heute erstens riesig und zweitens global aufgestellt ist. Beides setzt voraus, zumindest eine Arbeitsdefinition zu geben. Dies möchte ich nun versuchen und, daran anschließend, kurz über den thematischen wie ökonomischen Umfang dieses Zweiges der „Kulturindustrie“ sprechen, um dann einige Einschätzungen über seine geradezu erstaunliche Verbreitung anzustellen. Die meisten Kommentatoren zu Selbsthilfe-Ratgebern sind sich bisweilen nicht einig darüber, *was* genau diese Bücher eigentlich sind, d.h. *wie* genau man sie am besten definieren kann.

Ich werde hier unter Selbsthilfe-Ratgebern im engeren Sinne *ein literarisches Genre verstehen, welches darauf angelegt ist, LeserInnen praktisches Rezeptwissen für die Lösung von Alltagsproblemen und Erschließung persönlicher Entwicklungspotentiale an die Hand zu geben.*

Sicher ist diese Definition nicht die einzig mögliche. Nehring & Co. und vor allem Eric C. Hendriks (2016) z.B. haben vorgeschlagen, keine genaue Definition anzugeben, sondern sich statt dessen mit qualitativen Kennzeichen zufrieden zu geben, derer sie vier identifizieren: die *kulturelle Herkunft des Genres* bzw. seine Ursprünge in den USA⁵³, seine *Tendenz zur Responsibilisierung* des Individuums, die *psychotherapeutische Grammatik* und das *Ziel der Transformation* des Selbst. So wertvoll diese Eingrenzungen auch sind, stecken darin zu viele empirische Fragen, um sie als Definitionskriterien zuzulassen. Worauf die Autoren jedoch zu Recht hinweisen, ist die Schwierigkeit, das Genre qualitativ wie quantitativ einzugrenzen. „There is also a real abundance of so-called ‘self-help books’ available in bookstores. For every conceivable mental problem and for every life choice there is guidance in print“ (Bergsma 2008, 342). Selbsthilfe-Ratgeber gibt es zur Gewichtsabnahme, Fitness, spirituellem Wachstum, Lebensglück, Depression, Angst, Verführung, Stress, Sexualität, Unternehmensführung, Gesundheitsvorsorge, Ernährung, kreatives Schreiben und vielem

⁵³ Eine der wichtigsten Quellen stellt die Ideen der sog. „New Thought“-Schule, deren Hochzeit im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts lag. Ihrerseits gespeist aus dem Puritanismus der dortigen Gründerzeit, ging die spirituelle *New Thought*-Bewegung davon aus, dass der Schlüssel zum Erfolg in so ziemlich jedem Lebensbereich das positive Denken sei. Laut Grundsätzen wie dem „Gesetz der Anziehung“ kann man sich qua positivem Denken mit Gott bzw. einer göttlichen Energie synchronisieren, mit der im Rücken weltliche Ziele dann quasi von selbst erreicht würden. Seit diesen Anfängen wird die Spiritualitätskarte in all ihren verschiedenen Fassungen immer wieder gern gespielt und kann als eine Art Markenzeichen des Genres gesehen werden (vgl. Ehrenreich 2010, 45-72, Starker 1989, 15-57, Woodstock 2007, 174-177).

mehr (für eine Aufschlüsselung nach Warengruppen in Deutschland Kessler 2013, 30f.). Solche eine Mannigfaltigkeit macht es schwer genaue Quantifizierungen zu angeben. Verlässliche Zahlen Selbsthilfebüchern sind notorisch schwer zu bekommen. So betonen Nehring et al.: „With the currently available statistics, it is difficult to put an exact number on the economic size and audience outreach of the international self-help industry, though the available statistics indicate that both are substantial“ (Nehring et al. 2016, 36). Wenn verschiedene Schätzungen einem *Umfang von circa einer Milliarde USD* jährlichen Umsatzes veranschlagen, so ist dies den Autoren zufolge eine Unterschätzung. Auch Verlage packen nur jene Bücher in die Kategorie Selbsthilfe, deren Autoren dies explizit markieren. „The problem with this method is that due to rhetorical, strategic and commercial reasons, many, if not most, self-help titles are marketed as something other than ‘self-help’“ (ebd.). Daher könnte sich auch Mikki McGee verschätzt haben, welcher zufolge in den USA allein 1998 über eine halbe Milliarde USD für Selbsthilfebücher ausgegeben werden. „Between 1972 and 2000, the number of self-help books more than doubled, increasing from 1.1 percent to 2.4 percent of the total number of books in print“ (McGee 2005, 11f.). Andere Kommentatoren geben zu bedenken, dass schon im Jahre 2006 auf Amazon.com fast 82,000 Titel zu finden waren, die man unter Selbsthilfe subsumieren konnte. Sieht man Ratgeberbücher in einem größeren Kontext, wo auch Seminare, Workshops, Merchandise wie DVDs, Internetseiten und andere Dienstleistungen zum „self-improvement“-Komplex gehören, lässt sich der US-Markt mit einem Jahresumsatz von gigantischen \$10.5 Milliarden verbuchen (Salmenniemi und Vorona 2014, 44).

Für Deutschland liegen vergleichsweise genaue Zahlen vor, die Aufschluss über den Umfang des Ratgebermarktes geben. Sich auf Angaben des *Börsenvereins des Deutschen Buchhandels* stützend, veranschlagt das Autorenkollektiv um Nehring den Anteil von Selbsthilfe, welche Kategorien wie Gesundheit, Spiritualität, Lebenshilfe und Alltag, Recht, Karriere und Finanzen umfasst, bei 42,9% des Ratgebermarktes und damit bei 5,7% des Buchmarktes insgesamt. Dies würde 2014 einen Jahresumsatz von circa 544 Mio. Euro bedeuten. Georg Kessler kommt in seiner thematisch einschlägigen buchwissenschaftlichen Studie *Der Buchverlag als Marke* auf ähnliche Zahlen und veranschlagt den Jahresumsatz des Ratgebersegments 2006 bei 644 Mio. Euro. Mit einem Marktanteil von 16,64% wären Ratgeber damit die „zweitwichtigste Literaturgattung hinter der Belletristik und dem Jugendbuch“ (Kessler 2013, 23). Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass die Teilsegmente für die hier zur Debatte stehenden Themen – Liebe und Beruf – nur einen relativ kleinen Teil dieses Umsatzes ausmachen. Die Warengruppen 460 und 480 bilden eine eigene Sparte zu den Themen Partnerschaft, Familie und Erziehung; 2011 wurden dort 32 Mio. Euro

umgesetzt, was ungefähr der Größe des Gartenratgebermarktes entspricht. Das Teilsegment zu Lebenshilfe und Lebensplanung ist ein „bestsellerträchtiger Teilmarkt“ (Kessler 2013, 36) auf dem jährlich circa 70 Mio. Euro umgesetzt werden. Wenn man die Zahlen insgesamt betrachtet, kann man leicht zu einem Schluss kommen: „The self-help industry is a goldmine“ (Bergsma 2008, 342).

Die Erfolgsgeschichte der Ratgeber begann, strenggenommen, *nicht* in den USA. Auch in europäisch vormodernen Zeiten gab es schon Fürstenspiegel, Prinzenerziehungs- und Manierbücher, sowie verschiedene „Weltweisheits“-Traktate (Helmstetter 1999, 164ff.; vgl. 3.4.2). Doch ihre Adresse ist ein recht kleines und *adliges* Publikum, welches sich selbst über die richtigen Sitten aufklären möchte. Das Selbsthilfe-Genre, wie wir es heute kennen, hat seine Wurzeln jedoch durchaus in der protestantischen Arbeitsethik, im Ideal vom „Charakter“ des „self-made man“, der sich durch eigene Anstrengung hocharbeitet und auf seine eigenen Fähigkeiten verlässt. Für die moderne Fassung steht die Wiege des Genres durchaus in den USA.

Vom Schlage jenes „self-made man“ ist Benjamin Franklin gewesen, der mit seinem „Poor Richard’s Almanach“ (1733) Sparsam- und Betriebsamkeit predigte, welcher heute als einer der wichtigsten Vorläufer des Genres gilt (Penack 1992). Ganz ähnlich verhält es sich auch mit Samuel Smiles, dessen biographische Porträts von ‚bedeutenden‘ Persönlichkeiten, die sich hochgearbeitet haben, eine Vorlage für Autoren wie Dale Carnegie oder Napoleon Hill bildeten. Freilich gab es auch anderswo lokale Inspirationsquellen für das Genre – zumal in Deutschland, wo Freiheit Adolf Knigge 1788 sein berühmtes Werk *Über den Umgang mit Menschen* vorlegte. Knigges protosozilogische Abhandlung fokussierte gute Manieren im Sinne einer Ethik des richtigen bürgerlichen Lebens für die Spätaufklärung (Bethmann und Dongowski 1994, Ueding 1977). Der *Umgang mit Menschen* ist historisch familienverwandt mit dem Selbsthilfe-Diskurs und zeigt schon an, dass die anglophonen Importe stets auf lokale Traditionen stoßen, mit denen sie in Konflikt geraten, sich synchronisieren oder kreolisieren.

Das ändert nichts daran, der Wiegenhort des Selbsthilfediskurses bleibt die ‚Anglosphäre‘. Es ist daher keineswegs Zufall: „Nearly all of the recent studies of self-help literature and makeover culture focus on products from the global Western nations, chiefly those from the United States, but also from the United Kingdom, Australia, and some European contexts“ (McGee 2012, 686). – Es ist ebenso kaum Zufall, dass, wie McGee in einer früheren Publikation notiert, „Selbsthilfe“ vor den 1970er etwas ganz Anderes meinte als heute: „‘Self-help’ referred not to individual self-improvement practices but to cooperative efforts for mutually improved conditions on the part of a community of peers. [...] In less than thirty

years – once synonymous with mutual aid – has become to be understood not only as distinct from collective action but actually as its opposite“ (McGee 2005, 18, 19). Jene semantische Umpolung geht einher mit der all den tektonischen Verschiebungen, welche ich in vorherigen Kapiteln (2 und 3) versucht habe nachzuzeichnen. Weil und wo all diese Phänomene zusammenspielten, konnte die neue Bedeutung von „Selbsthilfe“ zu einem so gigantischen Export- und Verkaufsschlager werden. Befeuert durch die kulturhegemoniale Stellung der USA zu jener Zeit wurde dann fleißig übersetzt und europäische Autoren konnten sich an einem reichen Repertoire abkuppfernd bedienen. Das Genre konnte so, immer neue Kontexte adaptierend, seine heutige kulturelle DNA entwickeln, die es für andere regionale Arenen attraktiv werden ließ.

Die zweite Welle der Verbreitung über die Westliche Welt hinaus rolle dann ab den 1990er Jahren los. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, der teilweisen Öffnung Chinas und der zivilen Erschließung des Internets, wurde der Selbsthilfe-Diskurs transnationalisiert und in so unterschiedliche Ecken des Globus wie Trinidad und den Iran getragen (Nehring et al. 2016). Heute ist es für jeden, der zu einem gut sortierten Buchladen (bzw. Amazon) Zugang hat, offenkundig: „Self-help books are increasingly translated into numerous languages and spread across the world, at a global level as well“ (Hazleden 2011, 271). Es mag überraschend sein, wie schnell die Verbreitung in Ländern vorangeht, die traditionellerweise zu amerikanischen Autoren und Idealen Antagonisten sind. Nichtsdestoweniger ist z.B. Dale Carnegie eine wohlbekannte und vielgelesene Literaturgröße in Russland, wo nach 1991 ein verstärkter Wettbewerb um die profitabelsten Überreste der UdSSR begann und sich neue Märkte erschlossen, die einen zuvor ungekannten Unternehmergeist forderten (Salmenniemi und Vorona 2014). Ähnliches gilt für Volksrepublik China, wo die Liberalisierung der Buchmärkte und die Lockerung der staatlichen Zensur ab den 1990ern über das westliche orientierte Taiwan ein Fenster für den Diskurs der Selbsthilfe öffnete (Hendriks 2016).

Allerdings darf man es sich nicht so vorstellen, dass die westlich-amerikanischen Bücher und Buchautoren in diese kulturellen Arenen kamen, sahen und siegten. Wie oben angedeutet, fand und findet stets eine Kreolisierung statt. Wie Nehring-Forschungsgruppe gezeigt hat, kann von einer kulturellen Homogenisierung (wie vermutet von Illouz 2009a) nicht wirklich die Rede sein (Cherry 2008, 340). Eher muss von einer „Glokalisierung“ und damit Hybridisierung ausgegangen werden:

„As locally written and produced articulations of a transnational therapeutic ethos, self-help texts are ‘hybrid texts’. They blend

foundational assumptions of psychotherapy and positive psychology with locally specific, often historically deeply rooted cultural meanings of self, agency and social relationships. [...] It is not a simple pseudo form of neo-colonialism or cultural imperialism wherein self-help texts and products arrive from the Anglosphere much like a Trojan horse full of foreign discourses ready to leap out and transform everyday life. Rather [...], the transnationalisation of self-help is more correctly a transcultural process and usefully understood as a multidirectional hybrid formation with specific discursive and a nodal center“ (Nehring et al. 2016, 153).

Wie die Autoren hier betonen – und auch Rezeptionsstudien zeigen (vgl. 4.2.2 und 4.3.4) –, gibt es durchaus Widerstände gegen den Diskurs auf Basis der schon vorhandenen Wissenstraditionen, Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte. Umso sinnvoller scheint es, Ratgeber aus dem lokalen (deutschen) mit dem globalen (amerikanischen) Kontext zu vergleichen. Hier sind aufschlussreiche Differentiale zu erwarten. Nichtsdestoweniger, wie Nehring und andere Kommentatoren *uni sono* beobachten, ist die immense Verbreitung und Popularität von Selbsthilfe-Ratgebern schlichtweg unerklärlich, wenn man den Erfolg der Psychotherapie und des Neoliberalismus außen vorlässt. Diese Hintergründe habe ich in den letzten beiden Kapiteln jedoch bereits ausgeleuchtet.

Nun wird es darum gehen, einen genaueren Blick auf zwei Konzepte zu werfen, die die neuere Sekundärliteratur und verschiedene Rezeptionsstudien zu Ratgeberliteratur entwickelt haben.

4.2.2 Dünnes Selbst, dünne Kultur

Blickt man auf den Ratgeberdiskurs und seine (semi-)wissenschaftliche Umgebung, die globale Milliardenindustrie, welche er im Rücken hat, dann kann man mit Fug und Recht behaupten, Foucault hätte seine Wette verloren, als er im letzten Satz von *Die Ordnung der Dinge* ziemlich genau vor einem halben Jahrhundert schrieb: Angesichts der epistemischen Lage der (seiner) Gegenwart, könne man „sehr wohl wetten, dass der Mensch verschwindet wie am Meerufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1974a, 462). Die Brandung mag – Stichwort: riskante Freiheiten – gefährlicher geworden sein und die Eruptionen heftiger. Keineswegs hat dies aber zu einem Verblasen oder gar spurlosen Verschwinden jenes Konzeptes geführt,

welches hier – in Familienverwandtschaft zu anderen Begriffen wie Individuum, Person, Ich, Subjekt, etc. – das *Selbst* heißt. Im Gegenteil, der Ratgeberdiskurs veranschaulicht mit kaum überbietbarer Prägnanz, wie zentral seine Stellung als Bezugsobjekt ist. Das Selbst ist messbar in den Parametern von Persönlichkeitsskalen (die „big 5“ z.B.), inspizierbar durch achtsame Meditation, mit Fitnessstudios in seiner äußeren Gestalt formbar. So wie der Mythos immer schon Arbeit am Mythos ist, scheint das Selbst heute – individuell wie kulturell – immer schon Arbeit am Selbst. Das erklärt die akademische Verwirrung über die richtige Beschreibung, das adequate Adjektiv: „The self has been described variously as mutable, protean, autotelic and evolving, multiple, marginal, postmodern, narcissistic and minimal, hungry and empty, saturated and seeking, invented and enterprising, well-tempered, playing, and ‚decentered‘. [...] The self is [...] a site of effort and exertion, of evaluation and management, of invention and reinvention“ (McGee 2005, 15f.). Was McGee hier am Ende betont, ist entscheidend. Arbeit, Management und Erfindung des Selbst impliziert notwendigerweise die Möglichkeit des Scheiterns – und damit die Verantwortung, genau das zu verhindern. Denn hinter der nächsten Ecke lauert der Abgrund – sei es in Form von Versagen, Burnout, Arbeitslosigkeit, Depression, sozialem Abstieg, Exklusion oder Verlassen-werden. Genau deswegen sind die Sinnofferten der Ratgeber mit Dringlichkeitsappellen und Heilsversprechen gesättigt; genau deswegen ist die erste Bürgerpflicht die Arbeit am Selbst; und genau deswegen wird ein ganz bestimmtes Konzept des Selbst *unter positiven Vorzeichen* in den Vordergrund gehievt. Noch einmal Rebecca Hazleden:

„The liberal self is active, hard-working, goal-oriented, planning for change and succeeding in shaping its own destiny. It is competitive, vigorous and energetic: it is the ‘enterprising’ self. In liberal self-help books, the reader is encouraged to carve out her own destiny, take charge of her life, seize opportunities, and develop and employ her skills and talents. Above all, she is urged to be independent, both economically and emotionally“ (Hazleden 2011, 276, ähnlich Rimke 2000).

Was Liebes- und Berufsratgeber propagieren, ist in aller Regel jenes liberale Selbst, ein *dünnes* Selbst ist. Was abgespeckt wurde, ist die Geschichte, die Politik und die Sozialität ganz generell. Entsozialisiert und atomisiert, kämpft das Selbst der Ratgeber mit rein individuellen Problemen, die aus seiner Psychobiographie und/oder einem Mangel an

Wettbewerbsfähigkeit fließen. Das „dünne Selbst“ der Ratgeberliteratur, wie es Nehring et al. formulieren, ist „understood as largely independent from social structures and relationships, and as achieving self-actualisation through a potentially never-ending series of self-improvement projects“ (Nehring et al. 2016, 10, 11). Und das ist auch kein Wunder, denn „der im Akt des Lesens entstehende Raum der Imagination exkludiert (zunächst) alle anderen Personen und konzentriert den Lesenden auf die Selbstthematisierung“ (Duttweiler 2007, 69f.). Allerdings heißt es weiter hinten in der Nehring-Studie, sei das dünne Selbst „not a simple content feature of self-help narratives. Rather, as ideology it is a descriptive vocabulary of day-to-day existence, through which people make rough sense of the social reality that they live and create from day-to-day under the present international neoliberal regime that furthers the precarisation and anxiety of social life“ (Nehring et al. 2016, 158). Die Ratgeberliteratur existiere nicht in einem politischen, soziokulturellen Vakuum, sondern greife Vorformungen auf, die sie dann auf die Spitze treiben.

Diese Sichtweise möchte ich nun aufgreifen und daraus weiter einen kulturtheoretischen Punkt ableiten, der ggf. einige Zweifel an der gouvernementalen Interpretation aufkeimen lässt (vgl. unten 4.3.4). Dafür werde ich den Begriff der „dünnen Kultur“ der Ratgeber einbringen. Er stammt aus einer der frühesten Rezeptionsstudien von Ratgeberliteratur. Jene ist Teil und Startpunkt einer ganzen Reihe von Analysen, die im deutschen Sprachraum so gut wie unbekannt zu sein scheinen.⁵⁴ Was der Begriff eröffnet, ist vor allem eine wichtige Verbindung zu Ann Swilders Konzept der *Kultur als Werkzeugkasten*. Die Studien zeigen, wie LeserInnen Ratgeberliteratur benutzen und wie das allgemein mit der Funktionsweise von Kultur zusammenhängt.

Auch wenn der Sinn von dünnem Selbst und dünner Kultur nicht ganz analog sein mag, korrespondieren die Konzepte doch dort, wo es um die Bedingungen des geschickten Einsatzes, der strategischen Verwendungsweise, des praktischen Handhabens von kulturellen Bedeutungen geht. Das „dünne Selbst“ der Ratgeberliteratur ist ein „unified centre of personal agency which can act upon itself, others and the world“ (Rimke 2000, 64). Ihm stehen die kulturellen Bedeutungen, Schemata, Modelle etc., welche ihm angeboten werden, zur freien Verfügung. So fußt der Glaube an das praktische Funktionieren der Optimierungsstrategien und ihrer Werkzeuge auf einem Sinn für Handlungsspielräume und deren flexibler Ausnutzung. – Niemand würde Selbsthilferatgeber lesen, wenn er oder sie nicht glauben würde, dass sie tatsächlich helfen könnten; niemand würde diese Literatur konsumieren, wenn er oder sie sich als Opfer von Geschichte und/oder Gesellschaft

⁵⁴ Stefanie Duttweilers Aussage bzgl. der Rezeption – „empirische Studien über die Wirkung von Ratgebern liegen nicht vor“ (Duttweiler 2007, 33) – ist schlicht falsch, zumindest wenn man den anglo-amerikanischen Raum miteinbezieht.

verstünde. Das Selbst muss dünn (genug) sein, um die Kultur – als Werkzeugkasten – benutzen zu können; die Kultur muss dünn (genug) sein, damit das Selbst sich darin (relativ) autonom orientieren kann. Sozialontologisch sind sowohl Selbst wie Kultur keine einfachen Gegebenheiten, sondern *Praxen*.

Wie genau die Relation zwischen Selbst und Kultur in Ratgebern aussieht, lässt sich dann besser verstehen, wenn man die Beschaffenheit jener kulturellen Bedeutungen analysiert, die als symbolische Mittel unabdingbare Instrumente zum Rat-Geben sind. Sie werden einzig und allein zum Zweck pragmatischer Anwendung ersonnen und stellen gerade deshalb ein Wissen dar, welches auf die Selbstverhältnisse der Individuen durchschlagen kann. Weil dies so ist, dienen die gleich folgenden Bemerkungen ebenfalls als eine Vorbereitung auf das nächste Kapitel, wo es um Methodologie geht und ich Metaphern, Narrative, Unterscheidungen, soziale Tropen usw. als Kernelemente des kulturellen Werkzeugkastens ausweisen will, um diese dann in der empirischen Analyse zu kartographieren.

Was nun meint „dünne Kultur“? In der eben erwähnten Studie zur Rezeption von Ratgeberliteratur hat Paul Lichterman bereits Anfang der 1990er diesen Term geprägt: „By ‚thin culture‘ I denote the readers’ shared understanding that the words and concepts put forth in these books can be read and adopted loosely, tentatively, sometimes interchangeably, without enduring conviction“ (Lichterman 1992, 426). Alle LeserInnen teilen ein Verständnis von Ratgebern, insoweit sie davon ausgehen, dass die darin angebotenen Rezepte weder vollständig, noch ausschließlich als Ganzes eingesetzt werden können. Im Gegenteil, das Repertoire ist offen und kein vollständig geschlossenes, in sich logisches System, welches sich nur unter der Prämisse der Akzeptanz all seiner Axiome anwenden lässt. Das Wissen der Ratgeber ist nicht mathematisch. Es ist alltagspsychologisch und in diesem Sinne pragmatisch (vgl. 4.3.1). Zum Schluss seiner Studie betont Lichterman daher als zentrales Ergebniss: „Readers do adopt the words and categories of self-help, and to the extent that they do they construct a psychologized self that remains indefinitely open to further, though always partial, elaboration in future books. [...] They are seeking not so much a perfect self as a new language for personal life“ (ebd., 442f.). Nehring et al. mögen nicht Unrecht haben, wenn sie vom Selbst der Ratgeber als „dünn“ sprechen, also die soziale und historische Dimension ausklammernd. Jedoch ist das dünne Selbst – vielleicht gerade deswegen – auch offen für Neues, adaptiv, wandlungsfähig, selektiv, kreativ, und nicht zuletzt kritisch. – So findet eine neuere Studie über Rategberrezeption in Russland bei ihren Leser eine „‘pick and mix’ method: they selected elements from the books they found useful, but did not accept the whole package“

(Salmenniemi und Vorona 2014, 51). Im Gegenteil, manche Leser kritisierten die Ratgebervorschläge als nicht ihrer Alltagserfahrung entsprechend. Was stattfindet, ist eine Art der *kulturellen Aneignung*. Gleichzeitig werden Ratgeber für viele RussInnen wertvolle Wissensimporte, um mit dem postsowjetischen Wandel umzugehen: „Popular psychological knowledge is serving as a cultural resource for making sense of and positioning oneself in relation to the new capitalist logic prevalent in Russia and the new ethics and models of personhood it is seen to bring with it“ (ebd., 59).

Solche Befunde passen zu früheren Ergebnissen. Ratgeber scheinen dann besonders attraktiv zu werden, wenn kulturelle Orientierung schwerfällt und es nötig ist, alte Gewohnheiten entweder abzulegen oder zu modifizieren. „Self-help book reading often serves as a resource for improvisation upon such culturally changing routines as dating and marital relations“ (Grodin 1991, 415). Diese Funktion wird in der Sekundärliteratur gelegentlich mit einer Metapher veranschaulicht:

„Maybe the self-help books function in a way that is similar to travel guides. Most readers will not follow the book page by page, but will study parts of the book and will select some travel options they would have never heard of without the book. In a similar way self-help books seem to enhance the freedom of choice in an individualistic society. The books show options for thinking and acting from the psychological toolkit of the individual that are underdeveloped or could be used more often. (Bergsma 2008, 356)

Auch hier, diesmal aus dem niederländischem Kontext, dominiert die Sicht, dass Ratgeber Ressourcen sind, die partiell genutzt werden können, um Orientierung jenseits des Bekannten zu gewinnen, oder das Bekannte in einem neuen Licht erscheinen zu lassen. Ratgeberliteratur wird besonders dann attraktiv, wenn es akute Probleme gibt, die die Leser bewältigen, Situationen, in denen sie sich bewähren müssen, ohne selbst ganz damit fertig zu werden. Die Rezepte der Ratgeberliteratur fallen dann auf den fruchtbarsten Boden, wenn das Leben unbeständig ist.

Dies hängt, so Swidler, mit der Funktionsweise von Kultur ganz allgemein zusammen. In ihrem heute klassischen Artikel *Culture in Action* hat sie eine Konzeption entwickelt, die Kultur nicht mehr im Sinne von Werten oder Interessen versteht, sondern als Ressourcen,

mit denen Menschen Handlungsstrategien entwickeln.⁵⁵ In einer viel zitierten Passage heißt es: „Cultures provide a ‘tool kit’ of resources from which people can construct diverse strategies of action, to construct such a strategy means selecting certain cultural elements [...] and investing them with particular meanings in concrete life circumstance” (Swidler 1986, 281).

Genau deswegen hat die Kultur einen kausalen Einfluss auf unser Handeln. Sie formt die Fähigkeiten, mit denen wir Handlungsstrategien entwerfen, indem sie das Repertoire vorgibt, welches wir benutzen können, um unsere Leben zu organisieren. Wie eben angedeutet, wird dieser Kausaleinfluss von Kultur dann am deutlichsten, wenn größere Veränderungen anstehen. So schreibt Swidler in ihrem opus magnum *Talk of Love* über “unsettled lives”:

Periods of social transformation seem to provide simultaneously the best and the worst evidence for culture’s influence on social action. [...] In such periods, ideologies – explicit, articulated, highly organized meaning systems [...] – establish new languages and styles for new strategies of action. When people are learning new ways of organizing individual and collective lives, practicing unfamiliar habits until they become familiar, then doctrine, symbol, and ritual directly shape their action. (Swidler 2003, 99)

Wie ich weiter oben (3.4) argumentiert habe, stellt die Pluralisierung der Lebensformen eine solche Transformation dar. Sie ist eine der großen Linien, die sowohl Freiheiten ermöglicht wie auch kulturelle Verunsicherung auslöst, indem ein altes Liebesregime Stück für Stück verabschiedet wurde. Jünger, aber nicht weniger einschneidend, ist der Wechsel des Wirtschaftsregimes gewesen, welcher die Arbeitswelt umgekrempelt und Privates mit Öffentlichem wieder neu verschaltet hat (vgl. 3.4). – Beide Umbrüche sind soziale Transformationsperioden im Sinne Swilders, mit der sich die immense Verbreitung der Ratgeber-Gattung theoretisch herleiten lässt: “When developing new strategies of action, *people depend on explicit cultural models to learn new ways of organizing selves, relationships, patterns of cooperation and authority, and other capacities for individual and group life*” (ebd., 99; meine Hervorheb.).

⁵⁵ Handlungsstrategien versteht die Autorin als “larger ways of trying to organize a life (trying, for example, to secure position by allying with prestigious families through marriage) within which particular choices make sense, and for which particular, culturally shaped skills and habits (what Bourdieu calls ‘habitus’) are useful” (Swidler 1986, 276, Anm. 9).

Dazu passen neueste Rezeptionsstudien aus Kanada, die ganz klar zeigen, wie LeserInnen aus der Ratgeberliteratur *lernen*. In einer mehrjährigen Untersuchungsserie zur Erwachsenenbildung qua Selbsthilferatgeber, die er mit seinem Team an Universität von Calgary durchgeführt hat, schreibt Scott McLean über die mehr als einhundert TeilnehmerInnen:

Virtually all of these readers believe they learned something important from the self-help book they read, that three-quarters of them claim to have changed some aspect of their day-to-day life as a result of their reading, and that over half of them are able to describe concrete actions which they undertook in response to suggestions provided by the authors of self-help books. (McLean 2014, 5)

Dieses Lernverhalten bezieht sich auf unternehmerische Skills, wo sich die LeserInnen Zeit- und Projektmanagementtechniken aneignen. Ähnliches gilt für Liebesbeziehungen, wo die Teilnehmer in den Studien konkrete Beispiele für leidlindernde Umsetzungen der Ratschläge in Richtung Kommunikationsschwierigkeiten, Geschlechterdifferenzen und Sexualität gaben. Ratgeber helfen durchaus wirksam, gerade wenn es um mentale Störungsbilder geht (Den Boer, Wiersma, und Van den Bosch 2004). Ihr Fokus auf dem emotionalen Innenleben und Verhaltensweisen bezüglich der Zurschaustellung von Emotionen, welcher seit den späten 1960er immer größer wird (Miller und McHoul 1998, 143), spendet Orientierungswissen, das man – wie ich hier ja auch – kritisch beurteilen mag (vgl. 4.3.3). Doch der akademische Zynismus den Ratgebern gegenüber ist, so könnte man auch argumentieren, ein übermoralisierendes Zerrbild der Sozial- und Kulturwissenschaften, welches selbst der Kritik bedarf. Dies möchte ich vorerst aber dahingestellt lassen und erst weiter unten diskutieren (vgl. 4.3.4) und es später in der Analyse des Materials nochmals thematisieren (vgl. 6.2.6).

Zwar kann es sein, dass „some participants experienced short-term changes to their knowledge, skills, or attitudes, but that over the longer term such changes would decline or disappear” (McLean 2014, 17). Dennoch: Ratgeber laborieren an einen Aspekt von dünner Populärkultur, der weder unwichtig noch nutzlos ist, sondern im Gegenteil großräumig Einfluss auf das Handlungsrepertoire der KonsumentInnen ausübt. Die theoretische Implikation hinsichtlich des Swilder’schen Kulturbegriffes betont eine weitere Rezeptionsstudie mit nachdrücklich mit der Schlussfolgerung: „Readers turn to the genre at

points of acute crisis in their lives, thereby supporting Swidler's argument that people turn to different repertoires in their cultural tool-kits during „unsettled periods“ (Knudson 2013, 231).

In diesen Repertoires – und das ist eine zentrale theoretisch-methodologische Annahme dieser Arbeit (vgl. 5.3) – sind aber nicht alle Elemente gleich wichtig. Bestimmte rhetorische Strukturelemente eignen sich besser zum Aufbau von Handlungsstrategien als andere. In den Ratgebern gibt es eine Reihe von textuellen Mitteln, die auf besondere Weise praktisches Wissen vermitteln.

Wie oben bereits kurz angedeutet, organisieren Narrative, Metaphern, Analogien, Unterscheidungen und soziale Tropen das individuelle wie kollektive Leben auf einer Tiefenebene. Sie sind die symbolischen Stützpfeiler, auf denen Selbstverhältnisse ruhen. Sie bewegen zu Handlungen, weil sie eine besonders intime Verbindung zu unseren Emotionen haben. Sie koppeln das kulturelle Makrogeschehen an das Bewusstsein der Akteure. – All das, weil sie wie verschiedene Legosteine zu Gestalten ineinandergesteckt werden können, um daraus die Strukturen der Lebenswelt zu bauen. Diese Bausteine in Ratgebern herauszuarbeiten, sie in Bezug auf verschiedene Themen (Liebe und Beruf) zu vergleichen, erlaubt dann die Rekonstruktion von Kultur auf eine neue Ebene zu heben. Im Sinne einer *kulturpoetischen Soziologie* (vgl. 6.3.2) werden also die Sinnmodi kultureller Repertoires auf Textebene rekonstruiert.⁵⁶ Die Kartographierung jener Bausteine, welche ich im nächsten Kapitel unter dem Titel *postklassische Figurenlehre* (5.3.2) rubrizieren werde, erlaubt es, die Verschaltung von öffentlichem Weltverhältnis und privatem Selbstverhältnis durch die Brille von symbolischen Ressourcen zu sehen. Denn, wie Eva Illouz schreibt,

die Tatsache, dass das moderne Selbst an vielen sozialen Schauplätzen eine Eigenkreation ist – und sich seine Handlungsoptionen aus verschiedenen kulturellen Repertoires zusammensucht –, macht es wahrscheinlich, dass Ratgeberliteratur eine wichtige Rolle bei der Ausprägung jener öffentlichen Vokabulare gespielt hat, in deren Medium sich das Selbst versteht. (Illouz 2009a, 97)

Die Anekdoten, welche Ratgeberliteratur erzählt, die Metaphern, die sie baut, die Analogien, welche sie ins Spiel bringt, die Unterscheidungen, welche sie ansetzt, sind Verbreitungsvehikel von größeren kulturellen Wissensclustern, die sich auf das einzelne

⁵⁶ Für diese Formulierung danke ich Andreas Langenohl.

Lebengeschehen richten und dort für Wandel sorgen wollen. Und, so legen die Rezeptionsstudien nahe, das funktioniert recht gut: „The readers gained greater understanding of self and situation, reevaluated self relative to the situation, and made choices and commitments to carry out change. [...] Self-help reading can be considered a catalyst for change“ (Bruneau, Bubenzer, und McGlothlin 2010, 225).

Um wirklich zu verstehen, wie Ratgeberliteratur solche Effektivität erreichen kann, muss noch einmal klarer formuliert werden, mit was für einem *Typ von Wissen* wir es bei Ratgeberliteratur zu tun haben.

5.3 Wissen, Versprechen, Kritik

5.3.1 Praktisches Wissen

Das Wissen der Ratgeberliteratur ist nicht – direkt – theoretisch. Im Gegenteil, es ist – meistens – praktisch. Schon im vorherigen Abschnitt haben die Rezeptionsstudien ganz klar herausgestellt, auf welche Weise LeserInnen diese Gattung benutzen, um Handlungsstrategien zu entwerfen, um ihrer Welt – gerade, wenn diese in einer Krise steckt – einen neuen Sinn abzuringen. Debra Grodin schrieb schon sehr früh über die in Ratgeberliteratur vorhandenen Narrative: „Because books contain multitudes of stories around similar themes, readers seem to take these as fragments – some beginnings, some middles, some endings – *to construct patterns about people's lives in a way that makes sense to them*“ (Grodin 1991, 412; meine Hervorheb.). Jedes Buch, so geschlossen es auch physisch erscheinen mag – es hat zwei Deckel –, so rund sein Gesamtkonzept auch auftreten mag, wird im Akt des Lesens aufgebrochen – bzw. aufgeschlagen – und in verdaubare Fragmente zerlegt, die erst so ihren praktischen Charakter gewinnen. Erst in mundgerechten Portionen können sie in den Lebensmetabolismus eingespeist werden. Genau deswegen kann es nicht ganz stimmen, wenn Stefanie Duttweiler schreibt: „Wird Rat verschriftlicht, bleibt das vorgestellte Wissen notwendig abstrakt und allgemein, eine individuelle Passung auf die konkrete Situation der Ratsuchenden ist aufgrund mangelnder Rückkopplung, die eine Veränderung und individuelle Modifizierung des Rates erlauben würde, ausgeschlossen“ (Duttweiler 2007, 69). Ihre Einschätzung beruht aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Unkenntnis der einschlägigen Rezeptionsstudien. Hätte sie diese nicht übersehen, wäre ihr sofort klar geworden, dass, obwohl sich die Buchstaben in dem Ratgeberbuch nicht mehr verschieben lassen, es sehr wohl eine Individualisierung des dortigen Wissens gibt. Jene

liegt im jeweils unterschiedlichen Benutzen jedes einzelnen Buches, sowie des Wissenskorpus der Bücher allgemein. Blicke das Ratgeberwissen wirklich zu jedem Zeitpunkt vollständig „abstrakt und allgemein“, wäre der Erfolg dieser Gattung schlichtweg unerklärlich.

Nichtsdestotrotz ist die Diagnose Duttweilers verständlich, wenn man sieht, wogegen sie die Ratgeberliteratur abgrenzt. Das Wissen der Ratgeberliteratur ist *Bücherwissen*. D.h., es ist schriftlich und nicht mündlich. Bücherwissen funktioniert anders als der Sprechakt des Ratgebens. Jener hat seine eigenen ganz eigenen, intersubjektiven Gelingensbedingungen (Niehaus und Peeters 2014b). Ebendarum schreibt Rainer Paris über den Unterschied des Gebens von Ratschlägen und Ratgeberliteratur:

Die sogenannte ‚Ratgeberliteratur‘ [gibt] im Grunde genommen kaum wirklich Ratschläge [er meint: im Sinne eines Sprechaktes]. Da sie sich [...] an ein grundsätzlich anonymes Publikum wendet, weisen die darin angesonnenen Verhaltensvorschläge und Empfehlungen stets einen Allgemeingrad auf, der ihrem Ratanspruch im engeren Sinne zuwiderläuft. Bei dieser Art Literatur steht es jedem frei, sie lediglich als Sachbuch oder bloße Informationsbeschaffung aufzufassen und sich nach Gusto daraus zu bedienen oder nicht. Tatsächlich handelt es sich hier um eine Form massenmedial vermittelter Kollektivbelehrung, die sich zwar häufig als Vorführung und Diskussion exemplarischer Einzelfälle präsentiert, grundsätzlich aber gerade nicht um persönlichen Rat. (Paris 2014, 67)

Paris hat Recht. Jemandem einen Ratschlag geben und ein Ratgeberbuch lesen, folgt jeweils ganz anderen Logiken. Ratgeberbücher sind eine Gattung von *Literatur*, die gerade *nicht* auf ein „interessenlosen Wohlgefallen“ (Kant) hinauswill, sondern etwas konkret lehren möchte. Paris übersieht jedoch, wie Duttweiler vor ihm, wo der hohe „Allgemeingrad“ der Gattung durch eklektische Rezeption abgedeckt wird. Die Bezeichnung von Ratgeberliteratur als einer „massenmedial vermittelten Kollektivbelehrung“ passt dennoch gut.

Fasst man die Gattung so, wird sofort klar: Ratgeberliteratur muss vom Sprechakt des Ratgebens genauso unterschieden werden wie von der Beratung. Beratung ist, soziologisch gesehen, eine kommunikative Gattung, deren populärste Inszenatoren Unternehmensberatungen wie *McKinsey*, *Roland Berger*, oder die *Boston Consulting Group*

sind. Berater in diesem Sinne zu sein, bedeutet, Entscheidungsprobleme zu lösen (Schützeichel und Brüsemeister 2004). Je weiter die Marktlogik in nicht-ökonomische Bereiche des gesellschaftlichen Lebens vordringt, umso gefragter ist Expertise in politischen Gremien, Bildungseinrichtungen und sogar religiösen Institutionen (vgl. Faust 2006, Weingart und Lentsch 2008). Dies impliziert, dass, obwohl Ratgeberliteratur und Beratung zwei voneinander getrennt zu betrachtende Phänomene sind, sie doch zwei wichtige Gemeinsamkeiten aufweisen. Glaubt man den Gouvernamentalitätstheoretikern, stehen beide im Zeichen des Neoliberalismus und folgen beide Imperativen von Wettbewerb, Effizienz und Daueroptimierung. Berater ebenso wie Ratgeberbücher wären dann eine Art „Botschafter des Neoliberalismus“ (Rügemer 2004, 86). Außerdem, wenn Berater als Coaches fungieren, die nicht auf größere soziale Aggregate einwirken wollen, sondern auf Einzelpersonen, vermitteln sie Selbstführungstechniken. Jene sind durch das therapeutische Ethos gedeckt und züchten in Coaching-Seminaren, auf Karrierefortbildungen und den dazugehörigen Trainingssessions ein autonome(re)s Selbst heran (Traue 2011, 2010).

Bei den Ratgebern ist das ähnlich. Aber sie brauchen noch mehr Übersetzungsschritte, da ihr praktisches Wissen textuell kodiert ist. Ratgeberwissen steht stets vor dem zentralen Paradox, dass – wie Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* gezeigt hat – keine Regel jemals ihre eigene Anwendung beinhalten kann. Dennoch und gerade deswegen ist die zentrale Referenz der Ratgeberliteratur genau dies: der pragmatische Kontext der Anwendung.

Ratgeber im Sinne eines publizistischen Genres sind eine spezifische Form der Aufbereitung von Wissensbestände *in pragmatischer Absicht*, das heißt, es geht ihnen nicht (wie in der Wissenschaft) um die Wahrheit oder Neuheit des Wissens, sondern um seine *zweckmäßige Anwendung*. Ratgeber kommen und führen zur Sache, sie informieren und *instruieren das Tun, geben Anleitungen zu einer Praxis*. (Helmstetter 2010, 59; meine Hervorheb.)

Der Bezugspunkt ist *immer* die Vollzugswirklichkeit der Leser. Egal, woher die Informationen, die sie ihrerseits benutzen, auch kommen mögen – aus Kunst oder Wissenschaft, aus persönlicher oder professioneller Erfahrung, egal. Der Erfolg oder Misserfolg von LeserInnen hängt stets davon ab, wie gut sie es aufbereiten können, wie gut sie die Brücke von abstrakten Regelwissen zum konkreten Anwendungswissen schlagen

können. Ratgeberautoren werden nie müde zu betonen, dass die Lektüre ansonsten eitles Glasperlenspiel bleibt. Insofern die Ratgeberliteratur also praktisches Wissen enthält, das stets darauf aus ist, Einfluss auf eine bestimmte Lebenspraxis auszuüben, wird jedes Buch zu einer „site of practical activity“ (Cherry 2008, 340).

Meine methodologische These bezüglich des praktischen Wissens ist, dass diese potentiellen Anschlussstellen zur Lebenspraxis sich kartographieren lassen, wenn man die kognitiv griffigsten und kulturell potentesten symbolischen Formen herausarbeitet. Sie leiten Handlungspraxen an, indem sie das oben angesprochene Werkzeug, das „kulturelle Repertoire“ (Enfield 2000, Silber 2003, Weber, Patel, und Heinze 2013) bereitstellen. Die Praxis soll, ausgehend von den in der Ratgeberliteratur gelieferten Modellen, Metaphern, Beispielen, Vorschriften, Unterscheidungen etc., betrachtet und verändert werden. Wie ich im nächsten Kapitel über meine Methode der soziologischen Rhetorik klarlegen werde (5.3), sind diese Elemente entscheidend für den symbolischen Aufbau unseres Kulturgebäudes und geben damit Aufschluss über seine Architektur und Statik. Zwar kann meine Untersuchung *nicht* prüfen, ob und wie diese Werkzeuge benutzt werden – wie das Gebäude bewohnt wird. Aber sowohl die Verbreitung des Genres, wie auch die vorliegenden Rezeptionsstudien legen nahe, *dass* diese Werkzeuge sich weltweit in regem Gebrauch befinden. Außerdem, *wie* LeserInnen sie benutzen, nämlich eklektisch, oft kritisch, aber meistens auf lernende Gestaltung hin zielgerichtet.

Das praktische Wissen – so zielgerichtet, handlungsbezogen und instrumentell es auch immer auftreten mag – ist jedoch keineswegs neutral. Als hinsichtlich dieses Wissenstypus muss der Umstand eingeschätzt werden, dass Ratgeber eine moralisch-ethische Botschaft entweder explizit vermitteln oder implizit kolportieren. „They articulate specific sets of social norms and beliefs about the nature of social life and the relationship between individual and society.“ Und dies ist eine Notwendigkeit ihres Formats, ihres persuasiven Ansinnens: „In order for their advice to become meaningful and turn into behavioral norms, they also have to promote and convince their readers of particular beliefs about the social world“ (Nehring et al. 2016, 7f.). Das zu vermittelnde praktische Wissen braucht das Fundament einer praktischen Vision, die zu verwirklichen es helfen soll. Je nach Themenschwerpunkt kann es sich dabei um ein bestimmtes Bild mentaler Gesundheit handeln (Philip 2009), eine Vision beruflichen Erfolgs (Cullen 2009) oder einer gelungenen Liebesbeziehung (Hazleden 2003, 2004). Besonders in diesen Bereichen der Lebensverwaltung, wo guter Rat teuer ist, geht es nicht ohne ein moralisches Leitbild, um die Orientierungslosigkeit der LeserInnen zu lindern. Aus dieser Melange von moralischem Orientierungs- und praktischen Anwendungswissen destillieren die Ratgeberautoren

„strategies and truths to achieve the good life, and indeed the good self“ (Rimke und Brock 2012, 196). Und hierin liegt, wie man im Marketing sagen würde, ihr *unique selling point*: das Lösen von konkreten Problemen, neue Gestaltungsmöglichkeiten, mehr, bessere Handlungsstrategien, und letztlich ein besseres, ein gutes Leben, sowie ein zufriedenes, stabiles Selbstverhältnis. Wie diese Moral einzuschätzen ist, ist eine überaus schwierige Frage, die ich erst am Ende der Untersuchung sowohl durch empirische Analyse wie auch eine generelle Diskussion aufgreifen werde (6.2.6 und 6.3.1). Festhalten müssen wir systematisch aber schon jetzt: Wie ein zu wählender Politiker, müssen auch Ratgeberbücher *Versprechungen* machen. Deswegen werden sie gekauft. Deswegen werden sie gelesen. Und deswegen werden sie in Lebenspraxis übersetzt.

4.3.2 Ökonomie der Verheißungen

Ratgeber lesen bedeutet, ihrem Versprechen – zumindest initial, zumindest *prima facie* – Glauben zu schenken. Versprechungen zielen vorwiegend auf irgendeine Form der Verbesserung: „An important common factor that is shared by virtually all self-help books is the message that you can improve your lot“ (Bergsma 2008, 354). Angesprochen sind LeserInnen. Es geht um die Ausschöpfung eines brachliegenden Potentials bemühen möchten, z.B. bessere Konzentrationsfähigkeit, „leadership skills“, gemeinsame Selbstverwirklichung als Paar. So – oder, je nach Thema, so ähnlich – sehen die Versprechen der Ratgeber aus. Es sind ihre „Köder“: Ratgeber „winken mit den Prämien ‚Erfolg‘ und ‚Glück‘ als prospektieren Belohnungen“ (Helmstetter 2014, 118). Zwar gibt die Gattung keine Garantien, weil die Autoren keine Verantwortung für die – von ihnen jedoch stets mitverordnete – Übersetzung des Wissens in die Alltagspraxis übernehmen (wollen). Das hindert sie aber keineswegs daran, ihre Methoden, Rezepte, Techniken und Wertvorstellungen, sowie die dazugehörige „Ideologie der Machbarkeit“ mit einer vollmundigen Opulenz anzupreisen, die auf dem Buchmarkt schwerlich ihres Gleichen findet. So schreibt Helmstetter weiter: „Die moderne Ratgeberliteratur gehört zu einer *Ökonomie der Versprechen und Verheißungen*, des Kredits, der Spekulation und Investition, sie ist, typisch für die Ökonomie der modernen Gesellschaft überhaupt, durch spekulative Überproduktion charakterisiert“ (ebd.; meine Hervorheb.). Stark für diese Diagnose spricht, dass es Ratgeber für so ziemlich alles und jedes gibt. Ihr thematischer Umfang berührt von Fotografie über Ernährung, Gartenarbeit und Finanzgeschäften so ziemlich jeden Bereich sozialen Lebens. Doch die Versprechen und Verheißungen scheinen, in und trotz all ihrer

Diversität, dort auf den fruchtbarsten Boden zu fallen, wo das emotionale Selbst besonders auf's Spiel gesetzt ist. Genauer, wo das Bedürfnis nach Anerkennung und Aufmerksamkeit so hoch ist, dass jede Verbesserung einen Unterschied an Lebensqualität macht.

Und genau hier liegt eine wichtige Verkürzung vor, die leicht zu Missverständnissen der Versprechen und Verheißungen von Selbsthilfe-Ratgebern führen kann. Deren Stoßrichtung ist nicht nur positiv zur Seite der Selbstverbesserung offen. Die Stoßrichtung ist eine doppelte, weil sie sowohl einen positiv wie einen *negativen* Pol beinhaltet. Ein Statement wie „the entire genre is predicated on the promise of autonomous personal development and individual success“ (Nehring et al. 2016, 10), ist deswegen problematisch, weil es bei vielen Selbsthilfe-Ratgebern nicht nur Erfolg im engeren Sinne z.B. von beruflichem Fortkommen geht, sondern auch um *Heilung* im weiteren Sinne von z.B. einer beeinträchtigten mentalen Gesundheit. – An solch sensiblen Stellen werden Ratgeber besonders attraktiv: „Self-help books are perceived as an inexpensive alternative to seeking professional help, providing greater privacy, less cost, and less societal stigma. These books are also easier to access than many support services“ (Schindler Zimmerman, Holm, und Haddock 2001, 122).

Zu den Verheißungen, die die Ratgeber ganz explizit selbst machen, kommt, wenn es um Hilfeleistungen geht, das Versprechen des Formats hinzu. Wie das letzte Zitat schon veranschaulicht hat, haben Selbsthilferatgeber als Format den Vorteil, dass sich die LeserInnen geschmeidig darin vor- und zurückbewegen können; es können Stücke herausgenommen, Seiten überschlagen, manche Übungen gemacht, andere Unterscheidungen verworfen. Das Lesen findet im Privaten statt und niemand muss sich deswegen exponieren. Als *Konsumgüter* sind Ratgeberbücher deswegen für viele so attraktiv, weil Versprechen und Verheißungen, selbst wenn sie sich nicht (gänzlich) erfüllen sollten, den LeserInnen in einer Form präsentiert werden, die wenig initiale Hürden hat. Ganz im Sinne der „dünnen Kultur“ der Ratgeberliteratur ist es jedem Einzelnen selbst überlassen, wie tief er oder sie sich mit den Angeboten identifizieren will: „Die Beziehung zum Text muss selbst gestaltet werden, die Ratsuchenden können selbst entscheiden, ob sie die Bindung an einen Ratgeber lose gestalten oder sich ihm mit Haut und Haaren verschreiben und gegen jede Anfechtung verteidigen“ (Duttweiler 2007, 70).

Besonders folgenreich scheint eine solche Identifikation dann und dort, wo es um Themen rund um mentale Gesundheit geht, d.h. wo eine der vielen Spielarten von Psychotherapie eine Rolle spielt und das therapeutische Ethos den Grundton setzt. Denn genau an dieser Scharnierstelle wird klar, nicht nur was als pathologisch zu gelten hat, sondern mit welchen Mitteln die Ratgeber versuchen, Normalität (wieder)herzustellen. Sie zeigen, welchen Weg das Selbst gehen soll, um wieder in den Kreis der funktionstüchtigen TeilnehmerInnen am

Gemeinschaftsleben zurückzufinden. Wo Ratgeber Heilung verheißen, berührt ihr Versprechen die tiefsten Bedürfnisse nach Inklusion, Anerkennung und Kontrolle über das je eigene Dasein. Dort steht das gute Leben auf dem Spiel und verbindet sich mit all den Vorteilen, aber auch den Risiken (vgl. 4.3.3), die die Lektüre mit sich bringt. „Self-help experts claim an ability to know how and why one’s inner life affects one’s social condition, and consequently they offer the keys, the habits, the tools and secrets of how one can become autonomous enough to ‚remedy‘ the psychological causes of one’s failures, disappointments and frustrations“ (Rimke 2000, 69). Wenn es um ein Aufholen an Autonomie, ihren Wiedergewinn angesichts von Erschöpfungszuständen, allen möglichen Phobien, „Blockaden“, traumatischen Beziehungsverhalten geht, dann haben die Versprechen der Ratgeber eine besondere Dringlichkeit. Denn dann geht es um akutes Leid und dessen möglichst baldige Linderung. Das Leid ist auf gewisse Art also eine Ressource, deren sich die Ratgeber bedienen, um ihre Rezepte an den Mann und die Frau zu bringen. Die Ökonomie der Verheißungen hat nicht nur eine Sonnen-, sondern auch eine Nachtseite, die ein mindestens genauso kraftvoller Attraktor ist.

In der positiven Richtung der Ratgebersversprechen auf Glück und Erfolg, auf Optimierung und Steigerung drücken sich die Ideale und Idealzustände aus, mit denen die Autoren ihre Leser ködern. Gesellschaftliche Werteportfolios kristallisieren hier aus und suggerieren ihre Erreichbarkeit für jeden, der sich nur genug anstrengt, geflissentlich liest und die Buchstabenfolgen konsequent ins Leben integriert. In der negativen Richtung versprechen die Ratgeber für all jene Besserung, die nicht schon einen gewissen Standard erfüllen und nicht schon auf der Suche nach dem Fahrstuhl sind, der in die oberen Strata gesellschaftlichen Ansehens führt. Viel eher verheißen die Ratgeber einen niedrigschwelligen Weg aus der Krise, diagnostizieren Versagensängste und -gründe und offerieren Lösungsstrategien. Im einen wie im anderen Fall scheint das Selbst Dreh- und Angelpunkt. Hier liegt, wenn man den Kommentatoren glaubt, das pulsierende Zentrum eines Diskurses, der auf Veränderung und Transformation geeicht ist – des Denkens, des Handelns, des Fühlens.

Mit natürlicher Einstellung würde man nun vermuten: Vom Prinzip her sollte diese Transformation, diese Veränderung auf Glück, Erfolg, Leidenslinderung und Autonomie doch etwas durchaus Wünschenswertes sein, oder? Aus meinen bisherigen Ausführungen ist jedoch recht deutlich hervorgegangen, dass die allermeisten akademischen Kommentatoren (besonders, wenn sie aus der Soziologie und den Kulturwissenschaften kommen) eine extreme Skepsis, ja sogar Zynismus dem Genre gegenüber an den Tag legen. Es muss nun nochmals nachgehakt werden: Warum? Wo genau liegen die Kritikpunkte?

4.3.3 Kritik

Wer heute in der Öffentlichkeit einen Ratgeber zur besseren Lebensbewältigung liest, der braucht etwas Mut. Heißt der Titel, den man in der Hand hält, nicht *Krieg und Frieden* oder *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, sondern *Wie finde ich meinen Traum-Mann*, *So retten Sie ihre Ehe*, *Gewinnerregeln für den beruflichen Aufstieg*, *Raus aus der Depression!* oder so ähnlich, werden die meisten aufmerksamen Beobachter schnell eine recht eindeutige Idee davon im Kopf haben, warum man gerade *dieses* Buch gewählt hat. Gerade der Gebrauchswert der Gattung legt unzweideutig klar, was für ein Problem man vermutlich hat, wozu er oder sie vermeintlich unfähig ist, oder welche Aspiration zu verwirklichen er oder sie Hilfe zu benötigen glaubt. Das setzt, sofern negative Rückschlüsse auf die Konsumenten gezogen werden, tendenziell ein Distinktionsbestreben in Gang („*Ich* habe *solche* Probleme nicht!“ oder wenigstens „*Ich* habe es nicht nötig, derartige Lektüre zu betreiben...“). Dass die offensichtliche Lektüre schnell stigmatisiert, könnte ein Grund für das – nominelle! – „Mauerblümchendasein in der kulturellen Wahrnehmung“ (Kessler 2013, 20) sein. Dieses implizite, alltagsweltliche Stigma des Ratgebergenres ändert jedoch nichts an der ungebrochenen Popularität des Genres. Das belegen die Zahlen.

Gleichzeitig hat die Skepsis von Beobachtern mit „natürlicher Einstellung“ ihr akademisches Spiegelbild bei jenen mit „theoretischer Einstellung“. Auch die meisten soziologischen und kulturwissenschaftlichen Kommentatoren beurteilen Ratgeber kritisch. Sie haben dafür jedoch andere Motive als die alltagsweltlichen. Woher rühren nun die akademischen Bedenken? Sicherlich werden es nicht einfach eitle Ressentiments sein, die versteckt vom Neid des publizistischen Erfolgs geschürt werden, vom Schielen auf unerreichte und unerreichbare Auflagenzahlen von Ratgebern, die ihre ungleich hohe Sichtbarkeit in gesellschaftlichen Aufmerksamkeitsökonomien bezeugen? Nein, ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Was sind nun also die ‚Schwierigkeiten‘, welche (sozial- und kultur-)wissenschaftliche Autoren bei Ratgebern und ihrer Lektüre sehen? Es gibt derer mindestens fünf.

(1) *(Un-)Überprüfbarkeit & Subjektivität*. Eine erste Kritik betrifft die (Un-)Überprüfbarkeit des dort dargebotenen Wissens:

Unlike scholarly journals, mass-market advice books are rarely reviewed by experts in the field. Instead of getting tested research findings, most of the time you get what some authors claims worked

for him or her, or what someone thinks *might* work for you, or what some publisher's marketing department hopes *you* will think might work for you. (Coontz 2005, 283; Hervorheb. im Orig.)

Ratgeberautoren sind nicht an die Qualitätsstandards wissenschaftlicher Untersuchungen gebunden (McLean 2014, 2013, McLean und Kapell 2015). Sie müssen nicht von kritischen Kollegen begutachtet werden, bevor sie das Licht der gedruckten Öffentlichkeit erblicken dürfen. Was die Ratgeber an Erkenntnis produzieren, ist weder methodisch gewonnen noch methodologisch unterfüttert. Zwar können die AutorInnen dann auch wissenschaftliche Quellen einfließen lassen, um das Empfohlene mit zusätzlichem Kredit zu versorgen. Aber die zu prüfende Übertragbarkeit der Ergebnisse auf den Kontext der LeserInnen ist so noch keineswegs sichergestellt. Statt einer Methodologie fungiert oft die Person des Autors als Wahrheitsgarant. Zu ihr oder ihm müssen die LeserInnen eine Beziehung aufbauen, damit Glaubwürdigkeit sich entfalten kann (Bruneau, Bubenzer, und McGlothlin 2010). Ein solches Band des Vertrauens ist emotional gestrickt und daher dem wissenschaftlichen Diskurs tendenziell fremd, wo die Irrelevanz der Autorenpersönlichkeit Teil des Objektivitätsideals ist.

(2) *Personale Standardisierung*. Paradoxerweise ist das persönliche Band zwischen Autor und Leser hochgradig standardisiert. Schon Stefanie Duttweiler und Rainer Paris hatten hervorgehoben, dass das in Ratgebern präsentierte Wissen einen sehr hohen Allgemeinheitsgrad hat. Zwar würde ich der Annahme widersprechen, dass die Generalisierung bruchlos bis in die Rezeption hinübertragt. Aber das ändert nichts daran, dass hunderttausende, wenn nicht Millionen von Lesern zu einem Buch/Autor *alle* eine persönliche Beziehung aufbauen, damit sie motiviert genug sind, die Empfehlungen in die Tat umzusetzen. Ein „one-size-fits-all approach is applied indiscriminately“ (Clum 2007, 43). Daher kann man es durchaus nachvollziehen, wenn der Verdacht aufkommt, die Ratgeber seien nur ein weiterer Teil der „Kulturindustrie“, die ihrerseits dazu neigt, Individualität zu entkernen, sofern sie „alles mit Ähnlichkeit schlägt“ (Horkheimer und Adorno 1947, 143).

(3) *Soziale Einbettung & private Schuld*. Der dritte Kritikpunkt am Genre der Ratgeber, welcher von Seiten sozialwissenschaftlicher Kommentatoren artikuliert wird, ist bei weitem der schwerwiegendste. Seine Gravitas kommt von dem Umstand, dass es sich dabei um ein ganzes Cluster von Vorwürfen handelt. Sie hängen mit der Thematik des Neoliberalismus eng zusammen. Nicht umsonst wird in neueren Untersuchungen zur Ratgeberliteratur es

mithin sogar als definitorisches Merkmal der Gattung gehandelt (vgl. 4.2.1), wie sie das Individuum, seine Potentiale und Fähigkeiten, in den Mittelpunkt stellt. Dies geschieht vielfach um den Preis einer großräumigen Ausblendung sozialer Verhältnisse. „Self-help books disregard the context of social influence, and instead extol the importance of the responsibility of the reader to care for themselves“ (Cherry 2008, 338). Gerade für SozialwissenschaftlerInnen muss das ein rotes Tuch sein. „Self-help books have inspired potent sociological criticism for good reason: the books tell people how to change their lives through largely individual effort“ (Lichterman 1992, 422). Die Annahme, ein Leben könne sich fundamental verändern lassen, ohne dabei die jeweilige soziale Einbettung zu modifizieren, kann einer Disziplin, deren Existenzrecht sich zu großen Teilen auf die Analyse ebenjener Einbettung und ihrer Wirkmacht gründet, kaum anders als im besten Fall absurd und im schlimmsten Fall gefährlich erscheinen. Denn die andere Seite des Empowerments, deren Banner der Neoliberalismus so mühelos und unermüdlich schwenkt, ist ein nicht unbeträchtliches Frustrationspotential. Der Versuch mehr und mehr zu leisten, um mit dem wachsenden Konkurrenzdruck umzugehen, „may inspire persons to blame themselves for things that occur to them outside their responsibility“ (Bergsma 2008, 355). Gerade in Krisenzeiten scheint die Frage von Mikki McGee durchaus dringend:

The premise of self-improvement culture has been that individual aspiration, coupled with effort (and often with virtue) will yield success. But when the polite fiction of meritocracy begins to crumble under the weight of double-digit unemployment and the picket fence dream of homeownership is washed away in a tsunami of debt, what happens to the dream of advancement through self-improvement? Will lifestyle readers and viewers continue to work on themselves in endless efforts toward self-improvement when any reward for their efforts become ever more implausible? (McGee 2012, 690).

Wie Nehring und seine Kollegen (2016, 75-100) festgestellt haben, ist das Ratgebergenre erstaunlich krisenfest (obwohl sie dies lediglich konstatieren und keine wirklich schlagkräftige Erklärung anzubieten haben). Das heißt: Ja – selbst wenn die ökonomische Welt unter ihren Füßen brüchig wird und der Abgrund immer näher heranbröckelt, bleiben die LeserInnen dem Genre kauffreudig treu. Einigermaßen plausibel für diese Eigentümlichkeit besteht im Härtegrad sozialer Institutionalisierungen, die, gerade wenn ökonomisch profitabel und politisch gewollt, nur sehr schwer sich ändern lassen. „If

effecting a broader systemic change is felt to be next to impossible, self-help can provide a sense of agency: one can at least try to change oneself“ (Salmenniemi und Vorona 2014, 55). Beim Selbst anzufangen ist leichter, unmittelbarer. Fortschritte sind im Alltag fühl- und erlebbar. Angeeignetes Wissen kann schnell getestet werden, was die Erfahrung von Selbstwirksamkeit begünstigt, ohne dass andere darin von vornherein genauso investiert sein müssten.

(4) *Reifikation*. Wird jedoch von der Thematisierung, geschweige denn der langfristigen Veränderung sozialer Umstände und ihrer Prekarität abgesehen, stellt sich, so haben die kritischen Kommentatoren hervorgehoben, eine böartige Pointe ein. Bei dem Versuch, die widrigen Verhältnisse durch offensive, pro-aktive Selbstverbesserung zu überwinden, kann es leicht passieren, dass diese unter der Hand reifiziert werden. „Claims by personal development gurus to have discovered truths that free individuals from poverty and dissatisfaction, then, reinforce social systems that have produced their conditions in the first place“ (Cullen 2009, 1232). Reifikation bedeutet hier also, je mehr das ‚a-soziale‘ Weltbild der Selbsthilferatgeber adaptiert wird, welches keine Strukturmodifikationen vorsieht, desto mehr werden genau jene systemischen Defizite verschleiert, wegen derer es überhaupt nötig war, das Selbst umzubauen. „The societal smokescreen created by self-help is that, by turning away from community and taking the individual as the element to be worked on, we may be producing many more people to be expelled from the system“ (Nehring et al. 2016, 164). Und hierin liegt möglicherweise die tragfähige und schlagende Erklärung, warum genau die Gattung so krisenfest ist: Das Genre laboriert an jener Krise mit, die zu bewältigen es verspricht. Je schwerer die Krise, umso dringender ihre Bewältigung, desto attraktiver die Versprechen. Die Prämisse des Dichters Grabbe – „...und nichts als nur Verzweiflung kann uns retten“ – ist keine Option.

(5) *Atomisierung*. Ein weiterer schwerwiegender Effekt, der eng mit den Prekarität reifizierenden Effekten des Genres einhergeht, ist die Schwächung von Gemeinschaft durch die Stärkung der Idee, dass „jeder seines Glückes Schmied“ sei. Dieser Kritikpunkt ist naheliegend für soziologische Autoren. Sie wissen, dass die Veränderung von Institutionen nur gelingen kann, wenn soziale Bewegungen sich für ebendiese einsetzen und kämpfen. Gerade Ratgeber für Liebesbeziehungen tendieren nach Rebecca Hazleden oft dazu, Gemeinschaftlichkeit und soziale Kontexte auszublenden, und, schlimmer noch, diese geradezu zur unerwünschten Behinderung für die Selbstverwirklichung des Individuums zu deklarieren: „Leftist-style emphasis on community and mutuality is undesirable because it leads to a situation in which one is bound up with others, entailing the possibility of dependence, helplessness and a dangerous loss of self“ (Hazleden 2014, 431). Und sie geht

sogar noch einen Schritt weiter: „The obligation to transmogrify oneself into an autonomous, self-actualising individual is a *social* responsibility – the very definition of a political self“ (ebd., 432f.; Hervorheb. im Orig.). Glaubt man dieser radikalen Lesart, tragen (Liebes-)Ratgeber nicht nur unter der Hand mit ihrem apolitischen Stil zur Atomisierung bei, sondern verfolgen eine *antipolitische* Agenda. Sie brandmarken gemeinschaftliche Beziehungen, indem sie die dort entstehenden Verbindlichkeiten als die mentale Gesundheit gefährdende Abhängigkeiten überzeichnen. Doch selbst wenn man *dieser* Linie nicht folgen mag, so bleibt der dringende Tatverdacht weiterhin bestehen: „The books reveal no notion of engaging in the fight for equal opportunities, demands for an end to the glass ceiling, better childcare facilities, or other aspects of the program of explicitly social change“ (Hazleden 2011, 279f.).

Alle diese fünf soziologisch hoch potenten Kritikpunkte – (Un)Überprüfbarkeit, personale Standardisierung, Asozialität/private Schuld, Reifikation, Atomisierung – wiegen schwer. Sie bilden nicht nur die Basis für eine breitbandige Skepsis gegenüber dem Genre, sondern auch der oft leicht verächtlichen Geringschätzung des dort dargebotenen Wissens. Zwar lässt es sich ganz hervorragend als Quelle verwenden, um symbolische Ordnungen zu rekonstruieren oder den Abdruck der normativen Verfasstheit unseres kulturellen Gewebes zu gießen. Allein, die dargestellten Kritikpunkte degradieren die Ratgeberliteratur und ihre Erkenntnisleistungen in den Augen der sozialwissenschaftlichen Kommentatoren zu einem semantischen Epiphänomen zweiter Klasse, dessen massenproduzierte Allgemeinverständlichkeit keine Ansprüche auf eine höhere Geltung zu stellen hat.

Mir geht es in den nächsten Paragraphen nicht darum, dem Ratgebergenre eine Nobilitierung zukommen zu lassen, die es – angesichts der Menge an augenscheinlichem Unsinn, die fröhlich auf dem Markt zirkuliert – nicht verdient. Dergleichen wäre genauso unnötig wie nutzlos. Was ich aber versuchen möchte, ist eine Kritik der sozialwissenschaftlichen Kritik. Nur wenn man die Gattung – zumindest teilweise – ernst nimmt, ihren AutorInnen einen Beitrag zum gesellschaftlichen Wissensvorrat zubilligt und sich mit Vorurteilen zurückhält, kann eine Interpretation überhaupt ertragreich werden. Um auf die Interpretation der Ratgeber vorzubereiten, die ihre ganz eigenen Gegenevidenzen zur Kritik der Ratgeber zu Tage fördern wird (vgl. 6.2.6), möchte ich jetzt schon eine Apologie des Genres versuchen, die sich auf die intrinsischen Probleme und Missverständnisse der Sekundärliteratur bezieht.

4.3.4 Apologie

Ratgeber produzieren einen Wissenstypus, der von nicht darauf angelegt ist, einer methodischen Prüfung standzuhalten. Weder der von subjektiven Interferenzen gereinigte Versuchsaufbau eines Experiments, noch die saubere Subsumptionslogik abstrakt angelegter Begriffe wäre ein relevanter Maßstab, um zu beurteilen, als wie wichtig und/oder richtig das Wissen der Ratgeber eingeschätzt werden muss. Die Kritik der (Un-)Überprüfbarkeit des Ratgeberwissens macht einen Kategorienfehler. Sie will sozusagen mit einem Sextanten den Luftdruck messen. Wenn wir es mit *praktischem* Wissen zu tun haben, liegt das Terrain der Bewährungsprobe dieses Wissenstypus nicht in irgendeinem universitären Hörsaal, hochtechnologisch ausgerüsteten Laboratorium oder den Büros doppelblinder Gutachter. Es befindet sich im Alltag: im Eckbüro des aggressiven Vorgesetzten; in der Vorbereitung auf ein kompetitives Bewerbungsgespräch; im Flirtversuch an der Cocktailbar; im eifersuchtsgeladenen Streitgespräch im Schlafzimmer. Eine Gehaltserhöhung zu bekommen, den Personalchef zu beeindrucken, sich die (richtige) Telefonnummer zu sichern oder deeskalierend die Versöhnung mit dem Partner einleiten – all solches sind Validierungen der Rezepte der Ratgeber. Ihre Prüfung kann nur praktisch in der *Anwendung* des dort präsentierten Wissens liegen.

Das verbreitete Kriterium für die Beurteilung von Ratgeberwissen ist lebensweltlicher *Erfolg*. Von diesem gibt es nun zwei Varianten. Die erste verweist auf die *Implementation* der Lektüre in die Lebenswelt, wie sie die Rezeptionsstudien bezeugen (vgl. 4.2.2, 4.3.1 und 5.3.1). Das Defizit dieser Studien besteht leider darin, dass sie die Anwendung lediglich über Interviews abfragen und nicht *in situ* ethnographisch nachverfolgen. Solche Studien liegen m. W. nach (noch) nicht vor. Die zweite Variante der Alltagsprüfung wiederum nimmt Abstand von der Lebenswelt der LeserInnen und verweist auf eine zweite Evidenz, den Erfolg von Ratgebern im Sinne ihrer *Verbreitung*. Ein wichtiges äußeres Zeichen: Dass das Wissen eines bestimmten Buches seinen Zweck erfüllt, wird vorrangig daran sichtbar, wie weit sich der Text verbreitet, wie hoch die Auflagenzahl ist (Stichwort: Bestseller), in wie viele Sprachen das Buch übersetzt wurde, ob renommierte Verlagshäuser die Distribution übernehmen etc. Dieser Ersatz mag vielen etwas kläglich erscheinen und ich werde weiter unten (4.4) für die Inklusion auch weniger verbreiteter Lektüren plädieren. Doch als Gradmesser für die Bewährung im Alltag – vieler, manchmal von Millionen von Menschen – kann der quantitative Erfolg dennoch herhalten. Was nicht funktioniert, verschwindet, wie schon die amerikanischen Pragmatisten wussten, schnell wieder in der Versenkung.

Schon aus ihrer Definition als Kollektivbelehrung geht hervor: Ratgeberbücher sind eigentlich immer Massenware. Allein, *wie* sie gelesen werden, ist eine hochgradig personalisierte Angelegenheit. Man macht es sich zu einfach, sie als statische Standardisierungen zu betrachten, die homogen von einer willfähigen Masse suchthaft samt und sonders verschlungen werden und, welche ihre Agonien so nur um einen weiteren Tag verlängert. Gerade weil zum Autor im „Akt des Lesens“ (Iser) eine persönliche Beziehung aufgebaut wird, ist es leichter, dessen Aussagen als partikular zu werten und ihnen aufgrund eigener Erfahrungen eigene Meinungen entgegenzuhalten. Nahezu alle Rezeptionsstudien machen darauf aufmerksam: „The participants to this study could not reasonably be characterized as passive dupes of popular culture. Rather, these women appeared to approach their reading with particular goals in mind, engage actively with the content of the books, selectively draw upon ideas and suggestions, and assess the role of the books in their learning and change“ (McLean 2013, 383). Auch die InformantInnen von Grodin „voiced frustration, sometimes in strong terms, with the model of relationships they felt was being forwarded by most self-help books“ (Grodin 1991, 413). Kommt es zu solchen Unzufriedenheiten, „readers either abandoned the book altogether or skipped over objectionable sections until they came to content they deemed more reasonable or relevant“ (Knudson 2013, 228). Ratgeberbücher, gerade weil sie einem oft hochgradig und ganz bewusst so eingerichteten partikularen Erfahrungsgehalt aufgeladen wurden, beanspruchen nicht dieselbe Art von Autorität wie es z.B. wissenschaftliche Publikationen tun. Ihr Wahrheitsformat mag Allgemeinheit beanspruchen, ist aber gleichzeitig flexibel und muss anpassungsfähig bleiben, um die Attraktivität der Sinnofferte nicht einzubüßen. Praktische Offenheit für mannigfaltige Gebrauchsweisen ist ein weiterer Effekt der „dünnen Kultur“. Er vereinfacht die Translation in andere, geographisch weitentfernte Kontexte. Nehring et al. und andere haben, wie oben (4.2.1) besprochen, die globale Adaption von Ratgeberbüchern sehr deutlich gezeigt: Übersetzungen werden angefertigt, die subtil heimatssprachlich einfärben; Entrepreneure klonen alteingesessene Klassiker aus der Anglosphäre; Rezepte werden durch Deutungsmuster unterschiedlicher Erfahrungsräume kreolisiert; LeserInnen selektieren ihre Lieblingsnarrative heraus und verleihen den Prämissen so Lokalkolorit. Überall geschieht dauernd „cultural appropriation“. Der Vorwurf, Ratgeberliteratur befördere eine instrumentelle Standardisierung von sozialen Beziehungen und kulturellen Weltverhältnissen, ist daher eine theoretisch überdeterminierende und empirisch wenig überzeugende Polemik.

Wie sieht es aber mit dem Vorwurf aus, Ratgeberliteraturen würden die soziale Einbettung menschlichen Handelns entweder herunterspielen oder schlechthin leugnen? Und wie wäre

weiterhin dem daran hängenden Problem einer Responsibilisierung zu begegnen, die ihrerseits zur Privatisierung von Schuld bei Scheitern führt? Es ist schwer, gerade aus soziologischer Sicht, diesen Einwänden etwas entgegenzuhalten, wenn man die Ratgeber nicht sehr genau liest. Ob und wie sie dies tun, kann, mit anderen Worten, nicht nur eine Frage des soziokulturellen Kontextes sein, sondern muss auch *am Material selbst*, d.h. in dessen symbolischen Infrastruktur nachgewiesen werden. Und damit tun sich die meisten soziologischen Ratgeberuntersuchungen heute schwer, was nicht zuletzt daran liegt, dass sie nicht komparativ genug vorgehen. Außerdem tendieren die meisten Untersuchungen dazu, Ratgeberliteraturen vorwiegend mit einer Foucault'schen Brille zu lesen. So erscheinen sie fast automatisch und ausschließlich als Teileinheit neoliberaler Subjektivierungstechniken im Kanon gouvernementalitärer Regierungspraktiken. Jede Abwesenheit des Verweises auf soziale Strukturen wird dann zum griffigen Beweis für die Triftigkeit jener Einsortierung in die analytische Großschublade.

Einerseits liegt in dieser Strategie ein massiver *confirmation bias*, wie man in der Sozialpsychologie sagen würde. Zum anderen machen die Interpreten damit den umgekehrten, strukturanalogen Fehler wie die Ratgeber selbst. Denn wenn die Ratgeber durchaus soziale Interdependenz als einer Verflochtenheit von Struktur und Handlung zugunsten der Handlung unterschätzen, dann machen viele TheoretikerInnen denselben Fehler, indem sie durch ihre Sozialtheorien, sich berufend Foucault oder Bourdieu, die Strukturseite überbetonen. Ein bis in den letzten Winkel seiner Subjektivität durchsozialisiertes Selbst ist aber genauso eine Fiktion wie die eines rational entscheidenden *homo oeconomicus*, der ausschließlich durch seinen Kenntnishorizont beschränkt wäre. Stattdessen muss wohl eine *bounded rationality* angenommen werden, die zwar durch soziale Landschaften geformt und limitiert ist, wo aber auch „spaces open up for action that are not wholly reducible to the effects of social reproduction or underlying structural features“ (Evans 2007, 93). Ratgeber, das ist der Vorwurf, stellen diese Räume zu groß dar. Aber, so könnte man dagegenhalten, sie lindern auch die Verzweiflung angesichts der Ohnmacht gegenüber sozialen Strukturen, die zu ändern oder auch nur zu beeinflussen kaum ein Einzelner in der Lage ist. Der Fokus auf das Selbst anstatt auf die Welt mag dabei eine Fehlrepräsentation sozialer Interdependenz darstellen. Doch könnte es nicht sein, dass gerade diese Fehlrepräsentation für den für ein gelingendes Leben dringend notwendigen Glauben an Selbstwirksamkeit sorgt? Dass sie LeserInnen dazu anhält und auffordert, in ihrem Alltag „Resonanzen“ (Rosa 2016) zu erzeugen, die sonst vielleicht überhaupt nicht entstanden wären? Freilich können derartige Versuche immer fehlschlagen. Keineswegs jedoch steht fest, LeserInnen würden dann sofort sich selbst die Schuld geben. Wäre es nicht

mindestens genauso wahrscheinlich, den Autoren und ihren Büchern jene in die Schuhe zu schieben? Steht es nicht jedem und jeder frei, Rechtfertigungen für gescheiterte Anwendungen zu suchen und zu finden, die nichts mit persönlichkeitsinternen Defiziten zu tun haben? Angenommen, die die Ratschläge fruchten wirklich und die gegebenen Versprechen werden erfüllt. Wem geben die Leser dafür das Verdienst? Es ist unwahrscheinlich, es den Büchern ganz vorzuenthalten. Und warum sollte im Falle des Misslingens dann genau das der Fall sein?

Es ist kaum von der Hand zu weisen: Die Vorstellung von einem allein für seinen Erfolg verantwortlich zeichnenden Akteur unterstützt die *illusio* kompletter Chancengleichheit. Jene befeuert ihrerseits die Meritokratie-Fiktion des Leistungsprinzips. Zweifellos sind die Imperative eines neoliberalen Emotionsmanagements auch in der Ratgeberliteratur für den Beruf und für Partnerschaften präsent. Und diese Lektüren sind nicht lediglich Reflektoren jener Trends, sondern ebenso deren Treiber.

Die folgenden Feststellungen ziehen diese Lesarten zwar nicht in ihrer Gänze infrage, weisen jedoch mindestens auf Anomalien hin, wie man in der Wissenschaftstheorie Kuhns sagen würde. Sie stammen vorrangig aus den bereits erwähnten Rezeptionsstudien. Deren Autoren haben betont, wie sehr die vermeintliche Hyperindividualisierung durch Ratgeberlektüre *nicht*, oder zumindest nicht zwangsläufig, zur Vereinzelung der LeserInnen führt. Oftmals scheint das Gegenteil der Fall: LeserInnen fühlen sich als Teil einer *imagined community* (B. Anderson). So berichtet schon Lichterman über eine Informantin: „Trusting the discourses about the personal problems in self-help-books, Georgia returns to them, imaging herself as part of a ‚community‘ of people with similar needs, even if she never interacts with many of them“ (Lichterman 1992, 441). Die Figur lässt sich wiederholen: Gerade weil Ratgeber Massenware sind, haben sie das Potential, Menschen – Fremde – zusammenzubringen und einer Atomisierung entgegenzuwirken. So schreibt Grodin:

Reading a self-help book connects the reader with strangers, with those outside one's day-to-day interpersonal world. [...] Self-help books and their intertextual references through other media stem to provide a way to *establish* something that is understood to be culturally shared among the community of ‚readers‘. What is shared may be the experience of being a woman who loves too much or being the child of an alcoholic. [...] These new communities, partly constructed in the imagination of readers, are not just interpretive communities that readers draw on to make shared sense of their

media engagement. They are also the *products* of media engagement.
(Grodin 1991, 412, 415; Hervorheb. im Orig.).

Allein schon diese Beobachtung einer *indirekten* Schaffung von Gemeinschaftlichkeit durch Ratgeber sollte all jenen zu denken geben, die schnell mit dem soziologischen Todschlagargument der Anomie qua Ratgeber hantieren. Zwar haben diese Kommentatoren Recht damit, dass selbst bei solch mildernden Umständen die Kritik einer Hyperindividualisierung nicht ganz vom Tisch ist (Hazleden 2010, 302). Denn „self-help reading, whilst sometimes enabling readers to feel a greater sense of solidarity with others who share their concerns, leads to a tendency to individualise what should in fact be considered social problems or issues“ (McLean 2014, 18). Nichtsdestotrotz haben einige der an Lichterman und Grodin anschließenden Studien herausgehoben: Was durch die Lektüre entsteht, sind nicht nur *imagined* communities. Einerseits findet die Lektüre häufig als Teil einer Therapie statt (Stichwort: Bibliothherapie, vgl. 5.2.1) und wird dort zu einem Baustein sowohl in der therapeutischen Beziehung, wie auch in Gruppen- und Familientherapiesitzungen für den Austausch im kleineren Kreis. Viele LeserInnen haben weiterhin betont, wie oft das (Mit)Teilen der Bücher auch Freunde und Bekannte erreicht: „A central theme across the participants was the idea of sharing. All participants directly or indirectly shared the book or what they learned from the book with another person. Although many participants considered the act of reading the book to be private, they also acknowledged that sharing it with others was positive“ (Bruneau, Bubenzer, und McGlothlin 2010, 224, Messerli 2010, 48). Das Teilen der Bücher und der Austausch über die Inhalte kann also zu einem kraftvollen Integrator von sozialen face-to-face-Netzwerken werden, für die die Betonung des Selbst nicht unbedingt ein Hindernis darstellt: „Despite the individualistic message associated with self-help [...] the genre creates opportunities for connection“ (George 2012, 37).

Eine entscheidende Frage ist nun, ob diese echten und vorgestellten Gemeinschaften in der Lage sind, ihre Lektüre entweder als Anlass oder sogar als Werkzeuge benutzen können, um an Makrostrukturen zu rütteln? Mikki McGee hat darauf aufmerksam gemacht, wie groß das politische Potential sein muss, welches sich dem Willen zur Lektüre verbindet. Sie schreibt:

If one imagines self-help culture not only as a means of social control but also as a symptom of social unrest that has not found a political context, then, given the exponential growth of self-help reading, there is no shortage of unrest or dissatisfaction. Understood in these

terms, self-help culture could potentially offer an enormous opportunity for cultivating social change. (McGee 2005, 180f.)

Unzufriedenheit mit den Umständen ist ausreichend vorhanden, keine Frage. Für viele ist sie ja genau der Grund, warum die Selbsthilferatgeber attraktiv wurden. Zwar mögen sie das neoliberale System mitsamt der Therapiekultur *noch* reifizieren, aber was würde es brauchen, um dieses Potential zu mobilisieren? Haben wir nur noch nicht die richtigen Ratgeberbücher? Etwas Derartiges hatte schon Hochschild in den 1990ern gesagt: „How can we re-wire the broader conditions that make us need the tough armor they [advice-books] provide? On that we could really use good advice” (Hochschild 1994, 19). Dehnt man diese Aussage ein wenig, würde es also nicht um die Abschaffung des Genres gehen, um den Neoliberalismus zu bekämpfen, sondern um seine Reformation? Einen ähnlichen Akzent haben Nehring et al. gesetzt. Für sie ist es aber nicht die generelle Unzufriedenheit, sondern die Unzufriedenheit mit dem Genre, welches das Potential zur strukturellen Veränderung birgt:

Those consumers who engage self-help books critically may be able to puncture a small hole in the ideological edifice of the genre and its many flawed claims. *We suggest that this agency and the critical thinking it implies should itself be viewed as containing seeds of social change.* Perhaps the more readers are left unsatisfied by the solutions offered by self-help, the more likely it is that the veil of self-help might be lifted. (Nehring et al. 2016, 161; meine Hervorheb.).

Gerade die Kritik am Genre soll darauf aufmerksam machen können, wie inadäquat die dort angebotenen Lösungen der Individualisierung, wie nutzlos die Werkzeuge durch ihren ‚a-sozialen‘ Aufbau sind und wie untransformierbar ein ohne hinreichend soziale Interdependenz gedachtes Selbst bleiben muss. Erst also, wenn genug Jobs trotz der angewendeten Regeln des Karriereratgebers verloren wurden, und wenn genug Liebesbeziehungen trotz der Befolgung der Ratschläge aus Partnerschaftsmanualen gescheitert sind, erst dann wird man sich genug aufgeregt und verausgabt haben, um endlich ans Eingemachte der Grundfesten, d.h. an die sozialen Kontextbedingungen als das *eigentlich* Ausschlaggebende zu denken. Entweder ließe sich dann direkt an die politisch Verantwortlichen appellieren, um endlich die gewünschte Veränderung herbeizuführen, oder sich in Gruppen von Gleichgesinnten kollektivieren. Auch wenn nach dieser Lesart

Ratgeberliteratur politisches Potential nur quasi *ex negativo*, über den Umweg der Kritik, enthält, böte sie doch so einen Weg zur strukturellen Veränderung.

Eine letzte Option hat Sarah Knudson herausgearbeitet. Ihre Beobachtung weist dabei in eine leicht andere Richtung, unterstützt aber auch die anderen zwei von McGee und Nehring. Mit ihrer Rezeptionsstudie hat sie zwei Typen von LeserInnen konturiert. Die eine liest Ratgeber, weil sie ganz konkrete Probleme, sei es im Beruf oder in ihrer Partnerschaft, haben, die sie mit Hilfe ihrer Lektüre lösen wollen oder zumindest dort sich neue Impulse erhoffen. Diese LeserInnen gehören meist zu einer etablierten Mittelschicht, die gut integriert, Teil der Mehrheitsgesellschaft ist und wenig Ausgrenzung erfährt. Auf der anderen Seite, so betont Knudson, gibt es aber auch solche LeserInnen, die nicht darauf aus sind, ein konkretes Problem in den Griff zu bekommen, sondern die eher kontinuierlich, habituell Lesen. Überraschend ist dabei, dass diese Gruppe sich in einer „position of cumulative social disadvantage“ (Knudson 2013, 226) befindet, also einer ethnischen oder religiösen Minderheit angehört, keine allzu großen Bildungshintergrund hat, mit Psychopathologien kämpft oder sonst wie stigmatisiert ist. Zwei Dinge passieren für die habituellen LeserInnen, die einigermaßen überraschend sind. Erstens benutzen diese KonsumentInnen ihre Lektüre in einer quasi-politischen Art und Weise. Ratgeberlektüre „functions as a tool for addressing sources of stigma, stress and discrimination beyond those generated directly by relationship challenges“ (ebd., 224). Es geht diesen LeserInnen nicht um konkrete Problemlösungen, sondern sie erwarten, dass „it will help to clarify who they are and how they might deal constructively with their circumstances“ (ebd., 225). Allgemeinheitsansprüche, die mit einem ganzen Weltbild ausgerüstet sind, können gerade jenen über schwierige Lebensübergänge hinweghelfen, die unter Ausgrenzung leiden. Knudsons InformantInnen halten spirituell eingefärbte Lektüren dabei für besonders nützlich. Zweitens, und dies stellt eine Bestätigung der Aussagen von Nehring et al. dar, ist besonders die Kritik an der eigenen Lektüre trotz oder gerade ob des individualisierenden Impetus ein Weg in Gemeinschaft hinein:

Ironically, given the highly individualistic focus of self-help, habitual readers report that reading has functioned as a pathway *into* community – albeit in an indirect way, and as a result of its shortcomings. Habitual readers acknowledge that the incomplete helpfulness of the genre – meaning its usefulness in offering strategies for addressing challenges, but frequent failure to deliver

solutions suited to readers' unique circumstances and broader life contexts – has often spurred them to discuss material read with friends, family members, and counselors or therapists, and to discuss their problems on Internet fora with international communities of participants. (ebd., 226; Hervorgeb. im Orig.)

Angesichts dieser Ergebnisse kann man ruhig erstaunt darüber sein, wie wenig Berücksichtigung Gegenargumente *für* Ratgeber in der wissenschaftlichen Diskussion zu lesen sind. Doch wahrscheinlich ist es einfach noch nicht in die oberen Kreise der Wissensproduktion durchgedrungen, wie hilfreich Ratgeber – im Positiven zur Lösung von Problemen, wie im Negativen als Bewusstwerdung durch die Kritik an ihnen – für viele Menschen sind. Sie zu verteufeln bzw. einfach nur mittels einiger berufsskeptischer Gemeinplätze und theoretischer Großkaliber an den Pranger zu stellen, mag bequem genug sein, aber analytisch zu kurz greifen.

4.4 Stärken & Schwächen

Meine Apologie mag gegen Ende etwas polemisch ausgefallen sein, doch sie möchte darauf aufmerksam machen, dass das Phänomen der Ratgeberliteratur in der bisherigen soziologischen Forschungsliteratur zu schlecht weggekommen ist. Einerseits meint das seine Bewertung, folgend aus einer z.T. theoretisch überdeterminierten Lesart des Materials. Ironisch daran ist, dass die eigentliche theoretische Aufgabe, nämlich den Wissenstypus richtig einzuordnen, oftmals verfehlt oder ganz übersehen wird. Einer der Gründe dafür, warum diese Situation besteht, liegt darin, wie wenig vollständig sich die InterpretInnen gegenseitig zur Kenntnis nehmen. Erst eine relativ vollständige Übersicht über die Forschungslage kann Abhilfe schaffen. Erst dann wird klar, nicht nur wo bereits Erkenntnisse errungen sind, sondern wie angewiesen z.B. reine Textinterpretationen (wie meine hier) auf den Abgleich sowohl mit Rezeptionsstudien wie auch historischen Forschungen sind.

Weil schon die Einleitung das Kapitel zusammengefasst hat, spare ich mir an dieser Stelle ein weiteres, summarisches Resümee. Stattdessen möchte ich einige Schwachpunkte und Leerstellen der bisherigen Forschungslage thematisieren und dabei darauf hinweisen, was die vorliegende Studie an Vorzügen mitbringt, d.h. wofür sie sensibel sein möchte. Dies wird

auch als Vorbereitung auf das nächste Kapitel dienen, welches sich ebenfalls ausschließlich dem Ratgebergenre widmen wird, dann aber mit der Intention, eine methodologische Bestandsaufnahme zu leisten.

Die erste Leerstelle habe ich nun schon mehrmals erwähnt. Sie betrifft die Ein- bzw. Ausblendung der Rezeption. Völlig verständlich ist die Fokussierung auf die Ebene des Diskurses. Auch die vorliegende Untersuchung interessiert sich ja genau dafür. Wissenschaftliche Arbeitsteilung und Spezialisierung sorgt dafür, dass keine Analyse alle Probleme behandeln muss. Und dennoch tut man sicher gut daran, den eigenen blinden Fleck so gut wie möglich einzukreisen. Dies ist in der vorliegenden Arbeit soweit geschehen, als dass ich in Kapitel 2 auf den Diskurs-Praxis-Gap hingewiesen habe. Dieser Gap muss kultursoziologisch richtig gerahmt werden. So lassen sich, andererseits, mittels ethnographischen Studien Einblicke in jene Praxen von Emotionsmanagement gewinnen, die Ratgeber untergründig anleiten. Dieses Kapitel sollte mit seiner Heranziehung von internationalen Rezeptionsstudien deutlich machen, wie das praktische Wissen funktioniert und mit was für einer Art von Kulturerzeugung und -erzeugnissen man im Kontext der Ratgeber zu rechnen hat. Werden Rezeptionsstudien auf diese Weise benutzt, können sie eine wertvolle Unterstützung für die Rekonstruktion symbolischer Strukturen sein. Solche Studien fehlen für Deutschland bisher vollständig. Keine mir bekannte Studie, auch nicht im internationalen Kontext, erforscht ethnographisch den Einsatz von Ratgebern, was zu einem Mangel

Eine Leerstelle des wissenschaftlichen Diskurses über Ratgeberliteraturen betrifft die Auswahl der Bücher. Dies ist ein Problem, welches nicht leicht lösbar scheint. Denn einmal gibt es eine riesige Anzahl solcher Publikationen, die jeden Schimmer einer repräsentativen Auswahl schnell hinfort wischt. Mit jährlich über 80.000 verfügbaren Neuerscheinungen ist schon das Sampling eine Herausforderung, zu deren Bewältigung auch gründliche Randomisierung kaum Satisfaktionsfähigkeit verspricht. Viele Bücher, die durchaus zum Genre gehören, werden – schon aus PR-technischen Gründen – nicht in diesem verbucht. Es gibt kein zentrales Verzeichnis für Ratgeber. (Universitäre) Bibliotheken sammeln Mitglieder der Gattung entweder nicht oder nur sehr eingeschränkt. Die meisten Exemplare erscheinen genauso schnell wie sie wieder verschwinden.

Diesen und anderen Problemen mit dem Sampling sind die meisten Autoren durch den Rückgriff auf sog. Bestseller begegnet. Das Vorgehen hat eine Reihe von Vorteilen. Zum einen wird auf diese Weise quantitativ sichtbar, dass ein gegebenes Buch einen (pop)kulturellen Einfluss ausübt oder ausgeübt hat. Zwar ist die Tatsache, dass es gelesen wird noch nicht aufschlussreich darüber, wie es gelesen wird, aber immerhin hat man einen

guten Anhaltspunkt für seine Wirkmacht qua Verbreitung. Auf Listen von Verlagen wird aufgezeichnet, wie groß der publizistische Erfolg ungefähr ist oder war. (Die *New York Times* führt mittlerweile eine Liste eigens für Ratgeber.) Außerdem werden, was forschungspragmatisch unabdingbar ist, Exemplare entweder in zentralen Stellen wie Bibliotheken gesammelt oder sind im Internet meist für kleine Summen käuflich verfügbar. Auch diejenigen Bücher, welche ich hier als Quellen verwenden werde, bestehen zu einem Teil aus Bestsellern. Methodologisch besteht jedoch das große Problem der Verwendung von Bestsellern darin, dass, wenn sie *ausschließlich* eingesetzt werden, es zu einer Verzerrung kommt, die sich nicht mehr leicht ausbügeln lässt. Wenn man *nur* sog. Bestseller wie Dale Carnegies *Wie man Freunde gewinnt*, Stephen Coveys *Die sieben Wege der Effektivität* oder Robin Norwoods *Wenn Frauen zu sehr lieben* in den Korpus einbezieht, ist es ungefähr so, als ob man stets die Geschichte der Sieger lesen würde. Man würde das verpassen, was Foucault das „Gemurmel des Diskurses“ (Foucault 1974a, 162, 164) nannte. Jene unordentliche Sinnschicht, wo sich das Zurückgelassene, die verschmähten Werkzeuge der kulturellen Repertoires befinden. Wo die Geschichten gespeichert sind, die es nicht in den Mainstream geschafft haben. Sicher wiederholt sich hier das Sampling-Problem. Doch selbst, sollte es sich nicht gänzlich lösen lassen, erhält man durch Einbeziehung solcher Literaturen eine zusätzliche Vergleichsebene, die sonst verloren wäre.

Einer der Vorzüge, die die hiesige Untersuchung anzubieten hat, ist ihr stark komparativer Charakter. Das Beispiel bei dem Bestseller mit solchen weniger erfolgreichen Büchern oder sogar Worst-Sellern verglichen werden, um mehr über die Gründe des Erfolgs herauszubekommen, ist nur eine der Achsen. Die meisten Studien – eine Ausnahme ist die Mikki McGee – kaprizieren sich auf *eine* Art von Ratgebern, d.h. auf *ein* spezifisches Thema. Seien es Beziehungen, Arbeit, Depressionen, Stress, Kindererziehung oder was sonst. Was bisher fehlt, sind Untersuchungen, die sich darum bemühen, ihren Fokus zu teilen und eine Komparation betreiben. Welchen Sinn das haben könnte, muss die Theorieleitung der Forschungsfragen entscheiden – im hier vorliegenden Fall geht es um das Problem der Entgrenzung von Leben und Arbeit, bzw. um die Ökonomisierung von Liebe bei gleichzeitiger Emotionalisierung von Arbeit. Freilich ist dies nur eine von vielen Möglichkeiten Vergleiche einzuziehen. Nehring und seine Koautoren haben bspw. Regionen miteinander verglichen (China und Trinidad z.B.), wo das Genre gerade immer populärer wird.

Beide vorhergehenden Kapitel (2 und 3) haben einen starken historischen Zug. Manche Leser mögen in diesem weiten Bogen eine Überspannung des Notwendigen sehen, da es ja um die Analyse *kontemporärer* Ratgeber geht. Allerdings hatte dieses Vorgehen den Vorteil,

eine theoretisch gehaltvolle Hypothese zu entwickeln und das Material mit einer Tiefendimension zu versehen, die man in der Forschungsliteratur aus dem soziologischen Feld meist vergeblich sucht. In der Geschichtswissenschaft, zumal dem neueren Feld der Emotionsgeschichte, wird man da gegeben schnell fündig, wenn es um die Einbettung der Ratgeberliteratur geht, die dort großzügig als Quelle benutzt und in ihrer Aussagekraft gebührend gewürdigt wird (vgl. 5.2.2). Was allerdings diese Literatur nicht hergibt bzw. sich selten traut, ist eine Zeitdiagnose, die einerseits auf historischen Großtrends beruht, dort aber nicht stehen bleibt. Die beiden vorgehenden Kapitel haben ebendies einerseits mit ihrer Betonung des Neoliberalismus und der Therapeutisierung versucht und andererseits darauf hingewiesen, wie mit der Pluralisierung der Lebensformen eine Vielfalt von Intimitätsverständnissen entsteht, die aber gleichzeitig unter enormem ökonomischem Druck steht. Ohne diese „riskanten Freiheiten“ (2.5), die ihre Quellen sowohl in historischen Langzeitentwicklungen wie auch in zeitgenössischen Gesellschaftstransformationen haben, ist der kometenhafte Aufstieg des Ratgebergenres nicht zu verstehen. Man könnte also sagen, Emotionsgeschichte und Kultursoziologie haben beide blinde Flecken, die aber, wenn sich beide ergänzen, eine interdisziplinäre Doppelgrundierung der empirischen Analyse der Ratgeber leisten. Durch die Kombination beider disziplinärer Sichtweisen kann besser verstanden werden, warum sie gerade jene Rezepte anbieten und nicht andere, auf welchen kulturellen Hintergrundrepräsentationen die empfohlenen Skripte, Narrative und Metaphern bewegen. Durch die Kontextualisierungen der beiden letzten Kapitel kann sichtbar werden, wo die Ratgeber entweder in Synchronität mit ideologischen Makroformationen sich befinden, oder wie und wo sie sich dagegen wehren. Ob sie konservativ oder progressiv eingestellt sind. Welchen Art von politischen Gehalt sie unter der Hand mitführen. Oder wie man die von ihnen propagierte Lebensweise einzuschätzen hat.

Keine soziologische bzw. kulturwissenschaftliche Studie über Ratgeber – und auch diese nicht – kommt heute ohne einen starken Verweis oder sogar eine schwerpunktmäßige Betrachtung des Selbst aus. Es ist, glaubt man der Literatur, der vielleicht wichtigste Konvergenzpunkt von Ratgeberliteratur. Genauer, es ist ihr Objekt, welches zu verändern sie trachtet. Ratgeberliteratur will Menschen, d.h. ihre Leser und Leserinnen, durch das in ihnen dargebotene Wissen transformieren. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Soziologisch haben sie mit der „Freisetzung des Individuums“, dem Zerfall von traditionellen Gemeinschaften, Autonomieidealen der Aufklärung und Individualismus genauso zu tun wie der psychotherapeutischen Rahmung „normaler“ Subjektivität und neoliberaler Optimierungsimperative.

So richtig und wichtig dies sein mag, eine Seite fehlt: das jeweilige Gegenüber des Selbst. Wie oben (z.B. 2.3) betont, sind emotionale Selbstkontrolle und emotionale Fremdkontrolle eng miteinander verzahnt. Egal, ob z.B. eine Stewardess ihren Fluggästen die Angst nehmen oder ein Versicherungsvertreter sie bei seinen Kunden diese wecken möchte. Egal, ob ein Schuldeneintreiber den Eindruck der Dringlichkeit hervorrufen, oder ein Anwalt seine Klientin mit strategischer Freundlichkeit behandelt, damit diese ihm ihr Vertrauen schenkt. Egal, ob ein Therapeut seinen emotionalen Stil auf die Bedürfnisse seines Patienten abstimmt, um Geborgenheit zu erzeugen, oder die Ehefrau ihren Mann zum Zwiegespräch einlädt, damit er ihre Eifersucht nicht sofort persönlich nimmt. – In all solchen Fällen geht es um nicht nur darum, die Emotionen des eigenen Selbst auf eine bestimmte Weise zu modellieren, zu modulieren und insgesamt zu managen. Es geht auch darum, auf die Emotionen des Gegenübers Einfluss zu nehmen. Was all diese Akteure benutzen, sind Elemente einer sozialen Alltagsrhetorik, deren Material nicht zuletzt aus Ratgeberlektüren stammt; dort liegt sie in kodifizierter und stark kondensierter Form vor (vgl. 5.4). Seltsamerweise wird diese Ebene weder in der soziologischen, noch der historischen Literatur explizit thematisiert. Es muss ungewöhnlich, wenn nicht sogar ironisch erscheinen, dass die Soziologie der Ratgeber sich sehr auf Ego kapriziert und, damit Alter quasi links liegen lässt. Wie ich im nächsten Kapitel genauer darlegen werde, hat die Soziologie in einigen Bereichen zwar Interesse daran gezeigt, aber die Reichhaltigkeit sowohl des Materials wie seines theoretischen und vielleicht sogar praktischen Potentials unterschätzt oder schlicht nicht zur Kenntnis genommen.

Was hat zu dieser Leerstelle geführt und wie könnte sie am besten gefüllt werden? Einmal liegt der Grund m.E. nach in den Zuständigkeitsbereichen der Disziplinen. Es ist die Sozialpsychologie, die sich für Fremdführungstechnologien interessiert und diese dann meistens durch Experimente, Befragungen und statistische Methoden untersucht (Borg 2010, Dillard 2009, Perloff 2010, Petty und Briñol 2008). Zwar haben Mikrosoziologen wie Goffman und Garfinkel Versuche unternommen, Alltagsrituale und ihre Rahmen ethnographisch zu erfassen. Allerdings waren sie dabei nur am Rande darauf ausgerichtet, wie die Mechanismen der Einflussnahme im Einzelnen aussehen. Ihre Ambition war viel weiterläufiger und bestand im Aufweis der „sozialen Verkehrsregeln“ von Interaktionsordnungen (Goffman 1983, 1956). Und selbst dort, wo die Sprache von Goffman Terme wie Taktik und Strategie benutzt, also den sozialrhetorischen Gehalt des Alltagshandelns unterstreicht, wird man bei ihm kaum Hinweise darauf finden, wie solche Handlungsweisen als Manöver symbolisch repräsentiert werden. Wenn man solche symbolischen Repräsentationen, ihrem strategischen Einsatz und taktischen Verwendung

untersuchen möchte, wird man methodologisch am ehesten in der Critical Discourse Analysis von Norman Fairclough, Teun A. van Dijk oder Michael Billig aus der Soziolinguistik fündig. Diese Methodik wird ebenfalls im nächsten Kapitel einen wichtigen Stellenwert einnehmen. Meine Soziologische Rhetorik muss dort, wie auch in der Diskursanalyse großzügig Anleihen machen. Was m.W. jedoch keine dieser Methodologien bisher anzubieten hat, ist ein explizit auf emotionale Selbst- wie Fremdmanagement ausgerichtetes Instrumentarium, welches die symbolisch diskursiven Kodifikationen taktischen/strategischen Alltagshandelns in den Blick nimmt.

Rhetorische Strukturen herausarbeiten, heißt, eine Karte anlegen von dem, was sich in jenen Ausschnitten von Kultur befindet, die in den Ratgebern kondensiert. Es heißt, die Mittel anzuschauen, mit denen Emotionen evoziert, kategorisiert und so kanalisiert werden – herausfinden also, welche Beispiele, Unterscheidungen, Anekdoten, Metaphern, Analogien usw. emotionale Energien bündeln sollen, um das Selbst zu formen, um es in sozialen Räumen – im Fall dieser Untersuchung, von Liebesverhältnissen und Arbeitsbeziehungen – orientieren, und um den Einfluss zu maximieren, den das Selbst auf seine soziale Umwelt, sein jeweiliges Gegenüber, ausübt. Um diese Analyse dessen zu ermöglichen, wird das nächste Kapitel die Methode einer soziologischen Rhetorik erarbeiten. Um dies zu tun, müssen wir uns allerdings die bisherigen Methoden und Methodologien ansehen, mit denen Ratgeber bisher analysiert wurden.

Genau das wird im nächsten Kapitel geschehen.

5. DIE METHODEN DER RATGEBERANALYSE: Überblick und Soziologische Rhetorik

5.1 Einleitung

Mit welchen Methoden sind Ratgeber bisher analysiert worden? Welche davon, die aus der Soziologie stammen, können der vorliegenden Untersuchung als Referenzpunkte dienen? Und schließlich, könnte man einen Alternativvorschlag unterbreiten, der alte Methoden neu rahmt und so dem hiesigen und ggf. generellen Erkenntnisinteresse noch dienlicher ist? Diese Fragen stehen im Zentrum des gegenwärtigen Kapitels. Die im Verlauf vorgestellten Antworten möchten auf den empirischen Teil vorbereiten und dem Leser nachvollziehbar machen, welche Begriffe und Hintergrundannahmen den Zugang zum Material eröffnen und es „zum Sprechen bringen“ sollen. Interessant ist dabei, wie andere Kommentatoren von Ratgeberliteratur dies methodisch bewerkstelligt haben. Die zu besprechenden Einzelstudien bringen dabei jeweils ihre eigenen methodologischen Vorannahmen mit, die ihrerseits in ein dichtes Geflecht theoretischer Traditionen eingebunden sind. Vieles wird dieses Kapitel als Ballast abwerfen, während einiges behalten werden muss. Zu letzterem gehören vor allem Diskurs- und Metaphernanalyse. Sie werden für die Soziologische Rhetorik (5.4) als Referenzprogramme dienen.

Metaphern- und Diskursanalyse kommen zum Schluss, weil der Aufbau des Kapitels einem einfachen Gedanken folgt: Je weiter wir voranschreiten, umso tiefer möchte ich die theoretischen Kontexte der exemplarischen Ratgeberanalysen diskutieren, weil die Beispiele nach Relevanz für die vorliegende Untersuchung geordnet sind. Deshalb schneide ich die quantitativen und qualitativen Studien, welche nicht aus dem soziologischen Diskurs kommen, nur an, nenne einige der auffälligsten Ergebnisse und erwähne ihre methodische Grundanlage. Erst jene Analysen, die die Soziologie als stärkstes Gravitationszentrum umkreisen, müssen stärker auf ihre Hintergrundannahmen ausgeleuchtet werden. Hinsichtlich der Rezeptionsstudien kommt es dabei zu Wiederholungen, da ich jene schon im letzten Kapitel (4.2.2 und 4.3.1) abgehandelt habe. Dabei waren jedoch die Resultate und theoretischen Innovationen relevant. Jetzt rücken die Methoden in den Fokus.

Im letzten Teil dieses Kapitels möchte ich einen Vorschlag unterbreiten, der zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht ganz den Status einer Alternative zur Diskurs- und Metaphernanalyse hat, aber das Versprechen dazu birgt. Die Soziologische Rhetorik (5.4) ruft eine der Soziologie gegenüber bislang wenig bekannte Traditionslinie auf, um die kulturpoetischen

Elemente eines Textes – seine *symbolische Infrastruktur* – auf eine neue Weise sichtbar zu machen. Erst über ihre Konfiguration, so die Annahme, lassen sich qualifizierte Rückschlüsse darüber machen, wie die AutorInnen eines ihrer zentralen Ziele erreichen.

5.1 Nicht-soziologische Studien

Das Gros der nicht-soziologischen Untersuchungen von Ratgeberliteratur stammt aus der Psychologie und der Geschichtswissenschaft. Psychologische Studien haben bis auf wenige Ausnahmen meistens eine quantitative, und historische Studien so gut wie immer eine qualitative Grundausrichtung. Die quantitativ-qualitativ Unterscheidung ziehe ich deswegen hier ein, weil sie die Relevanz einiger Studien für meine Überlegungen begrenzt und andere durch die Nähe zu hiesigen Überlegungen erhöht.

5.1.1 Quantitativ: Bibliotherapie & Meta-Analysen

Was motiviert die psychologische Forschung zur Untersuchung von Selbsthilfe-Büchern? Zweierlei: Erstens konsumieren Millionen von Menschen diese Literatur zur Lösung von Problemen, die eng mit mentaler Gesundheit verbunden sind (4.2.1). So heißt es ganz zu Anfang des *Authoritative Guide to Self-Help Resources in Mental Health*:

Self-help materials have become an indispensable source of psychological advice for millions of Americans. Whether we want to improve our relationships, control our anger, gain self-fulfillment, overcome depression, become better parents, lose weight, solve sexual problems, cope with stress, recover from addiction, or tackle another problem, there is a self-help book. (Norcross et al. 2003, 2)

Bibliotherapie. Wie das letzte Kapitel dokumentiert hat, gilt das, was die Autoren hier für die USA schreiben, spätestens seit den 1990ern nicht mehr nur für diese Region. Ratgeberbücher florieren in den Bücherregalen von New York bis Moskau und von Moskau bis Shanghai. Der zweite Grund: Gerade nordamerikanische Untersuchungen interessieren sich nicht nur wegen der Popularität für das Genre, sondern auch deswegen, weil es als Supplement im Therapieprozess eingesetzt werden kann. Die sogenannte „Bibliotherapie“ (für eine Übersicht, Jack und Ronan 2008) ist zwar im europäischen Raum noch weniger

verbreitet als im nordamerikanischen, findet jedoch seit einigen Jahren auch hier immer mehr Anklang (Raab 1988, Huber 2008, Vollmer und Wibmer 2005, Herm 2010, Meyer 2016). Einerseits geht es dabei um das Aufschreiben z.B. traumatischer Erfahrungen (Pennebaker 1997, Pennebaker und Chung 2011) und andererseits das zur Genesung beitragende Lesen von Büchern. PsychotherapeutInnen empfehlen im letzteren Fall oft Selbsthilfe-Ratgeber, um den therapeutischen Prozess zu unterstützen. Was die Forschung hierzu am meisten beschäftigt hat, ist die Frage, ob und inwieweit diese Einbettung therapeutisch sinnvoll ist. Steven Starker war einer der ersten, der hierzu in einer Monographie Ergebnisse vorgelegt hat. Mit einem einseitigen Fragebogen, den er an 1.000 zufällig ausgewählte Personen in Portland (Oregon) verschickte, fand er heraus, dass die meisten Personen (97.8% der Befragten), welche diese Literatur konsumieren, sie als hilfreich empfanden. Zumindest „the feeling of being helped is real, and it is common“ (Starker 1989, 153; Hervorheb. im Orig.) . Ähnliche Ergebnisse zeigten sich bei den 146 angeschriebenen Psychologen, von denen ihm 106 antworteten. Nicht nur, dass über 80% von ihnen Ratgeber verschrieben. Erstaunlich war vor allem die Bewertung: „Not a single psychologist rated them as generally harmful [and] not one psychologist found them to be generally unhelpful“ (ebd., 154). Seit Starkers lokal sehr begrenzten Befunden ist diese Art der Verbreitungs- und Qualitätsanalyse ausgeweitet worden. So verschickte das Autorenteam um John Santrock und später John Narcross 4.000 Fragebögen an PsychologInnen überall in Nordamerika und erstellten ausgehend davon den bereits erwähnten *Authoritative Guide to Self-Help Resources in Mental Health*, welcher viele Tausend Ratgeber auf ihren klinischen Nutzen und generelle Qualität hin anhand einer Punkteskala über mehrere Jahre hin evaluierte.

Im Zeitraum zwischen Starkers und Narcross' Untersuchungen sind so viele Studien aus dem klinisch-psychologischen Bereich gekommen, die die Wirksamkeit von Selbsthilfe-Büchern für verschiedene Psychopathologien und Lebensbereiche erforschen, dass ein unübersichtliches Feld dazu entstand. Daher wurden *Meta-Analysen* angefertigt. Sie bieten mehr als eine Übersicht zur Bibliothherapie (Glasgow und Rosen 1978, Jack und Ronan 2008, Clum 2007, Hirai und Clum 2006), sondern nutzen bereits bestehende Untersuchungen selbst als Daten. Rick Marrs, der die erste große Meta-Analyse zum Thema durchführte, definierte Bibliothherapie als „the use of written materials or computer programs, or the listening/viewing of audio/videotapes for the purpose of gaining understanding or solving problems relevant to a person's developmental or therapeutic needs“ (Marrs 1995, 846). Konzentriert auf Selbsthilfe-Bücher, trug er 203 Studien aus verschiedenen Datenbanken zusammen, die auf diese Beschreibung passten, engte seine Auswahl auf 79 ein und erfasste so 4,677 Teilnehmer. Mittels einer Bandbreite von statistischen Instrumenten wollte er

herausfinden, ob in diesen Studien die Wirksamkeit der Bibliotherapie bestätigt werden konnte und wenn ja, ob dies für einige oder nur wenige Problemlagen gilt und welche Rolle dem Therapeuten für die Wirksamkeit zukommt. Neben einer Gewichtung für verschiedene Störungsbilder stellte er fest, dass die Bibliotherapie in den von ihm untersuchten Studien moderate Wirksamkeit aufweist. Er kommt zu dem Schluss, dass „bibliotherapy may be able to be used more confidently in the prevention of problems in living and the promotions of emotional and physical health“ (ebd., 864). Je mehr das Ratgeber-Genre boomte, umso mehr Studien wurden durchgeführt, die bald den therapeutischen Nutzen bestätigen konnten, und ihrerseits wieder in Meta-Analysen einfließen. Von der Wirksamkeit her zeigten sie immer wieder ein positives Bild, d.h. „a robust effect for bibliotherapy as a self-help treatment for emotional disorders such as anxiety and depression which might be chronic and remitting (Den Boer, Wiersma, und Van den Bosch 2004, Hirai und Clum 2006, Cuijpers und Schuurmans 2007, Haug et al. 2012).

Solche Befunde dürften die (soziologischen) Kritiker des Genres überraschen, mindestens aber irritieren. So ziemlich alle klinischen (Meta-)Studien über Selbsthilferatgeber sind von der Wirksamkeit überzeugt. Was sich methodologisch jedoch immer noch einwenden ließe, ist die quantitative Grundausrichtung dieser psychologischen Forschung (und ggf. ihr Mangel an historischer Selbstreflexion).⁵⁷ Sie lässt die LeserInnen lediglich als Kreuze auf Skalen erscheinen und reduziert im Namen der Wissenschaftlichkeit auf Variablen, Messwerte und Zahlen, was sich im Alltag als Gewebe von Bedeutungen und Praxen zeigt. Auch wenn sie in der Minderzahl sind und es auf absehbare Zeit wahrscheinlich auch bleiben werden, gibt es doch einige Forscher in der Psychologie, die anders vorgegangen sind. Statt Fragebögen haben sie Interviews benutzt, die die Betroffenen selbst zu Wort kommen lassen. Ihre Arbeiten möchte ich nun kurz vorstellen. Doch die Psychologie, so muss sofort hinzugefügt werden, ist nicht die einzige nicht-soziologische Disziplin, welche sich mit qualitativen Methoden dem Phänomen der Ratgeber gewidmet hat. Wie ich gleich ausführen werde, hat die Geschichtswissenschaft ebenfalls auf Ratgeber zugegriffen und hierbei hochinteressante Ergebnisse gezeitigt, die für die vorliegende Untersuchung trotz ihrer disziplinären Ausrichtung informativ sind.

⁵⁷ Mir scheint es jedoch eine zweifelhafte Option, die psychologische Forschung insgesamt unter Ideologieverdacht zu stellen. Müsste man dann nicht das gleiche auch für die soziologische tun? Und wenn ja, was bliebe dann noch an ernst zu nehmender, „ideologiefreier“ Sozialwissenschaft übrig?

5.2.2 Qualitativ: Aus Ratgebern lernen & die Geschichten der Gefühle

Ratgeber werden in vielen Disziplinen untersucht. Zwei nicht-soziologische Stränge, die im Rahmen qualitativer Methodologie spannend sind, kommen einmal aus der bereits erwähnten Linie der Psychologie und zum anderen aus der Geschichtswissenschaft. Dass akademische Psychologen heute zu allermeist quantitativ arbeiten, erklärt, warum sich hier nur sehr wenig Qualitatives findet, während besonders die Emotionsgeschichte auf dem Gebiet der Ratgeberanalyse echte Pionierarbeit geleistet hat. Zuerst gehe ich auf Aufsätze von Scott McLean und Laura Bruneau als rare Beispiele aus dem Psychologiediskurs ein, die die Rezipientenseite qualitativ beleuchten. (Im nächsten Abschnitt diskutiere ich dann (nochmals) die soziologischen Rezeptionsstudien (siehe 5.2.1).) Ausführlicher als diese Ausnahmen erörtere ich dann die Emotionsgeschichte, weil sie sehr nah am Kernthema der vorliegenden Untersuchung arbeitet. Als Beispiele fungieren hier die Studien von Norbert Elias, sowie die von Carol und Peter Stearns.

5.2.2.1 Aus Ratgebern lernen

Mit der zunehmenden Verbreitung des Ratgeber-Genres (vgl. 4.2.1) und der immer tieferen quantitativen Untersuchung seiner Eignung für den therapeutischen Prozess, wurde immer klarer, dass die Rezipientenseite mitberücksichtigt werden muss. Einige dieser Rezeptionsstudien habe ich schon im letzten Kapitel angesprochen und werde es im nächsten Abschnitt weiter tun (5.2.1), möchte nun aber erläutern, wie sie in den Methodenkanon der Ratgeberanalyse insgesamt hineinpassen.

Scott McLean hat 2012-2014 zusammen mit seinem Forschungsteam an der Universität Calgary (Canada) ein großangelegtes Projekt durchgeführt, welches mittels Interviews herausfinden wollte, wie und was LeserInnen von Ratgeberliteratur von ihrer Lektüre gelernt haben (McLean 2014, 2013, 2015, McLean und Kapell 2015). Während die meisten dieser Arbeiten dem soziologischen Diskurs zuzuordnen sind (vgl. 5.2.1), sticht eine heraus, die sich um das Thema der mentalen Gesundheit und der Bibliothherapie dreht. In *With or without a therapist: Self-help reading for mental health* wertet McLean 45 von insgesamt 134 Interviews aus. Seine InformantInnen wurden (in einer nicht-randomisierten Sampling-Prozedur) über Posts auf Facebook, Webseiten für Selbsthilferatgeber und Onlinewerbung rekrutiert und im Chat, via Telefon, Skype oder Email zwischen 90 und 120 Minuten befragt. Sie sollten dem Forscherteam mitteilen, welche Bücher sie gelesen haben, was sie ihre

primäre Motivation dafür war, welche Lernziele und -strategien sie verfolgten, ob sie dieser erreichten und ob ihre Lektüre einen nachhaltigen Einfluss auf ihr Fühlen, Handeln und die sozialen Beziehungen hatte. Obschon es im Sample eine Verzerrung zugunsten einer Gruppe geben mag, die eher positive Erfahrungen mit Ratgeber hatten, könnte das Ergebnis schwerlich klarer ausfallen:

All 45 interviewees claimed that they learned something of importance from reading their self-help book, 40 (89%) claimed that they changed something about their day-to-day life as a result of their reading and 31 (69%) provided reasonably concrete examples of actions they claimed to have undertaken in response to suggestions made by self-help authors. (McLean 2015, 446)

In ihren Narrationen skizzieren die InformantInnen, wie sie an ihre Ratgeberlektüre über Freunde und Familie geraten waren, oder dass sie den Empfehlungen ihrer Psychotherapeuten folgten. Für viele stellte die Lektüre insofern einen Wendepunkt im Bemühen um mehr emotionale Stabilität dar, als sie die dort angebotenen Strategien in ihren Alltag integrieren konnten. Die „Hilfe“ hatte in den Berichten viele Gesichter: das Anlegen eines Tagebuchs, das Aufnehmen sportlicher Betätigungen, langgesuchtes Verständnis der Wurzeln seelischer Traumata oder die Einsicht, dass Probleme, die sie vorher als nur ihre eigenen empfanden, viele Menschen quälen (eine weitere Bestätigung für die Argumente aus 4.3.4).

McLean betont jedoch die große Diversität von Selbsthilferatgebern, gerade was ihre Qualität betrifft: „In some cases, self-help books are likely harmful, encouraging readers to embrace unrealistic or disempowering understandings of their lives or to purchase other products and services from which authors stand to profit“ (452). Damit verbunden sind die “potential ancillary consequences and political implications of the reading process” (ebd.). Das Identifizieren und Dekonstruieren problematischer Implikationen der Ratgeber versteht McLean als methodologische Beschränkung seines Interviewansatzes. Dieser könne zwar helfen, die kreative Interpretation und aktive Anwendung der Ratgeber besser auszuleuchten, aber eben nicht den soziokulturellen Kontext erfassen, in welchem beides stattfindet (vgl. Kapitel 2 und 3).

Eine zweite Studie aus dem psychologischen Bereich, die mit qualitativen Interviews arbeitet, stammt von Bruneau, Bubenzer, und McGlothlin (2010). Auch sie konzentrierten sich auf Rezeptionserfahrungen, allerdings lediglich von sechs Informantinnen, die mit in

Buchläden und öffentlichen Bibliotheken verteilten Flyern rekrutiert wurden. Im Unterschied zu McLean, der mit einer großen Teilnehmerzahl aufwartet, werten Bruneau et al. ihre Interviews durch ein recht differenziertes „phänomenologisches“ Verfahren mit mehreren Phasen aus. In den ersten 90 Minuten sollten die Befragten z.B. erklären, wann genau sie sich durch ihre Lektüre unterstützt fühlten, ob ihre diesbezüglichen Hoffnungen erfüllt worden seien und welche Veränderungen in ihrem Leben infolge der Lektüre eingesetzt haben. Während den Interviews schrieben die Forscher ein Reflexionsjournal, aus dem sie Notizen zum Transkript hinzufügten, welches den Informantinnen zugeschickt wurde, um Verständnisfragen zu klären, Themen zu extrahieren und neue hervorzuheben. Im hermeneutischen Zirkel wurde dann kodiert und zu Themenclustern zusammengestellt. Mit diesem Verfahren destillierten die AutorInnen zunächst zwei Arten heraus, wie die Leserinnen ihre Lektüre als hilfreich empfanden: „Participants gained information from the book, such as a strategy for managing a difficult life situation“ und sie erlebten eine „‘feeling response’ to the book, such as connecting to the author“ (ebd., 221).⁵⁸ Beide Effekte wirken zusammen: „Self-help reading offers the reader both a way to accomplish goals and provides emotional experience necessary to work toward these goals“ (ebd., 222). Der Weg, auf dem dies geschieht, hat den Autoren zufolge drei Phasen. *Vor* dem Lesen sehen sich die Informantinnen einer schwierigen Situation gegenüber, bei deren Lösung das Buch zu helfen verspricht. *Während* des Lesens wenden sie die Ratschläge des Buches auf ihre Lebenssituation an und stellen so eine Verbindung zwischen beidem her, was ihnen eine „Revision“ ihrer aktuellen Sichtweise ermöglicht. *Nach* der Lektüre setzen versuchen sie, das bisherige Verhalten zu ändern und gemäß den Anweisungen neu auszurichten. Während des mittleren und letzten Schrittes, so betonen die Autoren, ist das Mitteilen besonders wichtig. D.h., die Leserinnen tauschen sich mit ihnen nahestehenden Personen – Freunden, Partnern, Familie – über ihre Lektüre aus und teilen die so gewonnen Erkenntnisse mit anderen, wodurch eine Art von Gemeinschaftssinn entsteht (siehe 5.3.4).

Eine offensichtliche Limitation der Bruneau-Studie ist die kleine Teilnehmerzahl, sowie die große Homogenität ihrer Informantinnen (sie sind weiß, weiblich, gebildet und aus der Mittelschicht). Kritische Punkte an den sozio-politischen Implikationen des Genres, auf die McLean wenigstens hinweist, tauchen dort genauso wenig auf wie eine Textinterpretation des Inhalts der Ratgeber, was die Frage ungeklärt lässt, wie der Text selbst eine Identifikation mit seinen Positionen forciert. Solche Einschränkungen liegen bis auf wenige

⁵⁸ Beides sind Hinweise, aus denen ich im Rahmen der Soziologischen Rhetorik Kapital schlagen möchte (vgl. 5.3.2).

Ausnahme in den meisten Studien – wie auch der gegenwärtigen – vor und scheinen der akademischen Arbeitsteilung geschuldet.

5.2.2.2 Die Geschichten der Gefühle

Neben der Psychologie hat noch eine andere Disziplin großzügig von Ratgebern Gebrauch gemacht: die Emotionsgeschichte. Weil ihr Thema die Gefühle und deren soziokulturelle Kodierung sind, verdient sie im Rahmen der nicht-soziologischen Methodendiskussion besondere Aufmerksamkeit. Nachdem ich einige ihrer basalen Prämissen auseinandergelegt habe, sollen zwei Beispiele – Norbert Elias' *Prozess der Zivilisation* und Carol und Peter Stearns *Anger* – unterschiedliche Herangehensweisen der Emotionsgeschichte an das Material der Ratgeberliteratur veranschaulichen. Diese möchte ich mit mehr Ausführlichkeit diskutieren, weil besonders die Stearns mit ihren Arbeiten ganz direkt thematisch relevant sind und auch in den letzten Kapiteln schon häufig zitiert wurden.

Die Emotionsgeschichte begann 1941 mit einer Schrift von Lucien Febvre (1878–1956), übertitelt *Sensibilität und Geschichte: Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen*.⁵⁹ In diesem ‚Gründungsdokument‘ (Plamper 2012, 53) begreift Febvre Emotionen als „Beziehungsmedium“, wodurch sich (historische) Akteure, die immer zugleich Initiatoren und Adressaten sind, in eine Wechselwirkung begeben. So konstituier(t)en sie

allmählich ein System intersubjektiver Stimuli, das gleichzeitig mit der Ausdifferenzierung von Reaktion und *sensibilité* jedes Einzelnen sich selbst situationsabhängig veränderte. Dies umso mehr, als die so entstandene Übereinstimmung und Gleichzeitigkeit der emotionalen Reaktionen für die Gruppe größere Sicherheit oder größere Macht bedeuteten. Dieser Vorteil legitimierte in der Folge die Herausbildung eines Systems von Emotionen. Sie wurden zu einer Art Institution und folgten gleichsam rituellen Regeln. Bei den Primitiven sind viele Zeremonien Simulationsspiele, die den

⁵⁹ Es gehört heute zu den prominentesten Teilen der jüngeren Geschichte der Geschichtswissenschaft (Hunt 1986), dass Febvre nach seiner Rückkehr aus dem ersten Weltkrieg 1919 in Strasbourg Marc Bloc (1886–1944) traf. Zusammen gründeten sie die berühmte *Annales Schule*, zu der, in zweiter Generation, Meisterdenker wie Ferdinand Braudel (1902–1985), der erst kürzlich verstorbene Jacques Le Goff (1924–2014) oder, dann später in der dritten, Philippe Ariès (1914–1984) und Emmanuel Le Roy Ladurie (*1929) gehör(t)en. Bekannte Schlagworte, sind z.B. *mentalités*, *histoire tout court* oder die *longue durée*.

offensichtlichen Zweck verfolgen, durch gleiche Verhaltensweisen und Gesten eine identische Gemütsbewegung zu erzeugen, alle Beteiligten in einer höheren Individualität zusammenzuschweißen und auf dieselbe Handlung vorzubereiten. (Febvre 1977 [1941], 317)

Ganz offensichtlich gibt es in dieser Beschreibung Anklänge an Durkheims religionssoziologische Thesen zur *Effervescenz* (Durkheim und Schmidts 1994). Von den Prämissen her, scheint es neben dieser einen Überschneidung mit der Soziologie noch weitere zu geben. Zu ihnen zählt z.B. Febvres Neugier bezüglich der „Herausbildung eines Systems der Emotionen“, welches zu „einer Art Institution“ über die Zeit kristallisiert und so „identische Gemütsbewegungen“ erzeugt. Handlungskoordination und soziale Kohäsion repräsentieren für ihn wesentliche Funktionen von Emotionen. „Emotionsregime“ (Reddy 2001) gewinnen damit einerseits einen normativen Charakter (Stichwort: „feeling rules“) und andererseits historische Variabilität. Die meisten EmotionshistorikerInnen folgen daher einem konstruktivistischen Ansatz, der nicht an die Universalität von Basisemotionen glaubt (Matt 2011, Reddy 2009, Frevert 2011, 2009, Frevert et al. 2011, Plamper 2012, Petri 2012). Ausgehend von Febvres Vorlage haben sich in diesem Feld zwei Forschungsstrategien etabliert.

Die erste ist eher deduktiv, während die zweite eher induktiv agiert. Für die erste, deduktive steht die „emotionale Verfasstheit einer Gesellschaft oder Gruppe im Mittelpunkt, das heißt die Frage, wie Gefühle generell verstanden und bewertet werden, welcher Umgang mit ihnen gewünscht oder [negativ] sanktioniert wird“ (Hitzer 2011, 11, Gross 2006, Rosenwein 2002, Kaster 2005). Die andere, eher induktive Strategie geht von einzelnen Gefühlen wie Eifersucht (Stearns 1989), Neid (Matt 2002), Langeweile (Kessel 2001), Angst (Bourke 2005), Scham (Leys 2007) oder Ehre (Speitkamp 2010) aus.

All die genannten Untersuchungen benutzen ganz verschiedene Quellen für ihre Rekonstruktionen, seien es Memoiren, Briefe, Tagebücher oder Statistiken. Verhaltensmanuale und Ratgeber gehören zwar oft dazu, werden aber kaum in ihrer Genrespezifik geltend gemacht. Das ist bei zwei Projekten anders gewesen, die beide heute zu Klassikern der Emotionsgeschichte gehören. Beide verfolgen jeweils eine der beiden Forschungsstrategien, Elias die eher deduktive und die Stearns die eher induktive.

Ratgeber im Zivilisationsprozess (Elias). In seiner berühmten Arbeit *Der Prozess der Zivilisation* (Elias 1997 [1939]), die heute sowohl in der Geschichtswissenschaft wie der Soziologie als Klassiker gilt, stellte Norbert Elias vor fast 80 Jahren eine weitreichende These auf. Seit dem 9. Jahrhundert hat sich in Westeuropa ein tiefgreifender Wandel von

Persönlichkeitsstrukturen und Affekthaushalten abgespielt. Stück für Stück wurden Scham- und Peinlichkeitsschwellen angehoben. Was stattfand, war eine psychogenetische Ziselierung des Innenlebens der Menschen. Veränderungen dieser Art korreliert Elias (im zweiten Band) mit der Soziogenese moderner Staatlichkeit, die sich vor allem in der Bildung eines staatlichen Gewaltmonopols äußert. Hinzu kommt die dauernde Verlängerung von Handlungsketten (durch Arbeitsteilung), mit denen die Interdependenzen der Akteure untereinander steigen, was sie dazu bringt, auf die daraus erwachsende Komplexität/Fragilität mit einer erhöhten Selbstkontrolle zu reagieren.⁶⁰

Was Elias fortschreibt, ist das Narrativ einer gesellschaftlichen Rationalisierung, die im Mittelalter begann und aus Fremdwängen Selbstzwänge gemacht hat. Emotionale Selbstkontrolle ist aber kein ausschließlich restringierender Prozess. Sie ist eine zutiefst produktive Größe.⁶¹ Was Elias vorführt, ist „das Wachstum der Empfindlichkeit, die Intensivierung der Menschbeobachtung und das stärkere Verständnis für das, was in einem anderen selbst vor sich geht“ (ebd., 196). Selbstkontrolle wächst schon seit diesen frühen Tagen mit der Fähigkeit zur Empathie (zusammen). So schreibt Elias über die Renaissance: „Die verstärkte Neigung der Menschen, sich *und andere* zu beobachten, ist eines der Anzeichen dafür, wie nun die ganze Frage des Verhaltens einen anderen Charakter erhält: Die Menschen formen sich *und andere* mit größerer Bewusstheit als im Mittelalter“ (ebd., 194; meine Hervorheb.).⁶² Die Komplementarität der zwei Formen emotionaler Kontrolle, welche die ethnographischen Untersuchungen zur ‚emotional labor‘ anschaulich gemacht haben (2.3.3), ruhen, so ließe sich mit Elias vermuten, auf einer vor-modernen Anlage.⁶³

Norbert Elias hat diese Thesen bekanntlich an historischen Quellen plausibilisiert. Natürlich gab es zu der Zeit, die Elias besonders interessierte, keine Ratgeber im heutigen Sinne. Viele seiner Quellen sind Inkunabeln, Handschriften oder Lehrgedichte, die vor

⁶⁰ Zunächst sind verfeinerte Tischsitten – eines seiner zentralsten Beispiele – eine Sache von Oberschichten. Erst nach und nach stellt sich (vor allem forciert durch die Kirchen) ab Mitte des 16. Jahrhundert und Anfang des 17. Jahrhunderts ein ‚trickle-down‘-Effekt ein. „Es gibt mannigfaltige Belege dafür, dass in dieser Zeit ununterbrochen Gebräuche, Verhaltensweisen und Moden vom Hof in die oberen Mittelschichten eindringen, dort nachgeahmt und entsprechend der sozialen Lage mehr oder weniger leicht verändert werden“ (Elias 1997 [1939], 226). Indem er dies zeigt, gelingt es Elias, die Tischsitten und andere Gebräuche nicht nur als ein Partikularphänomen zu beschreiben, sondern seine schrittweise Ausdehnung als Veränderung der Gesamtgesellschaft zu deuten. „[D]ie Verhaltensformen beim Essen sind nichts Isolierbares. Sie sind ein Ausschnitt – ein sehr charakteristischer Ausschnitt – aus dem Ganzen der gesellschaftliche gezüchteten Verhaltensformen. Ihr Standard entspricht einer ganz bestimmten Gesellschaftsstruktur“ (ebd., 179).

⁶¹ Eine Pointe, die man später bei Foucault (1976) wiederfinden kann.

⁶² Deutlich sichtbar wird dies z.B. an amerikanisch-puritanischen Etikette-Büchern wie George Saviles „A Lady’s New Year’s Gift“ von 1688 oder John Gregorys „A Father Legacy to His Daughters“ von 1822, die Frauen zwar ihren Männern unterstellten, aber ihre Stärke in der Fähigkeit und Fertigkeit sahen, diese geschickt zu manipulieren bzw. emotionale Fremdkontrolle auszuüben (Cott 1978, 224, bes. Anm. 13).

⁶³ ‚Wachstum der Empfindsamkeit‘ und ‚Intensivierung der Menschenbeobachtung‘ mögen durch wirtschaftliche Organisationen methodisiert und in den Dienst des Profits gestellt worden sein. Dies basiert, wie Eva Illouz (2009a, 112) bereits vermutet hat, jedoch auf einem Wechselverhältnis, das dort nicht begründet, sondern eben „nur“ kapitalisiert wurde.

allem mündlich tradiert wurden. Nichtsdestoweniger ist es auffällig, wie ihr Status und ihre Funktion Ratgebern ähnelt. Etikette- und Manierbücher nennt Elias eine „Schriftgattung eigentümlicher Art“, deren methodischer Wert so veranschlagt werden kann:

Wenn man die Verhaltensweisen prüft, die jeweils eine bestimmte Gesellschaft von ihren Mitgliedern erwartete, und auf die sie den Einzelnen zu konditionieren suchte, wenn man den Wandel der Gewohnheiten, der gesellschaftlichen Gebote und Tabus beobachten will, dann erlangen diese literarisch vielleicht wertlosen Anweisungen für das richtige Benehmen eine besondere Bedeutung. [...] Sie zeigen gerade das Gesuchte, nämlich den Standard von Gebräuchen und Verhaltensweisen [an den] die Gesellschaft den Einzelnen jeweils zu einer bestimmten Zeit zu gewöhnen suchte. (ebd., 201).

Elias liest Ratgeber i.S.v. Etikette- und Manierbüchern als Orientierungshilfe für Akteure. Sie enthalten Anwendungen und Rezepte, wer und was sie sein *sollen*. Für die Leser der jeweiligen Zeit waren sie also – wie heute auch – normativ. Doch für den Interpreten, und dies ist bei Elias ein diskutabler methodologischer Schachzug, sind sie *deskriptiv*. Nicht nur zeichnet Elias Autoren wie Erasmus oder Tannhäuser weniger als „Gesetzgeber oder Schöpfer dieser Vorschriften, sondern [als] Sammler, Ordner gesellschaftlicher Gebote und Tabus“ (ebd., 169). Mehr noch müssen die in ihren Schriften vorhandenen Beispielsammlungen „zur Illustration eines *realen* Prozesses, einer *Veränderung im Verhalten der Menschen selbst*“ (ebd., 224; meine Hervorheb.) verstanden werden. Oder, wie er an anderer Stelle metaphorisch sagt, als „Spiegelungen“ (ebd., 169). Das Material, um in der Metapher zu bleiben, ist also ein Abbild, ein Abdruck der Wirklichkeit. Die Ratgeberliteratur ist bei Elias in ihrer sozialen Funktion normativ (es handelt sich um „prescriptive literature“), aber von ihrem methodologischen Status her deskriptiv. Für die sozialen Akteure hat sie einen Soll-Wert, während sie für den Analytiker einen Ist-Wert bildet. Diese Pointe ist bei Elias in Bezug auf präskriptive Literatur wie Ratgeber bemerkenswert. Auch versieht sie die Kopplung von Ratgebern und Emotionen mit zusätzlicher Legitimität bzw. unterstreicht die Eignung von Ratgebern für die Untersuchung von Emotionen und ihrer Kontrolle nochmals.

Nichtsdestotrotz ist die Position von Elias in ihrer methodologischen Einordnung von Ratgeberliteratur nicht ohne Probleme. Denn, so kann eingewendet werden, auch der

Analyst tut gut an einer kritischen Haltung gegenüber seinen Quellen. Präskriptive Literatur als methodologisch deskriptiv zu nehmen, würde heißen, den Diskurs mit der Praxis verwechseln. Eben darauf haben Carol und Peter Stearns ihren Arbeiten hingewiesen. Diese möchte ich nun besprechen und dabei einerseits, wie schon bei Elias, auf den theoretischen Hintergrund eingehen, wie andererseits anhand des Buches *Anger: The Struggle for Emotional Control in America* die zweite Strategie der Emotionsgeschichte im Umgang mit Ratgeberliteratur darlegen.

In ihrem bereits Mitte der 1980er erschienenen Aufsatz „Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards“ unterscheiden die Eheleute Peter und Carol Stearns zwischen tatsächlicher emotionaler Erfahrungen und dem, was sie „emotionology“ nennen. Sie definieren den vorgeschlagenen Begriff als

the attitudes or standards that a society, or a definable group within a society, maintains toward basic emotions and their appropriate expression; ways that institutions reflect and encourage these attitudes in human conduct, e.g., courtship practices as expressing the valuation of affect in marriage, or personnel workshops as reflecting the valuation of anger in job relationships. (Stearns und Stearns 1985, 813)

Wie leicht erkennbar, weist diese Beschreibung eine unmittelbare Nähe zu Arlie Hochschilds bereits in Kapitel 2 beschriebenen Konzept der „feeling rules“ auf. Es handelt sich dabei um Gefühlsnormen, die in bzw. als Institutionen verankert sind und den passenden oder unpassenden Ausdruck von Emotionen regeln. Mit dieser Grundanlage gehen sie über Elias hinaus, der den emotionalen Ausdruck noch mit der dazugehörigen „emotionology“ methodologisch in eins setzte. Die in der Definition von den Stearns benutzen Beispiele sind keineswegs zufällig gewählt und bilden den thematischen Kern ihrer Geschichte der Wut. Bevor ich jedoch dazu komme, noch eine kurze Bemerkung zur Methode, die die Stearns für die Erforschung von Emotionsgeschichten vorschlagen. Sie ist in drei Phasen aufgeteilt.

Im ersten Schritt soll eine bestimmte ‚emotionology‘ isoliert, aufgeschlüsselt und ihren Wandel periodisiert werden. Dafür wählen die EmotionshistorikerInnen ein Feld, eine Diskursformation aus, welche mit einer diskreten Emotion verbunden bzw. auf diese abgestellt ist (dazu unten mehr). Unter der Annahme einer Korrespondenz zwischen den beiden, sollen Zeugnisse – Briefe, Tagebücher, Augenzeugenberichte, etc. – aufgespürt

werden, die den tatsächlichen Ausdruck jener Emotion illustrieren. Hierin besteht der wahrscheinlich schwierigste Teil der Aufgabe, denn „certainly most records of emotional expression, such as diaries, will be filtered by the prevailing emotionology“ (ebd., 825). Nichtsdestoweniger muss die Unterscheidung aufrechterhalten werden, weil „only a distinction between emotion and emotionology will produce the best possible evaluations of past emotional experience“ (ebd., 825). Auf der letzten Stufe des Dreischritts soll nun der Abstand zwischen den Emotionen und der jeweiligen ‚emotionology‘ vermessen werden. Damit meinen sie: „peoples’ efforts to mediate between emotional standards and emotional experience“ (ebd.).

Diese Methode demonstrieren die Stearns in ihrem Buch *Anger: The Struggle for Emotional Control in America’s History*. Was sie dort nachverfolgen, ist die Geschichte der Kontrolle von Wut in genau den beiden Bereichen, die auch für die vorliegende Untersuchung faszinieren: Liebe und Arbeit. Die Stearn’sche These betrifft (ähnlich wie bei Elias) das im Verlauf der U.S.-Geschichte stetig wachsende Ausmaß an Wutkontrolle ab dem 17. Jahrhundert. Während in der Kolonialgesellschaft (wie auch in Westeuropa) bis ca. 1700 kaum Aufmerksamkeit auf der Kontrolle von Wut lag, ändert sich dies in einer zweiten Periode (1700/50-1830/60), wo sich das Ideal der wutfreien Familie durchzusetzen beginnt. Dies erklären die Stearns mit dem während des Frühviktorianismus einsetzenden Sphärendualismus, den ich im letzten Kapitel (vgl. 3.3.3) ausführlich diskutiert habe. “When the Vicotrians contrasted home with work, the emphasis was on home as a world of peace and quite“ (Stearns und Stearns 1986, 38). Die Ratgeber der Zeit zeichnen “anger in marriage [...] as a lapse, a mistake, and *certainly not* as an emotion that might periodically but safely afflict any two people who happen to live together” (ebd., 40; meine Hervorheb.). Wut in der Ehe wird damals als Unfall gesehen. Passierten Ausbrüche doch, und dies zeigen viele untersuchte Tagebücher, ruft dies – besonders bei Frauen – schwere Schuldgefühle hervor, die viele Ehen belasteten und genau von jenem Ideal entfernten, dem sie sich verpflichtet fühlten. Für jene selbstverstärkende Dissonanz zwischen Gefühlsregeln und Gefühlsausdruck bahnte sich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Lösung an: der Management-Ansatz. Woher diese neue Lösungsart für wütende Eheschwierigkeiten kam, ist eine der überraschenden Pointen des Buches. Wie ich bereits veranschaulicht habe (2.3.2), setzt sich ab den 1920ern in den USA ein neuer Weg durch, mit Emotionen am Arbeitsplatz umzugehen. Um Mitarbeiterfluktuationen einzudämmen und Streiks gar nicht erst aufkommen zu lassen, wurden Personalpsychologen und psychologisch geschulte Berater eingestellt, die das Arbeitsklima verbessern und so die Produktivität steigern helfen sollten. Die Stearns zeigen nun, wie diese Akteure auf Unternehmenskulturen einwirkten, indem

sie therapeutisch inspirierte Konfliktlösungstechniken einführten, welche in Manualen und Ratgeberbüchern wie Dale Carnegies *Wie man Freunde gewinnt und Menschen beeinflusst* kodifiziert wurden. Von dort aus, und das ist die erwähnte Pointe, schwappte eine neue ‚emotionology‘ hinüber in die Kindererziehung und die Vorstellungen davon, wie man in der Ehe mit Ärger umzugehen habe.

The personality styles and goals of the new work world were so widely accepted that they were unquestionably adopted, with little change, in the home environment. People were taught to be embarrassed by raising their voices in anger or finding themselves bickering with colleagues would not have been able totally to reorient themselves at home. (ebd., 200)

Die Stearns argumentieren, dass spätestens ab den 1970er Jahren – vermittelt durch die Psychologie – Homologien zwischen den ‚emotionologies‘ von Arbeitswelt und Liebeswelt entstehen. Ihre These, die sie mit der oben beschriebenen Methode weiträumig aus Ratgeberliteratur herleiten, deckt sich mit der soziologischen Forschungsliteratur, deren Thema die Entgrenzung von Leben und Arbeit ist (siehe 3.4) und die mit dieser Diagnose weit über den U.S.-amerikanischen Kontext hinaus auf derartige Tendenzen hingewiesen hat.

Neben dieser thematisch für die vorliegende Arbeit hoch bedeutsamen These, ist die Arbeit der Stearns auch in ihrem Umgang mit Ratgeberliteratur methodologisch aufschlussreich. Erstens, weil sie von der Elias’schen Sicht abweichen. Ihnen zufolge kann man Ratgeber nicht einfach als eine Art Widerspiegelung der soziokulturellen Verhältnisse nehmen. Was es braucht, ist ein Abgleich mit anderen Typen von Daten – seien es bei ihnen Tagebücher, Augenzeugenberichte und Memoiren, oder – wie hier – die bestehende Forschungsliteratur. Zweitens folgt ihr Vorgehen Elias insofern, als dass ihre Interpretationen der Ratgeber eingebettet sind in eine größere These – bei ihnen ist das die Zunahme der Wutkontrolle ab dem 17. Jahrhundert. Die vorliegende Arbeit schließt hier an indem sie die Entgrenzung von Leben/Lieben und Arbeit nicht als Ergebnis benennt, sondern als Ausgangspunkt.

5.2.3 Zusammenfassung

Was lässt sich nun über die nicht-soziologische Behandlung von Ratgeberliteratur sagen? Wie sieht es um die dabei zum Einsatz kommenden Methoden?

Zweifelsfrei feststellen lässt sich zu allererst: Quantitativ gibt es am meisten quantitative Forschung. Hunderte von variablen-basierten Studien und ein gutes Dutzend Metastudien liegen heute zur Wirksamkeit der Bibliothherapie vor und bescheinigen ihr das Erfolgsversprechen. Vor allem in den USA populär, hat diese Behandlungsmethode auch im europäischen und lokal im deutschen Kontext an Anerkennung gewonnen, wo sie häufig als Supplement für Verfahren eingesetzt wird, die von einem Therapeuten administriert werden. An der Untersuchung der Effektivität von Ratgebern für die Verbesserung der mentalen Gesundheit ist die Psychologie aber auch deswegen interessiert, weil sie sich mittlerweile ein Markt für Selbsthilferatgeber entwickelt hat, der so ziemlich alle Bereiche abdeckt, die die Psychologie auch erfasst, wie der *Authoritative Guide to Self-Help Resources in Mental Health* dokumentiert. Gemäß ihren Prämissen als Wissenschaft, die sich um exakte Messung bemüht und sich so dem Erkenntnisideal der Naturwissenschaften zu nähern sucht, sind diese Studien aus der Psychologie für ein hermeneutisches Anliegen nur begrenzt brauchbar.

Anders sieht es mit den Interviewstudien aus, die zwar im Mainstream der Psychologie marginal sind, aber doch aufschlussreich für die Subjektperspektive sein können. Schon im letzten Kapitel habe ich darauf hingewiesen, wie sich aus ihnen kulturtheoretische Annahmen unterfüttern lassen (4.2.2). In den beiden Beispielen aus dem psychologischen Diskurs wurde nun erstens klar, dass das Wissen der Ratgeber in aller Regel in Handlungen übersetzt wird und die Problemlösungskapazitäten von Akteuren vergrößert, wie in einem mehrstufigen Prozess „Revisionen des Selbst“ erlaubt. Ratgeber helfen, schwierige Situationen zu meistern. Was auf der Strecke bleibt, sind allerdings die politischen Implikationen und der makrostrukturelle Kontext, den psychologisch gefärbte Studien notorisch ignorieren.

Ganz anders sieht das bei der anderen Forschungsrichtung der Emotionsgeschichte aus. Sie hat sich auf die großen Linien der soziokulturellen Veränderungen konzentriert und teilt insofern die Ziele der vorliegenden Untersuchung. Sowohl einige ihrer theoretischen Prämissen wie auch der thematische Schwerpunkt auf Emotionen machen sie hier zu einer erstrangigen Inspirationsquelle. Die zwei hier dargestellten Positionen operieren indes mit nuancierten Methodologien für die Erfassung speziell des Ratgebergenres. Norbert Elias, dessen klassische Arbeiten zum Zivilisationsprozess sich sowohl für die Soziologie wie auch

für die Emotionsgeschichte als konsequenzenreich erwiesen haben, schreibt ein Rationalisierungsnarrativ fort, in dem sich die Affektkontrolle ab dem Mittelalter immer weiter verfeinert hat. Tischsitten und Gewaltverzicht im Alltag studierte er anhand einer Reihe von Quellen, die zwar zu verschiedenen Genres gehören, aber unter dem Überbegriff der ‚präskriptiven Literatur‘ zusammengefasst werden können. Neben der thematischen Pointe, dass emotionale Selbst- und Fremdkontrolle sich ko-konstitutiv entfalten, behandelte er Ratgeberliteratur methodologisch als „Spiegelungen“ von tatsächlichem Verhalten, wenn sie auch im sozialen Verkehr normativen Index aufwiesen. Das Ehepaar Stearns modifizierte diese Einschätzung fast ein halbes Jahrhundert später durch ihren Begriff der ‚emotionology‘, mit dem sie institutionalisierte Gefühlsregeln erfassen wollen. Anhand der Geschichte der seit dem 17. Jahrhundert zunehmenden Wutkontrolle zeichnen sie diese im Rahmen der Arbeit und der familialen bzw. ehelichen Verhältnisse nach. Sie konnten zeigen, wie ab den 1920er Jahren u.a. durch den Einfluss der Organisations- bzw. Persönlichkeitspsychologie die Techniken der Wutkontrolle aus Arbeitswelten in Liebeswelten hinüberschwappten – eine für die vorliegende Untersuchung hoch bedeutsame These. Mit ihrer dreischrittigen Methode suchen sie mittels des Vergleichs von Gefühlsregeln, die sie vor allem aus Ratgeberliteratur gewinnen, mit den emotionalen Wirklichkeiten einer Periode – ihrerseits aus Memoiren, Tagebüchern, Berichten etc. destilliert – den gestuften Wandel von Wutkontrolle zu zeigen. Hiermit machen sie u.a. klar, dass Ratgeberliteratur stets im Abgleich mit anderen Daten erforscht werden muss. Was aus beiden Gefühlsgeschichten von Elias und den Stearns klar hervorsticht, ist außerdem die Notwendigkeit einer Einbettung von Ratgeberuntersuchungen in einen größeren soziokulturellen Kontext. Mit anderen Worten, erforderlich ist die Anleitung durch eine Makro-These, auf welche das Ratgebermaterial hin befragt werden kann – eine Einsicht, die die vorliegende Untersuchung ernst nimmt.

5.3 Soziologische Studien

Soziologisch ist Ratgeberliteratur vor allem unter qualitativen Gesichtspunkten hin befragt worden. Die dafür eingesetzten Methoden werde ich in den folgenden Paragraphen vorstellen. Die beiden Verfahren, welche am häufigsten verwendet werden, sind einerseits die Interviewanalyse – man befragt die LeserInnen der Literatur – und andererseits die Diskursanalyse. Selbsthilferatgeber werden dort als Teil eines diskursiven Feldes von Subjektivierungspraktiken aufgefasst, deren textuelles Gefüge ‚dekonstruiert‘ wird. Im

letzten wie auch in diesem Kapitel habe ich die Interviewstudien bereits skizziert (4.2.2 und 4.3.4). Dort ging es allerdings um ihre kulturtheoretischen Implikationen, während ich in nun die methodologischen Aspekte betonen will, was für den psychologisch ausgerichteten Teil (5.1.2.1) ja auch schon geschehen ist.

Da die vorliegende Untersuchung sich nicht mit Akteursperspektiven, sondern ausschließlich mit Texten befasst, liegt die Diskursanalyse als maßgebliche Referenz am nächsten und soll daher am ausführlichsten, nämlich in den Varianten der kritischen und der wissenssoziologischen, erörtert werden. Neben jener soll hier eine letzte Methode umrissen werden, die in der Debatte um Ratgeber kaum Beachtung gefunden hat, weil sie bisher selten auf dieses spezielle Phänomen angewendet wurde: die Metaphernanalyse. Sie kann mit ihrer Fundierung in der kognitiven Linguistik helfen, die persuasive Kraft des Genres genauer zu verstehen. Nach der Erwähnung einiger verstreuter, methodisch nicht klar zuordbaren Untersuchungen zu Ratgeberliteratur kann die Metaphernanalyse ebenfalls helfen, den von mir am Ende dieses Kapitels eingebrachten Methodenvorschlag ihrerseits zu supplementieren. Im letzten Abschnitt werde ich auf den Ansatz zu sprechen kommen, den ich nutzen möchte, um das Material zu durchleuchten: die Soziologische Rhetorik. Aufbauend auf den zuvor besprochenen Methodologien, ist sie ein von mir selbst zusammengestellter Werkzeugkasten. Mit diesem Ansatz, der außerdem vom sog. *Rhetorik Culture Project* Ivo Streckers und Stephen Tylers Elemente borgt, sowie von *Tübinger Rhetorik* von Gert Ueding und Joachim Knappe leiht, habe ich vor, eine neue Methode ins analytische Gespräch um Ratgeberliteratur einzubringen. Bis dahin müssen jedoch die Referenzen und Inspirationsquellen erörtert werden, an denen sich meine Skizzen orientiert.

5.3.1 Interviewbasierte Rezeptionsanalysen

Die interviewbasierten Rezeptionsstudien von Ratgebern sind nun bereits mehrfach aufgetaucht (4.2.2 und 5.1.2.1). An diesen Stellen konnten sie Folgendes klarmachen: Das Lesen von Ratgebern zeitigt eine „dünne Kultur“, sofern die RezipientInnen sehr selektiv mit ihrer Lektüre und den darin repräsentierten Sinnofferten umgehen. Die dargebotenen Bausteine werden nicht *in toto* im Lebensgebäude eingesetzt, sondern situationsspezifisch und problemorientiert ‚passend gemacht‘. Zwar geht damit ein „dünnes Selbst“ einher, welches in der Darstellung der Ratgeber unbestimmt von soziokulturellen Beschränkungen agieren kann. Gleichzeitig aber bildet sich durch das Lesen eine Art Solidargemeinschaft, die einmal in der Identifikation der LeserInnen mit den Protagonisten der Ratgeber liegt –

also eine ‚imagined community‘ ist –, wie zum anderen durch das Tauschen, Empfehlen und Besprechen der jeweils konsumierten Ratgeber unter Freunden und Verwandten. Wichtig war in diesem Kontext auch, dass die Annahme einer passiven Leserschaft, die sich unkritisch gegenüber den Inhalten der Bücher verhält und einfach alles schluckt, was sie ihnen verkaufen wollen, schlichtweg falsch ist. So schreibt bspw. Scott McLean, der bei weitem die neuesten und umfangreichsten Studienreihen hierzu vorgelegt hat, über seine InformantInnen: „Participants to this study could not reasonably be characterized as passive dupes of popular culture. Rather, these women appeared to approach their reading with particular goals in mind, engage actively with the content of the books, selectively draw upon ideas and suggestions, and assess the role of the books in their learning and change” (McLean 2013, 383).

Diese Ergebnisse sind, so könnte man einwenden, für die vorliegende Untersuchung eigentlich unwichtig, da sie eben *nicht* auf die Rezeption von Ratgebern zielen und daher irrelevant bleiben. Solchen Einwänden möchte ich mit dem Hinweis begegnen, dass die Rezeptionsstudien zwar anders angelegt sind als meine hiesige Studie, aber doch maßgeblich dazu beitragen, gewisse Vorurteile soziologischer KommentatorInnen zu entkräften (vgl. 4.3.4). Außerdem bleibt ohne Auskünfte darüber, wie Ratgeber im Alltag eingesetzt werden, gänzlich im Dunklen, was das in ihnen ausgebreitete Wissen so besonders macht und wie vielgestaltig die Gründe und Motive sein können, mit denen LeserInnen an das Genre herantreten.

Nichtsdestoweniger bleibt es richtig: Die Methoden des Interviews in all seinen Formen und Formaten stehen nicht im methodologischen Fokus der vorliegenden Arbeit, wie es z.B. die Diskurs- und die Metaphernanalyse tun. Weil viele der wichtigsten Resultate oben bereits herausgearbeitet wurden, erweitere ich diesen in den folgenden Paragraphen nur bereits bestehende Befunde und füge diesen lediglich dort etwas hinzu, wo sich daraus Schlüsse für die hier insgesamt besprochenen Methoden und theoretischen Prämissen ableiten lassen. Miteinschließen möchte ich hierbei auch einige kritische Bemerkungen zu den bereits vorliegenden Studien.

Ein Element, welches methodologisch interessant ist, erwähnt Debra Grodin in ihrer Rezeptionsstudie in einem Absatz überschrieben mit *Stories without Endings*. Dort spricht sie von der herausragenden Bedeutung für ihre Leserinnen, die die Präsentation von „Fällen“ in Ratgebern haben. „These cases or stories tell how people became troubled and sometimes about how they solved their problems. The use of stories or cases in self-help books was described by nearly all readers as a necessary element for a useful book” (Grodin 1991, 411). Grodin bemerkt außerdem, dass ihre Leserinnen weder auf narrativen Standards von klaren

Anfang-Mitte-Ende Strukturen bestehen, noch auf wohl-konstruierten Charakteren, wie man sie in Romanen findet. Vielmehr nehmen sie die Fallgeschichten als Anekdoten, die einen „glimpse of many people’s lives“ erlauben, womit sie „attempt to understand how other people commonly experience a particular problem“ (ebd., 412). Steht also die Konstitutionsfunktion einer „imagined community“ im Vordergrund, entbindet dies von narrativen Normen, wie sie man aus vielen fiktionalen Texten kennt.

Erstaunlich scheint, dass, auch wenn Anekdoten *nicht* für die Problemlösung zweckhaft gemacht werden, LeserInnen sie schätzten. Sarah Knudsons „habitual readers“ – also solche, die es weniger auf konkrete Strategien zur Lebensbewältigung abgesehen haben – “enjoy entertaining broad philosophical questions that arise from their reading and like reading about others’ lives through vignettes, even though the anecdotes may not be applicable to their own lives” (Knudson 2013, 225). Wie erklärt sich dies? Neben der Einblicksfunktion in fremde Leben, welche über Vergleiche zur Problemlösung beiträgt, oder einer schieren “Lust am Text” (Barthes 1986), zeigt Grodin, dass für die AutorInnen von Selbsthilfebüchern ebenjene Anekdoten ein Muss darstellen, um Kreditibilität aufzubauen. „Self-help authors [...] must often present themselves as having been on their own quest, often disclosing information about themselves [...]. The trappings of authority, such as having an academic degree, were not considered sufficient credentials [...]. It is striking that readers describe *personal experience* as requisite for competent self-help authorship as well” (Grodin 1991, 413; Hervorheb. im Orig., Coyle und Grodin 1993). Nicht nur also sind persönliche Anekdoten wichtig für die Beziehung zu anderen Lesern, sondern sie haben auch erhebliches Persuasionspotential für die emotionale Beziehung zu den jeweiligen Autoren. So macht Wendy Simons über eine Analyse der Leserbriefe an Betty Friedan (*The Feminine Mystique*) und Robin Norwood (*Women Who Love Too Much*) zu einem hier interessanten Punkt, den sie in zwei Metaphern ausdrückt. Durch das Einbringen von persönlichen Geschichten, die zur Identifikation einladen, binden die Autoren ihre LeserInnen soweit an sich, dass jene glauben, sie fänden in der Autorin „a *guide*, or even a *friend* [...], who [...] knows what her life is like“ (Simonds 1992, 37; meine Hervorheb.). Zwar gehen weder Grodin noch die Folgeuntersuchungen darauf ein, wie LeserInnen diese Anekdoten benutzen, um ihre eigenen zu konstruieren.⁶⁴ Doch es steht außer Frage, wie wichtig Anekdoten, erweiterte Beispiele und verwandte narrative Strukturen für das Ratgeber-Genre sind. Dies ist einer

⁶⁴ Lichterman dagegen gibt darauf in seiner Interviewstudie folgenden Hinweis: „Anecdotes, extended examples and seemingly obscure references should not be seen as extraneous information or random ‘noise’ elicited from subjects in the course of answering questions. Rather, they offer valuable keys to a respondent’s lived experience. They indicate the sorts of knowledge and memories that self-help psychology reading triggers for a particular reader” (Lichterman 1992, 433).

der Hauptgründe, warum ich sie weiter unten (siehe 5.3.2) nochmals genauer für das Genre beleuchten und im Zuge dessen in den Werkzeugkasten der Soziologischen Rhetorik einpassen werde.

Einige Rezeptionsstudien haben darauf aufmerksam gemacht, dass die RezipientInnen von Ratgeberliteratur die dort vorgeschlagenen Strategien zur Problemlösung durchaus anwenden. So berichten Wendy Simons Informantinnen von der Anwendung der oft „simplistic strategies offered by self-help authors from time to time, and they had been effective“ (ebd., 37). Wie bereits im letzten Kapitel (4.3.1) bemerkt, finden Übersetzungen von praktischem Wissen ins Handeln regelmäßig statt und zeigen systematische Lerneffekte für jene, die die Ratschläge tatsächlich umsetzen. Besonders gilt dies für das zielgerichtete Lesen, welches ein guter Teil der RezipientInnen bevorzugt. Ihre Praxis „is marked by a very methodical reading style, often accompanied by note-taking or doing exercises prescribed by authors in the texts. Those who engage in targeted reading report doing it with serious intent – to learn about and to resolve an issue, not to have fun. [...] Self-help reading is thus an instrumental means to an end“ (Knudson 2013, 220, 221).

Mir geht es nun darum, auf eine Leerstelle besonders in den Rezeptionsstudien aufmerksam zu machen. Was sie geflissentlich aussparen, ist eine genauere Beschreibung, welche Strategien es sind, die da umgesetzt werden. Liegen in ihnen, wie oben (4.2.2 und 4.3.1) vermutet, die „tools‘ for accomplishing specific goals“ (Simonds 1992, 31), dann sind die maßgeblichen Modelle, mit denen Subjektivitäten von Ratgeberseite modelliert werden (sollen). Ebendies bringt auch Eva Illouz zum Ausdruck, wenn sie in ihrer Studie zur Kultur der Selbsthilfe bemerkt:

Ratgeber bieten auf je eigene Weise Szenarien an, mittels derer Akteure ihre emotionalen Erfahrungen kognitiv einüben und darüber nachdenken können, wie andere emotional agieren und sich ausdrücken. Indem sie das tun, legen sich die Akteure ihre eigenen Gefühle (und die der anderen) zurecht, sie stellen auf subtile Weise Regeln zum Umgang mit Gefühlen auf und bringen ein Vokabular und eine Methode der Selbstbeobachtung hervor. (Illouz 2009a, 39)

Eine Analyse der Texte selbst, die sensibel für dessen ‚Szenarien‘ ist und sie methodologisch einzufangen sucht, kann derartige „paradigm scenarios“ (de Sousa 1991) aufschlüsseln und die darin enthaltenen Gefühlsregeln beschreiben. Genau deswegen wird mein Methodenvorschlag (5.3) den Begriff der ‚rhetorischen Situation‘ und den der ‚sozialen

Trope' ins Spiel bringen. Wie ich weiter unten ausführen werde, soll damit erfasst werden, was Ratgeberautoren an Szenarien vorzeichnen, in denen sich Akteure bewegen und in denen sie sich bewähren müssen und wie diese Proben – zumindest den Ratgebern nach – bewältigt werden können. Hiermit wird natürlich der Bereich der Rezeption verlassen und vorgedrungen in ein Areal von emotionalen Normen und kulturellen Ideen und Idealen, die den Akteuren nicht vollständig bewusst sind und sich erst über eine distanziertere Perspektive offenbaren.

5.3.2 Kritische Diskursanalyse

Weil sie als eine der maßgeblichen Referenz-Methodologien dieser Arbeit dienen soll, werde ich *nicht* mit der Frage einsteigen, welche genauen Ergebnisse mit ihr in Hinblick auf das Phänomen der Selbsthilfe-Ratgeber bisher erarbeitet wurden. Stattdessen möchte ich einen kurzen Überblick geben, wie die Methode funktioniert. Das heißt, wer ihre wichtigsten Proponenten sind, was die Theorieprogramme charakterisiert und wie der methodische Prozess im Allgemeinen abläuft. Erst nach diesen Vorüberlegungen werde ich beispielhaft eine Studie vorstellen, die diesem Ablauf folgt. Es handelt sich dabei um eine Untersuchung des berühmten Textes von Stephen Covey *Die sieben Wege der Effektivität*, welcher auch in meinem Korpus eine signifikante Rolle spielt. Den Schwerpunkt lege ich in den folgenden Paragraphen auf das methodische Vorgehen sowie das Beispiel.

Norman Fairclough, Teun A. Van Dijk, Theo van Leeuwen, Paul Chilton und die Österreicherin Ruth Wodak sind die Gründungsmitglieder der *Critical Discourse Analysis*. Ausgehend von einer an Machtverhältnissen interessierten Linguistik knüpften sie in den späten 1980er und frühen 90er Jahren die ersten Fäden eines heute global aufgestellten Netzwerkes, welches an der Universität von Amsterdam begann und das heute viele Dutzend ForscherInnen umfasst. Was als methodischer Ansatz begann, ist nach über 30 Jahren ein breit aufgestelltes Forschungsprogramm, das oft mit dem Label Critical Discourse Studies (CDS) übertitelt wird (Krzyzanowski und Forchtner 2016). Alle oben genannten Protagonisten haben in diesem Feld eigene ‚Schulen‘ gegründet, die auf jeweils unterschiedliche Aspekte fokussiert sind bzw. sich aus unterschiedlichen Traditionslinien speisen und dementsprechend andere Ausrichtungen haben.⁶⁵ Festzuhalten gilt es, dass die

⁶⁵ Norman Fairclough z.B., der zusammen mit Teun Van Dijk wohl der wichtigste Vertreter der CDA ist, bezieht sich ganz wesentlich auf Foucault, die Kritische Theorie der Frankfurter und die Sozialesemiotik von Michael Halliday (2007) und hebt mit seinem dialektisch-relationalen Ansatz auf Makrostrukturen ab, die Machtverhältnisse in Texte einschreiben und sich mittels linguistischen Feinanalysen explizit machen lassen

CDA, wie von all ihren VertreterInnen immer wieder betont wird (für einen Überblick, Wodak und Meyer 2014a), einen explizit inter- und sogar transdisziplinären Charakter hat. Sie möchte sich von ihren Ursprüngen in der Soziolinguistik überall dort emanzipieren, wo die Sprache in einen größten sozialen Kontext eingebettet werden muss, um z.B. ein bestimmtes Idiom in seiner Verbundenheit mit Institutionen wie Märkten, legislativen Initiativen oder politischen Organen zu verstehen (dazu unten mehr).

In einer mittlerweile sehr geläufig gewordenen Definition geben Norman Fairclough und Ruth Wodak die folgende Beschreibung:

CDA sees discourse – language use in speech and writing – as a form of ‚social practice‘. Describing discourse as a social practice implies a dialectical relationship between a particular discursive event and the situation(s), institution(s) and social structure(s), which frame it: The discursive event is shaped by them, but also shapes them. That is, discourse is socially constitutive as well as socially conditioned – it constitutes situations, objects of knowledge, and the social identities of ad relationships between people and groups of people. It is constitutive both in the sense that it helps to sustain and reproduce the social status quo, and in the sense that it contributes to transforming it. (Fairclough und Wodak 1997, 258).

Unmöglich wäre es also, Diskurse und ihre sprachliche Verfasstheit außerhalb des Sozialen oder damit unverbunden sehen zu wollen. Zwischen ihnen und der sozialen Umwelt besteht stets eine dialektische Beziehung. Abhängig voneinander konditionieren sie soziales Handeln und sind ihrerseits davon konditioniert. Alle Akteure sind deswegen immer beides: „ProduzentInnen als auch als RezipientInnen von Diskursen. Sie sind damit diskursiv konstituierte und regelinterpretierende Handelnde, deren Mitwirkung am diskursiven Geschehen jedoch für die Existenz von Diskursen unumgänglich ist, denn Diskurse existieren nur, soweit sie handelnd artikuliert werden“ (Traue, Pfahl, und Schürmann 2014, 497). Wenn man davon ausgeht, dass Diskurse Bedeutungsproduzenten sind, erhalten sie

(Fairclough 1995, 2003, Fairclough und Wodak 1997). Als Rassismusforscher ist Teun Van Dijk zwar ebenso davon überzeugt, dass die CDA sich auf Ideologien konzentrieren sollte (van Dijk 2006, 1998), setzt sich von seinen Kollegen aber durch die Hinzufügung des kognitiven Aspekts ab, welches als eine Art ‚interface‘ zwischen diesen und ihrer sprachlichen Verfasstheit fungiert (van Dijk 2008). Ruth Wodak schließlich, deren thematischer Fokus wie jener von Paul Chilton (2004) im Politischen liegt, hat vor allem die historische Dimension diskursiver Formationen betont, wie man sie am Beispiel der Österreichischen Erinnerungskultur hinsichtlich der Nazi-Vergangenheit des Landes beobachten kann (Wodak 1996, Wodak und de Cillia 2007, Wodak und Krzyżanowski 2008).

ihre Wirksamkeit im Praktisch-werden von Bedeutungen, „and meanings shape and influence what we do – our conduct“ (Hall 2001, 72).

Die CDA interessiert sich indes weniger für die Wissens- als für die Machtseite. Diskursive Formationen können nicht ohne ihren ideologischen Bezug gedacht werden. „Discursive practices may have major ideological effects – that is, they can help produce and reproduce unequal power relations between (for instance) social classes, women and men, and ethnic/cultural majorities and minorities through the way in which they represent things and position people“ (Fairclough und Wodak 1997, 258). Aus ebendiesem Grund ist die CDA nicht nur eine akademisches Unternehmung, das „sich explizit als ideologiekritisch begreift“ (Traue, Pfahl, und Schürmann 2014, 496, vgl. Cramer 2009, Herzog 2016). Sie ist auch ein politisches Programm. Kritische Diskursanalysten „want to produce and convey critical knowledge that enables human beings to emancipate themselves from forms of domination. Thus, they are aimed at producing ‘enlightenment and emancipation’“ (Wodak und Meyer 2014b, 7). Im Gegensatz zu Vertretern der wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA), die aus epistemologischen Gründen etwas Sicherheitsabstand zu persönlichen Bekenntnissen halten, sind CDA-Leute genau dazu aufgefordert: „Critical discourse analysts (should) take an explicit sociopolitical stance“ (van Dijk 1993, 259). In dieser Position, die den pejorativen (Alltags-)Sinn von Ideologie beibehält, liegt demnach die Hauptbedeutung des Adjektivs „kritisch“.

Jede Darstellung kommt, wenn sie die Methodologie der CDA beschreiben will, nicht an einer Schwierigkeit vorbei: „CDA does not constitute a well-defined empirical methodology but rather a bulk of approaches with theoretical similarities and research questions of a specific kind. But there is no CDA way of gathering data either“ (Wodak und Meyer 2014b, 27). Für Überblicke ist dies zwar ärgerlich, aber ein solcher „eclecticism in theories and methods“ (Cramer 2009, 223) gestattet ‚fachfremden‘ Zugriffen auch große Freiheiten und bietet ein Arsenal, bei dem sich leicht Anleihen machen lassen. – Obwohl erst das Fallbeispiel unten veranschaulichen werden, wie das methodische Vorgehen der CDA funktionieren kann, sind jetzt schon einige Aussagen darüber möglich, welche Richtlinien hinsichtlich des Samplings bzw. der Materialbasis, der Schritte des Vorgehens und der Analyseeinheit (unit of analysis) bei Interpretationen normalerweise gelten.

Wie typisch für eine qualitative Sozialforschung ist das Sampling meist theoriegeleitet und darauf angelegt, einen relativ kleinen Korpus zusammenzustellen. Der Anspruch auf Reliabilität, Objektivität und Validität, wie ihn quantitative Sozialforschung im Sinne von ‚Gütekriterien‘ stellt (Flick 2007, Mayring 2002), folgt aus einem nomologisch-deduktiven Wissenschaftsbild, dem sich qualitative ForscherInnen in aller Regel verschließen, weil sie

ein ideographisch-induktives Verfahren bevorzugen. Im engen Verhältnis dazu stehen ihre Sampling-Verfahren, die in der Regel mit weniger Material zufrieden sind und sich theoretisch geben. Letzteres bedeutet aber *nicht*, wie in der Originalfassung der Grounded Theory (Glaser und Strauss 1967, vgl. Breckenridge und Jones 2009, Coyne 1997), dass man mit dem Sammeln von Material beginnt und von dort aus eine – in den Daten geerdete – Theorie entwickelt. Vielmehr verhält es sich mit der CDA genau anders herum: Sie beginnt mit einer theoretischen Fragestellung und wählt vor diesem Hintergrund „typische Texte“ (Wodak und Meyer 2014b, 23) aus, was ForscherInnen bisweilen die Kritik einer “self-serving selections of texts” (Vaara und Tienari 2010, 247) eingebracht hat. Zwar erheben manche Forscher mittels Interviews oder Ethnographien auch selbst Daten (Krzyzanowski 2011), aber die meisten präferieren schon existierende Texte wie Zeitungsartikel, Policy-Dokumente, politische Reden, Werbekampagnen, Schulbücher, oder eben Ratgeber. Obwohl ihre Sampling-Prozedur damit invertiert wird, bestehen Praktiker der CDA doch auf die Nähe zur Grounded Theory, insofern der Datenkorpus nicht völlig abgeschlossen sein muss, bevor die Analyse beginnt, sondern im Gang der Untersuchung erweitert werden kann. Damit geht einher, dass die theoretische Frage sich mit den Daten verändern kann, was zu einer bidirektionalen Modifizierbarkeit führt, die für quantitative Studien schlicht undenkbar (weil „unwissenschaftlich“) wäre. Ein solcher Umgang mit Datenmaterial führt zu reichen, tiefen Interpretationen (dazu gleich mehr), die oft als Fallstudien („case studies“) präsentiert werden (Tiischer et al. 2000).

In seiner basalsten Variante durchläuft der CDA-Praktiker immer denselben analytischen Zirkel. Dessen ersten Schritt habe ich eben schon beschrieben: (1) die Explikation eines theoretischen Konzepts, d.h. einer konzeptuell gesättigten Fragestellung, die sich in bestimmte Annahmen übersetzen lässt und meist einen politischen Gehalt hat oder ein soziales Problem – wie Rassismus, soziale Ungleichheit oder (andere) Formen politischen Ausschlusses – zum Thema nimmt. Jene werden dann (2) operationalisiert, indem man sie in Instrumente und Prozeduren zur Textinterpretation umwandelt, die in der CDA meistens auf der Beobachtung linguistisch signifikanter Textelemente und ihrer jeweils individuellen Konfiguration beruhen. Hier wird auch festgelegt, was die sog. „units of analysis“ sind, über die ich gleich noch ausführlicher sprechen werde, da ihre Etablierung zum Herzstück einer jeden Methode gehört. Einmal ausformuliert, können sie (3) auf ein Diskursfragment, d.h. einen Text appliziert werden, woraus dann die Fallstudie entsteht. Jene weist dann häufig aus, wie Akteure/Sprecher sich und ihre Agenda in Szene setzen, um z.B. ihren jeweiligen Positionen (den Anschein von) Legitimität zu verleihen. Die empirischen Ergebnisse und Resultate solcher Fallstudien führen dann (4) an den Anfang zurück. Die Ergebnisse

beantworten – im Idealfall – nicht nur die initiale Fragestellung, sondern tragen auch zur Modifikation der Begriffe und theoretischen Annahmen bei, die zur Analyse verwendet wurden, indem sie z.B. neue Mechanismen von Machtausübung offenlegen oder Taktiken des Widerstandes veranschaulichen, die in das Konzept von Herrschaft integriert werden können.

Das Skalierungsproblem, wie ich es eben genannt habe, ergibt sich aus der Frage, worauf genau eine interpretative Methode an einem jeweiligen Text ihr Augenmerk richten möchte, welche Formationen und Konfigurationen also im Zentrum analytischer Aufmerksamkeit stehen sollen.

Wie oben schon erwähnt, gibt es innerhalb der CDA unterschiedliche Strömungen und Schulen. Sie alle halten sich zwar generell an den oben skizzierten Kreislauf oder „analytischen Zirkel“, legen doch verschiedene Schwerpunkte und treffen nicht die gleichen Entscheidungen hinsichtlich der Ebenen und Terminologien. Obwohl das so ist, kann man durchaus eine kurze Liste aufstellen, die eine Art kleinsten gemeinsamen Nenner von Analyseeinheiten wiedergibt. Wodak und Meyer (2014b, 28) haben die folgenden Elemente für die kritische, aber auch allgemeine Diskursanalyse benannt:

- Art und Form der Argumentation
- Argumentative Strategien
- Intrinsische Logik und Komposition des jeweiligen Textes
- Implizite Implikationen und Andeutungen
- Kollektiven Symbolismen oder ‚Figurationen‘ wie Symbolik, Metaphern usw., sowohl in Sprache wie Design (z.B. Statistiken, Photographien, Schaubilder, Karikaturen, etc.)
- Idiome, Sprichwörter, Klischees, Vokabular und Stil
- Akteure (Personen, Struktur von Pronomen)
- Verweise, bspw. auf die Wissenschaft(en)
- Eigenheiten der Wissensquellen

Diese Liste, auch wenn sie weder vollständig noch für alle Ansätze innerhalb der (C)DA verbindlich sein mag, ist als Minimalkonsens für die interpretatorische Orientierung enorm wichtig. Damit ist aber nicht getan. Alle aufgezählten Elemente müssen – wenn man z.B. Fairclough folgt – auf der Mesoebene der *diskursiven Praktiken* eingeordnet werden, d.h. beschreiben werden in und als „a particular social ordering of relationships between

different ways of meaning-making“ (Fairclough 2014, 164). Zweitens kommt es dann darauf an, dass auf der Makroebene der soziokulturellen Praktiken die Zugehörigkeit des Materials zu einer bestimmten politischen Strömung, historischen Epoche, sozialen Transformation, ökonomischen Ideologie, rechtlichen Grundsatzdebatte etc. bestimmt wird.

Wie dies genau funktionieren kann, möchte ich nun an einem Beispiel illustrieren.

John G. Cullens Text folgt einem für die CDA typischen Aufbau, indem er die drei von Fairclough vorgegeben Ebenen abarbeitet: textuelle, diskursive und soziokulturelle Praktiken. Zuvor jedoch wird theoretische Relevanz durch einen kurzen Abriss des Selbsthilfe-Diskurses generiert. Mit einem Verweis auf Mikki McGees Arbeiten (siehe 5.2.4), stellt Cullen das besonders in Managementkreisen verbreitete „dauerdurchgeprügelte“, „(mit Schlägen) bearbeitete“ (*belabored*) Selbst als Teil einer neuen (pathogenen) Wirklichkeit vor. Als dessen eifrigster Vertreter war Stephen Covey (1932-2012) „arguably the most successful self-help guru in the world over the last 20 or so years“ (Cullen 2009, 1232). Seine Beratungs- und Trainingsfirma setzt bis heute jährlich nicht nur dreistellige Millionenbeträge um. Coveys 1989 erstmals publiziertes *7 Wege*-Werk wurde über 25 Millionen Mal verkauft, ist in über drei Dutzend Sprachen übersetzt und kann daher zweifellos als „typischer Text“ gelten.

Mit der Frage, wie dieser besondere Text so erfolgreich werden bzw. bleiben konnte, steigt Cullen nach einem kurzen Abriss der CDA-Methodologie direkt in die *diskursiven Praktiken* ein. Was Cullen herausarbeitet ist zunächst die hohe Intertextualität des Ratgebers. Dort werden biographische und autobiographische Anekdoten erzählt und mit wissenschaftlicher Literatur gemischt. Zitate von Künstlern, Literaten und Philosophen, aus politischen Reden, Filmen, Zeitungsberichten, Märchen, Fabeln und der Bibel fließen ebenso ein. Alle diese Quellen „most strongly underpin the dominant discourse of concrete, unchanging principles that should direct our personal lives and behaviors regardless of the circumstances in which we find ourselves“ (ebd., 1238).

Ständig versucht der Ratgeber in seinen LeserInnen Epiphanien zu erzeugen, also Momente einer plötzlichen Erkenntnis, die das Weltbild in eine bestimmte Richtung – nämlich mehr Effektivität – verrücken sollen. Cullen nennt diese Diskursstrategie „epiphanogenic“ (ebd., 1238). Sie ist gekoppelt mit dem „disappointment space“. Hier geschieht ein “perceived drift (usually abruptly realized) between an individual’s tacit or forgotten life expectations or aspirations for self-actualization, and their everyday lived experience, which results in a profound sense of personal stagnation and underachievement” (ebd., 1238). Ausgehend von genauer Selbstprüfung werden LeserInnen zu einem Vergleich aufgefordert zwischen dem, wo sie im beruflichen, aber auch privat sonstigen Leben momentan stehen und wo sie „eigentlich“

hinwollen. So produziert Covey einen angsterfüllenden Abstand zwischen Ist- und Soll-Zustand, der LeserInnen animiert, niemals das Streben nach persönlicher Erfüllung aufzugeben. Resultat ist eine ewige Aufwärtsspirale. „The individual must continually grow and re-invent themselves in an exhausting, never-ending cycle of renewal” (ebd., 1239).

Für die *textuellen Praktiken* ist nach Cullen besonders der gleitende Sprecherwechsel zwischen erster, zweiter und dritter Person interessant. In der ersten Person rekurriert Covey auf seine Autobiographie, die von seinen Erfahrungen im Berufsalltag erzählt und durch Misserfolge in der Kindererziehung die Wichtigkeit seiner sieben Prinzipien veranschaulicht. Die Anrede in der zweiten Person dazu genutzt Covey dazu, eine persönliche Beziehung zu LeserInnen aufzubauen, um ihm/ihr zu zeigen, wie die Selbstrealisierung gelingen kann. In der dritten Person (des ‚Wir‘) kommt vor allem die unveränderliche Natur der von Covey ‚gepredigten‘ Prinzipien zum Ausdruck. Das Gleiten vom einen in den anderen Modus verwickelt die LeserInnen in eine Konversation, wodurch die Empfehlungen personalisiert werden sollen, um ihnen so die generalisierte Abstraktheit zu nehmen und einen konkreten Alltagsbezug zu geben. Gleichzeitig verhindert das Gleiten in den Stimmen, dass LeserInnen ihre Selbstprüfung unter anderen als vom Text vorgegebenen Kriterien vornehmen.

Als *soziokulturelle Praktiken* bzw. Trends sieht Cullen drei, die Coveys Ratgeber zu Einfluss und Berühmtheit verholfen haben bzw. seine Popularität maßgeblich begünstigen. Erstens wohnt der ab den 1970ern einsetzenden Postmoderne ein Subjektivität dezentrierender Schub inne, welcher das Selbst sozusagen von innen multipliziert, es splintern lässt und so orientierungslos macht. Dagegen bietet der Ratgeber ein Heilmittel: „In *7 habits*, Covey provides a toolkit for de-saturating the self and for developing self-knowledge and roles that are anchored to imperishable principles” (ebd., 1242f.). Zweitens bezieht sich Cullen – wie ich hier auch – auf den Neoliberalismus bzw. die gegenwärtige Gestalt des „Geist des Kapitalismus“, wie Boltanski und Chiapello ihn im Anschluss an Max Weber beschreiben haben. Dieser besteht mit seinen Ansprüchen auf Authentizität als einer Bewertungsmarke für ‚employability‘ auf einer neuen Form der Internalisierung bzw. Emotionalisierung von Arbeitsethiken. Der dritte, und damit eng verbundene Punkt ist der ‚subjective turn‘, oder was in der deutschen Debatte „subjektivierte Arbeit“ genannt wird. Sie erhält in Coveys Fall eine spirituelle Komponente, die im Kern aus dem Wunsch nach Selbstverwirklichung besteht. Hergestellt werden kann jene, wie typisch für berufliche Ratgeber, doch nur mit einer aufwendigen Apparatur systematischer Selbstbeobachtung: „In *7 habits*, movements are prescribed and exercises and tactics are proposed in order to mobilize a new effective self, such as a ‘weekly work- sheet’ where the individual plans and measures how they will

address their priorities and assesses their performance at the end of a chosen day” (ebd., 1248). Auch hier werden Emotionen zu Ressourcen.

Cullens Studie zeigt sehr anschaulich, was die CDA – insbesondere bezogen auf Ratgeberliteratur – zu leisten vermag. Seine Diagnose beginnt und endet mit einer Einbettung des Buches in größere Gesellschaftsentwicklungen, deren Wirkungen bis in die diskursiven Praktiken hinein verfolgbar sind. Die bedeutendste Schwäche liegt in der mangelhaften Betrachtung dessen, was doch genau die Stärke der CDA sein sollte: das Aufweisen der symbolischen Mittel, der rhetorischen Figurationen, Symboliken und des Vokabulars. Erst sie würden Aufschluss darüber geben, wie das Selbst gemanagt werden soll. Erst die Figurationen könnten genauer zeigen, in welcher emotionalen und moralischen Beziehung das Subjekt zu seiner sozialen Umgebung steht und wie es diese beeinflussen soll. Außerdem übersieht Cullen zentrale Motive, wie das der Religion, welches bei Covey eine maßgebliche Rolle spielt (vgl. 6.2.5.1.5). Die ideologiekritische Anlage verleitet Cullen dazu, kein gutes Haar an Covey zu lassen und daher zu übersehen, wie und wo dieser über das Selbst hinausgeht (vgl. 6.2.6.1.8). Dennoch zeigt Cullens Analyse sehr anschaulich, wie Covey systematisch in seinen Anekdoten Berufs- und Privatleben mischt, mit welchen Strategien der Autor sich um Glaubwürdigkeit bemüht und welche große Bedeutung dem aus der Arbeits- und Organisationssoziologie bekannten Thema der subjektivierten Arbeit zukommt.

Obwohl die CDA schon viele Hinweise darauf liefert, wie man methodisch an Ratgeberliteratur herangehen kann, reichen sie für die Ziele der vorliegenden Studie noch nicht gänzlich aus. Ein wichtiges Bindeglied fehlt noch: das *Wissen*.

5.3.3 Wissenssoziologische Diskursanalyse

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) gehört, wie der Name schon sagt, zur gleichen Familie wie die CDA an (meine Darstellung in den nächsten Paragraphen wird auch daher immer wieder einen komparativen Ton anschlagen). Dennoch, und auch dies sagt das Adjektiv im Kürzel schon, gibt es zwischen beiden markante Unterschiede, deren wichtigster wahrscheinlich das Wissen ist. Die WDA, anders als die aus der Linguistik stammende CDA, hat ganz klar soziologische Ambitionen und dient mir hier deswegen als zweite Referenzgröße. In ihrer Besprechung werde ich daher auch genauso wie bei der CDA vorgehen. Nach der dem Setzen einiger genealogischer Markierungen, die sich vor allem um den gegenwärtigen Hauptvertreter der WDA Rainer Keller versammeln lassen, werde ich kurz einige Notizen zu den theoretischen Prämissen machen. Wie auch schon zur CDA soll

zunächst einmal die methodische Herangehensweise ausführlich besprochen werden, die daraufhin an einem Beispiel illustriert wird. Dieses Beispiel ist sozusagen komplementär zum von Cullen/Covey. Die ausgewählte Studie beschäftigt sich nicht mit Berufs- sondern mit Liebesratgebern.

Die Wissenssoziologische Diskursanalyse ist eine Spielart der Diskursanalyse (DA), welche in Deutschland von Rainer Keller seit 2001 in der qualitativen Sozialforschung verstärkt populär gemacht wurde. Heute ist die WDA zwar immer noch in der Soziologie verankert, hat aber ein transdisziplinäres Forschernetzwerk gebildet.⁶⁶ Diese klassischen Ansätze sind bei Keller unter konstruktivistischen Vorzeichen mit dem Poststrukturalismus verschmolzen, dessen Gewährsmann – wie bei der CDA auch – vor allem Michel Foucault (1974a, 2003) ist.⁶⁷ Im Gegensatz zu Foucault, der überwiegend an historischen Befunden – Genealogien – interessiert war (Foucault 1974b, vgl. Biehler 1998), richtet sich die sozialwissenschaftliche Diskursforschung heute am liebsten auf zeitgenössische Phänomene aus Wirtschaft, Wissenschaft, Politik oder Bildung. (Keller et al. 2004, Keller und Truschkat 2013).

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen WDA und CDA liegt in den unterschiedlichen Ausrichtungen. Erstere ererbt von Foucault zwar auch das Interesse an Machtbeziehungen und bestimmt diese immer Verbund mit Wissen. Als Forschungsprogramm jedoch geht es ihr um letzteres. Als *Wissenssoziologie* interessiert sie sich für „Prozesse der gesellschaftlichen Objektivierung von Wissen als auch für die diejenigen der sozialisatorischen Aneignung und kreativen Interpretation kollektiver Wissensbestände“ (Keller 2008, 14). Obwohl sich gerade Kellers Anliegen auf eine Erweiterung zur öffentlichen Wissensproduktion und -zirkulation richtet, bestehen traditionelle „Engführungen auf die Untersuchungen der Wissensbestände individueller Akteure in ihren alltagspraktischen, privaten oder professionellen Handlungskontexten hin“ (ebd., 14). Während für die CDA der Primärbezug die historische und ideologische (Re-)Produktion von Sozialstrukturen und Machtbeziehungen qua Sprache ist (Edwards 2013, 226), die es offen zu legen und deren Ungerechtigkeit es anzuprangern gilt, begibt sich die WDA auf eine tieferliegende Ebene. Sie fragt nach den Modalitäten von Diskursproduktion (institutionelles Setting, periodische Laufzeiten, Verbreitungsräume und -kanäle), Phänomenkonstitution (Subjektpositionen,

⁶⁶ Die Ursprünge der Wissenssoziologie liegen bei Karl Mannheim (Mannheim 1929, vgl. Wurst 2016), als Wissenschaftssoziologie bei Robert Merton (1973) und der Gesellschaftstheorie von Peter Berger und Thomas Luckmann (Berger et al. 2007).

⁶⁷ Aus dessen Werk kommt das starke Interesse an den Verknüpfungsmodalitäten von Wissen und Macht, wie sie Foucault im Anschluss an seinen Lehrer George Canguilhem am medizinischen Diskurs über den Wahnsinn (Foucault 1973) und Institutionen wie dem Gefängnis und der dortigen ‚seelischen‘ Disziplinierung der Insassen (Foucault 1976) aufgezeigt hat.

Deutungsschemata, Ausschlussbedingungen) und Dispositiv-Assemblagen (Architektur, Infrastrukturen, Gesetzeslagen) (Keller 2008, 262-268). All dies schließt das Problem der Macht nicht aus, sondern setzt es vielmehr voraus und verankert es breit.⁶⁸

Wie die CDA auch ist die WDA zunächst ein theoretisches Paradigma, das sich nicht an eine Einzelmethode gebunden fühlt, sondern einen diesbezüglichen Pluralismus befürwortet. Sie folgt damit keinem ein-für-allemal festgesetzten Schema-X, gegen das zu verstoßen einen automatisch zum Häretiker werden lässt. Im Gegenteil. „Gerade die Nicht-Standardisierung und Offenheit diskursanalytischer Verfahren [machen] Spielräume der Kreativität und Chancen für überraschende neue Erkenntnisse erst möglich“ (Keller 2008, 268, 2013, 29). Trotz ihrer Offenheit gibt die WDA hinreichend genaue Instruktionen dafür, wie ein Vorgehen auszusehen hat, das in ihrem Rahmen funktionieren kann. Dazu zählt vor allem eine hermeneutische Grundhaltung, oder, wie Keller in einer Überschrift titelt: „Diskursforschung ist Interpretationsarbeit“ (Keller 2008, 273). Was noch zu jenen Anforderungen, Instruktionen und Parameter gehört, lässt sich am besten klären, indem man das Sampling, das Vorgehen und die Analyseeinheiten aufzeigt.

Wie auch die CDA, bevorzugt die WDA *theoretisches Sampling* (Keller 2013, Truschkat 2013). Sie beginnt ebenfalls mit einer Fragestellung, die darüber entscheidet, welche Daten in Betracht kommen und eröffnet von da ausgehend einen Korpus. Was Keller immer wieder hervorhebt, ist die Annahme der WDA, dass Texte, Praktiken und Artefakte „als materiale Manifestationen gesellschaftlicher Wissensordnungen“ (Keller 2013, 49) gesehen werden müssen. Sie sind „immer in einen interdiskursiven Kontext und Bezug zu historisch diachronen und synchronen Diskursformationen eingebunden“ (ebd., 50). Damit ist u.a. gemeint, dass die zu analysierenden Diskursfragmente niemals unabhängig sind von kollektiven Produktions- und Distributionsknoten, die sich aus historisch gewachsenen Wissensvorräten speisen. Wegen deren Umfang ist so gut wie kein Materialtyp von vornherein ausgeschlossen: „*textförmige Daten* (Bücher, Gesetzestexte, Anweisungen, Zeitungsartikel, Interview- und Diskussionsprotokolle u.a.), *audiovisuelle Daten* (Bilder, Filme, Musik), *Vergegenständlichungen in Objekten* (z.B. Kirchengebäude, Kelch, Talar usw.), sowie beobachtbare *soziale Praktiken* (etwa Demonstrationen, symbolische Gesten)“ (ebd., 51) lassen sich heranziehen. Was diese heterogenen Typen jedoch verbindet, ist ihr Status als *natürliche Daten*, d.h. sie werden vom Analysten so vorgefunden und nicht von ihm/ihr generiert. Anhand welches Kriterienkatalogs ausgesucht wird, obliegt, wie durch das

⁶⁸ Der Diskursbegriff wird nicht allein textsemiotische Kommunikation beschränkt, sondern umgreift Gesten, materielle Objekte und besonders Bilder (Kress und van Leeuwen 1996, Maasen, Mayerhauser, und Renggli 2015), bleibt der Hauptschwerpunkt bei der Sprache als sozialer Praxis, die systematisch erzeugt, wovon sie spricht.

theoretische Sampling impliziert, nicht unbedingt randomisierten Verfahren, sondern erfolgt theoretisch.

Wie in der CDA auch gibt es letztlich kein Standardvorgehen. Nichtsdestotrotz hat Keller in einem Referat für an der Universität Augsburg veranstalteten Workshops zum Thema schon 1999 sechs Schritte zusammengefasst, die sozusagen den Normalfall einer (wissenssoziologischen) Diskursanalyse recht prägnant ausweisen (Keller 1999, 3):

- 1) Festlegung von Untersuchungsgegenstand und Fragestellung
- 2) Bestimmung der Untersuchungsgrößen (Praktiken, formale Textstrukturen, Inhalte)
- 3) Auswahl des Erhebungs- und Analyseverfahrens
- 4) Erhebung des empirischen Materials (Methodenpluralismus)
- 5) Auswertungen des Materials
- 6) Zusammenfassende Interpretation der Ergebnisse

Weil diese Abfolge einen selbsterklärenden, für qualitative SozialforscherInnen intuitiven Charakter hat und stark dem der CDA ähnelt, werde ich nicht tiefer darauf eingehen, sondern direkt zum Problem der Analyseeinheit übergehen.

Erstens wäre da der Begriff des *Deutungsmusters*. Nach Keller, der sich einerseits auf die objektive Hermeneutik Oevermanns und andererseits auf den symbolischen Interaktionismus stützt, sind Deutungsmuster „typisierende und typisierte Interpretationsschemata“, die individuelle wie kollektive Erfahrungen organisieren und „meist Vorstellungen (Modelle) angemessen[en] Handeln[s]“ implizieren (Keller 2008, 240). Sie sind ein wichtiger Teil des kollektiven Wissensvorrats und untereinander auf mannigfaltige Weise verkettet. Wie das Zitat schon ausdrückt, haben sie eine evaluative Dimension und „verknüpfen Faktisches mit Normativem, Argumentationen mit Beispielen und moralischen Schlussfolgerungen“ (Keller 2013, 46). Mit solchen Kurzschlüssen tragen sie einerseits zur Orientierung ihrer NutzerInnen bei, wie sie andererseits helfen, Alltagsprobleme durch Einordnung im Sinne einer Schemabildung in den Griff zu bekommen. Die WDA arbeitet also Deutungsschemata heraus, rekonstruiert ihre historische Abfolge und zeigt ihre Funktion in größeren Diskursformationen. Jedoch ist es manchmal schwer möglich, ein Deutungsschema in seiner Ganzheit zu erfassen, weswegen gelegentlich das der Begriff des *Interpretationsrepertoires* hinzugenommen wird; dieses bezeichnet dann das „typisierte Ensemble von Deutungsbausteinen, aus denen ein Diskurs besteht und das in einzelnen Äußerungen mehr oder weniger umfassend artikuliert wird“

(Keller 2008, 235). Bei diesem Term fallen Operationalisierungen vermutlich etwas leichter, da auch kleinere Textfragmente als Belege herangezogen werden können.

Zweitens benutzt die WDA den Begriff der *Klassifikation*, um ihre Analyseeinheit zu bestimmen. Damit sind in aller Regel Kategorien gemeint, in die bestimmte Phänomene eingeordnet – und so ‚als solche‘ – erschaffen werden. Klassifikationen sind „mehr oder weniger ausgearbeitete, formalisierte und institutionell stabilisierte Formen sozialer Typisierungsprozesse“ (Keller 2013, 47). Darunter zählt z.B. die Unterscheidung von Mann und Frau, die dritte Geschlechter marginalisiert, wie auch die „Klassifikation“ von verschiedenen Arten von Flüchtlingen, wobei davon abhängt, ob sie Bleiberecht bekommen oder zurück in ihre „sicheren Herkunftsländer“ abgeschoben werden. Wie ich weiter unten (5.2.5 und 5.3.3) erläutere, hat der Klassifikationsbegriff für mich besondere Bedeutung und soll in die Operationalisierungen der Soziologischen Rhetorik einfließen, auch wenn er vorher nochmals zugeschnitten werden muss.

Drittens setzt Keller den Begriff der *narrativen Strukturen* an. Hiermit sind hauptsächlich Erzählungen gemeint, die z.B. verschiedene Deutungsschemata miteinander verketteten und/oder Stränge bilden, die sowohl Akteurspositionen festlegen, diese mobilisieren und ihnen einen bestimmten Handlungsweg vorgeben. Narrative Strukturen enthalten dabei auch einen – oder mehrere – rote Fäden, „durch den die verschiedenen Bestandteile des Interpretationsrepertoires verknüpft werden“ (Keller 2008, 235). Man muss sofort ganz klar sagen, dass dieser Begriff bei Keller unterentwickelt ist, was für die vorliegende Arbeit jedoch günstig ist, da es hier noch Entwicklungspotentiale gibt. Wie bereits die Rezeptionsstudien angedeutet haben, ist der Begriff für die Analyse von Ratgebern besonders wertvoll, weswegen ich ihn im letzten Abschnitt dieses Kapitels ausbauen und auf die Ratgeberanalyse zuschneiden werde. – Zuvor jedoch das Beispiel einer neueren WDA, die an Liebesratgebern durchgeführt wurde.

Das in Dresden ausgetragene Forschungsprojekt zu deutschen Liebes- und Erziehungsratgebern ab den 1950er Jahren bis heute, welches im Sammelband von Sylka Scholz, Karl Lenz und Sabine Dreßler publik gemacht wurde, kann sich auf eine beeindruckende Materialbasis stützen. Im mehrjährigen Untersuchungszeitraum (2010-2012) gingen 916 Ratgeber sowohl für Liebe wie für Erziehung in einen Großkorpus ein, der sukzessive auf 51 reduziert wurde. 29 Ratgeber für Partnerschaften bildeten den Kleinkorpus (Scholz und Lenz 2013, 69). Erster Ausgangspunkt für das Forschungsprojekt war die – von mir geteilte (siehe 5.1) – Diagnose einer durch Pluralisierung der Lebensformen entstandenen, „gewissen Ratlosigkeit, zumindest aber ein wachsender Orientierungsbedarf“ (Scholz, Lenz, und Dreßler 2013c, 7). Wie es dazu kam und was das bedeutet, leiten die

Autoren historisch her (Scholz, Lenz, und Dreßler 2013b). Ihr zweiter Ausgangspunkt, der den Anschluss zur WDA leistet, stellt die Frage, wie Liebesbeziehung trotz massiver gesellschaftlicher Strukturumbauten (vor allem seit den 1970ern) heute stabil gehalten werden können und wie RatgeberautorInnen die dazu ins Spiel gebrachten „Deutungsangebote“ in ihren Texten legitimieren.

Einen der einschlägigen Beiträge aus diesem Projekt werde ich nun genauer unter die Lupe nehmen. Der Text von Denise Pohl (*Geschlecht und Zweierbeziehung – ein untrennbares Paar?*) nimmt vier zeitgenössische Beziehungsratgeber⁶⁹ und exerziert an ihnen eine WDA durch. Nach einer kurzen historischen Einleitung, die die Strukturumbrüche der 1970er Jahre als Wasserscheide markiert, durch die ‚traditionelle‘ Beziehungsmuster zunehmend an Verbindlichkeit verloren haben, stellt die Autorin sozialkonstruktivistische Überlegungen erst zur Kategorie des Geschlechts und dann zur Institution der Ehe an. Darauf folgt die Darstellung ihrer diskursanalytischen Interpretationsarbeit. Fünf Beobachtungen hält sie darin fest.

Zwei ihrer Ratgeber (Pease & Pease, Küstenmacher & Küstenmacher; siehe für die Titel meine obige Anmerkung) zeichnen harte Kontraste zwischen den Geschlechtern. Sie begründen polare Stereotype evolutionspsychologisch und empfehlen die Anerkennung der Gegensätze als solche. Er so lasse sich eine „Brücke zwischen den Türmen“ (Pohl 2013, 136) schlagen und Zwistigkeiten überwinden. Zwar findet Pohl auch Versuche, polare Deutungsmuster mit dem Argument zu überwinden, jene würden leicht zu „Koabhängigkeiten“ – dem „Gift für die Zweierbeziehung“ (ebd., 137) – führen. Die Autorin identifiziert selbst in nicht-heterosexuellen Beziehungsratgeber für schwule Männer Geschlechtsstereotype, welche die „männliche Natur“ aus dem scharfen Gegensatz zur weiblichen ableiten. Alle Ratgeber oszillieren Pohl zufolge so in einem Spannungsfeld zwischen Tradition und Liberalisierung. Zwar reproduzieren sie althergebrachte Geschlechterverhältnisse, können dabei aber nicht mehr in die Selbstverständlichkeit des Funktionsmodells der 1950er zurück. Stattdessen passen sie ihre Essentialismen in die symmetrische Arbeitsteilung ein, die beiden Parteien der Paarbeziehung ökonomische und damit emotionale Unabhängigkeit sichern soll. Die fünfte und letzte Beobachtung ist eng damit verknüpft, denn, so fällt Pohl auf, je tiefer die Autoren auf naturalisierende Stereotype zugreifen, umso mehr suchen sie ihre Aussagen durch oberflächliche Rekurse auf wissenschaftliche Quellen (vornehmlich aus Psychoanalyse und Evolutionstheorie) zu

⁶⁹ Ihre Auswahl kommt aus dem Großkorpus der Untersuchung; die Titel sind von Alan und Barbara Pease, *Warum Männer lügen und Frauen immer Schuhe kaufen*; Marion und Werner Tiki Küstenmacher, *Simplify your love*; Michael Mary, *Wie Männer und Frauen die Liebe erleben*; und schließlich ein nicht-heterosexueller Ratgeber von Carsten Heider, *Gemeinsam zweisam*.

legitimieren. Obwohl die Ratgeber aufklären wollen, fallen sie somit in verschleierte und verschleiernde Naturalismen zurück. Pohls Analyse macht also den Punkt, dass Beziehungsratgeber durch Rückgriff auf polare Geschlechterstereotype Partnerschaften glauben stabilisieren zu können, dabei aber an einer Logik der Ungleichheit mitlaborieren und Ausschlüsse produzieren, die letztlich z.B. queere Lebenswirklichkeiten marginalisiert und patriarchale Strukturen aufrechterhält. Wissenschaftliche Quellen werden dabei zu ideologisch legitimatorischen Zwecken instrumentalisiert und im Zuge dessen trivialisiert. Auf der einen Seite ist dieses Ergebnis sehr solide. Pohl macht genau das, was das Programm der WDA, wie Scholz und Lenz es vorgaben, wollte: Sie stellt die gängigen sozialkonstruktivistischen Grundannahmen vor, betrachtet „Probleme“ und deren „Lösungen“ in den Ratgebern, arbeitet das stereotype „Deutungsangebot“ heraus, zeichnet die Legitimationsmuster nach. Gleichzeitig ist Pohls Studie ein Beispiel für die Verknöcherung der WDA, wie auch der Herausforderung, mit ihr subtile Interpretationsarbeit zu leisten, die nicht nur auf eine Handvoll akademische Gemeinplätze hinauskommt. Das Paradox einer Liberalisierung von Sexualitäten bei gleichzeitiger Naturalisierung von Geschlechterbildern entgeht ihr. Lediglich der „Ausschluss“, die Ungleichheit und Ideologie werden mit genau derselben Oberflächlichkeit „entlarvt“, die sie ihrem Gegenstand und dessen Behandlung naturwissenschaftlicher Quellen attestiert. Ein bekanntes Problem: „Insgesamt herrscht im Bereich der sozialwissenschaftlich ausgerichteten Diskursanalysen oft die Tendenz vor, den theoretisch-methodischen Rahmen auf Kosten der empirischen Analyse auszuweiten“ (Heindl 2015, 293). Obwohl (oder gerade, weil?) Pohl dem Schema-F gut folgt und – im Gegensatz zu Cullen – wichtige Vergleiche anstellt, übersieht ihre Betrachtung die spannendsten Metaphern, wie die der „Brücke zwischen zwei Türmen“. Zwar illustrieren ihre Argumente wichtige Themen der Ratgeber, doch die Metapher des „Giftes“ der „Ko-Abhängigkeit“ erschließt sie weder methodologisch, noch sieht sie die starke Linie hin zum Problem der mentalen Gesundheit. So wäre der die auf den Autonomietopos des therapeutischen Beziehungsideals in den Blick gekommen. Dass das Ehepaar Pease sich der Ironie bedient, die Küstenmachers dem Märchen und Heider der Tragödie, wird ebenfalls nur zur Kenntnis genommen, aber nicht weiterverfolgt. Damit verspielt Pohl viel von der reichen Tiefe ihres Materials. Es scheint, dass gerade unerfahrene Interpreten, die die hermeneutische Kunst durch Theorieverweise glauben ersetzen zu können, allzu sehr auf die Makro-Verbindung ihres Materials achten, wodurch die darin vorhandenen Feinheiten, internen Widersprüche und bildhaften Ambivalenzen übersehen werden.

Eine der größten Schwierigkeiten allgemein ist die Frage, wie strikt den Abläufen der jeweiligen Methodologien zur Ratgeberanalyse gefolgt werden muss, um die intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu sichern.

Meine Antwort für die vorliegende Untersuchung ist die Relevanz von Methodentriangulation. Das Phänomen der Ratgeber möchte ich so im Prisma verschiedener Methodologien zeigen und gleichzeitig Anleihen bei der Soziologie tendenziell fremden – nämlich rhetorischen – Wissensbeständen machen, die sensibel für Ratgeber und z.B. deren figurative Sprache sind. Tropen sind für Ratgeber essentielle Werkzeuge, um ihr Wissen zu vermitteln und gleichzeitig Teil von kulturellen Repertoires für die Bewältigung schwieriger Alltagssituationen. Zu diesen zählt ganz wesentlich die Metapher. Sie ist aber noch viel mehr als eines unter vielen symbolischen Mitteln. Metaphern stellen Denkmodelle bereit, die unsere Weltwahrnehmung und -bewertung mitprägen. Eben deswegen ist die Metaphernanalyse mittlerweile eine der meistversprechenden Methoden im Kanon der empirisch qualitativen Sozialforschung. Zwar hat nur eine Untersuchung des Ratgeberphänomens von ihr bisher gebraucht gemacht, dafür zählt diese Monographie aber zu den am häufigsten Zitierten in der Sekundärliteratur.

5.3.4 Systematische Metaphernanalyse

Mikki McGees *Self-Help, Inc. Makeover in American Life* mag zwar im und für den amerikanischen Kontext geschrieben sein. Doch viele der dort auftauchenden Motive und vor allem die großen Entwicklungslinien behalten viel von ihrer Gültigkeit im europäischen und auch deutschsprachigen Raum. Weder ist die Ökonomisierung des Sozialen auf den anglophonen Bereich begrenzt, noch hat die Pluralisierung der Lebensformen ausschließlich in Nordamerika stattgefunden. Einiges von dem, was sie an Diagnose bereitstellt, konnte schon in den letzten Kapiteln durch andere einschlägige Studien bestätigt werden. Hierzu zählt ganz besonders die Zentralstellung des Selbst, die Veränderung unserer Arbeitswelten, sowie die damit einhergehende Entgrenzung von Leben und Arbeit.

Im Mittelpunkt der folgenden Paragraphen stehen aber weniger McGees thematische Motive, die man auch in anderen Studien wiederholt finden kann. Im Mittelpunkt steht vielmehr ihre Methodik. Sie ist insofern besonders – wenn nicht sogar einzigartig –, als dass m.W.n. keine andere Untersuchung von Ratgeberliteratur die dort vorhandene Metaphorik

so gründlich auseinander nimmt. Leider liegt genau in diesem Punkt auch McGees schwerwiegendste Schwäche. Sie expliziert ihre methodologischen Grundannahmen nicht und lässt ihre Leser im Dunklen darüber, welche Wirkmacht Metaphern generell zukommt. Ohne explizit darauf hinzuweisen – oder sich gar darüber bewusst zu sein – benutzt McGee die Metapherntheorie der kognitiven Linguistik, wie sie von George Lakoff und Mark Johnson ausgearbeitet wurde. Will man also McGees Ansatz selbst methodisch nutzen – und genau das möchte ich in meiner empirischen Analyse des nächsten Kapitels tun –, dann kommt man nicht um diese Ergänzung herum.

Glücklicherweise ist in den letzten Jahren innerhalb der soziologischen Methodendiskussion eine hitzige Debatte um den Ansatz von Lakoff und Johnson entbrannt, welche die kognitive Linguistik systematisch für die empirische Sozialforschung nutzbar gemacht hat. Autoren wie Matthias Junge oder Rudolf Schmitt sind hier zu Fackelträgern geworden. Zwar wird es nicht möglich sein, ihre sehr umfassenden Arbeiten in aller Tiefe zu beleuchten. Doch für eine Aufhellung des methodologischen Hintergrundes von McGees Überlegungen sind sie bestens geeignet.

Kommen wir zuerst jedoch zu McGees eigenen Überlegungen. Auch sie geht davon aus, dass der Sphärendualismus ab den 1970er Jahren zu kollabieren beginnt:

One could reasonably expect that if a blurring of boundaries between the commercial and the intimate spheres were taking place, that this would presage a migration of values in both directions. While the intimate sphere would be increasingly dominated by commercial values, so, too, the commercial realm would come to include an increased emphasis on interpersonal care and nurturance. [...] But the interchange between the commercial and intimate spheres has not been entirely reciprocal. [...] Instead, because the profit-driven commercial sphere cannot accommodate the values of nurturance and care associated with the intimate sphere, aesthetic values – for example the pursuit of the ‘creative life’ – have served as a ready, ethically neutral buffer for these tensions, helping to balance the asymmetries that emerge as the distinction between the commercial and intimate spheres blurs. (McGee 2005, 21)

In ihrer Analyse dient der Topos des Kreativen als „Puffer“. Durch ihn werden die Austauschbeziehungen zwischen Intimität und Wirtschaft vermittelt. So wird der ewig

enthusiasmisierte, dauerprekäre Künstler zum Vorbild für ein optimistisch unternehmerisches Selbst, das nie mit dem Feilen an seiner employability aufhört. Leben als Kunstwerk verstehen, bietet McGees „belabored self“ eine Interpretationsfolie oder, diskursanalytisch gesprochen, ein Deutungsmuster, das Entbehrungen rechtfertigt und berufliche Flexibilität als existenzielle Freiheit feiert.

Der Satz „Leben ist ein Kunstwerk“ ist aber, genau genommen, etwas anderes als ein Deutungsschema. Er ist eine Metapher, präziser, ein metaphorisches Konzept (auf diese Unterscheidung gehe ich weiter unten ausführlicher ein). Und damit kommen wir nun zur McGees Behandlung von Metaphern.

Ihr Hauptanliegen ist eine „careful analysis of the metaphorical structure of the advice literature“ (ebd., 47) in ihrem Korpus, der gut drei Dutzend Bestseller für beruflichen Erfolg aus der *New York Times*-Liste zwischen 1997 bis 2003 umfasst.

Die eben als genannte Metapher LEBEN IST EIN KUNSTWERK⁷⁰ mag als beispielhafter Einstieg dienen. McGee zufolge findet man dieses metaphorische Konzept am häufigsten in Berufsratgebern (von und) für Frauen. Sie ist eine Antwort auf deren neue Stellung innerhalb des Arbeitsmarktes – bzw. ihr Übergang in diesen – ab den 1970er Jahren.

The metaphor of life as a work of art to be woven, composed, or improvised is one that accommodates both changing occupational opportunities and the need for a new model of success that can encompass the complexities of women’s lives, with their need to juggle children, parents, spouses, and employment. (ebd., 94)

Die Metapher schlägt also ein Modell vor, in dem die Bewältigung von Doppel- bzw. Mehrfachbelastungen wünschenswert, ja sogar eine mit freudiger Hingabe anzunehmende Herausforderung ist. Mit der ständigen Bereitschaft zur ständigen Reorganisation und Flexibilität, zeichnet die Lebenskunst-Metapher vollständig absorbierte ProtagonistInnen, die samt und sonders mit ihren Tätigkeiten identifiziert sind, weil ihre Motivation ‚in der Sache selbst‘ liegt. Während der (Arbeits-)Fortschritt dort als eher kleinschrittig und zyklisch gedacht wird, entwirft sie nicht nur Ideale für die Arbeit (an sich selbst). Sondern die Metapher fungiert als ein Modell, das den ganzen Daseinsszusammenhang umfassen und bewerten kann. Nutzer können sie fast unbegrenzt auffächern, sofern das Büro als

⁷⁰ In der systematischen Metaphernanalyse, die ich später detailliert erläutern werde, gibt es die Konvention, Metaphern bzw. metaphorische Konzepte in Kapitälchen zu setzen. Meine Schreibweise folgt dieser Konvention.

Staffellage, der Terminplaner als Pinsel, die eigenen Emotionen als Farben oder der Chef als ‚Kritiker‘ metaphorisierbar werden.

Doch LEBEN IST EIN KUNSTWERK bildet keineswegs die einzige Metapher, welche McGee ausmacht. Sie ist nicht einmal die erste, sondern hat ältere, im Grunde viel dominantere metaphorische Konzepte ersetzt oder zumindest eine Alternative zu ihnen geboten. Von männlichen Ratgebern der Selbsthilfekultur wurde oft das LEBEN IST EINE REISE bevorzugt, „in which life is understood in terms of geography, itinerary, crossroads and cul-de-sacs, mapping a course, and getting somewhere“ (ebd., 44). In diesem Konzept werden Leser zu Reisenden, die einen Weg bestreiten müssen, der oft schmerzhaft und mit allen möglichen Strapazen gepflastert ist. Als Helden müssen sie sich selbst überwinden, um die Reise anzutreten. Immer weiter ermächtigend wirkt die Metapher, weil die Reisenden bestimmen, wie schnell sie gehen. Für und auf ihrem Weg lesen sie Landkarten oder zeichnen diese erst, werden von Gefährten begleitet, von Führern geleitet oder schlagen sich allein durch unbekanntes Terrain. Ein neuer Job wird so zur Etappe und, gleichzeitig, zum Abenteuer. Nach langen Durststrecken (Arbeitslosigkeit) gibt es Oasen (Gelegenheitsjobs), die man über angelegte Straßen (Fortbildungen) erreichen kann. Wenn das Leben eine Reise ist, muss es auch ein Ziel geben, für das man all die Beschwerlichkeiten auf sich nimmt, für das es sich zu „kämpfen“ lohnt. Welches dieses ist oder sein kann, wird von den meisten Ratgebern gleich mitgeliefert – aber dazu gleich mehr von McGee selbst.

Eine weitere, vor allem in den 1970ern sehr populäre Metapher, die die Autorin verfolgt, ist LEBEN IST EIN KAMPF. Sie scheint besonders in jenen Ratgebern für beruflichen Erfolg wichtig, die nicht primär auf das Transformieren des Selbst, sondern auf das Manipulieren des Gegenübers setzen (Beispiele wären hier Robert J. Ringers *Winning through Intimidation* oder Michael Kordas *Power! How to get it, How to use it*). Besonders während Krisenzeiten populär, in denen alle Angst haben, zu kurz zu kommen, assistiert die Metapher beim Ziehen einer klaren Trennlinie zwischen Gewinnern und Verlieren. Sie macht „an unembellished argument for self-interest, shorn of any moral or ethical pretense“ (ebd., 54). Ist das Leben ein Kampf, wird am Arbeitsplatz jeder zum potentiellen Gegner, wenn nicht gar zum Feind. Wettbewerb ist dann nicht nur eine vorübergehende Phase, die dazu dient, das bestmögliche Resultat zu erzielen. Er ist ein natürlicher und daher perennierender Zustand, in dem Koalitionen einen lediglich strategischen Sinn haben und sofort aufgekündigt werden können und sollen, wenn sie nicht mehr dem eigenen Vorteil dienen. (Im nächsten Kapitel werde ich die Metapher des Krieges besprechen, welche für das Berufsfeld ein ähnliches Bild entwirft, vgl 6.2.5.1.)

All diese Metaphern sind kognitive Werkzeuge, die einen großen Strauß an Implikationen mitbringen. Sie suggerieren nicht nur ein bestimmtes Verständnis von Arbeit und ihrem Sinn, sondern geben Modelle, die das Selbstverhältnis genauso durchädern wie die Beziehungen zur sozialen Umgebung insgesamt. Sie versorgen Ereignisse mit Deutungs- und Bewertungsimpulsen und spenden Orientierung, wo Situationen ambivalent sind. Die drei von mir genannten Fälle, in denen das Leben als Kunstwerk, Reise oder Kampf konzeptualisiert wird, sind nur einige von denen, die McGee untersucht. An einer zentralen Stelle dekliniert sie noch weitere durch und macht klar, wozu sie den RatgeberautorInnen nützen. Ihre Sammlung

include[s] life imagined as a battle, a game, or a sport; a journey or adventure; or a business enterprise. In these cases, individuals are imagined as combatants, contestants, or players; travelers or explorers; and entrepreneurs, salespersons, or managers. For the combatants, contestants and players, winning is the goal, while power and wealth are typical prizes. For the traveler or explorer, rewards tend to be experiential, nonmaterial, and spiritual; the traveler is encouraged to 'travel light' or 'let go of extra baggage'. For the entrepreneur, salesperson, or manager, as for the combatant, the goals tend to be material or financial. (ebd., 51)

Metaphern fixieren Subjektpositionen. Sie laden Zielvorstellungen mit starken Wertungen. Sie lassen sich als eine der kognitiv potentesten, symbolischen Ressourcen beschreiben, die RatgeberautorInnen zur Verfügung steht.

McGee hat das erkannt und mit einem interpretativen Gespür für ebenjene Tiefe als eine der ersten Autorinnen ausgelotet. Trotzdem lässt sich nicht leugnen, dass ihre Untersuchung unter einem eklatanten Mangel leidet: die Abwesenheit jener theoretischen Rahmung, welche erklären kann, warum Metaphern all die bemerkenswerten Fähigkeiten haben, die sie mit so viel Scharfsinn herausstellt. Diese Leerstelle haben glücklicherweise andere Autoren später gefüllt, indem sie Metaphern in den Fokus der empirischen Sozialforschung gerückt haben.

Was McGee im bei ihrem Material herausgearbeitet hat, sind zwar auch Metaphern, aber genau genommen, d.h. in der Sprache der kognitiven Linguistik (Lakoff 1993, Lakoff, Johnson, und Hildenbrand 2007, Lakoff und Johnson 1999, Croft und Cruse 2004), schon metaphorische Konzepte. Zwar fallen auch sie in die berühmte Definition von George

Lakoff und Mark Johnson: „Das Wesen der Metapher besteht darin, dass wir durch sie eine Sache oder einen Vorgang [der *Quellbereich*] in Begriffen einer anderen Sache bzw. eines anderen Vorgangs [der *Zielbereich*] verstehen und erfahren können“ (Lakoff, Johnson, und Hildenbrand 2007, 13).

Aber das metaphorische Konzept wie LEBEN IST EINE REISE ist bereits das Aggregat von einer Vielzahl abgeleiteter metaphorischer Wendungen wie „Mit diesen Job bin ich wieder einmal *in die Sackgasse gelaufen*“, „Unsere Liebe *steht nun am Scheideweg*“, aber auch fast unsichtbaren Sprengeln wie „heute *ging* es mir sehr *gut*“ oder „das Team *steckte* gestern *fest*“. Sieht man es so, sind Metaphern (in ihrer abgeleiteten Form) kein Ornament, das erst bei festlichen Anlässen oder Gerichtsreden ausgepackt wird. Sie sind vielmehr Teil unserer Alltagssprache. In der Tat, so glauben Lakoff und Johnson, machen Metaphern deswegen einen Großteil der Alltagssprache aus, weil sie so eng mit unserer Raum- und (damit) Körpererfahrung verkoppelt, wenn nicht sogar „untrennbar“ (Lakoff, Johnson, und Hildenbrand 2007, 28) mit ihr verbunden sind. (Konzepthafte) Orientierungsmetaphern wie GLÜCKLICH SEIN IST OBEN, TRAUIG SEIN IST UNTEN oder GESUND SEIN IST OBEN, KRANK SEIN IST UNTEN verweisen auf körperliche und (damit) kulturelle Schematisierungen, die ganze Weltzugänge bündeln und in ihren Ableitungen wieder auffächern. Indem Metaphern wie in die McGees Material LEBEN IST EIN KAMPF oder im bekannten Beispiel von Lakoff und Johnson ARGUMENTIEREN IST KRIEG strukturelle Ähnlichkeiten zwischen zwei Erfahrungsbereichen stiften, helfen sie dabei, alltägliche Praktiken – wie Leben, Lieben oder Argumentieren – besser zu verstehen. Und mehr noch, sie formatieren diese und zeigen ihren Wandel an.

Viele unserer Aktivitäten (argumentieren, Probleme lösen, mit der Zeit haushalten usw.) sind ihrem Wesen nach metaphorisch. Die metaphorischen Konzepte, die für diese Aktivitäten charakteristisch sind, strukturieren unsere gegenwärtige Realität. Neue Metaphern [wie die von McGee identifizierte Kunstwerk-Metapher] haben die Kraft, neue Realität zu schaffen. Dieser Prozess kann an dem Punkt beginnen, an dem wir anfangen, unsere Erfahrung von einer Metapher her zu begreifen, und er greift tiefer in unsere Realität ein, sobald wir von einer Metapher her zu handeln beginnen. [...] Kultureller Wandel entsteht häufig dadurch, dass neue metaphorische Konzepte eingeführt werden und alte verschwinden. (Lakoff, Johnson, und Hildenbrand 2007, 167-168)

Ein Beispiel ist die „Verwestlichung“ von Kulturen durch die Einführung der Metapher ZEIT IST GELD (vgl. Hoklas 2011). Sicher gibt es noch weitere Veranschaulichungen (Lakoff 1987, Johnson 2007, Tjarks 2011). In jedem Fall besteht eine der Hauptaussagen darin, dass Metaphern weder nur kognitiv – als auf Denk- und Wahrnehmungsschemata bezogen – funktionieren, noch allein auf der Ebene der Sprache d.h. ‚reiner Semantik‘ liegen (falls es sowas *nach* dem späten Wittgenstein überhaupt geben kann). Sie leben in und von ihrem Handlungsbezug. Und eben davon speist sich die soziologische Faszination an ihnen. Denn „je nachdem, auf welche Metapher zur Kennzeichnung von Situationen, Problemen oder Handlungszielen zurückgegriffen wird, werden andere Handlungspotentiale, je andere Individuen, andere Ansprechpartner, unterschiedliche Strategien des Handelns konstruiert“ (Junge 2011b, 7).

Die empirische Sozialforschung hat aus dieser Macht von Metaphern in den letzten Jahren versucht, Kapital zu schlagen, indem sie die Metaphernanalyse unter sozialwissenschaftlichen Vorzeichen systematisierte (Biere 1997, Fuchs 1999, Junge 2011c, a, 2014, 2016, Kruse, Biesel, und Schmieder 2011, Schachtner 1999, Schmitt 2017).

Meine Kurzvorstellung der kognitiven Linguistik war deswegen notwendig, weil diese vergleichsweise junge Forschungsmethode zu allermeist auf den Ansatz von Lakoff und Johnson zugreift. Wohl am gründlichsten hat dies Rudolf Schmitt getan. Meine folgenden Bemerkungen orientieren sich vor allem an seiner Mammutmonographie *Systematische Metaphernanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung*, welche gegenwärtig zweifelsfrei die ausführlichste Auseinandersetzung mit der methodologischen Seite der Metapherntheorie von Lakoff und Johnson ist. Mit seiner Weiterentwicklung hat Schmitt das Profil der systematischen Metaphernanalyse soweit geschärft, dass sie – zumindest dem Anspruch nach – als ein „Theorie-Methoden-Programm“ in einer Reihe neben der Diskursanalyse steht. Die Überschneidungen sind indes unübersehbar. Worauf die systematische Metaphernanalyse zielt, sind „kulturell verbreitete, sozial situierte und individuell produzierte Muster des Sprechens, Denkens, Fühlens und Handelns, durch die hindurch Subjekte ihre Welt herstellen wie wahrnehmen“ (Schmitt 2017, 453). Mit der Hermeneutik als Grundlage, will sie das „sprachliche Reservoir einer Kultur“ kartographieren, aufgefasst als „Sammlung von gedeuteten Erfahrungen“ (ebd.). Was sie herausarbeiten möchte, sind die „komplexen Konfigurationen sich ergänzender und widersprechender metaphorischer Muster“ (ebd., 454).

Schmitt hat dazu ein siebenphasiges Vorgehen vorgeschlagen. Es beginnt mit der Explikation einer Fragestellung, die den Zielbereich – also das Thema – festlegt und fährt

mit einer sehr aufwendigen Eigenanalyse fort, die die Vorannahmen und „Gegenhorizonte“ („in Form eines Lexikons möglicher Metaphernfelder“ (ebd., 460)) klärt, um Überinterpretationen einzelner Metaphern zu verhindern. Nach der Auswahl des Materials – jede Form von Text, aber auch Bild –, die über das bereits bei der Diskursanalyse erwähnte „theoretical sampling“ bestimmt wird, folgt das „Kernstück des vorgeschlagenen Vorgehens“ (ebd., 470). In zwei separaten Interpretationsschritten werden zuerst (abgeleitete) Metaphern im Material identifiziert und dann zu metaphorischen Konzepten aggregiert. Letzteres ist eine recht anspruchsvolle Aufgabe, die vom Arbeitsauftrag her so aussieht:

Alle metaphorischen Wendungen, die der gleichen Bildquelle entstammen und den gleichen Zielbereich beschreiben, werden zu metaphorischen Konzepten unter der Überschrift ‚Ziel = Quelle‘ geordnet. Sie entstehen in ständiger und zirkulärer Verfeinerung am Material während des Sortierens und Vergleichens und bündeln oft in erstaunlich geringer Anzahl eine große Menge metaphorischer Redewendungen. (ebd., 485-486)

Ziel ist es, *alle* metaphorischen Wendungen unter ein Konzept zu subsumieren. Eben dadurch unterscheidet sich die systematische von der „wilden“ Metaphernanalyse, in dem diese Vollständigkeitsforderung nicht durchgesetzt wird. Dem Analysten wird also ein „Subsumptionszwang“ auferlegt. Nachdem metaphorische Konzepte identifiziert wurden, können so Rückschlüsse auf soziale Kategorisierungen, Praktiken, verallgemeinerungsfähige Sinngehalte etc. mit Hilfe verschiedener Heuristiken herausinterpretiert werden. Jene Interpretationen sollen dann mit typische Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung (Dokumentation, Kohärenz, intersubjektive Nachvollziehbarkeit) abgeklopft und in Tabellen, graphischen Szenen oder schlicht erzählend dargestellt werden.

In dieser Ausführlichkeit ist die Metaphernanalyse bisher kaum auf Ratgeberliteratur angewendet worden (Hoklas 2011). McGee, die sich offensichtlich wenn auch nicht explizit an Lakoff und Johnson orientiert, hat gab keine Hinweise auf ihre angewendete Methode. Dennoch ist ihre Studie im Feld heute ein Klassiker und zeigt, welch enorme Bedeutung Metaphern in der Ratgeberliteratur haben. Auch wenn McGees Mangel an Systematizität problematisch sein und bleiben mag, so ist die systematische Metaphernanalyse nach Schmitts Vorschlag ihrerseits doch wiederum ein sehr enges Korsett, das InterpretInnen nur

wenig Spielraum lässt um bspw. mit Kategorien zu experimentieren oder sie am Material selbst zu modifizieren. Sein Ansatz ist zweifellos ausgefeilt, detailliert und kohärent – alles Gütekriterien für Theorien. Solche Gründlichkeit jedoch geht so weit, dass Schmitt über ein Dutzend „heuristische Interpretationshilfen“ zur Verfügung stellt, die ganz genau vorgeben, auf was im Einzelnen zu achten ist – ob das die hervorhebende und ausblendende Funktion von Metaphern ist, der Vergleich metaphorischer Konzepte, ihr Fehlen, ihre Prognosefähigkeit, ihr Anzeigen von Veränderung in Kultur und Interaktion, ihre Bewertungsfunktion usw. Sollte man sein Schema(-F) in allen Feinheiten beachten, gleich das fast schon mechanischen Abhandlung, die wenig Raum für (methodologische) Kreativität lässt. Etwas pointierter formuliert: Mit Schmitts Entwurf wird die Metaphernanalyse – aus Angst vor Überinterpretationen – gleichsam totsystematisiert. Derlei Schwierigkeiten möchte ich nun in meiner Zusammenfassung der soziologischen Methoden zur Ratgeberanalyse aufzeigen. In der Summe sollen sie verdeutlichen, was ich mir davon erhoffe, einen eigenen Ansatz zur Interpretation von Ratgebern vorzuschlagen, auch wenn dieser experimentell und im Sinne einer ersten Skizze wenig ausgearbeitet bleiben muss. Für diese Skizze jedoch, die ich im nächsten Abschnitt entwickeln möchte, ist es aber wichtig, vor allem die Verwendungsmöglichkeiten der bisher diskutierten Methoden anzuführen. Die folgende Zusammenfassung soll beides leisten: Kritikpunkte hervorheben wie auch Anschlüsse aufzeigen.

5.3.5 Kritische Zusammenfassung

Obwohl ich sie nicht besprochen habe, darf nicht unterschlagen werden, dass es viele Studien von Ratgeberliteratur gibt, die sich keiner klaren Methodologie verpflichtet fühlen (Miller und McHoul 1998, Schindler Zimmerman, Haddock, und McGeorge 2001, Schindler Zimmerman, Holm, und Haddock 2001, Collingsworth 2014, Boynton 2003, Blackman 2008, 2004, Woolsey Biggart 1983, Woodstock 2007, Redden 2002, Jones 2008, Hendriks 2012a, 2016, 2017, Knudson 2013, Heimerdinger 2008, Helmstetter 2014, Niehaus und Peeters 2014a). Der größte Teil dieser Untersuchungen kommt aus den Cultural Studies bzw. Kulturwissenschaften und legt, wo es nicht – ausnahmsweise – um Berufsratgeber geht, meist einen Schwerpunkt auf Geschlechterverhältnisse. Obwohl ich einige davon thematisch aufgreifen werde, bleibt ihre methodologische Innovationsfähigkeit gering. Die vorliegende Untersuchung will genau zu dieser beitragen. Wie der methodologische Mehrwert im Einzelnen aussehen kann, muss indes stets gegenüber den bereits

bestehenden Rahmenwerken abgemessen werden, die, wie oben gezeigt, schon sehr ausdifferenziert sind. Meine Methodenskizze der Soziologischen Rhetorik kann also nicht bei null anfangen. Sie muss ausweisen, welche Vorannahmen sie von dort übernimmt, an welche Begriffe sie anschließt und welche Verfahrensweisen sie ebenfalls benutzt. Erst wenn diese Anleihen offengelegt wurden, ist es sinnvoll, Kritikpunkte zu formulieren, die in das je eigene Entwerfen überleiten.

Wie die CDA und WDA auch wird der empirische Teil dieser Arbeit hermeneutisch vorgehen. Das Material in irgendwelche Variablensysteme zu überführen – sofern das überhaupt möglich ist –, ergibt keinen Sinn, weil es um Sinn geht. LeserInnen der vorliegenden Arbeit werden sich darauf einstellen und ggf. damit abfinden müssen, dass jedes Verstehen zweiter Ordnung, also die Dopplung der Hermeneutik, keine letzten Wahrheiten liefert, die man wie eine „fertige Münze einstreichen“ (Hegel) könnte. Zwar können sie kohärent, plausibel und nachvollziehbar sein. Genauso gut jedoch sind die Deutungen unabgeschlossen, spekulativ und werden sicher auch dazu einladen, gelegentlich nicht mit ihnen einverstanden zu sein.

Alle Interpretationsarbeit bezieht sich, weil es um Bücher und nur um Bücher geht, auf die Ebene der Semantik, also der Bedeutungen. Man sollte sich davon aber nicht täuschen lassen. Wie die Diskursanalyse im Anschluss an Wittgenstein, Austin und Foucault, sowie die Metaphernanalyse im Anschluss an Lakoff und Johnson ganz überdeutlich gemacht haben, ist die Sprache eine soziale Praxis, die die Welt zugleich erschließt und erzeugt. Weder kann man ohne sie denken, noch ohne sie fühlen, noch ohne sie handeln. Sowohl der Diskurs- wie der Metaphernbegriff sind auf diese Einsicht gegründet und berücksichtigen sie systematisch. Dadurch mag der Hiatus zwischen Diskurs und Praxis nicht übersprungen sein, doch zumindest erschließt man so – insbesondere mit dem Genre der Ratgeber – eine normative Dimension, die Handlungsmodelle, Gefühlsregeln und (idealisierte) Kognitionsschemata präfiguriert und für Akteure verbindlich zu machen sucht.

Gerade weil das Wissen der Ratgeber nicht in einem luftleeren Raum schwebt, sondern rückgebunden ist an ideologische Makroformationen wie den Neoliberalismus und die Psychotherapie, enthält es ein Machtmoment, das nicht vergessen werden darf. Zwar muss man deswegen noch kein Bekenntnis ablegen, wie es z.B. die CDA verlangt. Doch der Anschluss von Semantik an institutionelle Gemengelagen, mit denen sie in einem Interdependenzverhältnis steht, ist eine Lehre der Diskursanalyse, die zur theoretischen Reflexion jedes Interpretens dazugehören muss.

Die Gemeinsamkeiten zwischen der vorliegenden Arbeit und den Ansätzen von CDA und WDA sind groß. Auch mein Sampling ist theoretisch, d.h. durch die Fragestellung der Arbeit ‚voreingenommen‘ und nicht, wie quantitativen Verfahren üblich, randomisiert. Der Korpus ist nicht geschlossen, sondern offen und bevorzugt tendenziell „typische Texten“. Offenheit bedeutet hier die Möglichkeit, Nachträge vorzunehmen und zwischen Korpus und Fragestellung eine Art Dialog herzustellen. In der Sprache der WDA würde dies heißen, dass eine flexible Handhabung der Grenze zwischen Groß- und Kleinkorpus gewährleistet ist, in der Bücher vom aufmerksamkeitsstechnischen Zentrum in die Peripherie wandern können und vice versa.

Was das generelle Verfahren angeht, weicht die vorliegende Untersuchung von der CDA und WDA ab bzw. modifiziert es gemäß den eigenen Bedürfnissen. Zwar steht bzw. stand hier – bereits in der Einleitung – auch die Fragestellung an erster Stelle. Doch diese habe ich dann in einem historischen Teil hergeleitet, der das Erkenntnisinteresse in zwei großen Linien von Makrotrends verortet hat und dabei eine stark zeitdiagnostische These verfolgte. Im nächsten Schritt noch einmal zugespitzt, stand das Phänomen der Ratgeber selbst im Mittelpunkt, ihre Kulturen, ihr Wissen, ihre Kritik und Apologie. Nach dieser Methodendiskussion wird dann die Materialanalyse folgen. – All das erinnert nur entfernt an die von CDA und WDA vorgezeichneten Forschungsverläufe. Trotzdem folgt mein Eklektizismus, wie die bereits angesprochenen Gemeinsamkeiten veranschaulichen, nicht nur vom Rahmen her den Referenzmethodologien. Was ich aus ihnen nehmen möchte, ist nehmen den theoretischen Prämissen und einigen Vorgehensweisen auch einige ihrer Analyseeinheiten.

Schon oben aus den Rezeptionsstudien (5.2.1) habe ich begonnen Elemente herauszuarbeiten, die dort zwar methodisch wenig oder keinen Platz einnehmen, für mich aber umso bedeutsamer sind: Anekdoten, Situationen und Strategien. Sie alle leisten einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur persuasiven Kraft von Ratgeberliteratur. Was allerdings fehlt, ist eine methodologische Rahmung, die sie operationalisierbar werden lässt. Anekdoten tauchen in Ratgeberliteratur als verschiedene Arten von Geschichten auf, die, wie einige, gleich zu besprechende Studien hervorgehoben haben, verschiedenen Zwecken dienen, die eng mit Emotionen und Emotionserwartungen verflochten sind. Rhetorisch gesehen, lassen sich Anekdoten außerdem als *Exempla* fassen. Auch wenn es weit schwieriger werden wird, die dort vorhandenen Situationsbeschreibungen und Handlungsstrategien mit den Mitteln einer soziologisch zugestellten Rhetorik greifbar werden zu lassen, werde ich auf dies im nächsten Abschnitt versuchen. Auch hierbei soll der

Fokus auf den Emotionen als Grundthema erhalten bleiben, sofern Ratgeber Rezepte für deren Management bereitstellen.

CDA, WDA und auch die Metaphernanalyse sollen behilflich sein, indem sie Analyseeinheiten mitkonturieren, um all dies aus den Ratgebern abzuschöpfen. Ihre Beiträge fallen hierbei jedoch unterschiedlich aus. In der CDA-Liste zur ‚unit of analysis‘ tauchen bspw. „argumentative Strategien“ auf, die sich sowohl auf die des Autors wie auf seine Empfehlungen beziehen können. Im letzteren Fall ließen sich so die Plädoyers erfassen, die RatgeberautorInnen für die Definition einer Situation und die dazugehörige Lösung empfehlen, und bei „Eigenheit der Wissensquellen“ auf Erfahrungsgehalte, mit denen sie aufwarten, um ihre Rezipienten zur Anwendung zu ermutigen oder sogar ermahnen. Erklärungen der Situationsdefinition müssten über Deutungsschemata laufen, die ihrerseits *als Ganzes* jedoch recht elusiv sind und lediglich über „Interpretationsrepertoires“ erreichbar scheinen. Zwar ist genau das „Repertoire“ das, was mich interessiert. Nichtsdestotrotz ist der Mehrwert zweier anderer Begriffe, die die WDA vorschlägt, noch besser für meine Zwecke geeignet: einmal jener der „Klassifikation“ und zum anderen jener der „narrativen Struktur“. Obwohl letzterer in der WDA stark unterentwickelt ist und insbesondere für mein Vorhaben – im nächsten Teil (5.3.2) – spezifiziert werden muss, kann der Klassifikationsbegriff im Sinne der *Yale School of Cultural Sociology* (Alexander und Smith 2003) schlicht als *Unterscheidung* reinterpreted werden. Sicher lassen sich nicht alle Klassifikationen auf Dichotome herunterbrechen, doch ist die Bifurkation die basalste aller Klassifikationen. Was die Metapherntheorie bzw. die systematische Metaphernanalyse zu bieten hat, dürfte offensichtlich sein: Metaphern. Wie bereits verdeutlicht, sind Metaphern hier allerdings keine ornamentalen Kunstmittel, wie die Philosophietradition seit Aristoteles es nahelegen würde, sondern „ways of worldmaking“ (Goodman), die intim mit unseren Denk-, Fühl- und Handlungsweisen verkoppelt sind. Um das angemessen erfassen zu können, so legt die kognitive Linguistik nahe, muss zwischen abgeleiteten metaphorischen Wendungen und metaphorischen Konzepten unterschieden werden. Wenn die Ableitungen in unendlichen Variationen vorliegen, lassen sie sich dennoch auf eine finite Zahl von Konzepten eindampfen. Erst auf der Abstraktionshöhe letzterer, lässt sich – und das kann man von Mikki McGee lernen – für die Ratgeber ein analytischer Mehrwert abschöpfen.

So ergiebig alle drei Theorie-Methoden-Programme auch sein mögen, haben sie auch Schwach- und Leerstellen, die m.E. einen alternativen Vorschlag rechtfertigen. Eine davon – namentlich die Engmaschigkeit der systematischen Metaphernanalyse nach Schmitt – hatte ich am Ende des letzten Abschnitts (5.2.4) bereits erwähnt. Diese lässt sich aber nicht

nur an den korsetthaften Interpretations„hilfen“ von Schmitt festmachen, sondern auch an der Zeit, die die Analyse in Anspruch nimmt. „Für eine gründliche Analyse von zehn Seiten Standardtext sind nach bisherigen Analyseerfahrungen für eine(n) leidlich geübte(n) AuswerterIn drei Tage Arbeitszeit zu veranschlagen“ (Schmitt 2017, 469). Wenn mein Kleinkorpus nur circa fünfzehn Bücher á circa 300 Seiten umfasst, würde eine „gründliche“ Erfassung der Metaphern allein – zu der die Methode qua „Subsumtionszwang“ (s.o.) verpflichtet – fast vier Jahre dauern. Es mag kein genereller Einwand sein, da es ja auch Untersuchungen mit viel kleineren Korpora gibt. Für die vorliegende Untersuchung aber ist es aber allein forschungspragmatisch nicht möglich, die Metaphernanalyse als systematische durchzuführen. Und das ist auch gar nicht so entscheidend, wenn man Schmitts hauptsächliche Problematisierung von ‚wilden‘ Metaphernanalysen ansieht: die Überinterpretation einzelner Metaphern. Seine Strategie, diese zu vermeiden – nämlich *alle* Metaphorisierungen zu erfassen –, ist nicht die einzig mögliche. Eine weitere Option besteht als Triangulation mit anderen Textelementen.

Jan Kruse und zwei seiner Kollegen bspw. haben ihre Variante der Metaphernanalyse durch „Erzählfiguren“ ergänzt. Darunter verstehen sie „wiederkehrende Figuren des Aufbaus und der Organisation der Rede; Performanz, Stilfiguren, Plots, die Architektur und Dynamik von Erzählpassagen, die Gesamtgestalt von Erzählungen etc.“ (Kruse, Biesel, und Schmieder 2011, 53). Sie stellen nach diesem Entwurf „eine sehr wichtige und *eigene* Informationsebene im Analyseprozess dar“ (ebd., 54; meine Hervorheb.). Dies muss nicht heißen, dass sich beide Zugänge gegenseitig ausschließen. Schmitt selbst hat ja „exemplarischen Narrationen, die eine Metapher entfalten“ (Schmitt 2017, 477) einen ganzen Unterabschnitt gewidmet, in denen er Allegorien (!) als „ausgebaute‘ Metaphern“ klassifiziert, die in der älteren rhetorischen Tradition auch *Exempla* heißen. In solchen „szenischen Narrationen“ sieht er, wie gesagt, Allegorien, die letztlich wieder (ausgebaute‘) Metaphern sind. An Schmitts diesbezüglicher Position werden zwei systematische Probleme sichtbar. Erstens reduziert er alle Figurationen, für die die rhetorische Tradition so viel Feingefühl hatte, auf Metaphern. Sämtliche Nuancen werden der unipolaren Operationalisierung des Systemzwangs geopfert und im Metaphernbegriff aufgelöst. Zweitens sind bei Schmitt – anders als bei Kruse – Narrationen keine eigenständige Analyseebene. Entweder „entfalten“ sie metaphorische Konzepte oder bleiben für die Metaphernanalyse eigentlich unwichtiges Beiwerk, dem keine methodologische Tragfähigkeit zuzutrauen ist. Mag sie auch für die Metaphernanalyse als Theorieprogramm konsistent sein, verspielt diese Entscheidung gerade für das Phänomen der Ratgeberliteratur viel methodische Variationsfähigkeit.

An der systematischen Metaphernanalyse, wie Schmitt sie entwirft, finden sich also folgende Kritikpunkte: Sie gibt ein allzu enges Korsett vor, dass den Interpretationsprozess anhand von „Interpretationshilfen“ bis ins Details ‚mikromanagen‘ möchte; durch den „Subsumptionszwang“ fordert sie eine enorme Kleinteiligkeit, die für größere Textkorpora forschungspragmatisch kaum leistbar ist; anders als andere Varianten werden Narrationen nicht in ihrer Eigenständigkeit miteinbezogen und allenfalls als ‚entfaltete metaphorische Konzepte‘ einbezogen. Die Diversität sprachlicher Figuration wird zugunsten der Metapher als „Mastertrope“ vollständig glattgebügelt. Weitere Schwach- oder zumindest Leerstellen ließen sich sicher finden und würden – von der soziologischen Warte aus und dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit – wahrscheinlich den Kulturbegriff, sowie das Aufmerksamkeitsdefizit bezüglich der Emotionen betreffen.

Beides – Kultur und Emotion – kommt m.E. ebenso in den diskursanalytischen Zugängen zu kurz. Das möchte ich nun etwas weiter ausführen und so die kritische Zusammenfassung abschließen, um dann meinen eigenen Ansatz zu skizzieren, der beiden Begriffen einen zentraleren Platz zuweist.

Was jedem Kulturosoziologen sofort auffallen muss, ist das bestenfalls uneindeutige Verhältnis, welches sowohl CDA wie WDA zur Kultur pflegen. Zuspitzend könnte man fragen: Wenn Diskurse Bedeutungen erzeugen, „erzeugen“ sie dann auch Kultur?⁷¹ Wenn Diskurse jedoch den Nexus von Wissen und Macht herstellen, orchestrieren und langfristig verwalten, müsste dann Kultur nicht fast schon gleichgesetzt werden mit Ideologie oder zumindest Hegemonie? Gibt es dann überhaupt einen deskriptiven, also genuin sozialwissenschaftlichen Kulturbegriff? Sicher sind solche Fragen nicht ganz fair, da der Kulturbegriff selbst ein ‚essentially contested concept‘ ist und, wie der Diskursbegriff auch, eine lange Karriere hinter sich hat, die ihm bis heute viele, z.T. widersprüchliche Facetten hinzufügt (siehe für Abrisse Koschorke 2012, Perpeet 1976, Hansen 1995, Baecker 2003, Reckwitz 2008). So oder so, was die Diskursanalyse, egal, in welcher Variante, nicht hat, ist ein *starker* Kulturbegriff, der (wenigstens) die „relative Autonomie“ (Alexander und Smith 2003) der Kultur in ihren Rückkopplungseffekten auf soziale (Macht-)Strukturen berücksichtigt und ihren Einfluss auf die Handlungsebene nachzeichnen kann. Die Diskursanalyse will entweder – wenig überraschend – den Begriff der Kultur durch den des Diskurses ersetzen, oder sie, so scheint mir, letztlich zu einem Epiphänomen erklären. Damit ist ein kulturtheoretischer Mittelweg zwischen beiden Positionen, wie ich ihn oben (4.2.2) vorgeschlagen habe, weitestgehend ausgeschlossen. Methodologisch zum Problem

⁷¹ Zumindest, wenn man jene im Sinne von Geertz, als selbstgesponnenes Netz von Bedeutungen, verstehen würde (Geertz 2000 [1973]).

wird dies dann, wenn man die Handlungsstrategien für Akteure, wie sie Ratgeber entwickeln, als Form praktischen Wissens ernst nehmen und die dort präsentierte Subjektivität nicht zu einem bloßen Diskurseffekt degradieren und so eigentlich ausradieren möchte.

Eine zweite Lücke, mit der Diskursanalyse zu kämpfen hat, scheint das Defizit in Bezug auf Emotionen und Affekt. Natürlich ist es jederzeit möglich, eine WDA z.B. von Gefühlsregeln und -wissen anzufertigen, oder eine CDA von Politiken der Angst als ideologisches Kontrollinstrument. Nichtsdestotrotz bleiben Emotionen als Element des Theorieapparats oft abwesend. Dies ist aber, wie z.B. das Anwendungsbeispiel von Cullen zeigt, dringend notwendig. Was Keller an der Diskursanalyse von Foucault kritisierte, nämlich das Fehlen des „menschlichen Faktors“, ist nicht zu haben ohne Emotionen. Die ganze Frage der Sozialisation bzw. der Subjektivierung ist ohne – theoretisch gesättigte und methodologisch operationalisierbare – Referenz auf Emotionen ebenfalls unbeantwortbar. Um es pointiert auszudrücken: Menschen deuten, planen, wünschen, feiern, spielen, schenken, tauschen, lernen, lehren, verhandeln und verstehen niemals ohne ihre Gefühle (Damasio 1994, Stets und Turner 2006, Barbalet 2001, Goldie 2012, Nussbaum 2001). Für die Ratgeberanalyse, wie ich sie hier anpeile, ist das vor allem vor dem Hintergrund der in Kapitel 2 und 3 historisch hergeleiteten Fragestellung ein methodologisches Problem. Emotionen müssen aber – gerade in Anbetracht ihrer Verflechtung mit ökonomischen Makrostrukturen und ihrer symbolvermittelten Kodifizierung – aus dem Material herausschälbar sein. Wie nicht zuletzt die beiden Beispiele oben recht deutlich machen konnten, bietet die Diskursanalyse hierfür kaum auf das Phänomen geeichte Instrumente. Zwar rechtfertigt sich dieser Mangel durch die notwendige Allgemeinheit der Begriffe. Gleichzeitig legitimiert ebendies den Vorschlag von anderen Parametern der Operationalisierung, die sensibler für das Problem der Emotionen und, genauer noch, des Emotionsmanagements sind.

Eine letzte Schwierigkeit der Diskursanalyse betrifft Narrative. Bezeichnenderweise erscheinen sie in der kritischen Variante (CDA) überhaupt nicht als eigenständige Kategorie. Zwar mag man sie unter Faircloughs Rubrik der textuellen Praktiken einordnen können, aber auftauchen tun sie in der Methodendiskussion deswegen noch nicht. Das ist in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse anders. In ihrer Besprechung hatte ich bereits erwähnt, dass Keller den Begriff durchaus in seinem Begriffsarsenal aufführt. „Als Erzählstrukturen, story lines, plots, scripts bzw. narrative Strukturen können diejenigen strukturierenden Momente von Aussagen und Diskursen bezeichnet werden, durch die verschiedene Deutungsmuster, Klassifikationen und Dimensionen der Phänomenstruktur (z.B. Akteure, Problemdefinitionen) zueinander in spezifischer Weise in Beziehung gesetzt

werden“ (Keller 2008, 251). Ihre Hauptfunktion besteht für Kellers WDA in der Verknüpfung – von Wissensbeständen, Ereignissen, Diskurssträngen, Proponenten etc. Sie stiften Kohärenz, behaupten Kausalität und konstruieren Dramaturgien. Außerdem haben „Beleg- oder Beweisgeschichten“ (ebd., 252) einen illustrierenden, wenn nicht persuasiven Charakter. – All diese Bemerkungen von Keller sind natürlich keineswegs falsch, aber sie kratzen, angesichts der massiven Karriere, den der Narrativbegriff in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, lediglich an der Oberfläche (Hühn et al. 2009, Herman und Vervaeck 2005, Martínez und Scheffel 1999). Für die WDA ist das Narrativ nur ein Term unter vielen, was innerhalb ihres Programms ja auch Sinn macht. Nichtsdestoweniger hat in den letzten Jahren die empirische Sozialforschung dieses Feld immer mehr erschlossen und soziologisch nutzbar gemacht (Clandinin 2007, Mitchell und Egudo 2003, Polletta et al. 2011). Angesichts dieser Bemühungen wirken Kellers sehr sporadisch ausfallende Notizen kläglich dünn. Wie ich gleich zeigen werde, haben verschiedene Untersuchungen zur Ratgeberliteratur das Erzählen in ihren methodologischen Fokus gerückt, um aus solchen innovationsversprechenden Ansätzen Vorteile zu ziehen.

Aufsummierend sind es also diese drei Probleme in der Diskursanalyse: der „Mangel an Kultur“ im Sinne eines nicht-reduktionistischen Umgangs mit jener; die Tendenz zum thematischen, auf jeden Fall aber methodologischen Ausblendens von Emotionen; und schließlich die fehlende Nutzbarmachung von Narrativen bzw. deren Beachtung ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihrer Diskursfunktionen. Vor diesem Hintergrund möchte ich nun einen Alternativvorschlag dazu machen, wie Ratgeberliteratur sich methodisch bearbeiten lässt. Ich nenne meinen Ansatz „Soziologische Rhetorik“.

5.4 Soziologische Rhetorik

Angesichts der „Geringschätzung der Rhetorik“ (Knoblauch 2000, 651) mag viele LeserInnen überraschen oder sogar irritieren, wie die Überschrift hier lautet. Dies umso mehr, weil Rhetorik auch im Alltagssprachlichen einen schalen Beigeschmack hat. Jener ist leicht an der pejorativen Phrase erkennbar, etwas sei „bloß rhetorisch“ – versuche also, einen Schein zu erwecken, oft genug in manipulativer Absicht. Selbst wenn man bereit ist, über dieses Ressentiment mit dem Hinweis auf das reinheitsbesessene Rationalitätspostulat der Kritiker des 18. Jahrhunderts hinwegzusehen, bleibt die Frage: Was hat Soziologie mit Rhetorik zu schaffen? Und wie sollte man sich gar eine „soziologische Rhetorik“ vorstellen?

Eine erste, weil naheliegende Assoziation, das Stichwort möge etwas mit Sozialtechnologie zu tun haben, darf getrost verworfen werden. Genauso wie die zweite, es handle sich dabei um eine Selbstreflexion über wissenschaftlichen Jargon. Keines von beiden trifft zu, da beide von einem Verständnis der Rhetorik ausgehen, das antiquiert bzw. als „klassisch“ zu bezeichnen wäre. Worum es mir hier geht, ist eine „postklassische“ Variante der Rhetorik, die nur noch wenig zu tun hat mit einer Anleitung zum Schreiben von Reden. Denn spätestens ab den 1960er Jahren, die eine Renaissance der Rhetorik brachten, wurde die Tradition unter ganz anderen Vorzeichen „wiederbelebt“ (Walter Jens). Genau an diese wieder- oder besser neubelebte Fassung möchte ich anknüpfen. Der erste Punkt dieses Abschnitts wird daher darin bestehen, klar zu legen, was genau „postklassische Rhetorik“ ist und wie, innerhalb dieser, Kultur und Rhetorik zusammengedacht werden können. Zwei Schulen sollen dafür Pate stehen: erstens die Tübinger Rhetorik, wie sie heute von Gert Ueding und Joachim Knappe vertreten wird und zweitens das sog. „Rhetoric Culture Project“, welches von Stephen Tyler und Ivo Strecker initiiert wurde.

Mit ihnen lässt sich das erarbeiten, was man eine „postklassische Figurenlehre“ nennen kann. Sie beinhaltet das Kernstück der postklassischen Rhetorik, nämlich eine soziologisierte Tropologie, die ich als Analyserahmen und -raster für die Zergliederung von Ratgeberliteratur benutzen will. Im Zentrum stehen dabei Begriffe wie Situation, Exempel, (nochmals) die Metaphern, Narrative und soziale Tropen. Eine große Stärke dieser Terme ist, dass sie alle sind tief verbunden sind mit den Themen der Kultur und der Emotionen und sich daher hervorragend zu deren Aufschlüsselung eignen.

Wenn das Ziel ein Analyseraster ist, mit dem sich Ratgeberliteratur erfassen lassen soll, müssen einige einschlägige Einzelstudien berücksichtigt werden, die ich bisher aufgespart habe, erstens weil sie zu keiner der bisher vorstellten Methoden so richtig passen wollten,

zweitens aber – und das ist noch wichtiger –, weil sie die Rhetorik von Ratgebern beschreiben und insofern entscheidende Hinweise für die Operationalisierung geben.

Am Schluss soll eine Liste von operationalisierbaren Begriffen stehen. Jene können dann mit den Themen der Untersuchung, die sich aus der Fragestellung ergeben haben, kreuztabelliert werden. So lässt sich dann erwähntes Analyseraster entfaltet, welches man für die Durchmusterung des Korpus anlegen kann (vgl. 6.1.2).

5.4.1 Analysieren statt Produzieren, Rhetorik als Kultur

Außer der Rhetorik kann nur die Philosophie auf eine dermaßen weit zurückreichende Ahnentafel verweisen (Knappe 2000, Kramer 2007, Kennedy 2015, Kalivoda et al. 2007). Seit der griechischen Sophistik im 5. vorchristlichen Jahrhundert schwelt ihr Brand in der europäischen wie auch außereuropäischen Kultur (Tordesillas und Winter-Froemel 2007, Meyer et al. 2007). Durch die unzähligen Wandlungsschritte hinweg hat sie so oft ihre Gestalt gewechselt, dass zeitgenössische Referenzen auf sie manchmal nicht viel mehr zu sein scheinen als eine legitimierende „Nostalgie“ (Bender und Wellbery 1990, 37).

Wir haben es also mit einer schwer überschaubaren Wissensgeschichte zu tun.⁷² In ihr gibt es jedoch *einen* Bruch, der nicht nur das Wesen der Rhetorik verändert hat, sondern sie auch die Anschlussfähigkeit an soziologische Methodendiskussionen allererst ermöglicht.

Über sehr lange Zeit hinweg war die Rhetorik (falls es so etwas überhaupt gibt und sich hinter dem Kollektivsingular nicht eine Hydra verbirgt) stark auf zwei Pole fixiert: den Redner und seine Rede. Quintilians zwölfbändiges opus magnum *Ausbildung des Redners* (orig. *Institutionis Oratoriae*) z.B. war eine Art Pädagogik zur Schulung für künftige Anwälte und enthielt gleichzeitig eine systematische Aufarbeitung (besonders: griechischer) Autoren, wie man Reden schreibt, sie aufbaut, ausschmückt, memoriert, vorträgt usw. Vom ersten Aspekt ist heute, da Schulen sie nicht mehr unterrichten, kaum etwas übriggeblieben – es sei denn, man liest Rhetorikratgeber oder besucht einschlägige Workshops. Der zweite Aspekt allerdings, die Rede, hat z.B. in der Tübinger Schule immer noch einen festen Platz.⁷³ Als Wissenschaft geht es ihr, wenn man Ueding folgt, darum, „die Möglichkeiten zu

⁷² Historiographien (Ueding 2009, Ueding und Steinbrink 2011) schlagen oft weite Bögen von Protagoras' und Platons antiken Griechenland, aus welchem auch die erste Systematisierung des Aristoteles stammt, ins erste vorchristliche Jahrhundert zu Cicero, zum ersten Rhetorikprofessor nach Rom; von dort aus geht es häufig ins Mittelalter zu Notker Teutonicus (ca. 950-1022) und Friedrich Riederer (ca. 1450-1510), weiter in Paris mit Petrus Ramus (1515-1572), zur beredsam rhetorikkritischen Aufklärung nach Deutschland, wo Gottsched Anfang des 18. Jahrhunderts sein System entwarf; enden tun solche Überblicke dann meist im 20. Jahrhundert bei Denkern wie dem Belgier Chaïm Perelman oder Stephen Toulmin, die die Rhetorik philosophisch re-nobilitierten.

⁷³ Die Tübinger Schule heißt so, weil in Tübingen der einzig verbliebene deutsche Lehrstuhl für Rhetorik steht. Während der Nachkriegszeit wird an der Universität Tübingen ein Lehrstuhl für Klassische Philologie und

erforschen und die Mittel bereitzustellen, die nötig sind, die subjektive Überzeugung einer Sache allgemein zu machen“ (Ueding und Steinbrink 2011, 1). Was hier anklingt, kann man praktisch lesen, also im Sinne eines normativen Anwendungsbezugs wie die Kunst des Redens am besten zu betreiben sei. Doch obwohl bis in unsere Zeit solche Ziele als wissenschaftliche erhalten geblieben sind, führen sie eine Nischenexistenz, die kaum mehr als historisch interessiert.⁷⁴ Sie wäre wohl tot geblieben, wenn der einzige Zweck der Rhetorik das Redenschreiben, die Produktion persuasiver Kommunikation, geblieben wäre. Aber dem ist – seit den 1960er Jahren – nicht mehr so:

Wenn auch das System [der Rhetorik] im Verlauf von zweieinhalb Tausend Jahren häufig unvollständig war und immer neue Abwandlungen erfahren hat, so ist doch seine primäre Funktion stets die gleiche geblieben, nämlich Texte nach Regeln der Kunst zu produzieren. Die moderne wissenschaftliche Rhetorik ist hingegen eine andere, man möchte sagen: die Umkehrung dieses Verfahrens. *Nicht Herstellung, sondern Analyse von Texten ist die primäre Intention der wissenschaftlichen Rhetorik.* (Plett 2000, 13; meine Hervorheb.)

Genau hier liegt also die primäre Bedeutung von „Postklassik“ in der Rhetorik. Ihre Intention ist – als wissenschaftliche – das Verständnis von Wirklichkeit, nicht deren Veränderung. Dieser Umschwung begann mit den philosophischen Reformulierungen durch Stephen Toulmin (2003 [1958]) und Chaïm Perelman und Olbrechts-Tyteca (1969 [1958]). Sie haben die ganz wesentlich dafür gesorgt, dass die Blickrichtung umgekehrt werden konnte und die Rhetorik als analytische Linse z.B. dafür zu schärfen, wie Akteure (oder Texte) persuasiv wirken (möchten). Das „Frageinteresse zielt [nun] auf die

allgemeine Rhetorik eingerichtet, auf den 1963 Walter Jens (1923-2013) berufen wurde. Als ehemaliges Mitglied der „Gruppe 47“, Schriftsteller, Friedensaktivist und Gelehrter verstand er die Rhetorik als „gesellschaftlich wirksame Kraft in der demokratischen Gesellschaft mit moralischem Anspruch“ (Guhr und Knappe 2008, 471) und führte bis 1988 das in den 70ern zum einzigen deutschen Rhetorikinstitut ausgebaute Seminar. Ihm folgen später Josef Kopperschmidt und Gert Ueding – der Herausgeber des zwölfbändigen Monumentalwerkes *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* – nach. Während Kopperschmidt die Rhetorik nah an die Argumentationstheorie mit Schwerpunkt Persuasion heranführte (Kopperschmidt 1973, Kopperschmidt 1989, Kopperschmidt 2000), ist Ueding eher an einer fächerübergreifenden Bildungsrhetorik interessiert, deren Konzeption stark universalistisch angelegt ist und menschliche Kommunikationsformen ganz allgemein beschreiben will (Ueding 2009, Ueding und Steinbrink 2011). Joachim Knappe, der aktuell die Professur hält, hat sich speziell auf Medien- und Bildrhetorik eingeschossen und verfolgt allgemein ein breites theoretisches Interesse (Knappe 2000, 2005, 2013, Knappe und Grüner 2007). Er möchte der Rhetorik einen fundierten Unterbau verschaffen, um sie im Feld der anderen, an Kommunikation interessierten Disziplinen bestandsfähig zu machen. Alle Vertreter der Tübinger Rhetorik betätigen sich praktisch in verschiedenen Arenen der Öffentlichkeit, sei es politisch, künstlerisch oder generell als Kommentatoren zum Zeitgeschehen.

⁷⁴ Kein Zufall also, dass in der Tübinger Schule trotz einer Vielzahl an unterschiedlichen Projekten der historische Forschungszweig dominiert (Ueding und Steinbrink 2011, 198).

Rekonstruktion der multifaktoriellen Bedingungen überzeugungskräftiger Rede sowie auf die Klärung der soziokommunikativen Funktionen, die eine um Zustimmung werbende Rede in Abhängigkeit von der jeweiligen Gesellschaftsformation pragmatisch spielt und in entsprechend differenzierten Redeformen implementiert“ (Kopperschmidt 2008, 147; meine Hervorheb.). Sofort wird deutlich, dass man sich mit dieser neuen Ausrichtung nicht mehr auf dem Terrain des verstaubt Klassischen befindet. Wie Kopperschmidt, der zur älteren Riege der Tübinger Schule gehört, betont, können die soziokommunikativen Funktionen der Persuasion niemals ohne den gesellschaftlichen Kontext erfasst werden, in denen die jeweilige Kommunikation stattfindet (Kopperschmidt 1973). Jede Rede, – oder, wie man mit einem erweiterten Verständnis wird sagen müssen: jeder Text – ist, trotz aller Partikularität, eingebunden in ein diskursives Netz kultureller Bedeutungen. Soll Persuasion sowohl im Alltag wie auch bei formell-ritualisierten Anlässen gelingen, muss dieses Netz vom Text bespielt werden.

Genau diese Alltäglichkeit der Rhetorik ist eine der zentralen Einsichten von Stephen Tyler, Ivo Strecker und ihres *Rhetoric Culture Project* (RCP).⁷⁵ Im Zentrum steht dort die Annahme, dass die Fähigkeit und der Versuch andere zu überzeugen, Teil der Sozialisation einer jeden Person und ebenso Teil des ganz normalen Alltagslebens ist. All das, was die Rhetorik als Lehre, angefangen bei Protagoras, an Überzeugungsmitteln gesammelt und systematisiert hat, ist letztlich nur ein Destillat dessen, was im sozialen Verkehr immer schon passiert. Dort findet man das, was Peter Oesterreich „wilde Rhetorik“ nennt:

The “wild” rhetoric of the realm of everyday life, which is not limited to the standard situations of classical judicial, counseling, and praise speeches, does not, however, conform to such dispositional forms of speech art. Its inartificial forms are not the result of conscious, long-term planning but of an intuitive sense of situational suitability and

⁷⁵ Anders als die Tübinger, welche die Rhetorik ins eigene Recht setzten möchten, versuchen Stephen Tyler, Ivo Strecker und Kollegen seit Ende der 1990er Jahre eine Mischung von Rhetorik und Anthropologie. In einer Reihe von Konferenzen, die u.a. in Kooperation mit der Universität Mainz und der DFG veranstaltet wurden, suchten sie einen Anschluss an die in der angelsächsischen Ethnologie heiß geführte „Writing Culture“-Debatte (Clifford 1986), welche sich mithin um die Textstrategien und Darstellungsformen der Ethnographie drehte. Im Zentrum von Streckers und Tylers Überlegungen befindet sich die Doppelfigur der „Rhetorik der Kultur“ und der „Kultur der Rhetorik“. Bis heute sind viele Einzelstudien aus dem *Rhetoric Culture Project* hervorgegangen, die sich detailliert mit Teilproblemen wie dem Begriff der Emergenz (Meyer und Girke 2011), der Sprache der Ökonomie (Gudeman 2009) und neuestens der Katastrophenstimmung der Gegenwart (Hariman und Cintron 2015) befassen. Im ersten Band ihrer Reihe *Culture & Rhetoric* haben Ivo Strecker, Stephen Tyler und die anderen Beiträger des Sammelbandes das theoretische Programm des *Rhetoric Culture Project* (RCP) grundgelegt. Wenn auch in großer Heterogenität, finden sich dort einige der wichtigsten Prämissen, denen sich die späteren, eher empirisch ausgerichteten Arbeiten orientiert haben. Mir soll der Band daher als Ausgangspunkt dienen.

appropriateness. In the light of classical rhetoric, everyday-life rhetoric may appear ad hoc, haphazard, and incomplete; but if one looks closely, one also finds an ability to order and put forward arguments, generate narratives, use enthymematic confutation, magnifications and minimizations, and to pronounce ethical value judgments. In short, to produce everything that makes up the symbolic order we call “culture”. (Oesterreich 2012, 54)

Nicht von der Hand zu weisen mag die Sichtbarkeit in speziellen Kontexten wie dem Gericht, der Wahlkampfveranstaltung oder heutzutage der Werbung sein. Doch, wie Oesterreich betont, sind das alles lediglich die Kristallisationspunkte, wo der Persuasionsaufwand professionalisiert wurde (Cialdini 2007 [1984], Perloff 2010).

Rhetorisches Handeln ist zuallererst ein Alltagsphänomen. Dort wird mit kulturellen Bedeutungen hantiert und sie werden – im Zuge dessen – dort auch produziert. Kulturelle Bedeutungen gewinnen überall dort an Salienz, wo Akteure – auch kollektive – erzählen, proklamieren, erfragen, widersprechen, oder lehren. Kultur gewichtet, bewertet und stellt jene symbolischen Ressourcen zur Verfügung, mit denen wir bitten, verlangen, werben, flehen, raten, befehlen, oder verführen. Sie sagt uns, wie wir glorifizieren, amüsieren, ablenken und anderen eine Freude machen können. Weil alle Aktivitäten mit Kultur umgehen müssen, durch diese geleitet, informiert, standardisiert und/oder bewertet werden, ist es eigentlich egal, ob sie – wie die eben aufgezählten – sich unter die alte Trias von *docere*, *movere* und *delectare* subsumieren lassen. Glaubt man dem RCP, gibt es keine soziale Praktik mit einem Nullwert an Rhetorizität (Rumsey 2012, Bender und Wellbery 1990).

Die von Oesterreich aufgezählten Mittel – Bilden von Argumenten, Erzählen von Geschichten, Widerlegungen, das Herunterspielen oder Betonen von Sachverhalten, Moralisierungen, etc. – sind alle Teile der Handlungsstrategien von Akteuren, wie Swilder (vgl. 4.2.2) sie verstanden hat. “Rhetoric, construed as an art (*technê*) of persuasion, is in essence a form of agency theory” (Wiseman 2012, 85). Dass mit der Rhetorik als Lehre und als Kunst verbundene Wissen ist immer ein praktisches, ein halbwegs technisches, und somit bemüht, den Rezipienten etwas beizubringen – eine Kompetenz im besten Fall, die ihnen erlauben wird, schwierige Situationen zu meistern und dort die eigenen Ziele zu erreichen. Gerade deshalb verweist ein anderer Kommentator auf Pierre Bourdieus Theorie der Praxis (Bourdieu et al. 2004) und hebt hervor: „Rhetoric is more than the art of composing speeches [...], [it] includes a large array of social practices, all of which involve

rhetoric as „practical mastery” (Bartoli 2012, 77). Weil damit Fähigkeiten gelehrt werden, die internalisiert werden müssen, um ihre volle Wirksamkeit zu erreichen (*practical mastery*), kann es nicht bei der Beeinflussung anderer bleiben. “Humans are rhetorical beings who use persuasive speech not only to influence others but also to shape themselves” (Oesterreich 2012, 49).

Solche Beobachtungen schlagen schnell den Bogen hinüber zur Ratgeberliteratur. Denn wie die oben besprochene Forschungsliteratur (vgl. 4.2) nahelegt, fokussieren Ratgeber auf das Selbst, um es zu optimieren bzw. zu transformieren. Das persuasive Selbst verbindet die zwei Arten der Kontrolle, indem es z.B. seine eigenen Emotionen im Sinne eines „deep acting“ instrumentalisiert und so z.B. Glaubwürdigkeit oder Authentizität für andere herstellt. Erleben *von* Emotionen und handlungsmäßige Einwirkung *durch* Emotionen sind miteinander verzahnt (Fiehler 2008, 758). Am Beispiel der Emotionen wird deutlich, dass Akteure in ihrem rhetorischen Handeln nicht nur kulturelle Bedeutungen benutzen, sondern sie schaffen im Zuge dessen auch neue. Nicht ohne Grund nennen die RCP-Vertreter Kenneth Burke als einen ihrer Vordenker, der die Rhetorik zwar auf die Persuasion festnagelte, dabei jedoch ihr den Sinn zuschrieb, Identifikation mittels Symbolen oder Narrativen zu ermöglichen. So sollte die soziale und emotionale Entfernung zwischen den Menschen überwunden werden, indem man ein Gefühl der Einheit und Zugehörigkeit und damit soziale Kohäsion evoziert (Burke 1969 [1950]).

Aus diesem Grund kann die ko-konstitutive Relation zwischen Emotionen, Rhetorik und Kultur *methodologisch* fruchtbar gemacht werden: „While rhetoric can be the instrument with which we can describe and understand culture as the object, culture is also the instrument through which we understand and locate rhetoric” (Strecker und Tyler 2012, 22). Oder, wie es bei einem anderen Kommentator heißt: “As with all the contributors to our common Rhetoric Culture project, ‘social science inquiry’ is understood as investigation into the rhetoric of culture creation and social interaction” (Fernandez 2012, 166).

5.4.2 Postklassische Figurenlehre

Wenn die Rhetorik in ihrer postklassischen Variante einerseits eine Methode der Analyse persuasiven Handelns ist und andererseits dieses Handeln persuasiv wirkt, weil es kulturelle Bedeutungen auf eine bestimmte emotional effektive Weise konstellierte bzw. konstituiert, dann bleibt eine wichtige Frage offen. Wie macht man dieses Handeln *auf einer Textebene*

am besten dingfest? Die Antwort darauf findet sich manifestiert in einem Schlagwort: *Figuren*.

Bleibt man auf der Ebene des Textes, sind sie die maßgebliche „unit of analysis“. Das Problem, welches man sich mit ihr einkauft, ist jedoch eine enorme historische Überfrachtung mit antiken und mittelalterlichen Systematisierungsversuchen – sog. „Tropographen“⁷⁶ –, die ihren Teil zum „Tod“ der Rhetorik im 18. Jahrhundert beigetragen haben. Für die Soziologische Rhetorik führt deswegen kein Weg an einer – wenn auch kurzen – Erwähnung dessen vorbei, was man unter Figuren versteht, wie man sie unterscheidet und welche Rolle sie in der Rhetoriktradition einnehmen. Und obwohl einige Bemerkungen für eine Methodendiskussion kaum mehr als historische Fußnoten sind, wird sich herausstellen, dass dort wichtige Hinweise verborgen liegen. Denn, so wird eine der gleich vorgetragenen Thesen sein, Figuren pflegen schon sehr lange eine überraschend enge Verbindung mit den Emotionen. Mehr noch, sie eignen sich für die Beschreibung von – vertexteten – „feeling rules“.

Nichtsdestotrotz sind Figuren, wenn man sie im allzu klassischen Sinne versteht, nur bedingt für eine *soziologische* Analyse von Ratgeberliteratur brauchbar. Revisionen sind hier dringend notwendig. Zu diesen gehört u.a., dass das *Exemplum* kulturellnarratologisch reinterpretiert werden muss, die Metapher – wie oben (5.2.4) nahegelegt – nicht einfach als Sprachornament missverstanden werden darf, und entlegenere Begriffe wie der der „rhetorischen Situation“ heranzuziehen sind. Geht man diese Schritte und nimmt auf dem Weg jene Studien hinzu, die durchaus schon die Rhetorik der Ratgeber beschrieben haben, lässt sich ein Netz operationalisierbarer Terme spannen. Wird dieses richtig – d.h. unter methodologischer Berücksichtigung von Emotion und Kultur – geknüpft, fallen die Maschen enger aus als bei der Diskursanalyse und weiter als bei der Metaphernanalyse. Die Soziologische Rhetorik kann dann zu einer interessanten, alternativen Interpretationsmatrize werden, mit der sich Ratgeberliteratur erfassen lässt.

Hat man die Rhetorik erst einmal postklassisch umgedreht und vom Produktions- in ein Analyseinstrument verwandelt, kommt ein Begriff in den Blick, der eine lange, wenn nicht die längste Tradition innerhalb der Rhetoriktradition zusammenhält: der des Tropus. Klassisch innerhalb der *elocutio*, der Ausschmückung der Rede, verortet, haben Dutzende von Gelehrten-Generationen Taxonomien entworfen, wie Wort- und Gedankenfiguren am

⁷⁶ Wegen dieser Vielfalt ist klassische Rhetorik voll von diesbezüglichen Taxonomien oder sog. „Tropographen“ (Schirren 2008), die dokumentieren, kanonisieren, klassifizieren und normativ Generierungsregeln explizieren.

effektivsten eingesetzt werden können (Drux 2009, Schirren 2008).⁷⁷ Tropen gelten dabei im klassischen Sinne als eine Form der uneigentlichen Rede, als Deviationen vom normalen, d.h. eigentlichen Sprachgebrauch (Schüttpelz 1996). In der römischen Antike definierte Quintilian Tropen als „eine Redeweise, die von ihrer natürlichen und ursprünglichen Bedeutung auf eine andere übertragen ist, um der Rede zum Schmuck zu dienen“ (zit. nach Drux 2009, 810). Tropen kommen, wie Drux im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik* schreibt, normalerweise „durch die Übertragung von uneigentlichen bzw. Ersetzung von eigentlichen Ausdrücken zustande und sind auf der Bedeutungsebene angesiedelt“ (Drux 2009, 812). Die drei klassischsten Tropen sind die Metapher im Sinne einer Substitution („Achill ist ein Löwe“), welche gleich der Allegorie durch Ähnlichkeit geprägt ist; die Synekdoche („Brot für die Welt!“), welche von der Unterscheidung von Teil und Ganzen bzw. Besonderem und Allgemeinen bzw. Singular und Plural abhängt. Und schließlich, als allgemeinerer Fall der letzteren, die Metonymie („Ein Glas trinken gehen“), welche durch Kontiguität (i.S.v. semantischer Nachbar- oder Verwandtschaft) gekennzeichnet ist. Natürlich gibt es noch viele weitere Tropen wie die Ironie, die Allegorie, die Hyperbole (Über-oder Untertreibung), verschiedene Vergleichstropen wie Homoiosis und Eikon.

Einer der vielen Gründe, warum die Rhetorik im 18. Jahrhundert so sehr an Bedeutung verlor, ist, wie Chaïm Perelman bedauerte, ihr Abmagern auf genau jenen Teilbereich: „Es ging mit der Rhetorik zu Ende, als die Mode, nur noch Figuren zu klassifizieren, die philosophische Bedeutung überlagerte, die das große Reich belebt“ (Perelman 1980, 7). Wenn durch das Schrumpfen die philosophische Signifikanz überlagert wurde, dann ist die soziologische (deswegen?) niemals entdeckt worden. Daher macht es sich die postklassische Rhetorik (auch in ihrer soziologischen Variante, wie ich sie hier vorschlage) zur Aufgabe, diesen Trend zurückzudrehen, welchen Perelman so beschreibt: „Werden Figuren außerhalb ihres Kontextes wie getrocknete Blüten in einem Herbarium dargestellt, dann gerät dadurch die dynamische Rolle der Figuren aus dem Blick: sie werden insgesamt zu Stilfiguren“ (ebd., 8).

Für eine Soziologische Rhetorik müssen Figuren rekontextualisiert werden. Sie dürfen nicht nur stilistisch als Schmuck, sondern sollten als textuelle Praxen betrachtet werden, die

⁷⁷ Figuration ist weiter aufgeteilt in Tropen und Figuren im engeren Sinne. Letztere sind nochmals unterteilt in sog. Wort- oder Ausdrucksfiguren und in sog. Inhalts- oder Gedankenfiguren. Weil erstere wie Alliteration („veni, vidi, vici“ (Cäsar)), Asyndeton („Stehlen, morden, huren, balgen“ (Schiller)), oder Anapher („O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald“ (Eichendorff)) lediglich „textuelle Oberflächenstrukturen“ (Knape 1996, 311) sind, tragen sie nur wenig epistemologisches Gewicht und können als Redeschmuck im engeren Sinne hier aus der Betrachtung herausfallen. Viel interessanter dagegen sind die sog. Gedankenfiguren, welche bereits in der frühesten erhaltenen Schrift zur Rhetoriktheorie, der *Rhetorica ad Herennium* (vermutlich aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, vgl. zur Überlieferungsgeschichte, Hafner 1989), aufgeführt werden. Unter ihnen befinden sich solche Klassiker wie die rhetorische Frage (*interrogatio*), die Antithese (*contentio*), der scheinbare Zweifel (*dubitatio*), die Aufteilung (*distributio*) oder die Zusammenstellung (*frequentatio*).

epistemologisches Gewicht tragen, sofern sie starke Persuasionseffekte zeitigen und zu einer Alltagsrhetorik gehören, in der sie an Handlungen und ihre emotionale Aufladung gebunden sind. Tropen sind Teil der Kulturpoetik des gewöhnlichen Lebens. Dies an Ratgeberliteratur nachzuweisen und daraus zeitdiagnostische Rückschlüsse zu ziehen, ist hier das ehrgeizige Ziel der Soziologischen Rhetorik.

Emotionale Figuration. Will man die Frage nach den Emotionen weder theoretisch leer, noch empirisch blind lassen, muss sie methodologisch eingebettet, d.h. die *unit of analysis* mit ihr verschaltet werden. Im Falle der Soziologischen Rhetorik meint dies das Nachzeichnen der Verbindung zwischen Figur und Emotion. Wie die Tübinger mit ihrer Geschichtsbeflissenheit lehren können, gibt es diesen Brückenschlag schon sehr lange. Erstens war neben *ethos* und *logos* das *pathos* seit Aristoteles *Rhetorik* eine wichtige Ressource für jeden Rhetor.⁷⁸ „Die Wirkung, die Affekte in der Umwelt (d.h. bei anderen Menschen) auslösen – z.B. Mitleid – versucht sich die Rhetorik zu Nutze zu machen, um durch Erregung (aber auch Abschwächen) von Emotionen kalkulierte Effekte zu erzielen, welche die Überzeugungskraft der vom Redner vertretenen Sache im Publikum stärken oder erst herstellen“ (Till 2008, 647, vgl. Fiehler 2008). Schon seit diesen antiken Tagen haben Rhetoriklehrer die Macht des Pathos mit Metaphern wie der des Blitzes, des Stroms oder Sturms symbolisiert (vgl. 6.2.2.2). Und dies ist, zweitens, kein Zufall. Spätestens seit der affektpsychologischen Wende in der Figurenlehre im 18. Jahrhundert wurde ein starker Zusammenhang mindestens postuliert, wie dies z.B. der Sturm-und-Dränger Karl Philip Moritz (1756-1793) tat: „Was man rednerische Figuren nennt, ist eigentlich die Sprache der *Empfindung*, der es an Worten fehlt, und die sich auf mancherlei Weise zu helfen sucht, um diesen Mangel zu ersetzen“ (zit. nach Knappe 1996, 328, vgl. Dockhorn 1968).

Obwohl eine der interessanteren Fragen, ob es eine Kopplung bestimmter Figuren an bestimmte Emotionen gibt, entweder ungeklärt bleibt oder aufgrund der „Polyvalenz von figuraler Struktur und pragmatisch-emotionaler Funktion“ (Till 2008, 659) verneint wird, kann Folgendes als gesichert gelten: „Tropen und Figuren sind einerseits die rhetorischen Formen, in denen sich die *Wunschproduktion* (*individuell wie kollektiv*) ausdrückt, andererseits eben damit auch die Instrumente der affektiven Überzeugungsherstellung bei Adressaten“ (Ueding und Steinbrink 2011, 201; meine Hervorheb.). Mit anderen Worten, die Figuren und besonders die Tropen lassen Bilder entstehen und Vergleiche ziehen, die mithin Modellcharakter haben (Luppold 2015).

⁷⁸ Das zweite Buch von Aristoteles *Rhetorik* handelt von nichts anderem als von Emotionen und wie der Redner sie benutzen kann (Price 2012, Rapp 2008).

Figurenästhetik spielt auf einer normativen Klaviatur, die „Affektbrücken“ (Ueding) spannt, in denen „feeling rules“ verbaut werden, aus welchen sie wiederum einen Großteil ihrer Verbindlichkeiten zieht. Indem also der normative Aspekt von Emotionalität in ihnen zum Tragen kommt, sprechen vertextete Figuren/Tropen uns an, besonders, wenn sie Teil einer narrativen Struktur sind, die konkrete Handlungsaufforderungen im Sinne von Rezeptwissen verkaufen will. Deswegen scheint Joachim Knapes Spekulation durchaus gerechtfertigt, dass „die Affektladung von Figuren (in Form festumrissener ‚patterns‘) Bestandteil eines kulturell vermittelten Kodes sein kann und bei ihrer Anwendung u.U. tatsächlich das gewissermaßen erlernte affektive Potential freigesetzt wird. Dieser Kode könnte mit einem Handlungskode korrelieren“ (Knappe 1996, 329). Genau diese „Affektladung“, welche über den Transmissionsriemen modellbildender „feeling rules“ an Handlungsschemata gebunden und mit den kulturellen Codes ihrer Abfassung rückgekoppelt sind, lässt „die rhetorische Figur als persuasive Artikulationsform bestimmter interessen geleiteter gesellschaftlicher Bewusstseinsinhalte“ erscheinen (Plett 2000, 40). Das ist eine der zentralen Begründungen, warum die Soziologische Rhetorik ein Instrument zur Analyse von kulturellen Bedeutungen dienen kann und die rhetorische Figuration als deren ‚unit of analysis‘ Sinn ergibt.

Wie lässt sich dieser recht abstrakte Zuschnitt emotionaler Figuration in Ratgebern beobachten? Um das zu veranschaulichen, werde ich nun ein Beispiel diskutieren, welches aus dem Umfeld der Tübinger Rhetorik stammt und aktuelle, mit rhetorischem Wissen unterfütterte Ratgeber für beruflichen Erfolg unter die Lupe nimmt.

Wer sich heute Wissen um Redekünste aneignen möchte, dem werden staatliche Bildungseinrichtungen kaum (mehr) helfen. Denn: „Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Rhetorik in Deutschland nicht mehr offiziell in Schule und Hochschule curricular verankert. Jedoch, *elementares rhetorisches Wissen lebte trotzdem in populärer Ratgeberliteratur fort*“ (Guhr und Knappe 2008, 464; meine Hervorheb.). Eine Betrachtung dieser Ratgeber für berufliche Zwecke findet sich im Umfeld der Tübinger beim linguistischen Germanisten Albert Bremerich-Vos (Bremerich-Vos 2009). Schwerpunktmäßig befasst sich sein Aufsatz mit Ratgebern für Gespräche, genauer: rhetorischen Situationen (dazu unten mehr) wie dem Smalltalk im Büro, Verkaufsgesprächen mit Kunden, Kritikgesprächen meist zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, oder Verhandlungsgesprächen, bei denen es z.B. ums Gehalt geht.

Zunächst bemerkt Bremerich-Vos die Kreditibilitätsstrategien der RatgeberautorInnen: Jene preisen sich meist als Trainer/Coaches in Bereichen wie Kommunikation, Management, Sprache, Auftreten usw. und werben mit beruflichen Erfolgen, die durch Referenzzahlen

(tausende zufriedener Teilnehmer') unterstützt werden. Hinzu kommen Verweise auf akademische Ausbildungen und Werdegänge, die als legitimierende Anspruchsstützen des Expertentums dienen.

In den Berufsratebern wird, wenn es um das Erreichen von Gesprächszielen geht, meist eine vorbereitende Perspektivüberahme empfohlen, um eigene Handlungsspielräume besser evaluieren zu können. Gefühle haben hier Direktivfunktion. „Eigene und fremde Emotionen sollen taxiert werden: Hält man die anderen z.B. eher für sympathisch, was gilt wohl für sie in dieser Hinsicht? Welches Image habe ich überhaupt bei ihnen?“ (ebd., 2322). Emotionale Selbst- und Fremdkontrolle erscheinen hier also stark normativ verschaltet und voneinander abhängig, wenn es um die Steuerung der (rhetorischen) Situation geht. Die Gefühle des anderen werden, wie man mit Bitzer (s.u.) sagen kann, zu Beschränkungen, mit denen man rechnen muss, um erfolgreich zu kommunizieren. Was hier, wie Bremerich-Vos beobachtet, zum Einsatz kommt, sind vor allem psychologische Kommunikationsmodelle wie das „aktive Zuhören“ von Carl Rogers oder jenes von Friedemann Schulz von Thun.

Von Thuns Unterscheidung von sog. „Ich-“ und „Du-Botschaften“, die sich in Berufsratebern großer Beliebtheit erfreut, ist hierfür nur ein schlagendes Beispiel. Die Distinktion kommt ins Spiel, wenn es um strategische Rechtfertigungen geht. Für diese Rechtfertigungen wird eine Umstellung von Du-Botschaften (klassischer Vorwurf) auf die Ich-Botschaft anvisiert. Der Grund dafür liegt in ihrer Struktur: Gefühl-Beispiel-Konsequenz. So sieht der Ratschlag praktisch aus: „Statt des Vorwurfs ‚Reden Sie doch nicht immer dazwischen!‘ soll kunstgerecht formuliert werden ‚Ich finde es ärgerlich [Gefühl], wenn ich nicht ausreden kann [Beispiel für Verhalten]. Dann fühle ich mich nicht ernst genommen [Konsequenz]‘“ (ebd., 2326). Der Witz an diesem statt dem klassischen Vorgehen der Du-Botschaft ist der kommunikationsstrategische Vorteil, welcher in der Quasi-Unwiderlegbarkeit des Empfindens besteht: „Ein Vorwurf ließe sich nämlich immer als ungerechtfertigt attackieren, dagegen sei die den *Ich-Botschafter* attackierende These, sein Gefühl sei unangemessen, sehr viel schwieriger zu erhärten, insofern man bestimmte Gefühle eben habe oder nicht“ (ebd.). Emotionen werden hier als Ressourcen modelliert, deren Einsatz durch psychotherapeutische Kalküle kanalisiert und – was Bremerich-Vos aber nicht auffällt – auf der *operativen* und nicht bloß oberflächlich schmuckhaften Ebene der Kommunikation mit der Exemplum-Trope verbunden. Damit Gefühle zu Gründen, zu „Gefühlsgründen“ (Ueding) werden können, braucht es Beispiele. Deswegen raten die von Bremerich-Vos erwähnten Autoren – was jenem ebenfalls entgeht – auch bei Begründungen (z.B. in Kritiksituationen) immer zum „emotional-anschaulichen Beispiel“ (ebd., 2329) und preisen insgesamt die Nützlichkeit von Vergleichen. Spannend wird es schließlich dann,

wenn die Tropen, wie bereits betont, selbst operativ werden, d.h. als Überzeugungsmittel eingesetzt und für die Übernahme durch Leser als Handlungsdirektive bzw. kognitive Leitlinie vorgesehen werden. So spricht der oben erwähnte von Thun vom „Inneren Team“ (verschiedene innere „Stimmen“, die ggf. konfligieren, vgl. 6.2.2.1) oder vom Sach-Ohr, Selbstkundgabe-Ohr, Beziehungs-Ohr und Appell-Ohr. Metaphern wie die der vier Ohren sind hier ganz bewusst als therapeutisches Modell gemeint, mit dem die Dimensionen von Kommunikationsofferten sichtbar gemacht und besser erfassbar gemacht werden sollen. Besonders eruptive Emotionen, wie Scham, Schuld oder Wut lassen sich so damit – von Thun zufolge – verständlich machen und infolge dessen entschärft.

Zwar machen sich die Ratgeberautoren auch Gedanken um Stilistik als Schmuckverfahren und empfehlen verschiedene Tropen wie den Litotes, die Synekdoche und die Metonymie. Doch sie grundieren und benutzen die Ornamentik wiederum selbst, wenn sie von ‚Satzungetümen‘, ‚Bandwurmsätzen‘ und ‚Schachtelsätzen‘ abraten und die Ratschläge tiefenpsychologisch erklären: „Wer primär hypotaktisch spreche, erscheine als ‚Selbstdarsteller‘, befriedige ein ‚Sicherheitsbedürfnis‘ und habe ‚Angst vor Profilverlust‘“ (ebd., 2330). Was die Berufsratgeber – sowohl für’s Sprechen, wie für’s Schreiben – anlegen, sind Modelle einer emotionalisierten Stilistik, die sich operativ sowohl in ihrer eigenen Metaphern(er)findung niederschlägt, wie ebenso in den Werkzeugen und Techniken, welche sie ihren LeserInnen an die Hand geben möchten.

An das Beispiel von Bremerich-Vos sind lassen sich nun eine Reihe an Beobachtungen anschließen. Die theoretisch spekulativen Annahmen von Gert Ueding und Joachim Knappe bewahrheiten sich insofern, als Figuren mit Emotionalität aufgeladen sind, genauer, normatives Gefühlswissen präsentieren. Vor allem Metaphern erhalten psychotherapeutisch inspirierten Modellcharakter für den Umgang mit eigenen wie fremden Emotionen in schwierigen beruflichen Situationen. Tropen übersteigen damit bei weitem ihre Schmuckfunktion und operieren, wie bereits gesagt, auf zwei Ebenen, die dringend auseinandergehalten werden müssen: Einmal setzen RatgeberautorInnen selbst bestimmte Stilmittel ein, um ihre LeserInnen zu überzeugen. Zum anderen sollen die darin enthaltenen Annahmen und Modelle in die Lebenswelt der LeserInnen überführt werden, sofern sie als praktischer Wissensbestand ausgeflaggt werden.

Doch das Beispiel von Bremerich-Vos beinhaltet noch mehr. Seine Beschreibungen richten sich erstens auf Situationen, in denen Akteure sich ggf. wiederfinden können und zweitens streicht er die Bedeutung des Exempels gesondert hervor; er betont dessen Potenz als Persuasionsmittel, weil es eine besondere emotionale Durchschlagskraft besitze. Die Emphase von Bremerich-Vos hinsichtlich des Exemplums ist keineswegs Zufall. Schon ganz

früh bei Aristoteles, der *Rhetorik ad Herennium* und Cicero findet sich die Gedankenfigur des *Exemplums* an prominenten Stellen wieder und wieder (Schirren 2008). In der klassischen Rhetorik sieht man es als essential für die Beweisführung (*argumentatio*) im dritten der vier Redeteile und hebt es auch aufgrund seiner Flexibilität persuasiven Kraft aus dem Kanon der Gedankenfiguren heraus. Ueding schildert, dass schon Quintillian die große Variationsbreite des Beispiels auffiel: „Das *exemplum* kann als bloßer Hinweis oder als Anspielung in einem Satz oder Satzglied auftreten; es kann aber auch zur Erzählung [!] dessen, was in ähnlicher Weise geschehen ist, ausgebaut werden“ (Ueding und Steinbrink 2011, 269; Hervorheb. im Orig.). Was Bemerich-Vos – wie oben ausgeführt – dem hinzufügte, ist die Kopplung des *Exemplums* mit Gefühlen, was besonders schön an den von Thun’schen Du-Botschaften deutlich wurde.

Diese Kopplung jedoch ist sehr viel enger, als er es vermutet hat. Bevor ich dazu komme, muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass das *Exemplum*, wenn man es als Narrativ versteht, in so ziemlich allen Ratgebern eine kaum zu überschätzende Rolle spielt. Es lohnt sich, wie Sandra Dolby (2008, 114) betont hat, diesen Einsatz durch das Prisma der Rhetorik zu sehen: “Authors draw upon a great variety of sources for the stories they use in their books, and they make use of a number of specific narrative genres that work particularly well as illustrations or what medieval priests called ‘*exempla*’—stories that underscore a point or lesson”. Immer wieder betont die Autorin, dass der Einsatz von Geschichten in Ratgebern den Zweck verfolgt, LeserInnen zu überzeugen – sei dies von der generellen Botschaft des Textes, von der Umsetzbarkeit des dort dargebotenen Wissens, von der einen Lektion, die man erinnern soll, von der Glaubwürdigkeit der dargestellten Ereignisse usw. Genauso divers wie die Quellen von und für diese Narrative sind auch ihre Erscheinungsformen. Dolby hat derer zunächst fünf isoliert – „the didactic *exemplum*, the insight tale, the personal parable, the memorate, and the entertaining or striking anecdote or joke” (ebd., 123) –, listet jedoch an verschiedenen Stellen weitere und andere Untertypen auf (ebd., 117-118).

Für meine methodologischen Zwecke hier scheint es am besten, die Geschichten der Ratgeber zunächst der Gattung des Anekdotischen zuzuschlagen. So lässt sich nämlich gut ihre persuasive Kraft erklären, weil „kaum etwas [...] mächtiger [ist] als anekdotische Evidenz“ (Koschorke 2012, 190). Aber warum? Ist für Ratgeber nicht einigermaßen erstaunlich, dass die dort präsentierten Geschichten so überzeugend sind, “despite their singularity, despite their lack of comparative or control group instances” (Dolby 2008, 112)? Albrecht Koschorke wiederum erklärt dies kulturnarratologisch so:

Auch aus Geschichten lassen sich Lehren ziehen und verallgemeinernde Schlüsse ableiten, aber nicht auf dem geradlinigen Weg der logischen Induktion, sondern über die verschlungenen Pfade der Analogie zwischen dem einen und einer potentiellen Menge anderer Geschehnisse, der Signifikanz und Symbolträchtigkeit des besonderen Falles. (Koschorke 2012, 212)

Was die Form der Anekdote LeserInnen also erlaubt, ist die Übertragung vom dort präsentierten Einzelfall in ihren eigenen Lebenskontext, ohne dabei auf wissenschaftliche Nachprüfbarkeit angewiesen zu sein. Die Übersetzung folgt nicht streng kognitiv oder anhand quasi-szientifischer Kriterien, sondern muss anders hergestellt werden. Was macht die Exemplarität des besonderen Falls so verbindlich?

Jene Antwort darauf, die sowohl die Funktionen anekdotischer Narration in Ratgeberliteratur erfasst, wie auch deren emotionale Dimension miteinbezieht, findet sich in den Studien von Arlie Hochschild und Rebecca Hazeleden.

Nehmen wir zuerst Arlie Hochschild, deren Arbeiten im dritten und vierten Kapitel bereits sehr ausführlich dargelegt wurden. In ihrem bereits Mitte der 1990er erschienen Aufsatz *The Commercial Spirit of Intimate Life* betrachtet sie Beziehungsratgeber für Frauen (zu ihren Beispielen gehört u.a. Robin Norwoods *Wenn Frauen zu sehr lieben*, das sich auch in meinem Korpus befindet). Ihre These besteht aus zwei Teilen. Zunächst sieht sie die Bücher als „emotional investment counselors“ (Hochschild 1994, 2), die ihren Leserinnen bestimmte emotionale Strategien ans Herz legen, mit denen sie ihre Beziehungsdramen besser handhaben können. Diese Strategien, so Hochschild, sind zwischen den 1970ern und 1990ern „kälter“ geworden. Rücken „offene Kommunikation“, sowie berufliche Gleichheit und finanzielle Unabhängigkeit in den Vordergrund und verdrängen so ältere Modelle von weiblicher Hingabe und Domestizität, „vertraglicht“ sich die Paarbeziehung instrumentell und kühlt so ab. Diese Dynamik, welche später durch Eva Illouz aufgegriffen und empirisch vertieft wurde (Illouz und Wirthensohn 2007, Illouz 2009a, 2012), habe auch ich in Kapitel zwei nachgezeichnet.

Hochschilds Aufsatz ist jedoch hier weniger von thematischem, als vielmehr methodologischem Interesse und bietet einen spannenden Ansatz. Was sie sich nämlich anschaut, sind die von den Ratergeberautorinnen erzählten Geschichten. Sie nennt Hochschild „magnified moments“ und meint damit „episodes of heightened importance, either epiphanies, moments of intense glee or unusual insight, or moments in which things go intensely but meaningfully wrong“ (Hochschild 1994, 4). Über solch eine szenische

Narration, deren anekdotische Evidenz LeserInnen 'ergreifen' soll, ist meistens „metaphorically rich [sic], unusually elaborate and echos throughout the book“ (ebd.). An diesen „magnified moments“ sind aber noch weitere Dinge bemerkenswert und methodologisch signifikant. Sie kommen meistens in zwei distinkten Varianten vor: „exemplary or cautionary. Exemplary stories tell one what to do and cautionary stories, what not to do“ (ebd.). „Exemplarisch“ meint Hochschild an dieser Stelle offensichtlich emphatisch im Sinne von vorbildlich, von geglückt oder erfolgreich, während die andere Variante im Gegenteil eine Warnung ausspricht, die die Geschichte lehren soll. Hochschilds Bifurkation wird für meine Materialanalyse von Bedeutung sein. Es sind genau solche Anekdoten, nach denen ich suchen möchte. Der Grund dafür liegt u.a. in zwei weiteren, miteinander verbundenen Charakteristika, die Hochschild ihnen zuordnet. Was „magnified moments“ vergrößert, ist „the *feeling* a person holds up as ideal. It shows what a person, up until the experience began, *wanted* to feel. Thus, there is an ideal expressed in the moment and there is culture within the ideal“ (ebd. ; Hervorheb. im Orig.). Der Knackpunkt an szenischen Narrativen, die in den Ratgebern als Anekdoten auftauchen, ist für Hochschild demgemäß ihre *normative* Ladung. Wie schon weiter oben – unter dem Stichwort *emotionale Figuration* – verhandelt, demonstrieren und/oder evozieren Tropen nicht nur emotionale Lagen. Anekdotische Narrative – rhetorisch: Exempla – speichern auch die Modelle, mit denen Kulturen Ideale des „richtigen“ und „falschen“ Fühlens – kurz: „feeling rules“ – aufstellen. Ratgeber sind dann ein Medium, diese Modelle der Gefühlsregulation zu lehren. Sie vermitteln das dazugehörige praktische Wissen und trimmen das Selbst in Bezug auf emotionsbezogene Introspektion und die (Neu-)Bewertung von sozialen Interaktionen bzw. Situationen.

Hochschilds Unterscheidung wird jedoch erst zu einer guten Typologie für die Soziologische Rhetorik, wenn man noch eine dritte Art der exemplarischen Anekdote hinzufügt. Sie findet sich in den Arbeiten der ebenfalls schon ausführlich im fünften Kapitel erwähnten Rebecca Hazeleden. Ihr Artikel *Persuasion and therapeutic power relations in bestselling relationship manuals* untersucht die Persuasionstechniken in verschiedenen Beziehungsratgebern und stößt dabei u.a. auf eine immer wiederkehrende Formatvorlage, eine spezielle Fassung des „magnified moment“: das *Geständnis*. RätegeberautorInnen berichten von Beziehungskrisen, gescheiterten Ehen, Affären etc. – und was sie daraus gelernt haben. So wird den LeserInnen eine wichtige therapeutische (!) Einsicht nähergebracht. Doch die Funktionen der Konfessionsanekdote wirken auf mehreren Ebenen. Zunächst macht es dargebotene Erkenntnisse exklusiv: „The knowledge on offer, then, is presented as unavailable through professional marital therapy, relationship

counselling, and other self-help books. It is the hard-won outcome of a long and painful process of personal discovery” (Hazleden 2010, 295). Anekdoten über schmerzhaftes Entdeckungsreisen sind sehr persönlich und wirken daher personalisierend. Über die so beanspruchte Exklusivität des Wissensbestandes hinaus stiften sie – idealerweise – auch eine Vertrauensbeziehung zum jeweiligen Autor.⁷⁹ Kulturpoetisch gesehen, hat man es mit einer Inversion des klassischen Klient/Therapeut-Verhältnisses zu tun, sofern es der Autor/Therapeut ist, welcher „gesteht“ und so einen Vertrauensvorschuss leistet, welcher LeserInnen an die Lektüre und ihre Lektionen binden soll. So wird das anekdotische Geständnis zu einer narrativen Technik „by which the reader is urged to compare herself with the protagonists of the tale, identify with them and, in this way, diagnose herself as having a therapeutic need” (ebd., 296). Anekdoten sind demnach Vergleichsoperationen bzw. sollen diese erlauben. LeserInnen sollen sie benutzen, um Erkenntnisse über ihre eigenen Probleme und die in jenen schwierigen Situationen denkbaren Lösungen zu ergründen. Geständnisse seitens der Autoren dienen für einerseits als Vorlagen, wie sie andererseits die Bedingungen insofern herstellen, als LeserInnen eine persönliche Vertrauensbeziehung zu ihnen aufbauen. Ebendiese Doppelfunktion macht „confessional tales“ zu wichtigen Analyseeinheiten in Ratgeberbüchern.

Zusammenfassend lässt sich nun gut beziffern, was methodologisch mit dem Narrativ anzustellen sei, d.h. worauf die Soziologische Rhetorik bei der Zergliederung des Materials, die im nächsten Kapitel ansteht, achten muss. ‚Narrative Strukturen‘, wie man diskursanalytisch sagen kann, lassen sich in ganz verschiedene Formen und Formate aufteilen, wenn es um Ratgeberliteratur geht. Sandra Dolby hat als eine der ersten die diesbezügliche Vielfalt dokumentiert, ohne allerdings bei einer Typologie anzukommen, an die sich anschließen ließe. Die Soziologische Rhetorik kann aus dieser Vielfalt die Anekdote herausstreichen, sofern mit jener Lerneffekte verbunden sind, die über statische Induktionsverfahren hinausgehen. Anekdoten dienen als Exempel im analytischen Sinne der postklassischen Rhetorik. Drei Typen von anekdotischen Narrationen – oder „magnified moments“ – ließen sich aus den Studien von Hochschild und Hazleden herausfiltern: die exemplarische, die warnende und die gestehende. Alle drei unterhalten ein intimes Verhältnis zu den Emotionen ihrer LeserInnen und erfüllen jeweils unterschiedliche Funktionen. Alle sind dazu gemacht, Emotionen zu demonstrieren, zu modellieren und so, schlussendlich, zu evozieren. Gleichzeitig, und dies hat Hochschild betont, sind die dort gespeicherten Gefühlsregeln mit kulturellen Bedeutungen verschaltet, die „starke Wertungen“ (Charles Taylor) und damit Quellcodes von Kulturen verhandeln. Allerdings

⁷⁹ Und dies funktioniert auch, wie Rezeptionsstudien nahelegen (siehe 4.2.2 und 5.2.1).

finden sich solche Quellcodes in den Narrationen nie in irgendeiner Reinform expliziert, sondern müssen hermeneutisch aus den dort dargestellten Situationen herausdestilliert werden. Die Anekdoten erzählen von Situationen, in den sich Akteure befunden haben. Daher muss es eine methodologische Reflexion von Situationen geben, die die darin enthaltenen, normativen Skripte bestimmen hilft bzw. in der Interpretation des Materials erfassbar werden lässt. Und genau hier bringt die Soziologische Rhetorik eine letzte Überlegung ins Spiel, genauer gesagt, zwei Begriffe, die dazu dienen sollen: die rhetorische Situation und den der sozialen Trope.

Mein Entwurf einer Rhetorischen Soziologie kommt nun an seine spekulativste Stelle, weil es bisher keine (publizierten) Studien zu Ratgeberliteratur gibt, bei denen auch nur Anleihen möglich wären. Ohne illustrative Beispiele (zumindest für die rhetorische Situation) auskommen zu müssen, ist zwar so ärgerlich wie leider unumgänglich, soll aber nicht davon abhalten, wenigstens theoretisch alles abzuschöpfen, was für das empirische Kapitel methodologisch vielversprechend scheint. Dazu werde ich, wie in den letzten Abschnitten bereits geschehen, auf die Tübinger Schule zurückgreifen und sie durch – wiederum: spekulative – Überlegungen ergänzen, die vor allem James Fernandez in seinen Beiträgen zum *Rhetoric Culture Project* angestellt hat.

Die rhetorische Situation ist ein vergleichsweise unbekanntes, unter Spezialisten deswegen aber nicht weniger beliebtes Konzept. Es wurde zuerst von Lloyd Bitzer Ende der 1960er Jahre in die Diskussion gebracht und dann später von Vertretern der Tübinger Rhetorik aufgegriffen (Garret, Xiao, und Garrett 1993, Gottschling und Kramer 2011, Hoffman 2009). Der Soziologischen Rhetorik kann das Konzept helfen, weil damit ein Bindeglied gestiftet wird, das kleine Interaktionssequenzen mit großen Wissensstrukturen verkoppelt, ohne dass dabei die Persuasionsintentionen der Akteure inklusive ihrer Emotionen unter die Räder gerät. An bzw. in ihnen kreuzen sich die Narrative der Ratgeber, in welchen oft Situationsbilder oder Szenen dargestellt werden, mit den konkreten Subjektivierungs- und Manipulationstechniken, die von Ratgebern zur Bewältigung sozialer Situationen empfohlen werden. Wenn man die (rhetorische) Situation als Analyseeinheit verwenden möchte, setzt dies eine kurze Bemerkung hinsichtlich dessen voraus, wie Bitzer (1968) den Begriff ursprünglich gemeint und was die Tübinger Schule daraus gemacht hat.

Die rhetorische Situation ist ein Kontext, in dem aus der Konstellation von Personen, Dingen, Ereignissen oder Relationen eine Dringlichkeit (*exigence*) erwächst, die durch diskursives Handeln von Akteuren gegenüber einem Publikum (*audience*) modifiziert oder ganz beseitigt werden kann. Jene Akteure (*mediators of change*) müssen dabei mit Beschränkungen (*constraints*) umgehen, die sie nicht beeinflussen können (vergangene

Ereignisse, festgefahrene Vorurteile, ehrwürdige Traditionen, etablierte Institutionen etc.). Soziologisch interessant ist dabei die Idee, dass der Rhetor und seine Intention nicht die allein maßgebliche Größe darstellen, sondern ein soziales Arrangement, welches Handeln motiviert und bahnt. Damit wird ein starker Anschluss zur soziologischen Tradition von William Thomas' berühmtem Theorem (Thomas und Thomas 1928, 572), Erwin Goffman (1974) und Hartmut Esser (1996) gestiftet, sofern einerseits objektive Bedingungen darüber entscheiden, ob Persuasion gelingt, wie auch das kognitive Innenleben von Akteuren – ihre „Definition der Situation“ – zum Tragen kommt.

Im Dunstkreis der Tübinger Schule haben sich nun mindestens zwei Neuerungen ergeben, die Aufmerksamkeit verdienen. Rhetorik wird dort mit der Handlungstheorie verknüpft, bleibt aber mit der Größe des Textes als mögliches Applikationsformat verbunden und auf dieses anwendbar. Der bereits zitierte Helmut Plett sieht die Aufgabe der Rhetorik sowohl in der Rezeption von Texten, die in ihren Wirkungen nach „psychologischen, soziologischen oder ideologiekritischen Gesichtspunkten aufgeschlüsselt“ werden können, wie auch in der Einbettung der Strukturmerkmale des Textes in „die konkrete gesellschaftliche Situation des Textverfassers, sein Verhältnis zu den übergreifenden Argumentations- und Verhaltensnormen seiner Zeit“ (Plett 2000, 14).

Um das anschaulich zu machen, bietet sich das Beispiel des Ratgeberautors an. Er oder sie befindet in einer doppelten rhetorischen Situation. Einmal gegenüber den LeserInnen, die von der Zweckmäßigkeit der jeweiligen Vorschläge überzeugt werden sollen. Beschränkt ist der „persuasive Zweck“ hier durch das Format des Buches selbst, welches keine Echtzeitüberprüfung des Erfolgs erlaubt. Eine zweite Ebene kommt hinzu, wofern rhetorische Situationen geschildert werden, in denen sich die Leser selbst befinden, d.h. wo sie nicht Adressaten, sondern Akteure sind. Werden die Seiten so gewechselt, rutschen die Akteure in die Position des Handelnden, der *agents of change*, und sollen das um- und einsetzen, was ihnen durch die Lektüre empfohlen wurde.

Soziologisch liegt hier der interessantere Punkt, der auch von den Rhetorikern selbst nicht unterschätzt wird. Pletts Ausführungen zur Einbettung von rhetorischen Situationen in die makrostrukturelle Trias von Kultur, Gesellschaft und Geschichte zeugen von der Nähe zur Kulturosoziologie: „Jeder Kulturkreis entwickelt für sich eigene, unverwechselbare rhetorische Situationen“, die nicht einfach auf andere Kulturen transponierbar sind. „Ferner besitzt jede staatliche organisierte Gesellschaft“ solche, deren Konditionen sich geschichtlich wandeln (ebd., 35). Auf der Mikroebene kommen dann weitere Faktoren wie die Zahl der „Kommunikationspartner, ihr sozialer Status, ihre kognitive Befähigung, ihre psychische Disponiertheit, das von ihnen gewählte Register usw.“ hinzu (ebd., 35). All dies

spiegelt sich dann in den textuellen „Strukturmustern“ wider. Welche genau das sind und wie sie aussehen, verschweigt Plett zwar, kommt jedoch ausführlich auf die Theorie rhetorischer Figuren zu sprechen, die für die Operationalisierung der rhetorischen Situation hoch relevant sind, sofern sie, wie gesagt, z.B. narrativ *Situationsbilder* schildern.

Die zweite Neuerung der Tübinger hinsichtlich der rhetorischen Situation betrifft das Abstellen darauf, was in der klassischen Rhetorik *pathos* heißt, also die Emotionen. Man findet diese Modifikation bei Ueding. Er geht davon aus, dass „die rhetorische Situation immer schon vorgefasst ist durch Vorurteile, ein Netz mehr oder weniger diffuser Meinungen, durch Interessen und Abwehreffekte, Stimmungen und moralische, ethnische oder politische Voreingenommenheiten“ (Ueding und Steinbrink 2011, 199). Genau deswegen können die „strittigen Fragen“ dort nicht allein durch ein kommunikatives Handeln gelöst werden, welches allein Rationalität baut, sondern müssen einen die Emotionen des Publikums nicht nur in gut Aristotelischer Manier miteinkalkulieren, sondern sie ganz gezielt managen. Denn es sind „die Affekte, die Gefühlsgründe, auf die gemeinsamen psychischen Energien und Wunschartpotentiale rekurrieren, die Redner und Publikum verbinden. Derart entsteht ein emotional gestimmter Raum, in welchem die Affektbrücken nicht nur dazu da sind, rationale Argumente zu transportieren oder zu verstärken, sondern dazu, selbst argumentativ zu wirken“ (ebd.). Ueding weist die rhetorische Situation als eine solche aus, in der Emotionen zu Argumenten werden können, zu ‚Gefühlsgründen‘. Kanalisiert werden emotionale Energien über „Affektbrücken“, durch welche jene Energien einerseits zu Gefühlsgründen hochaggregiert werden können (aus Angst vor Abstieg wird Hass auf Ausländer), wie andererseits eine Bindung von Redner an Publikum erlauben – das, was Kenneth Burke „Identifikation“ und was Jeffrey Alexander in der kultursoziologischen Performanztheorie „Fusion“ nennt (Alexander 2006). Affektbrücken werden jedoch nicht nur in face-to-face Beziehungen nötig, sondern sind ganz wesentlich für Autoren, die ihre Leserschaft involvieren wollen. Auch ein Text muss Emotionen mobilisieren können, wenn er, wie im Fall der Ratgeberliteratur, seinen LeserInnen praktische Kenntnisse vermitteln und sie von der Schlüssigkeit des dort dargebotenen Bildes, z.B. von Partnerschaften oder dem Berufsverständnis, überzeugen möchte.

Fragezeichen bleiben allerdings dort bestehen, wo es um detaillierte Beschreibungen des *Modus* geht. Wann etablieren Akteure bzw. Autoren rhetorische Situationen und bewegen sich in diesen? Wo liegen Beschränkungen und wie werden sie diskursiv dargestellt und

verhandelt? Wie sehen die textuellen Mittel aus, mit denen Affektbrücken gebaut und Gefühlsgründe expliziert werden?

Bisher liegen keine Studien vor, die solche Fragen am Material von Ratgeberbüchern klären oder auch nur stellen. Deswegen können sie mir hier lediglich als Leitlinien für meine eigene empirische Analyse dienen. Im Verbund mit den bereits erörterten Operationalisierungsbegriffen wie der Metapher bzw. dem metaphorischen Konzept und den verschiedenen Formen des Narratives bzw. Exemplums konnten schon erste Felder abgesteckt, an denen sich das Material abschreiten lässt. Die (rhetorische) Situation bildet eine weitere Masche im Netz für die Reduktion der Korpuskomplexität, sofern sich mit dem Begriff *Situationskategorien* bilden lassen, die typische Elemente von *Situationsbildern* zusammenfassen können. Ich denke hier z.B. an Streit- oder Bewerbungssituationen, die in verschiedenen Ratgebern dann jeweils unterschiedlich ausfallen.

Allerdings muss es einen Weg – einen Begriff – geben, mit dem sich jene Strategien und Taktiken erfassen lassen, die Ratgeber empfehlen, um sich in rhetorischen Situationen am geschicktesten zu bewegen. Es muss einen noch kleinteiligeren Begriff für die Rezepte geben, welche dort und dazu empfohlen werden. Eine Option wäre der Term des Skripts, wie man ihn aus der soziologischen Diskussion – z.B. der Sexualität – schon kennt (Gagnon und Simon 1973, 2003). Dort denotiert der Begriff z.B. “a set of ‘contextual cues’ explicitly or implicitly governing (courses of) action in connection with a situation” (van den Berg 2008, 59). Solch eine Definition ist hilfreich, weil es Skripte in Handlungssituationen verordnet und sowohl im- wie explizit in diesen vorkommt, d.h. den Akteuren nicht immer *vollständig* bewusst sein muss, was ihre Handlungsweisen gerade kanalisiert. Für eine *rhetorische* Version des Skript-Begriffs wäre eine solche Fassung jedoch zu eng an den Kontext angelegt und zu weit weg vom Text. Außerdem müsste die Variante der Soziologischen Rhetorik die gestalterische Kraft innerhalb der gemeinsamen Situation sowie die Intentionen/Motivationen der Akteure mitberücksichtigen, was ihre Handlungsstrategien – auch im Sinne von Empfehlungen für jene – umfasst. Nur so würden sich ihre Körper und Emotionen methodologisch integrieren lassen. Was mir hierbei vorschwebt, ist ein Begriff, den ich als „soziale Trope“ ins Spiel bringen möchte. In bereits publizierten Vorarbeiten, die sich um den Diskurs der Verführung drehten, habe ich versucht, den Terminus zu entwickeln und an historischen Materialien – semi- und vollfiktionalen Texten wie Ratgebern – erprobt (Kray 2013, 2018a). Dort habe ich „soziale Tropen“ als *schwache Verhaltensskripte* definiert, die von Akteuren aufgegriffen werden können, um das performative Arrangement von gemeinsamen sozialen Situationen zu gestalten. Gerichtet auf ihre Übersetzung in soziale Praktiken, sind soziale Tropen deren Blaupausen, die von

Ratgeberautoren mit einem normativen Index versehen und ihnen als Werkzeuge veranschlagt werden, mit denen Akteure Situationen (vor)bewusst beeinflussen. Akteure nehmen dabei starken Bezug auf die Emotionen ihres Gegenübers, vor allem in dem sie ihre eigenen Gefühle managen. Allerdings wäre es ein Missverständnis, in sozialen Tropen lediglich Instrumente zu sehen, die Akteure nach Gutdünken einsetzen. Was ich am Diskurs der Verführung klar zu legen suchte, war, dass nur ein Teil ihrer sozialen Strukturationskraft aus dem Instrumentenstatus fließt. Ähnlich wie bei Eisbergen sind sie nur zu einem recht kleinen Teil sichtbar. In meinen Vorstudien zum Diskurs der Verführung stellte sich heraus, dass sich soziale Tropen auch als „culture structures“ im Sinne von Jeffrey Alexander und Philip Smith verstehen lassen (Alexander 2003, 2010, 2006, Alexander, Giesen, und Mast 2006, Alexander und Smith 2003, Smith 2005). Anders als bei diesen Autoren lassen sich soziale Tropen jedoch nicht auf der Ebene von Unterscheidungen – wie heilig/profan, gut/böse, rein/beschmutzt, roh/gekocht etc. – ansiedeln, sondern auf der Ebene der oben bereits beschriebenen Situation. Sie sind, um es in den Worten des Anthropologen und RCP-Beiträgers James Fernandez zu sagen, “elementary forms’ of cultural configuration and social interaction” (Fernandez 2012, 172). Meine Beispiele in vorangegangene Studien für solche “figures of orientation in certain moments of ambiguous or difficult social interaction” (ebd., 173) waren unter anderem der *Blick*, das *Versprechen* und das *Dreieck*.

Ich erkläre nun kurz, was mit diesen drei sozialen Tropen auf sich hat, um einen Eindruck davon zu geben, wonach ich u.a. im Korpus suchen möchte, ohne allerdings zu beanspruchen, genau die gleichen Formen ließen sich dort finden. Es geht mir lediglich um den Typ von soziotextuellen Strukturmustern, nach dem ich fahnden möchte.

Der Blick (im Englischen *gaze*) ist ein Mittel der Verführung, dass schon seit den Tagen von Don Juan gebräuchlich war, doch, in der langen Geschichte der Verführung, wird sein Einsatz am schönsten in Søren Kierkegaards *Tagebuch des Verführers* beschrieben, das Teil seines Hauptwerkes *Entweder-Oder* (erschienen 1843) ist. Hier verführt ein junger Bohemien, Johannes, ein noch jüngeres Mädchen Namens Cordelia Wahl. Die Geschichte beruht ganz offensichtlich auf Kierkegaards eigener Biographie und seiner – von ihm später aufgekündigten – Verlobung mit Regine Olsen (1822-1904). Zentrale Episoden im *Tagebuch* drehen sich um die kleinen Interaktionssequenzen zwischen dem Paar, vor allem in der Anfangsphase bevor sie zu einem solchen werden. Johannes, der Protagonist des semi-fiktionalen Tagebuchs, richtet einige Begegnungssituationen – zum Beispiel während Cordelia nach einem Einkauf durch einen Kopenhagener Park läuft – so ein, dass ihre Blicke sich nicht ein einfach nur treffen, sondern zu einer Art wortloseм Kampf werden, in dem Johannes mit dem, was ich „mikrologische Transgression“ genannt habe, Durchgriff auf das

emotionale Erleben von Cordelia zu gewinnen sucht (Kray 2013, 100). Er bricht durch die Art seiner Körperbewegung mit der zu dieser Zeit konventionellen Interaktionsordnung und inszeniert nonverbal den Blickwechsel strategisch genau, damit Cordelia sich später an die Begegnung erinnern und dabei ein klein wenig erröten wird. Der Blick ist, wie jede/r wohl aus der Alltagserfahrung weiß, eine höchst wirkungsvolle Geste, die Kommunikation zeichenlos abrollen lässt und gleichzeitig einen hohen Grad an Institutionalisierung besitzt. In der Verführungssituation beruht er ebenso auf der (heterosexuellen) Spannung der Mann/Frau-Dichotomie. Soziale Tropen haben also einen symbol- oder normstrukturellen Hintergrundbedarf. Kategorial gesehen handelt es sich dabei um Institutionen oder zumindest Institutionalisierungen z.B. von Interaktionsordnungen – also Konventionen – und, zum anderen, um Dichotome oder klassifikatorisch wirkmächtige Unterscheidungen. Ein weiteres Beispiel wäre das *Versprechen*, welches im Kontext der Verführung ganz wesentlich mit der Institution der Ehe und ihren historischen Wandlungsschritten verbunden ist (Cavallo und Cerutti 1990, Dyer 2003). Doch der Kürze halber spare ich es mir hier und gehe direkt zum *Dreieck* über, weil dieses auch in zeitgenössischen Verführungsratgebern einen noch prominenteren Platz einnimmt.

Das Dreieck ist eine „Figur“ im Sinne von Norbert Elias (1996), eine Konstellation von Akteuren innerhalb einer Situation, die von einem oder mehreren Akteuren *als solche* sowohl strategisch wie auch „instinktiv“ eingesetzt wird. Als Figuration ist diese Trope – wie der Blick auch – außerordentlich eng an die Emotionen der – im Namen bereits enthalten: mindestens drei – Beteiligten gebunden. In der Geschichte der Verführung kann man solche Konstellierungen besonders treffend z.B. in Casanovas Memoiren beobachten, sie aber bis hin in unsere Gegenwart verfolgen. Typisch für den Diskurs der Verführung, baut alles auf der (wiederum: heterosexuellen) Spannung zwischen Mann und Frau auf, wobei im Falle dieser Trope es zwar ebenfalls um die Dyade geht, wenn auch vorrangig um ihre Infragestellung. In zeitgenössischen Verführungsratgebern – welche aus einer Bewegung kommen, die heute als *Seduction Community* bekannt ist (Almog und Kaplan 2015, Hendriks 2012b) und in den 1980ern in den USA entstand, heute aber eine globale Veranstaltung ist – wird das „Dreieck“ als Technik gelehrt. In seinem genauso populären wie kontroversen Gründungstext *Wie Sie jede Frau rumkriegen, egal wie Sie aussehen* hat Erik von Markovik, der auch unter dem Synonym *Mystery* bekannt ist, dargelegt, wie der „Pickup Artist“ (kurz PUA) eine Gruppe von Frauen z.B. in einer Bar oder in einem Club am besten anspricht. Sein „target“ – also jene Frau, die er erobern möchte – wird sozusagen links liegen gelassen, während er zunächst auf eine ihrer Freundinnen eingeht. Der „theory of real social dynamics“ (so heißt auch die später gegründete Agentur, die heute überall auf der Welt

Verführungsseminare veranstaltet) zufolge, darf der PUA seinem Ziel nicht als Verehrer erscheinen, sondern muss sie im Gegenteil nicht beachten oder sogar beiläufig necken, und einer anderen seine Aufmerksamkeit schenken. Jene Nichtbeachtung soll zu einer Infragestellung des romantisch-erotischen Selbstwertes der Zielperson führen. Während so das Verlangen nach Aufmerksamkeit und Anerkennung geweckt werden soll, zielt die Verführungsstrategie gleichzeitig auf das Evozieren von Eifersucht bezüglich der Freundin, die nicht das „target“ ist. Beim Dreieck geht es um das, was René Girard „mimetisches Begehren“ (Girard 1965) genannt hat, einen Affekt (Massumi 1995), der im Fall der Dreieckstrope in die Emotion der Eifersucht oder auch des Neides gegossen wird. Die Institution im hiesigen Fall ist u.a. das räumliche Setting z.B. in Gestalt des Clubs oder einer Bar oder auch eines Cafés. Aufsattelnd auf dem Geschlechterverhältnis und seiner Dynamik soll die Trope emotionale Energien taktisch kanalisieren. Sie ist eine soziale Praxis zum emotionalen Fremdmanagement, die der Ausführende durch viele Wiederholungen internalisieren und das Verhaltensskript, welches durch seine „Schwäche“ oder Flexibilität in verschiedenen Situationen eingesetzt werden kann, meistern soll, d.h. es als Automatismus abrufen, wann immer die Notwendigkeit besteht.

Sicher sind beide sozialen Tropen des Blicks und des Dreiecks sehr spezifisch. Doch so sehr ihre Partikularität im Kontext des Verführungsdiskurses und seiner Geschichte auch verankert sein mag, illustrieren die Beispiele doch, was das *Konzept als solches* beinhaltet. Die Verallgemeinerung des Konzepts scheint mir auch deswegen vielversprechend und auf eine ganze Reihe von Ratgebertypen anwendbar, weil es sich bei sozialen Tropen um kleine Formate praktischen Wissens handelt, die so gut wie in allen Ratgebern auftauchen werden, weil sie *Rezepte* sind. Mit ihnen an der Hand sollen Akteure in schwierigen oder ambivalenten oder sie prüfenden Situationen navigieren können. Wie dies schon zeigt, stehen soziale Tropen in diesem Verständnis in enger Relation zu den anderen Operationsbegriffen, die ich bisher genannt habe. Offensichtlich fungieren sie in rhetorischen Situationen, also solchen, die Akteuren etwas abverlangen bzw. in den jene sich auf die eine oder andere Weise bewähren müssen. Dabei kommen häufig Klassifikationen ins Spiel, die meistens als Dichotome auftauchen. Soziale Tropen kann man auch als kleine Teile von Deutungsmustern verstehen, die jedoch einen sehr konkreten praktischen Sinn haben und als soziale Praktiken ausgemünzt werden sollen. Genauso sind soziale Tropen, wenn man Ratgeber liest und sie aus diesen herausfiltern will, meistens in narrativer Gestalt vorhanden, also in Anekdoten, die ihre Wirksamkeit beweisen sollen. Auch wenn sie sicher – auch von den Autoren selbst – von Narrativen ablösbar, d.h. aus

ihnen als eine Art von Moral oder Lehre destillierbar sind, bleiben sie doch stark mit dem Storytelling der Ratgeber verbunden.

Mein Plan ist es, nach solchen sozialen Tropen im Ratgeberkorpus für Liebes- und Berufsratgeber zu suchen und den Begriff so auf eine breitere Basis an Beispielen zu bringen und ihm eine Vergleichsdimension zu verleihen bzw. damit Vergleiche anzustellen.

5.4.3 Parameter der Operationalisierung

Leicht festzustellen, die postklassische Figurenlehre ist das Kernstück der Soziologischen Rhetorik. Den Hauptteil meines Arguments haben wir nun hinter uns. Es bleibt nicht mehr viel zu tun. Was aber doch hilfreich sein mag, ist eine Übersicht nicht nur über das, was die Figurenlehre und ihre Teile betrifft, sondern insgesamt über jene begrifflichen Parameter, die ich für den empirischen Teil dieser Arbeit in Anschlag bringen möchte. Was nun folgt, ist eine listenartige Aufstellung nicht nur der Elemente, welche die Soziologische Rhetorik vorschlägt, sondern auch jener, die sie von Diskurs- und Metaphernanalyse borgt. Was ich von zuletzt genannten hier nun nicht mehr bespreche, ist das generelle Vorgehen und die theoretisch-philosophischen Prämissen. Sie sind oben hinreichend ausführlich ausgebreitet. Was in meine Übersicht nun einfließt, sind die Begriffe selbst inklusive einer Kurzdefinition, ihre Operationalisierung und kleine Beschreibungen, die Beispiele beinhaltet.

- *Klassifikationen*: Genommen aus der Wissenssoziologischen Diskursanalyse sind hiermit Typisierungen gemeint, mit denen Akteure Klassen von Gegenständen, Personenkreisen, Phänomenarten usw. bilden bzw. herstellen. Klassifikationen sind in der WDA von Deutungsmustern⁸⁰ getrennt, doch, so wie ich es hier verstehe, ein Teil dieser, sofern sie wichtige Elemente in den Interpretationsrepertoires von Akteuren sind und unerlässlich für Schemabildungen. Auf der Ebene der textuellen Praktiken lassen sich Typisierungen kultursoziologisch am prägnantesten in Form von *Unterscheidungen* operationalisieren. Sie sind als „culture structures“ im Sinne des *Strong Program* sehr durabel und fungieren sozial als In- bzw. Exklusionsformeln, die Welt ordnen helfen und so im Alltag als Orientierungswerkzeuge dienen.

⁸⁰ Den Begriff des Deutungsmusters werde ich nicht als Analysekategorie benutzen, weil er mir sehr unhandlich und nur schwer operationalisierbar erscheint. Deutungsmuster können sich aus einer Vielzahl heterogener diskursiver Elemente zusammensetzen und bleiben daher notgedrungen für mein Vorhaben nicht konkret genug. Anders sieht es da bei den Klassifikationen aus, die keineswegs so elusiv sind und klare Textgestalten haben.

- *Metaphern*. Ihrerseits begrifflich entlehnt aus der kognitiven Linguistik von Lakoff und Johnson, sind Metaphern ein großer Teil unserer Alltagssprache und dienen uns als holistische Heuristiken, die Handeln, Denken und Fühlen anleiten und/oder kanalisieren. Sie sind an dabei an kognitive Schemata (wie das des Behälters oder das des Weges) gebunden und erfüllen so – wie Klassifikationen auch – ein weltordnendes Orientierungsbedürfnis. Für eine Operationalisierung muss zwischen metaphorischen Ableitungen („Heute habe ich wieder so viel Zeit verschwendet“) und metaphorischen Konzepten („ZEIT IST EINE RESSOURCE“) unterschieden werden. Und obwohl diese Trennung theoretisch wichtig und gerade das Konzept des metaphorischen Konzeptes informativ ist, kann sich die Soziologische Rhetorik auch auf einzelne Metaphern richten, die im gegebenen besonders augenscheinlich sind.⁸¹
- *Narrative*: Als sequenzielle Darstellung von fiktionalen und/oder faktualen Ereignissen, die Regeln der Kausalität und Kontiguität beachten sowie „einen Punkt machen“ (William Labov), gehört das Narrativ bzw. das Erzählen zu den symbolischen Grundoperationen von Menschen überhaupt. Für die Soziologische Rhetorik in ihrer Anwendung auf Ratgeber lassen sich drei Typen von Narrativen, aus der Sekundärliteratur herausfiltern: vorbildliche (*exemplary*), warnende (*cautionary*) und geständnishafte (*confessional*) Anekdoten. Alle drei können mit der postklassischen Figurenlehre als *Exemplum* aufgefasst werden, welches auf LeserInnen sowohl persuasiv wirken, wie auch deren Praxis anleiten soll.
- *Situationen*: Formuliert von Lloyd Bitzer und resonant mit der soziologischen Tradition, sind Situationen raumzeitlich gebundene Arrangements von Akteuren, die, wenn es um die dringliche Lösung eines widerständigen Problems geht, mit- oder gegeneinander einen Wandel herbeiführen wollen. Für die Operationalisierung hinsichtlich der Ratgeberliteratur lässt sich dafür zwischen *Situationskategorien* und *Situationsbildern* unterscheiden. Ersteres richtet sich auf den Typ von Situation, mit dem man es zu tun hat (eine Bewerbungs-, Streit-, oder Lernsituation z.B.), während Situationsbilder die konkrete Ausgestaltung meinen.

⁸¹ Überinterpretationen einzelner Metaphern, vor denen Rudolf Schmitt so eindringlich gewarnt hat, können in der Soziologischen Rhetorik verhindert werden, nicht durch den Anspruch an systematischer Vollständigkeit, sondern durch die Konstellation von operationalisierbaren Parametern.

- *Soziale Tropen*: Umschreibbar als ‚schwache‘ Verhaltensskripte, mit denen Akteure in schwierigen Situationen navigieren und ggf. das Handeln und Fühlen Dritter beeinflussen können. In Ratgebern finden sich soziale Tropen in/als Rezepte kondensiert, die strategisch/taktisch werden können und damit auf ihre Übersetzbarkeit in soziale Praktiken hinweisen. Am Beispiel des Verführungsdiskurses hatte ich aus eigenen Vorarbeiten zwei solcher Tropen – den Blick und das Dreieck – illustriert.

Mit diesen fünf Begriffen, die sich z.T. nochmals in verschiedene Untergruppen aufsplitten lassen, möchte im nächsten Kapitel das Material durchmustern. Vorher sollten hier jedoch noch einige Qualifikationen eingefügt werden, die die Gemeinsamkeiten all der gelisteten postklassischen Figuren erwähnen und so dem methodologischen Profil noch mehr Kontur hinzufügen.

Eine der wichtigsten Gemeinsamkeiten aller wichtigen Elemente ist etwas, was sowohl Ann Swidler wie Jeffrey Alexander – die kultursoziologischen Paten meines Entwurfes – in ihren Arbeiten vernachlässigen, in meiner Untersuchung aber einen thematischen sowie methodologischen Schwerpunkt bildet: Emotionen. Wie meine detaillierteren Ausführungen des letzten Abschnitts recht deutlich gezeigt haben dürften, unterhält der größte Teil der fünf Figuren unterschiedliche Beziehungen zum Thema der Emotionen, manchmal enger und manchmal loser. Klassifikationen z.B. können zwar benutzt werden, um Fühlweisen als richtig und falsch zu typisieren, sind aber eher lose an das Thema gebunden, weil sie für sehr viele und nicht nur dieses Register Salienz gewinnen können. Auch wenn sie auf viel mehr als bloß unsere Gefühle zugreifen, sind Metaphern schon enger an unsere Emotionen gekoppelt. Wie oben argumentiert, drücken gerade sie nicht nur Emotionen aus (man „kocht vor Wut“), sondern enthalten auch *normative* Modelle, wie sich bestimmte Affekte anfühlen *sollen* – was z.B., wenn Verliebtheit *keine* „Schmetterlinge im Bauch“ mit sich bringt oder der „Sturm der Leidenschaft“ einfach ausbleibt?

Noch enger als bei den Metaphern wird die Verbindung in den Narrativen sichtbar. Wie Hochschild zeigte, verkörpern „magnified moments“ gerade solche Episoden, in denen die Protagonisten oft sehr starke Gefühle haben und daraus moralische Schlüsse ableiten, sofern sie Gefühle hinsichtlich ihrer Gefühle haben und so Situationen bewerten. Gerade für *Situationsbilder* ist damit zu rechnen, dass dort die Frage auftaucht, was Akteure dort empfinden und wie sie mit diesen Empfindungen sozial umgehen bzw. den Ratgeberautoren zufolge am besten mit ihnen umgehen *sollten*. Die Rezepte hierzu lassen

sich als soziale Tropen denken. Mit ihnen lassen sich jedoch vor allem die Emotionen der anderen Akteure in der Situation managen – obwohl emotionale Fremdkontrolle natürlich emotionale Selbstkontrolle voraussetzt.

Am Problem der Emotionen wird also klar, dass alle Elemente der postklassischen Figurenlehre auf intrikate Weise ineinander verhakt sind. Und das ist nicht nur thematisch so. Denn ebenso sind die Aspekte meiner Heuristik nicht immer vollständig sauber voneinander trennbar. Metaphern können zu „szenischen Narrationen“ oder Allegorien ausgebaut werden. Soziale Tropen rechnen, wie in den Beispielen, mit Dichotomen und benutzen sie. Auch Situationen müssen erzählt werden. Abschreckende Beispiele können auch als persönliche Geständnisanekdoten vorkommen. Doch selbst wenn man bedenken muss, dass manche Zuordnungen nicht immer hundertprozentig sauber sind oder wegen der internen Komplexität des Materials sein können, scheint der von mir vorgeschlagene Kategorienverband doch eine vielversprechende Heuristik, die ihrerseits – ganz im Sinne der CDA – offen für Änderungen durch das Material ist. Darin spiegeln sich, wenn man der Sekundärliteratur glaubt, wichtige Strukturmerkmale von Selbsthilferatgebern, in denen große Mengen praktischen Wissens aufgehoben sind.

Insofern können alle genannten Parameter theoretisch als Teile des „cultural toolkits“ veranschlagt werden, wie Ann Swidler es beschrieben hat (vgl. 5.2.4). Sie haben damit eine sehr enge Verbindung zum Problem der Handlung und können, wie gesagt, als Strukturen praktischen Wissens gedacht werden. Und obwohl das Bild des Instruments, des Werkzeugs ziemlich weit trägt, darf es doch nicht überstrapaziert werden. Natürlich muss die Soziologische Rhetorik von einer relativ starken Intentionalität der Akteure ausgehen, die Ziele haben und Mittel wählen, um diese zu erreichen. Jedoch kann man von der *Yale School of Cultural Sociology* lernen, dass alle beschriebenen praktischen Wissensstrukturen zwar auf Handlungsstrategien abzielen, deswegen den Akteuren aber nicht vollständig zugänglich sein müssen. Man kann sich dies mit der Metapher des Eisbergs klarmachen. Die Klassifikationen, die wir in Anschlag bringen um uns z. B. abzugrenzen, die Metaphern, die unsere Handlungen strukturieren, die Geschichten, die wir uns erzählen, die Situationen, in denen wir uns wiederfinden und die Skripte, denen wir folgen – als das bleibt ja im Alltag meistens unter der Schwelle des Bewusstseins. Es sind quasi-naturalisierte Selbstverständlichkeiten, die oft abrollen, ohne als solche beobachtet zu werden. Dies ist hochgradig funktional, da wir durch diese Selbstverständlichkeiten – wie Arnold Gehlen sagen würde – „entlastet“ werden. Lediglich die oberen Spitzen sind einer gewaltigen Masse an symbolischen Institutionen geraten im gewöhnlichen sozialen Verkehr jemals in den Blick. Ratgeber sind auch deswegen ein so interessantes Material, weil sie eine Anstrengung

darstellen, etwas mehr von diesen Prozessen über jene Schwelle des Bewusstseins zu heben, und zwar mit der klaren Intention, Änderungen zu ermöglichen, die nur auf diese Weise möglich sind. Erst wenn etwas aus seiner Alltagsnaturalisierung gelöst wurde, kann es an einen anderen Ort verschoben, modelliert oder ganz aufgehoben werden. Nun tun Ratgeber dies allerdings mit einem sehr klaren Ziel und oft ohne ihre eigenen Projekte zu hinterfragen. Ihre Hermeneutik ist immer eine einfache, nie eine doppelte, wie sie bei sozialwissenschaftlichen Arbeiten wie dieser unumgänglich ist. Nur ein „Verstehen des Verstehens“, das jene Selbstverständlichkeiten suspendiert, kann darauf hoffen, mehr von ihnen freizulegen.

Mit dieser Bemerkung komme ich zum Schluss dieses Kapitels.

6.4 Schluss

Die Methoden der Ratgeberanalyse decken das ganze Spektrum der empirischen Sozialforschung ab. Von Umfragen und (deren) Metastudien über offene Interviews bis zur Textanalyse ist alles dabei. Wie bei allen großen Themen kann kein methodischer Zugang beanspruchen, der einzige oder einzig richtige zu sein. Und das gilt genauso für die Disziplinen, die an der Erforschung des Phänomens beteiligt sind. Psychologie, Geschichts- und Kulturwissenschaften sowie die Soziologie haben jeweils andere Erkenntnisinteressen und stellen daher verschiedene Fragen an das Phänomen, die zu unterschiedlichen Ergebnissen führen. Während z.B. die Psychologie an der Wirksamkeit von Selbsthilferatgebern interessiert ist und dem Genre eher affirmativ gegenübersteht – viele PsychologInnen sind selbst Autoren –, sieht die Soziologie die in den Büchern kolportierte Ideologie (z.B. des Neoliberalismus) eher kritisch.

Wenn man diese Bewertungen kurz einklammert, eröffnet solche Suspension die Fragemöglichkeit: Was lässt sich *methodologisch* aus der Vielfalt an Ansätzen für die vorliegende Untersuchung mitnehmen?

Die Psychologie z.B. steht mit ihrer größtenteils quantitativen Ausrichtung eher am Rande, obschon man von den einschlägigen Untersuchungen lernen kann, wie Ratgeber durchaus „wirken“, sofern sie hier durch die verschlungenen Pfade psychotherapeutischen Handelns an die Betroffenen als hausaufgabenartige Leseempfehlungen weitergeben werden. In den wenigen qualitativ-psychologischen Studien wird dann beschrieben, wie Selbstverhältnisse modelliert und ggf. revidiert werden, d.h. der Durchschlag des praktischen Wissens kein reines Wunschdenken jeweiliger Autoren ist. Erst durch die Kombination beider Methoden

– Metastudien *und* Interviews – wird erkennbar, wie wenig man es wohl mit Einzelfällen zu tun hat und was Ratgeber zu leisten im Stande sind.

Sehr viel näher als die Psychologie steht den Ideen dieser Arbeit die Emotionsgeschichte, wie schon das Gründungsdokument von Lucien Febvre nahegelegt hatte. Obwohl es hier nicht um den Nachweis ging, ob Emotionsgeschichte und Kulturosoziologie vielleicht sogar ein gemeinsames Forschungsprogramm verfolgen können, liegen solche Vermutungen schon durch den Umstand nahe, dass Norbert Elias in diesem eine zentrale Stellung einnehmen würde. Sein Nutzen hier liegt nicht nur im Ziehen langer historischer Linien. Auch hat Elias die methodologische Gewinnchance von Ratgeberliteratur als erster verstanden und ermessen. Seine Einschätzung von sozialer Realität und ihrem Wandel als dokumentarische „Spiegelungen“ mag unterschätzt haben, wie groß der Graben zwischen Sein und Sollen war, ist und bleiben wird. Doch haben spätere Historiker diesen ihrerseits wiederum kartographiert, wie es das Ehepaar Strearns getan hat. Nicht nur erfasst ihr Begriff der „emotionology“ die Normativität des Ratgebergenres und bietet damit Anschlüsse für die Soziologische Rhetorik, welche diese bis auf die Ebene der Textelemente herunter brechen möchte. Auch haben sie mit großer Präzision gezeigt, wie die beiden Bereiche, welche im Zentrum meiner Überlegungen stehen – Beruf und Liebe –, historisch miteinander verschaltet sind, wodurch sie einst getrennt waren und wie sie ab den 1970er Jahren (wieder) entgrenzt wurden. Wenn man die methodologische Signifikanz des Genres ganz ausnutzen will, lohnt sich eine historische Dimensionierung der Fragestellung, wie ich sie in Kapitel drei und vier versucht habe.

Die Notwendigkeit, methodologisch unterschiedlich ausgerichtete Studien heranzuziehen, wird jedoch durch kaum etwas besser begründet als durch die Rezeptionsstudien von Ratgeberliteratur selbst. Gerade weil die vorliegende Untersuchung sich ausschließlich mit Textphänomenen befasst und nur sehr bedingt auf soziale Praktiken als Vollzugswirklichkeiten rückschließen kann, sind jene Studien, die genau danach fragen, besonders wertvoll. Von den LeserInnen selbst gesagt zu bekommen, wie sie Ratgeber lesen und was sie damit machen, weist den Wissenstyp, der hier infrage kommt, als praktischen aus und zeigt zudem, dass ideologiekritische Vorurteile z.B. seitens der Soziologie nicht immer so von Akteuren geteilt werden bzw. wann sie durchaus funktionieren. Wie LeserInnen lesen war ein wichtiger Punkt in so ziemlich allen Studien. Herausgestellt wurde, dass es durchaus Textelemente – wie bestimmte Narrativtypen – gibt, die hochgradig instruktiv und im Lese- wie Adaptionprozess gleichsam unerlässlich sind. Zwar sind auch die Rezeptionsanalysen nicht in der Lage, die Kluft zwischen Diskurs (Text) und Praxis (Anwendung) gänzlich zuzuschütten, aber sie haben durch ihre Methode entscheidende

Hinweise darauf, mit welchen Vorannahmen und Selektionsmustern man an die Text herangehen kann.

Damit komme ich zum Schluss des Schlusses: einer kurzen Profilschärfung der Soziologischen Rhetorik durch die zusammenfassende Angabe einiger Konturlinien:

- Die Soziologische Rhetorik (SR) kann nur mit *hermeneutischen* Vorzeichen funktionieren; sie ist dabei *nicht der Produktion, sondern Analyse* von Sinn- und Wissensstrukturen verpflichtet.
- SR sucht dabei den Anschluss an das *Problem der Persuasion* zu erhalten; für die Analyse von Ratgeberliteratur liegt der Schwerpunkt auf deren Empfehlungen/Rezepten und nur bedingt auf deren Persuasionsstrategien von Primärautoren.
- SR schenkt (in der vorliegenden Version) dem Thema der *Emotionen* erhöhte methodologische Aufmerksamkeit.
- SR hat zwar das Potential auf nicht-schriftliche Quellen (z.B. Bilder) angewendet zu werden, doch sie richtet sich primär auf *Texte*; dabei kommen jedoch nicht nur Ratgeber, sondern prinzipiell alle vertexteten Dokumenttypen infrage.
- SR fokussiert dabei *sozialepistemologisch belastbare symbolische Formen und Formate* wie Narrative, Metaphern, Situationsbilder, soziale Tropen etc.
- SR fasst jene Formen und Formate im Rahmen einer *postklassischen Figurenlehre*; jene ist grundsätzlich – sowohl kategorial wie für konkrete Beispiele – offen für Erweiterungen; theoretische Modifikationen durch empirische Resultate bilden hierbei das methodologische Ideal.
- Elemente der postklassischen Figurenlehre sind Teil von „*cultural toolkits*“ (Swidler) und lassen sich gleichzeitig als „*culture structures*“ (Alexander/Smith) klassifizieren; damit wird einerseits der Agency von Akteuren Rechnung getragen wie andererseits der soziohistorischen Trägheit jener Figuren.
- SR vertritt damit eine *handlungstheoretisch aufgeladene Kulturpoetik*.
- SR benötigt (in der vorliegenden Version) eine *makroskopisch kontextualisierte Fragestellung*, wenn sie gegenwartsdiagnostische Aussagen treffen will.
- SR geht grundsätzlich *komparativ* vor und sucht die *Triangulation*.

Diese Liste ist sicherlich nicht erschöpfend, kann aber wenigstens zum jetzigen Zeitpunkt als ein grober Rahmen genommen bzw. erprobt werden. „Erprobt“ deswegen, weil erst das Material zeigen kann, wie belastbar das aufgespannte Netz wirklich ist.

6. Die Arbeit lieben und für die Liebe arbeiten

6.1 Einführung

6.1.1 Rückblick auf die Fragestellung: Land & Felder

Bevor wir hinübertreten in das Land der Ratgeber, ist eine kurze Rückschau auf die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung dringend geboten. Ansonsten würden wir – Leser *und* Autor – Gefahr gehen, uns in dieser weiten Landschaft hoffnungslos zu verlaufen. Wir brauchen eine Karte. Sie hat zwei Elemente: Erstens eine Legende, die uns zeigen kann, mit was für geographischen Formationen wir es zu tun haben. Diese Legende haben wir uns im letzten Kapitel mit der Soziologischen Rhetorik erarbeitet, zu der gleich (6.1.2) noch einige Nachträge nötig sein werden. Das zweite Element sind die thematischen Felder, welche die einzelnen Areale gegeneinander abgrenzen. Als Territorien sollen sie die gleich folgenden Interpretationen orientieren. Es wird zu prüfen sein, inwieweit die bisherigen Karten, d.h. die Beschreibungen aus der einschlägigen Forschungsliteratur, akkurat sind und wo nicht. Um das zu tun, müssen wir uns nochmals die Felder vergegenwärtigen und mit Fragen füllen, die ihre Grenzen vorläufig abstecken.

Thematisches Feld I: Zeitdiagnose Berufsarbeit. Im dritten Kapitel *Wirtschaftsgefühle* wurde gezeigt, wie wenig Raum für Emotionen in industriegesellschaftlichen Ökonomien vorhanden war – und wie sich dies entwickelte. Durch den Wandel von Industrie- zu Dienstleistungsgesellschaften wurden Emotionen zu Produktionsfaktoren. Unternehmen – wie Fluggesellschaften, Versicherungsagenturen und Anwaltskanzleien – waren darauf bedacht, das emotionale Leben ihrer Angestellten anzuzapfen. Dieses neue ökonomische Regime, das tief ins Innenleben der Akteure hinuntergreift und dort ihr Emotionsmanagement methodisiert, kristallisiert im Neoliberalismus und der Therapeutisierung. Jene neuen Regime geben maßgeblichen Register vor – subjektivierte Projektarbeit und die Sprache der Psychotherapie – mit denen Emotionen als individuelle Ressourcen modelliert werden. Dieser Trend lässt sich durch das Schlagwort „Emotionalisierung der Ökonomie“ zusammenfassen. Eine erste Batterie an Leitfragen lautet nun: *Lässt sich dieser Trend auf der diskursiven Ebene der Ratgeber wiederfinden? Und wenn ja, wie – in welchen diskursiven Formaten und auf welchen thematischen Feldern – schlägt er sich*

dort nieder? Findet man auch semantische Gegenbewegungen? Als Zusatz ließe sich weiterfragen: Welche Rolle spielt die Liebe in Berufsberatung?

Thematisches Feld II: Zeitdiagnose Liebesbeziehungen. In *Liebesökonomien* wiederholte sich das, was schon im vorhergehenden Kapitel dargelegt worden war. Mit „genealogischen Schlaglichtern“ ging es während der ersten Hälfte im Schweinsgalopp durch das 19. Jahrhundert. Dabei stellte sich heraus, wie das Liebesideal von der Romantik inspiriert wurde, das Heiraten aus Liebe geschehen sollte, auch wenn man damals mit der „vernünftigen Ehe“ weiterhin ökonomische Sicherheit favorisierte. Das 19. Jahrhundert spaltete dabei, was im 17. und 18. noch eine Einheit gebildet hatte: Lebens- und Arbeitsstätte wurden getrennt und mit einem ideologisch potenten Sphärendualismus unterfüttert, der bis in die 1950er Jahre intakt blieb. Mit den (späten) 1960ern erlebten wir seine Erosion fühlbar als Zeitenwende. Die Lebensformen pluralisierten und die Liebesformen liberalisier(t)en sich. Mit diesen neuen Möglichkeiten und neuen Freiheiten jedoch entspinnt sich gleichzeitig ein dicht bevölkertes Warenuniversum um die Liebenden. Während Partnerschaftsideale psychotherapeutisch durchdrungen werden, bringen neue Unsicherheiten sich mit vollem Druck zu Bewusstsein. Insoweit ökonomische Rahmenbedingungen die Liebenden zu immer prekäreren Anpassungsleistungen zwingen, setzen Konflikte zwischen L(i)eben und Arbeiten verstärkt ein und entgrenzen beide Sphären. Dieser Trend kann unter dem Titel „Ökonomisierung der Liebe“ verschlagwortet werden. Daran anschließend lautet die zweite Batterie an Leitfragen nun: *Lässt sich dieser (zweite) Trend in den Ratgebern entdecken? Und wenn ja, wie reagieren die AutorInnen auf ihn? Wie narrativieren, metaphorisieren und rezeptieren sie die gegenwärtige Gestalt von Liebesverhältnissen?* Ebenfalls hier wieder als Zusatzfrage: *Welche Bedeutung messen Liebesratgeber dem Berufsleben bei?*

Thematisches Feld III: Emotionen. Unter diesen zeitdiagnostischen Nadeln liegt wiederum eine thematische, welche eines der massereichsten Gravitationszentren der vorliegenden Untersuchung konstituiert: die Emotionen. Der „produktive“ Umgang mit ihnen beschäftigt Berufs- und Liebesratgeber gleichermaßen. Wie schon in Kapitel 3 ausführlich besprochen, geht es dabei vor allem um ihr Management, also die Kontrolle von Emotionen, wobei diese Kontrolle sowohl Ego wie auch Alter umschließt. Ein Gutteil des „praktischen Wissens“ (vgl. 4.3.1) der Ratgeber betrifft die Emotionen, und zwar egal, zu welcher Sphäre sie gehören. Ebendies bietet, wie ich im letzten Kapitel (5.3) argumentiert habe, einen methodischen Anschluss, weil Ratgeber die Emotionen ihrer Rezipienten mobilisieren wollen und dafür

ein Arsenal an Figuren ins Feld führen, in die „feeling rules“ eingebettet sind. Wenn es um den Vergleich von Liebes- und Berufsratgebern geht, erwächst aus dem Emotionsthema ein kaum überschätzbares *tertium comparationis*. Die dritte Batterie an Leitfragen lautet: *Gleichen und/oder unterscheiden sich die Formen und Formate des Emotionsmanagements in Liebes- und Berufsratgeber? Wo genau liegen die Unterschiede/Gemeinsamkeiten? Bekommen wir hinsichtlich der Modi des Emotionsmanagements Entgrenzungstendenzen zwischen Liebe und Arbeit zu sehen oder wird zwischen beiden klar eine Trennlinie gezogen? Was sind die jeweils maßgeblichen Emotionen in Liebe und Beruf? Wie sieht es mit ihren Valenzen – positiv und negativ – aus? Und mit welchen metaphorischen Bildern, Modellen und Rezepten arbeiten die AutorInnen beim Thema Emotionen?*

Thematisches Feld IV: Das Selbst. Wie ich in Kapitel 4 gezeigt habe, geht zumindest die gegenwärtige Forschung zu Ratgebern davon aus, dass das Selbst zu den wichtigsten Bemessungsgrundlagen des Genres gehört. Ziel ist dabei, es zu transformieren und zu optimieren. Zumindest die Kommentatoren scheinen sich ziemlich einig darin, dass Ratgeber in eine neoliberale Logik eingemeindet sind, deren Grammatik psychotherapeutisch verfasst ist. Wir werden in der Analyse sehen müssen, wie weit das auf den hier versammelten Korpus zutrifft. In jedem Fall jedoch scheint das Schicksal jedes individuellen Lesers sozusagen die „baseline“ dieser Bücher zu sein, sofern keine abstrakte Größe wie Institutionen, sondern stets Einzelleben die Adressaten bleiben müssen. Dies gilt, wie schon beim Emotionsthema, für Liebe und Beruf gleichermaßen. Das Selbst bildet ein weiteres *tertium comparationis*. Die vierte Batterie an Leitfragen umfasst danach u.a. Folgendes: *Wie stellen sich Ratgeber das Selbst in seinen verschiedenen Fassungen – als optimales und defizitäres – vor? Was sind die Gründe, warum ein Selbst pathologisch wird, und worin bestehen die Mittel, es aus seiner vermeintlichen Misere herauszuführen? Ist das Selbst dort wirklich so „dünn“ wie die Kritiker meinen oder hat es, von Seiten der Ratgeber, durchaus eine soziale und geschichtliche Dimension? Gibt es einen stabilen Kern oder konzeptualisieren es die Ratgeber als quasi grenzenlos wandelbar? Und schließlich: Ähneln oder unterscheiden sich die Vorstellungen des Selbst in Beziehungs- und Berufsratgebern?*

Thematisches Feld V: Geschlechterverhältnisse. Besonders die historischen Erörterungen über die Liebe haben gezeigt, wie unmittelbar der Zusammenhang von Geschlechterrollen und Liebesregimen ausfällt. Die gesellschaftliche Akzeptanz von Liebesformen hängt wesentlich davon ab, wie die Geschlechter zueinanderstehen (können). (Inwieweit dies auch vice versa gilt, ist eine offene Frage.) Welche Ideale Partnerschaften leiten, wie die Ehe verstanden und

gelebt wird, was die Funktion von Familien ist und wo die Sexualität verhandelt wird – all dies muss auch durch die Brille von Geschlechtsidentitäten betrachtet werden, damit es verstehbar wird. Seit Frauen spätestens ab den 1960ern vermehrt auf den Arbeitsmarkt drängen, werden die Fragen der Geschlechterverhältnisse auch am Arbeitsplatz zunehmend relevant. Damit wird die berufliche neben der privaten Sphäre zu einem weiteren Ort des Wettbewerbs und der Aushandlung – und damit zu einem Sujet, das zahlreiche Berufsratgeber für sich entdeckt haben. Aus diesen Erwägungen ergibt sich die fünfte Fragenbatterie: *Wie arbeiten insbesondere Liebesratgeber das Geschlechterverhältnis auf? Wo wird der geschlechtliche Unterschied dramatisiert, wann wird er heruntergespielt? Was nützt das Wissen über ‚biologische Tatsachen‘ den Liebesratgebern und welche Aspekte vergeschlechtlichter Identität und Verhaltensmuster sind es, die in Liebes- und Berufsdynamiken intervenieren? Was sind die Metaphern und Modelle, welche Liebesratgeber benutzen? Und wie konzeptualisieren Berufsratgeber das Geschlechterverhältnis? Gibt es Parallelen zu denen der Liebe oder finden sie ganz andere Erklärungsansätze? In welcher Relation steht die Darstellung der Geschlechterverhältnisse zur These der Entgrenzung?*

Thematisches Feld VI: Kritik. Kenner der soziologischen Literatur zum Thema Ratgeber werden es schnell bestätigen können: Ratgeber für Liebe und besonders den Beruf haben eine ‚affirmative‘ Grundhaltung. Sie stützen den Status quo und haben keinen emanzipativen Charakter, sehen durch ihren „Hyperindividualismus“ keine oder kaum Strukturen; sie individualisieren die gesellschaftlich erzeugte Misere und privatisieren (dafür) die Schuld. Mit diesen Einwänden, von denen ich einige (sicher nicht erschöpfend) oben katalogisiert habe (vgl. 4.3.3), geht die starke Vermutung einher, dass Ratgeber der Kritik eigentlich nicht fähig sein dürften. Zu knietief stecken sie, so der Vorwurf, in den systemerhaltenden Maßnahmen, zu hoch sind ihre Hypotheken, die sie dem Individuum als Zentrum von Schuld und Verantwortung auferlegen. Daraus folgt die sechste und letzte Fragenbatterie: *Was ist das Verhältnis von Ratgebern zu sozialen Makrostrukturen? Wird die Gesellschaft berücksichtigt und die Sozialität behandelt, oder wird nur auf das Individuum eingegangen, wie die soziologische Literatur zu behaupten scheint? Und wenn sie vorkommt, wie wird es ins Verhältnis zur Gesellschaft gesetzt? Und wenn es nicht schon die Gesellschaft als die Makrostruktur schlechthin sein sollte, haben Ratgeber dann wenigstens einen Sinn für die Sozialität des Selbst? Ist das der Fall, wie konzeptualisieren sie diese Sozialität? Entwickeln sie ernstzunehmende Vorstellungen zu einer besseren Welt und nicht nur zu Selbstoptimierung? Welche Rezepte bieten sie dafür an?*

6.1.2 Methodologische Corrigenda & Kartenlegende

Klassifikationen. Im letzten Kapitel (5.3.3) lediglich kurz angerissen, meint die Wissenssoziologische Diskursanalyse damit „Typisierungsprozesse“, die dazu dienen, z.B. bestimmte Gruppen von Akteuren in relativ generische Kategorien einzuordnen (z.B. „die Flüchtlinge“). Kultursoziologisch modifiziert, haben darunter vor allem Unterscheidungen gegriﬀen, die meistens eine A-B-Form annehmen (vgl. 5.4.3). Im Durchmustern des Materials tauchten jedoch drei Textelemente auf, die zwar unter Klassifikationen fielen, jedoch keine Unterscheidungen waren. Erstens tauchten *Modelle* auf. Dies sind zwar auch Schematisierungen im weitesten Sinne, sie haben jedoch einen stark *explanativen* Anspruch. D.h., RatgeberautorInnen bauen Modelle, z.B. um bestimmte, „typische“ Verhaltensweisen zu erklären. Modelle können dabei die Denkgewohnheiten von Männern und Frauen durch unterschiedliche Hirnstrukturen erklären oder Revierkämpfe im Büro. Zweitens fanden sich nicht nur Unterscheidungen, sondern auch einfache *Begriffe*. Sie markieren keine Trennungen, sondern Vereinheitlichungen. Oft sind Begriffe und Modelle ineinander geschachtelt. Drittens finden sich bei den Klassifikationen *Regeln*. Sie haben meistens eine Wenn-Dann-Form und geben sehr konkrete Handlungsanweisungen. Regeln treten dabei häufig in oder zusammen mit Tropen auf; dazu gleich mehr.

Metaphern. Schon im letzten Abschnitt hatte ich auf die Schwachstellen der systematischen Metaphernanalyse hingewiesen (vgl. 5.2.5). Was trotz aller Kritik beibehalten werden sollte, war die Trennung von metaphorischen Konzepten („ZEIT IST GELD“) und metaphorischen Wendungen („wir dürfen keine Zeit vergeuden“). Damit ist zumindest in Rudolf Schmitts Ansatz eine Subsumptions(zwangs)logik verknüpft (vgl. 5.2.4), die Interpreten auf eine extreme Kleinteiligkeit verpflichtet und so Überinterpretationen verhindern soll. Im Codieren von über 18.000 Textseiten jedoch stellte sich die Unterscheidung von Konzept und Wendung als nur bedingt tragfähig heraus. Daher wurden in der Codierung auffällige Metaphern herausgegriffen, die jedoch in Wechselwirkungen mit allen anderen formalen Elementen stehen und dadurch, sozusagen triangulativ, ihren symbolischen Kontext erhalten, ohne jedes Mal auf die höhere Abstraktionsebene der Konzepte gehoben werden zu müssen. Die im letzten Kapitel diskutierten Vorannahmen der kognitiven Linguistik über die kulturelle Signifikanz und Potenz von Metaphern bleiben von dieser methodologischen Entscheidung unberührt und werden gegebenenfalls sogar noch besser sichtbar.

Situationen. Ähnlich wie bei den Metaphern wurde auch bei den Situationen eine Unterscheidung fallen gelassen. Die Trennung zwischen Situationskategorien und Situationsbildern erwies sich als fruchtlos. Natürlich ist es naheliegend zwischen einer Streitsituation und der Schilderung des tatsächlichen Streits zu unterscheiden. Aber viel gewonnen war damit nicht. Zwei Änderungen schienen daher sinnvoll. Zuerst wird im formalen Teil des Codesystems nun nicht mehr von Situationen gesprochen, sondern von *Szenen* bzw. *Szenarien*. Damit ist gemeint, dass man es mit relativ generischen Beschreibungen zu tun hat, deren Akteure meistens nicht personalisiert werden. RatgeberautorInnen sprechen von „einem Mann“, „einem Klienten“, „einem Mitarbeiter“ usw. Hierin liegt auch ein wichtiger Unterschied zu den verschiedenen Narrativtypen. (Die Trennung zwischen Szenarien und Narrativen ist jedoch keineswegs völlig sauber möglich.)

Soziale Tropen. Die Charakterisierung von sozialen Tropen als ‚schwache‘ Verhaltensskripte, mit denen Akteure schwierige Situationen navigieren (können), besteht weiter. Trotzdem, so stellte sich heraus, muss eine Ebenen-Trennung vorgenommen werden, welche den kategorialen Rahmen nicht ganz unberührt lässt. Soziale Tropen liegen in zwei Typen vor. *Typ-1* sind sozusagen naturwüchsige Coping-Strategien von Akteuren, die oftmals von ihnen selbst entwickelt oder un- bzw. vorbewusst von signifikanten Anderen übernommen wurden. Diese Skripte sind originärer Teil des „cultural toolkits“ und damit der gewöhnlichen „Alltagsrhetorik“. Sie gehören bereits zum praktischen Wissensbestand und sind nicht spezifisch für das Genre der Ratgeber. Anders verhält es sich mit *Typ-2* sozialer Tropen. Sie sind in vollem Recht genuiner Teil des Genres, sofern es sich bei ihnen im engeren Sinne um *Rezepte* handelt, die die AutorInnen entwickeln und empfehlen. Das heißt auch: Sie sind (noch!) *kein* Teil der naturwüchsigen Alltagsrhetorik, sollen es nach dem Willen der Ratgeber aber werden. Sie tragen ebenfalls die Signatur von Coping-Strategien, wenn es um Problemnavigation und Optimierungsstrategien geht. Insofern erscheinen sie als etwas Künstliches, machen aber gleichsam den individuellen Beitrag jedes Selbsthilfe-Ratgebers aus. Quer zur Aufsplittung in *natürliche* Typ-1 und *künstliche* Typ-2 Tropen liegt eine weitere Unterteilung, die während der Durchmusterung des Materials immer salienter wurde. Früher entdeckt, sichtbarer im Material und daher auch ins Codesystem eingegangen, ist die Trennung von *kognitiven*, *korporalen* und *sozialen* Tropen. Die in Ratgebern angebotenen Rezepte betrafen alle einen von drei Zielbereichen. *Kognitive Tropen* richten sich auf das Denken der Leser: Sie laden ein zu allen möglichen Introspektionen, Imaginationen, Gedankenexperimenten oder Empathie-Übungen usw. Mit ihnen haben wir

es mit „kognitiven Werkzeugen“ zu tun. *Korporale Tropen* nehmen auch das Selbst ins Visier, fokussieren jedoch seinen körperlichen Aspekt. Richtig lächeln, wie sich auf eine bestimmte Art durch den Raum bewegen oder das Vermeiden bestimmter Gesten – dergleichen fällt in die Kategorie korporaler Tropen. *Soziale Tropen* im engeren Sinne bezeichnen Rezepte, die sich unmittelbar auf die soziale Umgebung beziehen. Gemeint können damit Anleitungen zur Mitarbeiterführung sein, genauso wie die Modalitäten des Zuhörens beim Streit mit dem Beziehungspartner.

Solche Differenzierungen ließen sich nicht *a priori* voraussehen, sondern sind das Ergebnis genauer Beschreibungen innerhalb des Materials. Sie haben nicht selten zu Uneindeutigkeiten geführt, die sich aus Überlappungen und Überschneidungen der formalen Register ergeben und so das methodische Unterfangen als Ganzes verkomplizieren. Dies scheint jedoch unabwendbar: Das empirische Material ist störrisch und mag sich nicht nach den Erwartungen der Theorie richten.

Glücklicherweise bleibt die Funktion der formalen Registratur davon so gut wie unberührt: Wie ich unten (6.1.3 und 6.1.4) noch genauer erläutern werde, sind alle formalen Elemente inklusive ihrer Modifikationen eine Art Kartenlegende. Wenn die unterschiedlich geclusterten Fragestellungen als Kompassnadeln dienen, um im nächsten Abschnitt den Korpus systematisch zu erschließen, dann indexikalisiert die postklassische Figurenlehre unsere bevorstehenden Entdeckungen. Wir werden so besser verstehen können, wie die symbolische Infrastruktur der Ratgeber innerhalb verschiedener Themengebiete aufgebaut ist.

Der nächste Abschnitt schildert nicht nur den Aufbau der formalen, sondern auch der inhaltlichen Registratur, d.h. des Codesystems als Ganzes. Als erstes muss jedoch ein schneller Umriss des Materialkorpus gegeben werden.

6.1.3 Der Korpus, MaxQDA & Komposition des Code-Systems

Der Korpus. Insgesamt liegen im Großkorpus 66 Monographien, von denen 31 auf die Liebe und 35 auf das Berufsthema entfallen. Letztendlich codiert wurden 30 Berufsratgeber und 25 Liebesratgeber, was den Kleinkorpus auf 55 Bücher festlegt. Da alle Ratgeber im Umfang zwischen 250 und 500 Druckseiten liegen, entspricht dies einer Codiermasse von ca. 18.000 Textseiten. Die Verteilung von deutschen und amerikanischen Titeln ist ungefähr paritätisch; der Korpus umfasst sowohl Bestseller, von denen bis zu 25 Millionen Exemplare

verkauft und in drei Dutzend Sprachen übersetzt wurden, wie auch Low-Seller aus der schwäbischen Provinz, von denen wohl kaum 1.000 Exemplare im Umlauf sein dürften. Die Auswahl der Bücher geschah nicht randomisiert. Viele Bücher wurden in der einschlägigen Forschungsliteratur erwähnt, wie z.B. Stephen Covey *7 Habits of Effective People*, Friedemann Schulz von Thuns *Miteinander reden* oder Robert Ringers *Winning Through Intimidation*. Andere, eher unbekannte Titel wie Stefan Lewerenz' *Mit Schleim, Charme und Methode* oder Rita Pohles *Weg damit! Die Liebe befreien* wurden per Schneeballverfahren z.B. im Onlinehandel gefunden und über einen Zeitraum von ca. 18 Monaten zusammengetragen. Wie ich oben (4.4) bereits bemerkt habe, hat die soziologische Forschung die schlechte Angewohnheit, vorwiegend Bestseller in ihre Korpora aufzunehmen. Das macht zwar einerseits Sinn, weil man so die diskursive Verbreitung garantieren kann. Andererseits bleibt der Ozean des Ungelesenen, gespeist aus vielen kleinen Zuflüssen, unbefahren. Der vorliegende Korpus intendiert durch seine Zusammensetzung genau das. Probleme mit der Repräsentativität sollten dabei nicht zu sehr schrecken. Wie ebenfalls oben (4.2.1) bereits dokumentiert, ist das Genre in seiner Textproduktion so freudig, ja frenetisch, dass jede Hoffnung auf ein repräsentatives Sample ohne viel Bedauern fahren gelassen werden kann; theoretisches Sampling ist hier die beste Strategie (vgl. 5.2.3). Abgestimmt auf die Fragestellung und die in sie eingebaute Zeitdiagnose befinden sich im Korpus lediglich Titel, die nach 1970 publiziert wurden. Das mag immer noch eine sehr lange, vielleicht zu lange Spanne sein. Indes gehört es zu den Entscheidungen der vorliegenden Untersuchung, in ungewöhnlich großen Zeiträumen zu denken. Wie sinnvoll diese Entscheidung ist, muss den Rezipienten überlassen bleiben, könnte man sie doch genauso als mutig wie auch als fahrlässig bezeichnen. Bemerkenswert und für diese Entscheidung sprechend ist, dass selbst die ältesten Ratgeber – z.B. die Monographie von Robert Ringer – nicht nur Best-, sondern auch Long-Seller sind. Das Buch wurde 1973 gedruckt, aber durchgängig bis mindestens 2013 (!) wieder und wieder aufgelegt. Autoren wie Tony Robbins sind bis heute hochgestellte Prominente der Selbsthilfe-Industrie und verpacken ihre Ideen immer wieder neu, weswegen es kaum einen Unterschied macht, ob man spätere Monographien wie *Grenzenlose Energie – Das Power-Prinzip* oder (wie ich hier) frühere wie *The Giant Within* heranzieht. Ähnliches gilt für deutsche AutorInnen wie Eva Zurhorst, Robert Betz oder Petra Bock. Sie haben meistens ein Prinzip, einen Ansatz, den sie auf verschiedene Themen anwenden, welcher sich dann aber im Kern, wenn sie einmal damit Erfolg gehabt haben, kaum mehr groß von Monographie zu Monographie verändert. Hierin liegt einer der auffälligsten Gründe für die ungleich hohe Produktivität von RatgeberautorInnen. Behält man dieses Muster im Hinterkopf, mag es nicht mehr verblüffen, wie wenig das

Erscheinungsdatum ins Gewicht zu fallen scheint. In meinem Korpus aber scheinen viele der Ratgeber ihre Gültigkeit ausweiten zu wollen, indem sie Regeln und Prinzipien aufstellen oder an solche anschließen, die kein konkretes Verfallsdatum haben (möchten). Gleichzeitig üben sie durchaus Kritik an ihrer Zeit und diagnostizieren diese. Doch damit verlassen wir die Beschreibung des Korpus und den Einzelheiten seiner Zusammensetzung und kommen zu seiner Aufarbeitung.

MaxQDA & die Komposition des Codesystems. MaxQDA ist, wie viele WissenschaftlerInnen besonders aus der qualitativen Sozialforschung wissen, eines der beliebtesten Programme zur Datenanalyse in der Soziologie und vielen benachbarten Disziplinen.⁸² Geeignet für ein breites Spektrum an Datentypen und mit einer enormen Bandbreite an Analysewerkzeugen ausgestattet, habe auch ich MaxQDA für die Durchmusterung des Korpus benutzt. Zwar kann hier nicht der Ort für eine detaillierte Besprechung der Funktionsweise von MaxQDA sein (dazu gibt es exzellente Tutorials im Internet und der Unternehmenswebsite). Trotzdem werde ich nun einige basale Vorgehensweisen schildern, damit Inhalt und Aufbau des Codesystems nachvollziehbarer werden. Nachdem alle Bücher in durchsuchbare PDFs konvertiert waren, wurden sie in MaxQDA eingespeist, wodurch einzelne Textstellen mit dem Programm codiert werden konnten. Dazu mussten jedoch erst einmal die Obercodes erstellt werden.

Von vornherein war klar, dass es zwei Großkategorien geben musste: eine inhaltliche und eine formale. Die formale Ebene war die einfachere, denn welche Obercodes sie enthalten musste, war bereits durch den Methodenvorschlag (5.4) entschieden. Natürlich haben sich, wie oben ausgeführt (6.1.2), im Verlauf der Analyse auch hier Änderungen ergeben, die man sogar als erste, methodologische Findings betrachten kann.

Schwieriger gestaltete sich die Lage mit den inhaltlichen Obercodes, da sie letztlich die großen Vorgaben machen würden. In weiten Teilen wurden sie aus den beiden ersten Kapiteln zur Emotionalisierung der Ökonomie und zur Ökonomisierung der Liebe gewonnen. Hier zur zählten die acht bzw. neun Codes aus 2.2.4: *Selbst, Persönlichkeit, Transformation, Entgrenzung, Autonomie, Emotionsmanagements von Ego und Alter, Krieg, Spiel*. Dazu kamen (stets unter Weglassung von Dopplungen) aus 2.4.2.4: *ökonomische Semantik, Enthusiasmus, Kreativität, Emotionen als Ressourcen, Bedürfnis, Selbstentfaltung* bzw. *-verwirklichung, Motivation, Kritik*. 3.3.1 addierte dazu: *Geschlechterverhältnisse* und *Kommunikation*; 3.3.3 nochmals: *Family-Work-Conflicts* bzw. *Love-Work-Conflicts*,

⁸² Vgl. <https://www.maxqda.de> [zuletzt abgerufen 05.04.2018].

Wissenstransfer, verkehrte Welten und *Zeitnot*. Hierin bestanden „deduktiv“ die inhaltlichen Codes, von denen einige zu Obercodes wurden – wie z.B. das Selbst und die Geschlechterverhältnisse –, der überwiegende Teil aber zu Untercodes, welche ersteren zugeordnet sind. Die ungeheure Fülle des empirischen Materials erzwang jedoch auch eine Codeentwicklung, die rein „induktiv“, d.h. aus den Ratgebern selbst hervorging. So kamen zu den deduktiv gewonnen mehr als fast dreimal soviel, insgesamt induktiv herausdestillierte Inhaltscodes.

Die Struktur des so entstandenen Codesystems zeigt *Abbildung Ia* und *Ib*. Zum Aufbau möchte ich einige Erklärungen abgeben, die zwar nicht vollständig alle der 136 Codes erfassen, aber zumindest einen beispielhaften Eindruck von den Zuordnungen und Codedefinitionen.

Auf den beiden Abbildungen zu sehen sind auf der obersten Ebene (rechts) die beiden Großkategorien *Thematisch* (Ia) und *Formal* (Ib). Mittig findet man die neun thematischen Obercodes. Die ersten sechs sind orientiert an der Fragestellung der Untersuchung und bezeichnen die thematischen Felder: *2-Welten*, *Emotionen*, *Geschlechterverhältnisse*, *Selbst*, *Soziale Beziehungen* und *Leitmotive*. Zu ihnen sind drei „induktiv“ hinzugekommen: *Moral/Ethik*, *Intertextuell* und *Meta-Kommentare*. Unter der Überschrift „Moral/Ethik“ wurden all jene (insgesamt 120) Stellen markiert, in denen die Ratgeber sich explizit zum Thema der Moral äußern. „Intertextuell“ verslagwortet (insgesamt 461) Segmente, wo andere Ratgeber referenzialisiert, ‚hohe‘ Literatur interpretiert, Popkulturelles (häufig kritisch) diskutiert werden. So indizierte Stellen besprechen außerdem Philosoph(i)en und ziehen diverse wissenschaftliche Forschungen heran. Die bereits erwähnten *Leitmotive* haben häufig eine metaphorische Struktur; dort findet man Ausschnitte, in denen AutorInnen über die *Spiele* sprechen, durch welche Liebende einander kontrollieren wollen oder mit denen Büropolitiker ihre Konkurrenten ausmanövrieren. Andere thematisieren den Dornenweg der *Genesung* zur *Heilung*. Nicht selten kommt es vor, dass Gedankenexperimente zum *Tod* vorgeschlagen werden, in denen LeserInnen ihre eigene Sterbeanzeige schreiben sollen. Metaphorische Modelle wie das innere *Kind* helfen das Selbst zu parzellieren und zeigen, wo dort noch *Potentiale* für *Wachstum/Erfüllung/Entfaltung/Entwicklung* ungehoben schlummern und ihrer Ausgrabung harren. Obschon alle diese Leitmotive in erforschenswerte Richtungen zeigen, sind nur einige zu wirklich produktiven Codes geworden, also solche, die mehr als 100 Codings unter sich versammeln konnten. Von diesen produktivsten Untercode der *Leitmotive* habe ich drei ausgesucht und sie – auf leicht unterschiedliche Weise – in die thematischen Felder integriert, wobei zwei – *Religion* und *Krieg* – ein eigenes Feld (6.2.5) konstituieren. Der letzte

„induktive“ Obercode im System sind die *Meta-Kommentare*. Hierunter fallen Anweisungen, wie die Ratgeber gelesen werden sollen, was die Intention ihrer AutorInnen ist und wie deren Credentials aussehen. Als eigenes Feld in die Analyse (6.2) sind sie nicht eingeflossen, weil sich aus den UnterCodes nicht genügend Spannung generieren ließ (dazu 6.1.4).

Im formalen Teil befinden sich die Elemente, welche im letzten Kapitel als *Parameter der Operationalisierung* (5.4.3) veranschlagt und dann oben in nachträglich korrigierter Fassung (6.1.2) dargestellt wurden.

Zusammengerechnet enthält das Codesystem insgesamt neun inhaltliche und sechs formale OberCodes und 136 UnterCodes. Auf diese verteilen sich 20.273 Codings, wobei oft mehrere Codings auf dieselben Textstellen entfallen. Trotz solcher Doppel- bzw. Mehrfachbelegungen ist die Zahl der für die Analyse infrage kommenden Segmente in jedem Fall fünfstellig. Addiert man die in Abbildung I markierten Codes, also die, welche unten (7.2) aufgeführt werden und in thematische Felder geordnet sind, liegt die Zahl der – wie gesagt, oft mehrfachcodierten – Ausschnitte bei 12.677.

Um mit dieser für eine Einzeluntersuchung fast unmöglichen Quantität an Interpretationsmaterialien umzugehen, musste eine weitere Analysephase vorgeschaltet werden. Ihr zentraler Aspekt sind (9) durch MaxQDA erstellte „Daten-Karten“. Sie haben mehrere Funktionen, die zugunsten der Nachvollziehbarkeit meiner Analyse ausgewiesen werden müssen. Außerdem ist der Kartenaufbau nicht für jeden intuitiv verständlich. Daher möchte ich nun den Grundgedanken des zweiten, auf die erste Ratgebercodierung folgenden Analyseschrittes darlegen, jene Funktionen schildern, welche die Daten-Karten erfüllen sollen und schließlich ihren Aufbau anhand dreier Abbildungen schrittweise erläutern.

Liste der Codes	N
Codesystem	20273
zwinkemd	1
enttäuscht	2
laut lachend	27
beleidigt	1
zwinkemd, Zunge rausgestreckt	8
erstaunt	21
bestürzt	45
Schöne Zitate	470
THEMATISCH	0
2-Welten-Hypothese	139
Arbeit	59
Beruf/Karriere	54
Beruflich/Privat	132
Burn-Out/Stress	59
Entgrenzung	328
Erfolg	51
Love-Work-Conflict	284
Flexibilität	37
Geld	62
Instrumentelle Rationalität	67
Leistung	65
Ökonomische Semantik	189
Psychosoz. Semantik	121
Technologie	9
Unsicherheit	73
Prekär(jat)	25
Verkehrte Welten	29
Wettbewerb	103
Wissenschaftler	202
Zeit-Druck/Beschleunigung	200
Emotionen	39
Ambivalenz/Paradoxien/Widersprüche	31
Emotionale Naturphänomene	227
Emotionale X	83
Emotionale Ressourcen	154
Emotionsmanagement/Alter	248
Emotionsmanagement/Ego	345
Emotionale Intelligenz/Skills	128
SE	78
Kontrolle	75
Resonanz	25
Schmerz/Leid/Verletzung	54
Haltung	25
Achtsamkeit	6
Demut	3
Ehrlichkeit	17
Freundlichkeit	26
Gelassenheit	14
Hilfslosigkeit	35
Höflichkeit	0
Loyalität	0
Offenheit	17
Rache	5
Treue	2
Un/Zufriedenheit	3
Unsicherheit	22
Verbitterung	5
Vertrauen	75
Negative Emotionen	11
Angst/Furcht	259
Eifersucht	34
Einsamkeit	13
Ekel	6
Enttäuschung	43
Frustration	50
Gier	4
Hass	20
Langeweile	2
Neid	22
Scham	52
Schuld	101
Sehnsucht	4
Trauer/Traurigkeit	43
Verachtung	10
Verzweiflung	27
Wut/Zorn/Ärger	221
Zweifel	24
Positive Emotionen	4
Begeisterung/Enthusiasmus	66
Bewunderung	20
Dankbarkeit	44
Ehrgeiz	5
Freude/Spaß	93
Glück	63
Hoffnung	18
Misgefühl	40
Mut	43
Neugier	37
Respekt	34
Stolz	22
Un/Geduld	29
Verliebtheit	111
Zuversicht	2
Ethik/Moral	120
Pflicht	2
Religion	1
Glaube	1
Gender/Geschlechterverhältnis	329
Frauen	162
Gewalt	14
Männer	203
Natur/Biologie	49
Sexualität	121
Stereotyp	20
Tradition	32
Intertextuell	0
Andere Ratgeber	134
Philosophie	22
Popkultur	58
Roman/Literatur	29
Wissenschaftliche Forschung	60
Psychologie/Psychotherapie	158
Leitmotive	1
Agency/Autonomie/Entscheidung	146
Geheimnis	26
Heilung/Gesundheit	58
Kindheit	136
Kreativität	10
Krieg/Militär/Kampf	270
Positives Denken	62
Potentiale	51
Praktisches Wissen	27
Religion/Gläubig/Heilige Schriften	110
Spiel	64
Spiritualität	47

Abbildung 1a: Codesystem

	Commitment	6
	Nähe/Distanz	44
	Universalismus	58
	Wachstum/Erfüllung/Entfaltung/Entwicklung	135
Meta-Kommentare		0
	Benutzung	45
	Credentials	54
	Intention	58
Selbst		257
	Authentizität	30
	Bedürfnisse	21
	Disziplin	17
	Erkenntnis	47
	Epiphanie	44
	Fähigkeiten	56
	Ideal	289
	Introspektion	175
	Lernen	51
	Motivation	89
	Observation	65
	Optimierung	120
	Pathologie/Defizit	323
	Erschöpfung/Depression	70
	Persönlichkeit-Teile, Typen, Tests	158
	Qualifizierung/Evaluation	56
	Responsibel	90
	Sozialität	53
	Transformation	149
Soziale Beziehungen		6
	Anerkennung	71
	Familie	49
	Freundschaft	49
	Gesellschaft	181
	Geschichte	75
	Hierarchie/Status	183
	Soziale Mobilität	18
	Kommunikation	142
	Missverständnisse	2
	Gespräch	42
	Kooperation	57
	Krise	50
	Berufskrise	41
	Beziehungskrise	76
	Kritik	259
	Kultur	103
	Macht	154
	Politik	20
	Persuasion/Manipulation	100
	Natur	26
	Organisation/Struktur	68
	Raum	39
	Solidarität	46
	Sozialisat ion	64
	Streit/Konflikt	191
	Utopie/Ideal	50
	Partnerschaftsideal	127
	Arbeitsideal	37
FORMAL	Zeitdiagnose	198
		0
Klassifikationen		6
	Begriff	273
	Definition	131
	Modell	197
	Regeln/Gesetze	293
	Unterscheidung	531
Narrative		38
	Cautionary	418
	Exemplary	323
	Confessional	195
Metapher		1344
	Allegorie	41
	Analogie	137
Stil- und Gestaltungsmittel		0
	Fragen-Batterie	233
	Bilder	3
	Kar toons/Karikaturen	14
	Diagramme	71
	Zusammenfassungen	100
	Verheißung	149
Tropen		0
	Kognitive Trope	26
	Kog-Bedingungen	24
	Kog-Formeln	70
	Kog-Rezepte	381
	Kog-Vorlagen	37
	Korporale Trope	22
	Korp-Bedingungen	30
	Korp-Formeln	62
	Korp-Rezepte	77
	Korp-Vorlage	23
	Soziale Trope	50
	Soz-Bedingungen	110
	Soz-Formeln	157
	Soz-Rezepte	261
	Soz-Vorlagen	102
Szenario		100
	Sz-Lösung	87
	Sz-Problem	126

Abbildung Ib: Codesystem

6.1.4 Kraftfeld, Funktionen & Aufbau der Daten-Karten

Wie kann man der ungeheuren Masse an potentiell interpretierbaren Codings Herr und gerecht werden? Diese Frage, dieses Problem der Navigation durch den Datendschungel motivierte den Einzug einer zweiten Analysephase, die auf das Lesen/Codieren des Korpus folgte. Ihr Grundgedanke ist dialektisch und borgt einige Ideen von Theodor Adorno bzw. seinem Text über den Begriff des Essays (Adorno 1981), der mich schon lange fasziniert hat (Kray 2018b). Einer der wichtigsten Pointen dieses enigmatischen, hochreflexiven Essays ist es, dass, wenn man eine Sache zum Sprechen bringen will, sie in ein „Kraftfeld“ auflösen soll. – Ein Spannungsfeld, in dem sich Oppositionen bilden, ohne dabei in einer höheren Einheit im Hegelschen Sinne „aufgehoben“ zu werden.

Optimalerweise, und das ist nicht mehr durch Adorno gedeckt, entlädt sich ein solches Kraft- oder Spannungsfeld in einem Gespräch zweier Themenbereiche, in dem sowohl Konvergenzen wie Divergenzen auftreten, in dem manche Widersprüche gelöst und andere stehen gelassen werden können. Datenbasierte Kraftfelder, wie ich sie unten bauen möchte, haben dabei kein klares Zentrum, wohl aber verschiedenartige Knoten, um die sich Datenpunkte herum gruppieren. Ebenso ist es unnötig, jeden dieser Datenpunkte systematisch abzugrasen, um etwas über die Gestalt des Kraftfeldes – den Gang der Konversation – auszusagen. Ziel ist eine Erkundung des diskursiven Territoriums. Weniger bildlich ausgedrückt, besteht das Ziel in einer den Korpus schrittweise erschließenden Deutungsarbeit anhand von jenen Leitfragen, die oben (6.1.1) expliziert wurden, allerdings ohne sich dabei an einzelnen Textelementen überinterpretierend festzubeißen. Mit diesem Ziel verbunden sind die Funktionen der Daten-Karten.

Die erste und einfachste Funktion der Daten-Karten besteht in der Visualisierung. MaxMaps ist ein Werkzeug, das MaxQDA genau zu diesem Zweck bereitstellt: die bildliche Darstellung von Datenmaterial. Was so visualisiert werden kann, sind die Zusammenhänge zwischen Codes, Codings und Dokumenten – die drei Hauptbestandteile jeder Karte. Das gewährleistet eine erste Orientierung. – Was meine Daten-Karten jedoch zusätzlich leisten, ist ein Überblick hinsichtlich der Größe und Verteilung von diskursiven Schwerpunkten innerhalb eines thematischen Feldes. Jede Karte hat eine eigene Gestalt, eine für sie spezifische Anzahl an Codings, die durch Häufigkeiten geregelt ist (dazu unten mehr).

Und eine weitere, durch Quantität gedeckte Besonderheit sollte erwähnt werden. Weil es nicht nur eine oder zwei, sondern neun Daten-Karten gibt, kann der Leser mehr gewinnen als bloß einen querschnittartigen Überblick von einzelnen thematischen Feldern. Die jeweiligen Querschnitte lassen sich nämlich leicht akkumulieren, wodurch ein Längsschnitt

durch den *gesamten* Korpus entsteht. Durch diese Akkumulation entsteht nicht nur Orientierung innerhalb eines thematischen Feldes, sondern, im besten Fall, Vergleichbarkeit zwischen ihnen. Anhand dieser Vergleichbarkeit rechtfertigt sich z.B., warum manche Beschreibungen länger und andere kürzer ausfallen.

Eine weitere Ebene der Orientierungsfunktion liegt in der doppelten Indexikalisierung (fast) aller Codings. So gut wie alle Codings, d.h. Textstellen, werden im Fließtext nicht nur durch die gewöhnliche Zitation (Autorenname-Datum-ggf. Seitenzahl) gekennzeichnet, welche sie mit den bibliographischen Quelldetails im Literaturverzeichnis verbindet. Zusätzlich besitzen sie eine zweite Signatur, die ihre Position innerhalb der Daten-Karten anzeigt.⁸³ Mit dieser zusätzlichen Verweisfunktion werden Daten-Karten und Fließtext synchronisiert. Die Leser können bei ihrer Lektüre des Textes, wenn sie auf ein interessantes Textsegment stoßen, also sofort auf der abgebildeten Daten-Karte nachverfolgen, wo sich das Coding im Verhältnis zu allen anderen befindet und in welchem Muster die Analyse fortschreitet.

Neben der Orientierungs- und Vergleichsfunktion steht eine weitere: die der Auswahl. Sie bringt uns in die Nähe des Aufbaus der Karten und ist mit die wichtigste der drei Funktionen. Grund dafür ist, dass es die Auswahlfunktion erlaubt oder vielmehr nötig macht, aus der Masse der verfügbaren Codings eine Handvoll auszuwählen. Denn selbst auf neun verteilt, würde keine nützliche Karte die Visualisierung von über 12.000 Textstellen erlauben. Daten-Karten zwingen zu einer weiteren Selektion und bilden damit einen Flaschenhals.

Wie genau arbeitet also dieser Filter? Er tut es folgendermaßen: Für jede Daten-Karte wurden zwei Codes ausgewählt, die in einem oppositionären oder komplementären Verhältnis stehen. Ideale des Selbst wurden seinen Pathologien gegenübergestellt, Krisen kontrastiert mit Utopien. Gemäß dem oben skizzierten Grundgedanken sollen so „Kraftfelder“ etabliert werden, die eine (negative, d.h. kupierte) Dialektik zumindest begünstigen. (Nicht jede Daten-Karte operiert mit ganz klaren Gegensatzpaaren; ich werde jeweils am Anfang der Interpretation darauf hinweisen.) Dann wurde überprüft, in welchen Dokumenten jeder der beiden ausgewählten Codes am häufigsten auftaucht, d.h. wie viele Codings mit ihm gesetzt wurden. Das erfolgte jeweils für die Dokumentengruppe „Liebe“ und für die Dokumentengruppe „Beruf“. Maximal drei Dokumente wurden für jeden Code ausgewählt, wobei Überschneidungen durchaus vorkommen konnten – dasselbe Dokument also in den Top-3 Häufigkeiten *beider* Codes liegt.⁸⁴

⁸³ Siehe unten für Details.

⁸⁴ Wenn dieselben Dokumente zu oft in den Häufigkeitsverteilungen verschiedener Codes auftauchten, wurde nicht eine Auswahl aus den Top-3, sondern den Top-5 oder sogar den Top-7 getroffen. Eva Zurhorsts Buch *Liebe Dich selbst und es ist egal, wen Du heiratest* z.B. lag bei den Häufigkeitsverteilungen so vieler Codes unter

Im nächsten Schritt wurden dann alle Codings des jeweiligen Codes überprüft, die in den maximal zwölf Dokumenten der jeweiligen Karte vorkommen. Die aussagekräftigsten Codings wurden in die Karte aufgenommen.⁸⁵ Zu den rein inhaltlich einschlägigen Textsegmenten wurden solche hinzugefügt, die Überschneidungen mit dem jeweilig inhaltlichen Code und formalen Obercodes hatten. Auch wenn es nicht immer möglich war, habe ich versucht, einigermaßen ausgewogen zu selektieren. Inhaltliche (in der Kartensignatur mit *CI* markiert, was für *Coding Inhaltlich* steht) und formale Codings (*CIF* für *Coding Inhaltlich und Formal*) werden durch unterschiedliche Symbole in den Karten ausgewiesen (es gibt dazu unten eine Legende) und bestimmten Dokumenten zugeordnet. Das Kartenformat sorgt dafür, dass nur eine bestimmte Quantität an Codings ausgewählt werden konnte, die so gut wie nie drei unterschreitet und nie zehn pro Dokument übersteigt. Wenn es für 12 Dokumente zehn Codings gibt, sind das 120 Textstellen für eine Karte, was immer noch zu viel ist, um alle Segmente in den Fließtext einzubringen. Trotzdem bringt das Kartenformat eine wichtige Limitation ein, die für die Auswahl relevanter Textstellen sorgt und somit für Aufbau insgesamt mitverantwortlich ist. Das letzte, was es vor der inhaltlichen Analyse nun noch zu besprechen gilt, ist der Aufbau der Karten.

Um den Aufbau der Daten-Karten richtig zu verstehen, muss der Leser besonders die eben geschilderte Auswahlfunktion im Hinterkopf behalten. Ich werde nun anhand von vier Illustrationen aus einer der Karten schrittweise erklären, wie die 13 unten abgebildeten Karten gelesen werden müssen. Zuerst kommen, wie bereits erwähnt, zwei Codes.

den ersten drei, dass es eigentlich in viel mehr Karten hätte vorkommen müssen. Solche Redundanzen wurden zugunsten einer größeren Vielfalt von Dokumenten auf die angegebene Weise verhindert, um eine weiträumige Erschließung des Korpus zu gewährleisten.

⁸⁵ Weil einige Codes einen sehr hohen Streuungsgrad haben, wurden gelegentlich (z.B. 6.2.2.2 und 6.2.5.1) Codings aus Dokumenten miteinbezogen, die *nicht* auf der Daten-Karte verzeichnet sind. Nichtsdestoweniger bilden die auf der Karte eingezeichneten Segmente stets die maßgebliche Interpretationsgrundlage.



Abbildung II: Daten-Karten: Basis

Damit ist die Basis gestellt. Als nächstes folgen die Dokumente.

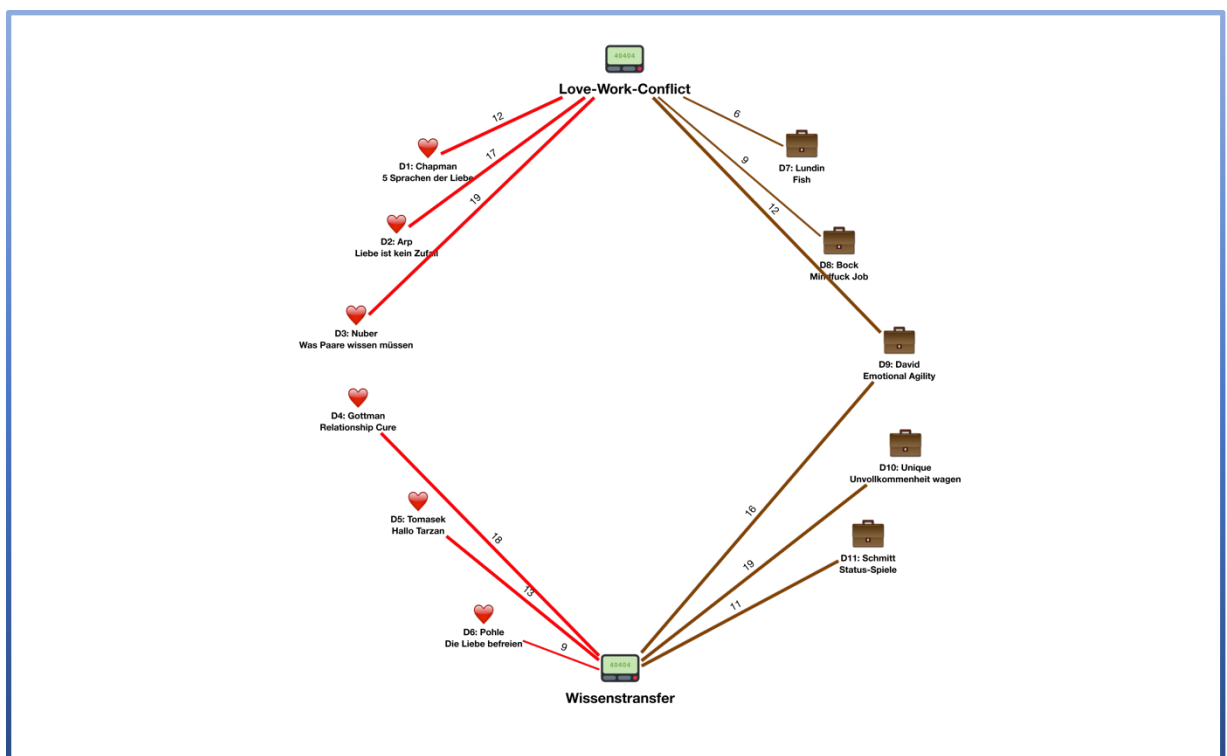


Abbildung III: Daten-Karten: Basis + Dokumente

Wie gleich in der Kartenlegende nochmals visualisiert, stehen die Herzen für Liebesratgeber und die Aktentaschen für Berufsratgeber – also die zu analysierenden Dokumente. Die Linien von den Codes zu den Dokumenten zeigen durch ihre Dicke die Häufigkeit, mit der der Code im jeweiligen Dokument auftaucht. Die an den Linien angebrachten Zahlen zeigen die präzise Anzahl an Codings. In dieser Karte gibt es auf der Berufsseite nicht sechs, sondern fünf Dokumente, da der Titel *Emotional Agility* bei beiden Codes in den Top-3 der Häufigkeitsverteilung gelegen hat und daher für beide Codes geprüft wird. – Sehen wir uns nun die finale Gestalt der Karte an.

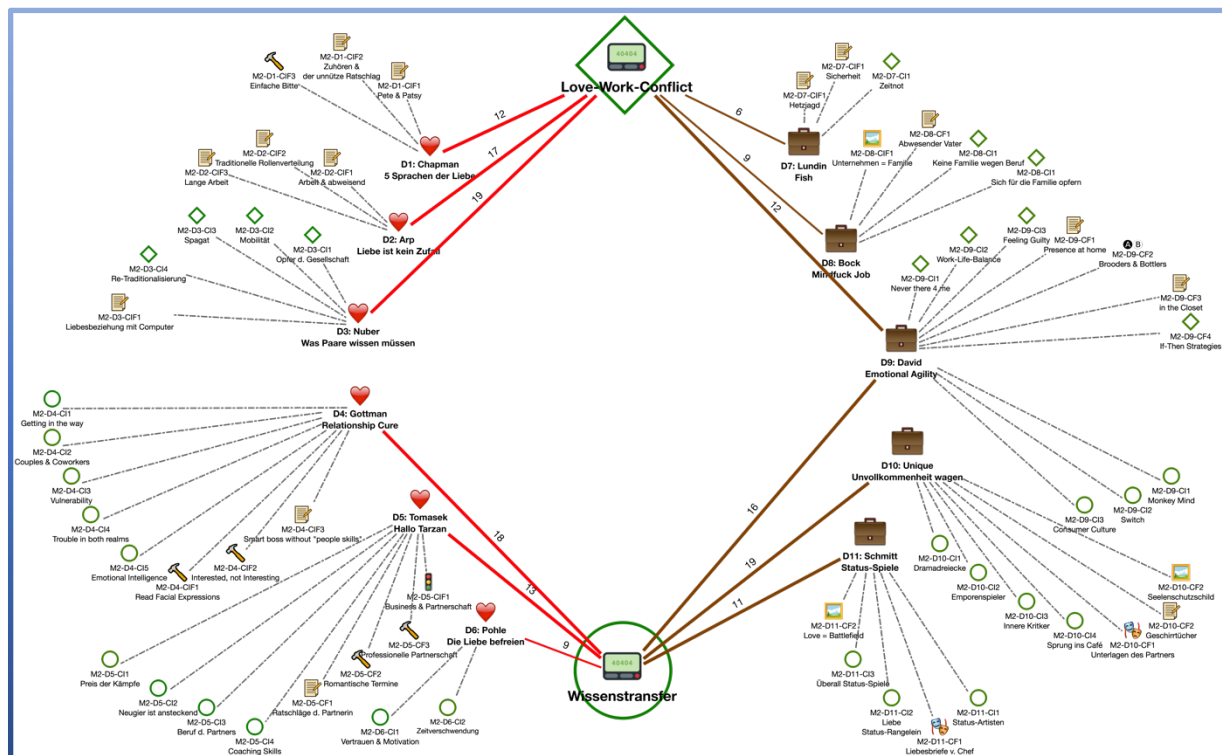


Abbildung IV: Daten-Karten: Basis + Dokumente + Codings

Dies ist die vollständige Gestalt einer jeden Karte. Sie zeigt zwei Codes, (maximal) 12 Dokumente und die – in diesem Fall knapp 60 – Codings. Insbesondere die Verteilung und Zahl der Codings sind ausschlaggebend für die Gestalt einer jeden Karte. Sie gibt, was ja auch ihre Funktion ist (siehe oben), eine erste Orientierung, wie die auf sie aufbauende Analyse Schwerpunkte setzen wird, welche Dokumente möglicherweise besonders interessant sind und zeigt durch das Signatursystem, wo sich die Analyse fort schreitet und wo sie bereits gewesen ist. Jedes Coding hat, wie erwähnt, dabei eine eigene Signatur, die sich aus drei Elementen zusammensetzt: einer Angabe, auf welcher Karte es sich befindet, in welchem Dokument es gefunden werden kann, welchen Typs es ist und das wievielte innerhalb des Dokuments. Für eine eher intuitive Wiedererkennbarkeit hat jedes Coding zusätzlich ein Schlagwort oder eine Phrase, die den Inhalt andeutet. Das Coding M2-D3-CI1 gehört also zu Karte zwei in Dokument drei (hier folglich dem Titel von Nuber *Was Paare wissen müssen*), ist ein rein inhaltliches Coding und überschrieben mit *Opfer der Gesellschaft*. Neben diesem Coding findet sich noch ein anderes, das jedoch inhaltlich und formal ist. M2-D3-CIF1 lässt die Zählung der Codings erneut beginnen, da es sich hier um eine andere Art, nämlich ein formales Coding handelt – in diesem Fall ein Narrativ mit dem Titel *Liebesbeziehung mit Computer*.

Die folgende Legende wird das erste Mal hier und ein zweites Mal in der allerersten Daten-Karte abgedruckt:

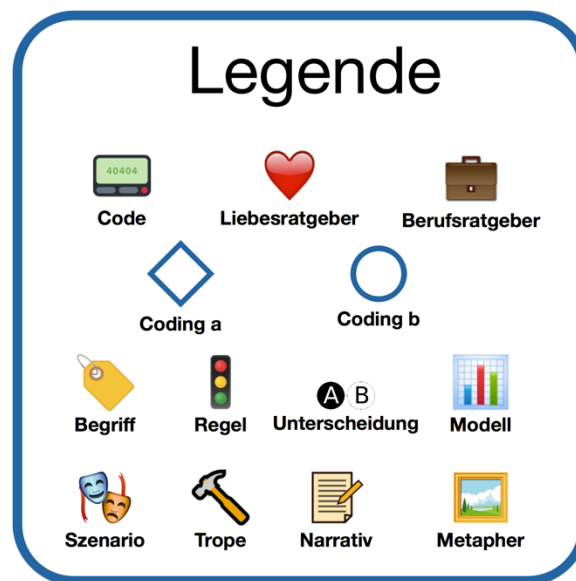


Abbildung V: Daten-Karten: Legende

Diese Symbole dürften angesichts der methodologischen Erörterungen des letzten und weiter oben in diesem Kapitel (5.3 und 6.1.2) relativ selbsterklärend sein. Die erste Reihe zeigt die Symbole für Code und Dokumente und die zweite die beiden Siglen inhaltlicher Codings. In der dritten Reihe von oben sind jene vier Symbole abgebildet, die zur formalen Kategorie der *Klassifikationen* gehören, welche ich oben (6.1.2) beschrieben habe. Ebenso zu dieser gehören in der letzten Reihe Szenarien, Tropen, Narrative und Metaphern. Sie sind die semiotischen Spezialformen, in denen die symbolische Infrastruktur der Ratgeber besonders schön zutage tritt.

Mit all diesen Vorbereitungen sind wir nun für die Analyse des Materials bereit.

6.2 Thematische Felder

Steigen wir nun ein in den empirischen Kern der vorliegenden Untersuchung und betreten das Land der Berufs- und Liebesratgeber. Zuerst werde ich dafür auf die jeweiligen Codes eingehen, sie zu erläutern suchen und nochmals an die Frage-Batterien von oben (6.1.1) erinnern. Nach einer ausführlichen Interpretation werden die Ergebnisse am Schluss zusammengefasst und nochmals in Thesenform komprimiert. Wichtig zu bemerken sind indes drei methodologische Feinheiten, auf die sich Leser einstellen müssen.

Erstens sind die thematischen Felder nicht völlig scharf voneinander abgrenzbar. In jedem Feld wird es Verweise auf ein anderes geben; die Themen kommen ineinander vor. Das ist sowohl Nach- wie Vorteil, denn einerseits werden die Kategorien dadurch leicht schlüpfrig und permeabel; andererseits wird so das Netz der diskursiven Referenzen dichter und die Untersuchungvielschichtiger.

Zweitens wird fast kein Dokument nur einmal vorkommen. Leser sollte das nicht irritieren. Durch das Wiederauftauchen desselben Ratgebers in verschiedenen Feldern wird das Material mehrmals aufgeschlüsselt.

Drittens: Eine kontroverse Entscheidung in der Interpretation ist der weiträumige Verzicht auf den Abgleich mit und die Zitation von soziologischen Quellen. Mir geht es darum, das Material selbst zum Sprechen zu bringen. Das geschieht vor dem Hintergrund jener Kapitel, die den hier relevanten Forschungsstand ausführlich dokumentieren. Aus ihnen wurde die Fragestellung entwickelt und damit das Code-System gewonnen. Damit ist der Verknüpfungsgrad einerseits mit der soziologischen Literatur viel tiefer als durch einen bloßen Verweis auf diesen oder jenen Autor. Der Leser sollte sich also nicht von der großräumigen Abwesenheit sozialwissenschaftlicher Quellen täuschen lassen und die folgende Interpretation als von der Fachdebatte abgenabelt sehen. Gleichzeitig liegt in dem (oberflächlichen) Verzicht eine Einladung für Folgeuntersuchungen anderer SoziologInnen, meine Interpretationen mit ihren Wissenshorizonten abzugleichen und mit ihren sozialwissenschaftlichen Quellen ins Verhältnis zu setzen.

6.2.1 Zwei Welten

Liebe und Beruf sind zwei verschiedene Welten, sofern wir mit ihnen andere Aktivitäten, andere Praktiken, andere Orte und andere Funktionen für unsere sozialen, ökonomischen und emotionalen Leben verknüpfen. Wie es dazu gekommen ist, habe ich oben (3.2)

ausführlich dargelegt. Und obwohl das so ist, stehen beide Welten in einer überaus engen Wechselwirkung. Diese Wechselwirkung hat sich selbstverständlich über die Zeiten immer wieder gewandelt und ist in ihren verschiedenen Gestalten von Historikern und Soziologien abgebildet worden (siehe wiederum 3.2). Meine Ambition war es, schlaglichtartig die Gestalt zu beleuchten, wie sie ab den 1970er erscheint (3.3). Was ab da eintrat, war eine neue Weise des Ineinandergreifens beider Welten der Liebe und des Berufs, ein Neuaushandeln der Grenze zwischen ihnen. Makrosoziologisch könnte man von „gesellschaftlichem Boundary-Work“ reden.

Ratgeberliteratur wird hierfür interessant, wenn man sie als einen Speicher ansieht, in dem Mechanismen niedergelegt sind, mit denen Individuen jenes gesellschaftliche Boundary-Work navigieren, d.h. es in die Handlungsebene hineinübersetzen. Solche Übersetzungen erzeugen zwangsweise große Reibung. Kein Wunder, denn die Anforderungsprofile und Bewährungsproben beider Welten sind komplex, oft opak, unvorhersehbar, zeitaufwendig, stets dringlich und emotional enorm belastend. Alle Subjekte, welche sich in unseren Gegenwartsgesellschaften an der „Vereinbarkeit“ dieser beiden Welten versuchen, steuern also durch unauflösbare Spannungsfelder. Reflektiert in der Anordnung des Materials, möchte ich nun drei dieser Felder ausmessen. So soll gezeigt werden, wie Liebes- und Berufsratgeber jenes gesellschaftliche Boundary-Work aufarbeiten und für ihre LeserInnen – normativ – in Szene setzen.

6.2.1.1 Zwei Welten & Entgrenzung

Wie beschreiben Ratgeber für Liebe und Beruf das Verhältnis von Liebe und Beruf? Sehen sie, wie z.B. die soziologischen Kommentatoren, eine gefährliche Entgrenzung? Begrüßen sie jene Vermischung sogar oder warnen sie (ebenfalls) davor? Oder fällt es den dort geschilderten Akteuren leicht, eine „Grenze zu ziehen“ und sie zu pflegen? Gibt es signifikante Unterschiede zwischen den beiden Ratgebergruppen?

Diese Fragen werden die folgende Darstellung durch den Datendschungel leiten. Unsere Karte für diesen Dschungel umfasst neun Dokumente (ausgewählt nach den oben angegebenen Kriterien (vgl. 6.1.4)) und 55 Codings, aufgetragen in Abbildung VI.

Beginnen wir mit der Liebe und einem amerikanischen Bestseller aus der Mitte der 1990er. Ellen Feins und Sherrie Schneiders Buch war 2001, schon sechs Jahre nach seiner Erstpublikation, bereits sechs Millionen Mal verkauft und in 27 Sprachen übersetzt.⁸⁶ Piper hat es unter der Überschrift „Die Kunst, den Mann fürs Leben zu finden“ herausgebracht, bis 2013 dreimal aufgelegt, und den Untertitel *Time-tested Secrets for Capturing the Heart of Mr. Right* dabei gestrichen. „Die Regeln“ (34 an der Zahl), um dieses Ziel zu erreichen, gruppieren sich dabei um eine simple Kernbotschaft: *Sei schwer zu haben*. Grundidee: der Mann muss die Frau erobern. Weil er „biologisch gesehen der Angreifer“ ist (Fein und Schneider 2013, 19; M1-D1-C12), muss sie ihm insbesondere während der Anbahnungsphase die Führung überlassen. Die Frage von Geschlechterstereotypen spielt hier offensichtlich eine enorme Rolle (Boynton 2003). Allerdings möchte ich diese Frage an den Text auf später verschieben (siehe 6.2.4.1) und in diesem Abschnitt über das Verhältnis von Liebe und Beruf reden. Dazu haben Fein und Schneider nämlich einiges zu sagen. So heißt es an der bereits zitierten Stelle über den „biologischen Angreifer“ ebenso:

Wir verstehen, warum manch eine moderne, karriereorientierte Frau über unsere Ratschläge die Nase gerümpft hat. Als studierte Betriebswirtinnen beispielsweise sind sie darauf geschult, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen und dabei die Karriere nicht aus den Augen zu verlieren. Die Beziehung zu einem Mann ist jedoch etwas anderes als ein Job. In einer Beziehung muss der Mann die Sache in die Hand nehmen. Er muss den Antrag machen. (Fein und Schneider 2013, 19; M1-D1-C12)

Beide AutorInnen sind sich völlig klar darüber bewusst, wie politisch unkorrekt ihre Ratschläge wirken müssen – und das vor allem auf Frauen, die Karriereambition pflegen.

⁸⁶ <https://www.nytimes.com/2001/05/06/style/counterintelligence-rules-books-sell-millions-but-mr-right-takes-a-hike.html> [Zuletzt abgerufen 18.04.2018].

Der bewusst inszenierte Anachronismus der *Regeln* besteht jedoch nicht nur im Propagieren (vermeintlich) überkommener Frauenbilder, in denen Attraktivität und Passivität einander bedingen. Frauen, die den „Mann fürs Leben“ finden wollen, müssen sich einer strikten *Entmischungsdiät* unterwerfen: „Sollten Sie sich nicht damit abfinden wollen, dass Männer und Frauen in Liebesdingen verschieden sind, auch wenn sie sich beruflich vielleicht in nichts nachstehen [...], werden sie ihn verschrecken“ (Fein und Schneider 2013, 38; MI-DI-CF1). Denn: „Gleichberechtigung und kameradschaftliches Entgegenkommen sind *prima für den Arbeitsplatz, aber nicht für das Spielfeld der Romantik*“ (ebd., 47; meine Hervorheb.; MI-DI-CI4).

Frauen, die die Regeln der einen Sphäre auf die andere übertragen wollen, müssen damit scheitern. Arbeitskontexte wirken in diesem Gedankengang prohibitiv auf romantische Verwicklungen, weil sie erotisierende Ungleichheit regelmäßig neutralisieren oder im schlimmsten Fall sogar umkehren. Im Beruf muss kooperiert werden, während in der Liebe Fangen gespielt wird. Egal, wie viel Macht eine Frau beruflich haben, egal, wie hoch dotiert ihre Position sein mag – „auf dem Spielfeld der Romantik“ muss sie den Mann Jäger sein lassen und wie ein Wolf, der den Schafspelz überstreift, sich zu Beute stilisieren. Und was, wenn frau dies nicht tut? Dazu erzählen Fein und Schneider diese warnende Geschichte, in der Jane 50% des Abendessens beim Date zahlt, weil sie es unfair ihrem prospektiven Partner gegenüber empfunden hätte, dies nicht zu tun. „Schließlich verdiente sie als Rechtsanwältin eine Menge Geld“. Dies führte aber dazu, dass „Steve sie wie eine Arbeitskollegin und nicht wie eine Prinzessin behandelt“. Jane hat „es ihm so einfach gemacht hat“, weswegen er „sie nicht zuvorkommend behandelt[e] [und] bald das Interesse verloren und nicht mehr“ anrief (ebd., 47; MI-DI-CI4). Die Monetarisierung des Datings (Weigel 2016) hat eine Flussrichtung, die nicht umgekehrt werden darf. Jane macht den Fehler, gegen den Kanon dieser kulturellen Konvention zu verstoßen und sieht ihren potentiellen Partner davonschwimmen. Das wäre laut den Autorinnen nicht passiert, wenn Jane die motivationalen Energien ihres Kollegen angestaut hätte, wenn sie Steve also hätte für sich arbeiten lassen. Paradoxe Ironie: Liebe darf nicht wie Arbeit behandelt werden, aber für die Liebe arbeiten muss man(n) trotzdem. Mit großer Detailgenauigkeit wird an dieser Ironie deutlich, wie die Liebe eines (Waren-)Tausches bedarf – Aufmerksamkeit und Zuneigung gegen Geld und Zeit. Geschicktes emotionales Fremdmanagement hält sich somit fern von der Produktionssphäre des Berufslebens, weil dort die Meritokratie regiert, benutzt Konsumgegenstände jedoch als Anreize, um Geschlechterrollen zu dynamisieren. Frauen sollen sich, anders gesagt, wie Prinzessinnen behandeln lassen; so bringen sie ihre Liebesbeziehungen zum erfolgreichen Abschluss, was bei Fein und Schneider ganz

klassisch Heiratsantrag heißt. Sie empfehlen also, wenn es um Liebe geht, eine strikte Trennung zwischen Liebe und Beruf bzw. eine radikale „Entmischungsdiät“, welche auf starken Rollenbildern aufbaut, wie sie noch im 19. Jahrhundert bestanden. So soll die Eheschließung garantiert werden.

In *Liebe lernen. Ein Beziehungskurs* von 2011 muss die Partnersuche nicht im Heiratsantrag enden, um als erfolgreich gelten zu dürfen. Doch die Trennung von Lieben und Arbeiten bleibt auch bei Patrik Hinz und Holger Schlageter erhalten. So beobachtet Hinz, der Marketing-Berater gemeinsam mit dem Theologen und Psychologen Schlageter ein Muster in ihren KlientInnen: „In der Arbeitswelt [gibt es] ein weit verbreitetes Konkurrenzdenken ohne Raum für Sympathie und Respekt. Viele sehnen sich daher nach einem zwischenmenschlichen Ausgleich mit steigendem Bedürfnis nach Romantik. Und an diesem Punkt kommen die Beziehung und die Partnerschaft ins Spiel“ (Schlageter und Hinz 2011, 97; M1-D2-CI2). Zwar weniger normativ aufgeladen als bei Fein und Schneider, konstatieren auch Hinz und Schlageter die emotionale Asymmetrie zwischen den Welten. Befreiung vom Konkurrenzdenken lautet das Versprechen: „Liebe und Berechnung schließen sich gegenseitig aus“ (ebd., 161; M1-D2-CI2). Auch sie aktualisieren damit einen klassischen Topos des 19. Jahrhunderts, welcher die Arbeitswelt zur gefährlichen Wildnis werden lässt und die Liebe zur gemütlichen und geschützten Vorstadtoase. Anders als in *The Rules* weisen Hinz/Schlageter ebenso auf die komplementäre Rolle beider Welten hin. Über einen ihrer Charaktere äußern sie sich so:

Liebe, Privates und Familienplanung stellte er in den Vordergrund. Er zog eine *klare Grenzlinie* – zwischen *Job und Privatleben*. Eines seiner neuen Lebensziele lautete nämlich: „Sobald ich das Büro verlasse, kümmere ich mich nur noch um meine (potenzielle) Partnerin und um mich als Privatmensch. *Arbeit* beschert mir einen *schönen Lebensstil*. Aber mein Glück hole ich mir *woanders* und tue auch mehr dafür!“ (ebd., 161; meine Hervorheb.; M1-D2-CI3)

Vorbildlich scheint diese klare Demarkation auch deswegen, weil das Glück im Büro zu suchen zwar möglich ist, letztlich jedoch von den Autoren als Sackgasse ausgewiesen wird. Dadurch wird die Lohnarbeit nicht entwertet, sofern sie „einen schönen Lebensstil beschwert“, doch verweist diese Figur sie klar auf einen Platz hinter dem Privaten, hinter der Liebe. „Klare Grenzlinien“ ziehen – so gibt ein Liebesratgeber Rezepte zur Eindämmung oder zumindest Abschwächung ökonomischen Expansionswillens.

Wie schwierig das Ziehen dieser Grenzlinie ist, schildert Eva Zurhorst in ihrem ab 2004 kontinuierlich neu aufgelegten Bestseller *Liebe Dich selbst und es ist egal, wen Du heiratest*. Sie tut dies allerdings ganz anders als die bisherigen AutorInnen. Zurhorst klagt:

Ich glaube, dass *Geldesel-Besuchsonkel-Ehemänner* niemals wirklich ihre emotionale Integrität, niemals ihr Herz zurückerobern können. Und ich glaube, dass *Selbstaufgabe-Ich-bin-immer-für-alle-da-Ehefrauen, die nur Haushalt und Familie nähren*, niemals ihre ganze weibliche Kraft befreien und *sich nie wirklich hingeben können*. (Zurhorst 2009, 194; meine Hervorheb.; M1-D3-CI4a)

Sphärentrennung, wie Hinz sie als Ideal zeichnet, bedeutet für Zurhorst den Verlust „emotionaler Integrität“. Die männlichen Versorger degradiert sie zu „Geldeseln“ und „Besuchsonkeln“; Frauen verurteilt sie zur Selbstaufgabe und verhindert „wirkliche Hingabe“, blockiert „weibliche Kraft“. Für die Autorin stellt die dahinter liegende Zuteilung (von Männern zur Wirtschaft und Frauen zum Zuhause) den genauso selbstverständlichen wie problematischen Hintergrund dar, vor dem sich das Aushandlungsdrama in immer neuen Varianten abspielen kann. Justierungen der Sphärentrennung entlang vergeschlechtlichter Linien nehmen mal mehr, mal weniger glimpfige Verläufe. Sie können, wie bei Hinz, gelingen, was Glück und Frieden innerhalb der Liebesbeziehung bringt. Sie können aber auch in einen offenen Scheidungskrieg ausbrechen (zur Kriegsmetaphorik, siehe 6.5.2.1).

Eine besonders eindrückliche Geschichte, die Zurhorst zum Besten gibt, handelt von einer ihrer Klientinnen im fortgeschrittenen Alter namens Hedi. Mit „Verachtung“ blickt Hedi auf ihren „extrem erfolgreichen“ Mann und seine „Karrierefiktion“. Sie nennt ihn und seine Geschäftspartner „Seelenkrüppel“: „Sie alle hätten keine echten Freunde und keine Zeit für ihre Familie und würden unter Ausschluss ihres Privatlebens mit einem Tunnelblick ihre Karriere verfolgen“ (ebd., 228, M1-D3-CF1). Von ihrem Mann für eine jüngere Mitarbeiterin aus seinem Unternehmen verlassen, ist ihr Gatte trotz Reichtum zu keinerlei finanziellen Zugeständnissen oder Absicherungen für die Kinder bereit; Hedi erzählt Zurhorst, wie nur noch über Anwälte kommuniziert wird, welch „kalte Verachtung“ sie ihrem Exmann gegenüber fühlt.

In den „Reisen in Hedis Vergangenheit“, welche die psychologisch zusatzausgebildete Coachin Zurhorst anleitet, „kommt dann heraus“, dass der Grund für jene Verachtung nicht allein im Verhalten des Exmanns wurzelt, sondern ebenso in dem Umstand, dass er Hedi „aus den Armen eines anderen“ gerissen habe, in den Hedi zur Zeit des Kennenlernen noch halb verliebt war. Hinter der Verachtung liegen mithin Hedis Schuldgefühle für ihr Sicherheitsdenken und ihr Opfern dieser alten Liebe. Zurhorsts Hilfe besteht nun in der Bewusstmachung jenes Anteils, den Hedi selbst an ihrer Misere hat. Für ihren Mann war sie nämlich nicht „frei“ und kaum „erreichbar“, weshalb er sich schrittweise und über Jahre von ihr entfremdete. In den Gesprächen mit Zurhorst „musste Hedi erkennen, dass es ihr in dieser Trennung vor allem um Geld ging“; im „Kampf“ um jenes wird sie aus dem „sicheren heimischen Raum herausgezwungen“ und passt sich so den Männern „draußen im Geschäftsleben“, zeigt „keine Gefühle“ und „taktierte jetzt im Sinne des Scheidungsrechtes“. Nun jedoch „befand sie sich in der gleichen inneren Wertlosigkeit wie all die Männer, die täglich ihre Gefühle und ihr Privatleben opfern für Macht und Geld. Wann immer Hedi ihren Mann verurteilte, verurteilte sie eigentlich sich selbst“ (ebd., 230, MI-D3-CF1).

Unter die hiesige Fragenlinse – des Sphärendualismus – gelegt, fällt an Hedis bzw. Zurhorsts Warnung sofort auf, was Fein und Schneider schon angedeutet hatten: Sieg in der einen Welt bedeutet noch lange keinen Erfolg in der anderen. Hedis Verachtung für ihren Ehegatten wird nicht durch dessen berufliche Niederlage genährt, sondern, im Gegenteil, durch dessen Aufwärtsmobilität in beruflichen Statushierarchien. Sonst hätte sie vielleicht sogar Mitleid mit ihm. Und je erfolgreicher er wurde, umso stärker wirkten die Pull-Faktoren. Damit mehr Geld auch mehr Verantwortung und mehr Zeitdruck (siehe dazu 6.2.1.3) einherging, konnte seine Anerkennung aus kaum etwas anderem fließen als seiner Arbeit. Dies führte zur Vernachlässigung und schließlich zum Zusammenbruch seiner Liebesbeziehung. Zusätzlich wirkte die Arbeitswelt als Katalysator für eine neue romantische Verbindung, was sein Commitment zusätzlich aufweichte. Hedi wird nun von ihrem Mann aus dem „Drinne“ des Heims nach „Draußen“ gezerzt, was der Logik jenes „Draußen“ – also Wettbewerb, Kampf, Konkurrenz usw. – Tür und Tor öffnet.

Mag Geld in Paarbeziehungen paradoxerweise ein „Bindemittel“ sein (Wimbauer 2003), wird es hier toxisch. Anders gesagt: Eine der Lehren von Zuhorsts „cautionary tale“ könnte sein, dass, wenn eine Liebesbeziehung erodiert, Geld zu einem *toxischen Bindemittel* wird. Die Forderung nach finanzieller Unterstützung erhält in der Geschichte moralisches Gewicht durch die Unterscheidung von Täter und Opfer. Verletzt durch die herzlose Weigerung des Ehemannes, Hedi und die Kinder monetär zu versorgen, beleidigt er seine Frau auch noch durch das Verlassen für eine Jüngere. Der Schuldbegriff enthüllt in diesem narrativen

Kontext sein Janusgesicht als ökonomische Relation *und* moralische Emotion. Er macht sich schuldig und schuldet ihr (deswegen) etwas (Geld).

Doch diese eigentlich recht simple Gleichung ist nicht die Pointe von Zurhorsts Warnung. Sie ‚dekonstruiert‘ den Dualismus nämlich, indem sie Männer „ihre Gefühle und Privatleben für Macht und Geld“ opfern lässt – sie also selbst zu Opfern macht. Und zweitens, was vielleicht noch bedeutsamer ist, Hedi selbst zeigt, was sie „verdrängt“: „Sie sehnte sich nach Ansehen, Macht und Geld, aber sie glaubte nicht, dass ihr all dies einfach so zustände“. Die Keimzelle des Scheidungskrieges liegt also nicht (nur) in der zentrifugalen Kraft des Berufslebens, sondern (ebenso) den uneingestandenem Sehnsüchten des – weiblichen – Subjekts und dessen Gefühl „innerer Wertlosigkeit“. Argumentativ ist dieser Schachzug wohl typisch für das Ratgebergenre, sofern die Defizite des Selbst nie unerwähnt bleiben dürfen, weil eben darin auch die (vermeintlichen) „Heilungschancen“ liegen. – Was Hedi falsch gemacht hat, ist also ihre Sehnsucht nach beruflicher Anerkennung nicht auszuleben und sich selbst so letztlich zu verleugnen. Eine der wichtigsten Gebote, die Zurhorst aus dieser und ähnlichen Geschichten ableitet, ist die Forderung nach einer stärkeren Einbindung von Frauen in die Arbeitswelt und einer stärkeren Einbindung der Männer in die Familien- und Beziehungswelt. Darauf werden wir weiter unten noch zu sprechen kommen, wenn wir einen Blick in das Nachfolgebuch *Liebe dich selbst auch wenn du deinen Job verlierst* werfen, den die Autorin zusammen mit ihrem Ehemann geschrieben hat. Zuerst sollten wir uns jedoch mit dem Problem beschäftigen, das Hedis Erzählung nur andeutet: den (negativen) Einfluss von Arbeitskontexten auf Liebesverhältnisse.

6.2.1.1.2 Ruhelosigkeit, kognitive Fesseln & Liebescoaching

Zurhorst schildert in ihrem ersten Buch ihren beruflichen Leidensweg als Beispiel für eine kollektive Verfassung abhängig Beschäftigter heutzutage.⁸⁷ Sie sieht ihre persönliche Erfahrung als emblematisch:

Viele beschreiben, dass sie unter einer stetig *wachsenden Spannung* stehen, sich immer und überall angetrieben fühlen und *nirgendwo* wirklich eintauchen und *zur Ruhe kommen* können. Alles scheint irgendwie flüchtig zu sein und – noch schlimmer – immer nach mehr

⁸⁷ „Erschöpft und ausgebrannt kam ich mir vor [...] . Ich war gerade zweiunddreißig, hatte eine ziemlich umwegige Karriere mit einem Nervenzusammenbruch abgeschlossen und lebte nun nach Jahren als Weltenbummler zurückgezogen als Eremit“ (ebd., 25; MI-D3-C12b).

zu fordern: *Kaum sind wir auf der Karriereleiter aufgestiegen, kaum gibt es einen kurzen Moment der Befriedigung, wartet auch schon die nächste Herausforderung auf uns.* (ebd., 242; meine Hervorheb.; M1-D3-CIb)

Zeitdiagnostik wie diese kommt, Soziologen wissen es, nicht von ungefähr. Die Zeitstrukturen in der Moderne sind, wie z.B. Hartmut Rosa gezeigt hat, einer starken Veränderung unterworfen, und der Vektor zeigt klar in eine bestimmte Richtung: Beschleunigung (Rosa 2005, siehe auch unten 6.2.6.1.3). Dass Ratgeber hierfür Sensibilitäten zeigen, ist vielleicht überraschend, glauben doch die meisten ‚kritischen‘ Kommentatoren nicht an derartige Potenzen des Genres (4.3.3). Was Zurhorst an dieser Stelle bemerkt – nämlich die Endlosigkeit der Karriereleiter und die damit verbundene, Ruhelosigkeit –, ist keine Einzelbeobachtung (mehr dazu unten, siehe 6.2.1.3 und 6.2.6.1). Die Beispiele für solche Entgrenzungen – also dem Übergreifen von Berufs- auf Liebeskontexte – finden sich z.B. auch bei Hinz und Schlageter. Sie schreiben von einem Klienten, Herr B., der sich endlich entschlossen hatte, jenes Rezept anzuwenden, welche die Autoren empfohlen hatten: *Grenzen ziehen*. Dessen Retrospektion liest sich folgendermaßen:

Und in der Tat, wenn er jetzt auf vergangene Beziehungen zurückblickt, *sieht er sich immer über seinen Job reden. [...] Immer ging es nur um seine Arbeit und um ihn.* Und dann fielen ihm wieder die Diskussionen mit einer seiner Verflorenen ein, wenn um 21 Uhr das Handy ging und sein Chef mit ihm die Präsentationen der nächsten Tage durchgehen wollte. Sofort ließ er sich darauf ein und verschwand für eine Stunde im Nebenzimmer. Das Abendessen, das seine Exfreundin für ihn zubereitet hatte, erkaltete. Ihr Herz auch. (Schlageter und Hinz 2011, 87; meine Hervorheb. M1-D2-CI3b)

Der Wendepunkt für diesen Charakter kommt, als er seine verflorenen Beziehungen problemdiagnostisch durchgeht. Als Ergebnis dieser Durchleuchtung identifiziert B. die Dauerpriorisierung seiner Arbeit als roten Faden. Immer wieder hatte er seine Kollegen und Vorgesetzten in Situationen einklinken lassen, in denen sich die Partnerinnen seine Präsenz wünschten und sich zurückgewiesen fühlten, als er „für eine Stunde im Nebenzimmer verschwand“, um noch irgendwelche Projektdetails durchzugehen. Die Genese dieses Verhaltens sieht B. jedoch nicht nur im unausweichlichen Druck der Arbeit, die immer

mehr Raum einnimmt. Seine Einspruchslosigkeit erklärt er ebenso mit seiner Vaterbeziehung. Schon B.s Vater, so endet die Erzählung, war immer für die Firma erreichbar gewesen, hatte „ein Leben für den Beruf“ geführt und so schließlich seine Familie verloren.

Die Arbeit als „greedy institution“ (3.4.3) wird hier zur manifesten Bedrohung nicht nur für eine einzelne Beziehung, sondern für eine Liebesbiographie insgesamt. Vom Vater bereits ererbt, erlebt B. die Kolonialisierung seiner Liebeswelt retrospektiv. Ständige Erreichbarkeit richten kognitive Fesseln ein, aus denen sich B. nicht zu lösen im Stande ist, bis schließlich nur noch Einsamkeit und Arbeit übrigbleiben.

Wenn Hinz und Schlageter empfehlen „Grenzen zu ziehen“, also die Berufsarbeit bewusst in ihrer Bedeutung für das Leben einzuschränken, bieten andere Ratgeber andere Lösungen an. Wir werden uns nun eine weitere Variation des Entgrenzungsthemas ansehen, das dem Motto folgt: „Wenn du einem Club nicht entkommen kannst, tritt ihm bei“.

Der durch seinen Text *Die hilflosen Helfer* aus den 1980ern bekannt gewordene Paartherapeut Wolfgang Schmidbauer hat in einer seiner neuesten Publikationen von 2015 schon im Titel Antwort darauf gegeben, was zu tun sei, wenn die Liebe von der Arbeit bedroht wird und so Konflikte entstehen. *Coaching in der Liebe* heißt sein Programm.

Das Coaching modelliert eine Beziehungssituation, in der zwei Erwachsene einander einführend begegnen und in der Bewältigung komplexer Anforderungen unterstützen. *Es ist als Dienstleistung entstanden, deren Notwendigkeit in derselben Freisetzung wurzelt wie die moderne Ehe: In Karrieren, die neue Rollenerwartungen schaffen, brauchen Menschen eine Form von Orientierungshilfe und Unterstützung, für die in einem von Traditionen gebundenen Rahmen keine Notwendigkeit bestand.* (Schmidbauer 2015, 137; meine Hervorheb; MI-D4-CI1)

Die Ironie an diesem Vorschlag entgeht dem Autor nicht gänzlich. Dem Einwand, dass „ein Begriff, der eigentlich in die Welt der bezahlten Dienstleistungen gehört, in den intimen Austausch der Partnerschaft importiert wird“ (ebd., 7, MI-D4-CI3), begegnet er mit dem Argument, dies sei weder Vor- noch Nachteil, sondern schlicht eine „Notwendigkeit“, da „in konfliktträchtigen Liebesbeziehungen sich die Partner ganz ähnlich [verhalten] wie Personen, welche im Arbeitsleben Kränkungen nicht verarbeiten können“. Schmidbauer

schreibt weiter: „Gute Ärzte und Anlageberater hingegen kümmern sich um die Interessen ihres Gegenübers, als wären es ihre eigenen. *In einer Partnerschaft sollte es ähnlich sein*“ (73; meine Hervorheb.; MI-D4-CI5).

Seine Sicht auf Beziehungen, die sich als Lösung für den Druck von Arbeits- auf Liebeswelten anbietet, exemplifiziert erstaunlich präzise, was mit „Ökonomisierung der Liebe“ gemeint ist. Ungewollt paradox muss es daher erscheinen, wenn der Autor später einen Klienten klagen lässt: „Er selbst habe beobachtet, dass seine ‚festen‘ Beziehungen immer kürzer dauerten; in den letzten Jahren habe er den Versuch, wieder in eine solche zu finden, ganz aufgegeben. *Die Nachtclubs seien wie Supermärkte. Jeder suche das beste Produkt im Regal, und wenn es nicht zu haben sei, verlasse man eben den Laden*“ (198; meine Hervorheb.; MI-D4-CF1). Ist der Liebescoach nicht ebenso austauschbar wie das Produkt im Supermarkt? Sollten die Liebenden nicht ihre jeweiligen Partner dann wechseln, wenn sie die notwendige Coaching-Leistung nicht erbringen? Was ist, wenn die „Interessen“ doch einmal divergieren? Muss man sich dann nicht sofort auf Shoppingtour in den nächsten Nachtclub begeben? Mögen solche Fragen auch hyperbolisch sein, weisen sie doch auf die argumentative Bewegung hin: Wir stehen vor dem Problem, dass die Sphäre der Lohnarbeit immer mehr Druck auf die der Liebe ausübt und die Lösung soll nun darin bestehen, Modelle aus genau dem Kontext, der den Partnerschaften das Leben so schwer macht, in diese hereinzuholen.

6.2.1.1.3 Zwischenfazit

Was können wir nun für die Liebesratgeber in ihrem Umgang mit Sphärentrennung und -entgrenzung festhalten? Zunächst einmal haben sie alle ein sehr scharfes Bewusstsein für das Problem. Sie erzählen kaum Anekdoten über die geglückte Balancierung beider Welten, sondern zeigen LeserInnen vor allem, wie Beziehungen in der Kollision beider Sphären zerrieben werden können. Um dies zu vermeiden, schlagen sie jedoch ganz verschiedene Strategien vor, mit denen eine geschicktere Navigation von und zwischen beiden Lebenszentren gelingen kann. Bei Fein und Schneider müssen Frauen das Rahmenwerk des Berufskontextes komplett abschütteln, wenn sie Umgang mit begehrten Männern pflegen wollen – selbst und gerade dann, wenn diese Kollegen sind. Die Frau soll sich rar machen und dafür ganz auf Althergebrachtes, nämlich klassische Rollenbilder setzen, die ihrerseits biologisch fundiert sein sollen. Selbst erfolgreiche Frauen sollen schwach und schwer zu haben wirken, auch wenn keines von beiden zutreffen sollte. Solche

kraftaufwendigen Simulationen entsprechen einer, wie ich es genannt habe, Entmischungsdiät, mit deren Hilfe der Mann an den Altar gelotst werden soll. Für Eva Zurhorst ist genau das Gegenteil wahr. Hinz und Schlageter, die nicht die Partnersuche, sondern schon bestehende Partnerschaften im Auge haben, befürworten ebenfalls das Ziehen einer „klare Grenzlinie“, konzentrieren sich dabei aber auf Männer, die ihre Liebesbeziehungen in Mitleidenschaft ziehen, indem sie zu viel arbeiten. Verrückterweise können Ratgeber von derselben Diagnose ausgehen und dabei gleichsam gegensätzliche Rezepte empfehlen.

Auch Eva Zurhorst sieht das Problem der „Ruhelosigkeit“ schwelen, will aber dagegen vorgehen, nicht indem sie die Arbeit begrenzt, sondern indem sie die Grenze poröser gestaltet und dabei die Männer zurück ins Privatleben zieht, während die Frauen berufliche Ambitionen voll leben sollen. Streitigkeiten kämen dadurch zustande, dass beiden Geschlechtern klar einer von beiden Bereichen zugeordnet sei und nicht beide für beides Verantwortung übernähmen. Die bei weitem radikalste Lösung für Beziehungskonflikte, die aus der Arbeit aber auch aus anderen Dynamiken in der Dyade entstehen, schlägt Wolfgang Schmidtbauer vor. Er „importiert“ Coaching-Modelle in die Partnerschaft, um so den durch die Berufswelt entstandenen Druck zu mindern. Die Liebenden sollen sich „professionell“ wie Klienten zueinander stellen und so möglichst effektive Unterstützung leisten.

Alle diese Lösungen bespielen auf verschiedene Art das Problem sowohl der Trennung, wie auch der Entgrenzung von Liebe und Beruf und zeigen, wie Ratgeber die Grenze zwischen ihnen modellieren. Dabei wird klar, dass sie die Diagnose eines Konfliktes fast gänzlich teilen, keineswegs aber dieselben Lösungen präferieren. Wir werden sehen, dass sich in anderen Ratgebern die jeweiligen Motive wiederholen, sowie, wenn sie unter anderen thematischen Linsen – wie den Geschlechterverhältnissen (6.2.4.1) – gesehen werden, noch mehr an Kontur gewinnen.

Nachdem wir nun die Lage in den Liebesratgebern hinsichtlich des Sphärendualismus betrachtet haben, besteht die zweite Aufgabe dieses Abschnitts im Vergleich mit den Berufsratgebern. Wie sehen sie das Interaktions- und ggf. Kollisionsgeschehen? Welche Narrative und Metaphern bilden sie um das Thema herum? Wo reagieren ihre Konzepte auf das Liebesthema? Welche Lösungen bieten sie an?

6.2.1.1.4 Sprachenmetapher & Professionalität

In den folgenden Passagen werden wir den Abgleich mit den Liebesratgebern beginnen und dabei versuchen herauszuarbeiten, wie diese das Spannungsverhältnis zwischen Liebe und Beruf wahrnehmen. Mit der oben erläuterten Methodik wurden die Monographien mit den meisten Codings ausgewählt und dann den jeweiligen Obercodes zugeordnet. Es wird zu prüfen sein, ob die initiale Zuordnung interpretativ gerechtfertigt ist. Der Abgleich wird außerdem zeigen, ob die jeweiligen Modelle und Vorschläge einander gleichen oder nicht, und ob die Berufsratgeber ein ähnlich scharfes Bewusstsein für den Sphärenkontrast haben, wie es bei den Liebesratgebern der Fall ist.

Nehmen wir zuerst Gary Chapman und Paul White. Letztgenannter ist Psychologe, Unternehmensberater und Journalist. Der Primärautor Chapman ist ethnologisch ausgebildeter Paarberater mit stark religiöser Verwurzelung. Das Buch *Die 5 Sprachen der Mitarbeitermotivation* bildet das Folgebuch seines Bestsellers *Die 5 Sprachen der Liebe*, welches sich ebenfalls im hiesigen Korpus befindet und noch genauer zu besprechen sein wird.⁸⁸ Für den Moment sollten wir Chapman und White zuhören, was sie als das Ziel ihres Buches ausweisen:

Wir wollten ein Werkzeug entwickeln, das Firmeninhabern und Angestellten mit Personalverantwortung genaue und auf den Einzelnen zugeschnittene Anweisungen an die Hand gibt, wie sie ihren Mitarbeitern ihre Anerkennung zeigen können, ohne erst lange herumraten zu müssen, welche Sprache der Wertschätzung dem Betreffenden am wichtigsten ist. (Chapman und White 2013, 25; MI-D5-CF1)

In diesem Ausschnitt stechen sofort zwei Metaphern ins Auge. Erstens die des *Werkzeugs*. Wie in vielen anderen Ratgebern auch, handeln es sich hier natürlich nicht um ein materielles Ding, das wie ein Behälter zur Aufbewahrung, wie Sieb zur Selektion oder wie ein Motor zur Konvertierung verwendet wird. Nein, hier handelt es sich um *kognitives* also um *immaterielles* Werkzeug, das benutzt wird, um zu vergleichen, zu ordnen oder zu bewerten. Das ganze Buch beschreibt eine einzige Heuristik, aus der Stück für Stück „auf den Einzelnen zugeschnittene Anweisungen“ fließen und so vom Konzeptstatus zur

⁸⁸ Der Wissenstransfer wird bei solchen AutorInnen besonders auffällig, die wie Chapman, Petra Bock, Richard Carlson oder auch Eva Zurhorst für ihre Ideen recht mühelos von einer zur anderen Sphäre schieben. Doch dazu später (6.2.1.2) mehr.

Handlungsebene hochspringen sollen. Für diesen Sprung reicht der formale Rahmen allein aber nicht aus. Damit die Übersetzung gelingen kann, ist in die Werkzeug- eine Sprachen-Metapher hineingeschaltet. Mit ihr finden wir eine ebenso komplexe wie konkrete Ausgestaltung für das *Was* des Werkzeugs – also die inhaltliche Füllung der Heuristik.⁸⁹

Klären wir also vorab: *Was* sind nun diese fünf Sprachen, mit denen Manager ihren Mitarbeitern Wertschätzung bezeugen können? Antwort: 1. Lob und Anerkennung, 2. Sich Zeit nehmen, 3. Hilfsbereitschaft, 4. Geschenke und 5. Körperkontakt. Jede dieser „Sprachen“ ist dann nochmals aufgeteilt in verschiedene „Dialekte“. Sich für jemanden Zeit nehmen kann sowohl bedeuten, ein längeres Gespräch mit dieser Person zu führen, wie auch gemeinsam eine Kaffeefahrt machen. Chapmans „Werkzeug“ benutzen, bedeutet herausfinden, welche „Sprache“ jemand in welchem „Dialekt“ spricht und diese dann selbst „erlernen“. Das, so die Annahme, ist deswegen nötig, weil nicht jeder alle Sprachen spricht, sondern in einer Haupt- oder „Muttersprache“ sozialisiert wurde. Um einer anderen Person Wertschätzung zeigen zu können, muss man sich mit seiner Sprache vertraut machen und, in der Metapher geblieben, eine „Fremdsprache erlernen“, damit dieser einen auch wirklich versteht. Veranschaulichen wir das mit einem von Chapman und White gegebenen Problemszenario:

„Was ist denn nur mit Mike los?“, fragte Claudia einen Kollegen. „Ich habe ihm gesagt, dass er gute Arbeit leistet. Ich habe ihm sogar ein Ticket für das Footballspiel am Wochenende gekauft, um ihm zu zeigen, wie sehr ich es zu schätzen weiß, wie viele Überstunden er in dieses Projekt hineingesteckt hat. *Und trotzdem schleicht er hier herum und erzählt Jim, dass er das Gefühl hat, in der Chefetage wisse man seine Arbeit gar nicht richtig zu schätzen. Was will er denn eigentlich?*“ [...] Ihm „Danke“ zu sagen oder ein Geschenk zu überreichen, nachdem er ein Ziel erreicht hat, ist völlig in Ordnung, stillt aber nicht sein emotionales Bedürfnis nach Anerkennung. (ebd., 28; meine Hervorheb.; MI-D6-CF2)

Was die Autoren mit diesem Kurznarrativ darstellen wollen, ist das „Missverstehen“ oder das „Aneinander vorbeireden“ beim Ausdruck von Wertschätzung. Lob und Geschenke nimmt Mike nicht als Anerkennung wahr. Was er von Claudia und seinen anderen Kollegen

⁸⁹ Wir werden dies später noch tiefer erkunden müssen, da die Sprach-Metapher in vielen verschiedenen Ratgebern auftaucht.

möchte, ist kein „Danke“, sondern handfestes Mitpacken, wenn eine Deadline droht. Was er möchte, ist ihre Hilfsbereitschaft und Unterstützung.

Die Anekdote hat den exemplarischen Charakter eines Belegs für die Metaphern-These. – Auf einer weniger textimmanenten, sondern eher soziologischen Ebene interpretiert, sehen wir hier einen ganz ausgelasteten Mitarbeiter, der mit Überstunden gegen den Zeitdruck ankämpft und gleichzeitig *durch seine Arbeit* ein *emotionales Bedürfnis* nach Anerkennung befriedigen möchte. Wie sollte man ausschließen, dass er jene „Sprache der Hilfsbereitschaft“ deswegen spricht, weil strukturell gesehen die Überlastung so gravierend ist? Kann seiner Klage wirklich dadurch Rechnung getragen werden, dass er einfach anders motiviert wird?

Solche Fragen berühren schon deutlich das Thema der Entgrenzung. Bevor wir dazu übergehen, sollten wir den Umweg abbrechen und wieder zum Grundmotiv zurückkehren, nämlich dem Problem des Sphärendualismus per se.

Gerade weil die fünf Sprachen der Mitarbeitermotivation auf den fünf Sprachen der Liebe konzeptuell aufbauen, ist die Frage durchaus berechtigt, wie die beiden zueinanderstehen. Dazu sagt einer ihrer Informanten namens Chris, der als Controller in einer größeren Firma tätig ist: „Ich glaube, dass ich im Grunde immer derselbe Mensch bin, ob am Arbeitsplatz oder zu Hause. *Aber bei meiner Frau lege ich auf Ausdrucksformen der Zuneigung Wert, die ich von meinen Kollegen niemals erwarten würde.* Deshalb gehe ich davon aus, dass sich meine bevorzugten Sprachen in den beiden Bereichen nicht decken“ (ebd., 224; meine Hervorheb.; M1-D5-CI2). Zwar verändern sich Chris' Persönlichkeitsparameter nach eigener Aussage nicht, doch sind die Rollenerwartungen an Kollegen und Ehefrau so verschieden, dass keine Überlappung entsteht. Wenn das stimmen würde, gelänge eine eher harte Trennung zwischen beiden Bereichen viel öfter, da bestimmte emotionale Grundbedürfnisse nicht im Berufs-, sondern nur im Privatleben gedeckt werden könnten.

Mikes Suche im obigen Problemszenario könnte also nur bedingt erfolgreich sein. – Chapman und White jedoch sehen das anders. Aufgrund ihrer „langjährigen Arbeit etwas über das Verhältnis zwischen den Sprachen der Liebe und den Sprachen der Wertschätzung am Arbeitsplatz“ kamen sie „unabhängig voneinander [...] zur selben Schlussfolgerung: *In gewissem Maß korrelieren die bevorzugten Sprachen eines bestimmten Menschen miteinander und überlappen sich, und zwar unabhängig von der Situation und der Art der Beziehung.* Allerdings gibt es keine genaue Übereinstimmung“ (ebd., 223; meine Hervorheb.; M1-D5-CI1). „So geben viele Menschen an, dass ihre bevorzugten Sprachen der Liebe und der Wertschätzung identisch sind, sich jedoch die zweitwichtigsten Sprachen, abhängig von der jeweiligen Situation, unterscheiden“ (ebd., 224, M1-D5-CI3). Partnerschaftliche Liebe und berufliche

Wertschätzung funktionieren laut den beiden Autoren sehr ähnlich. Wir müssen, bei genauerem Hinsehen also in Erwägung ziehen, dass die Zuteilung von Chapman und White zum Code der Zwei-Welten-Hypothese dann etwas verfrüht war, wenn man annimmt, die Autoren könnten als Verfechter einer harten Trennlinie interpretiert werden. Offensichtlich ist das nicht der Fall.⁹⁰ Wird sich ein ähnliches Ergebnis auch bei den anderen Berufsratgebern einstellen?

Wie sieht z.B. Nandine Meyden in ihrer 2011 publizierte Monographie *Karriere-Killer! Versteckte Fallen auf dem Weg nach oben* jene Trennung zwischen Liebe und Beruf? Diese Autorin – außerdem in Erscheinung getreten mit Titel wie *Business-Etikette* (2008), *Tisch-Manieren* (2008) oder *Flirten mit Stil* (2010) – spielt mit ihrem Low-Seller zwar in einer ganz anderen, viel niedrigeren Liga als Gary Chapman. Doch gerade weil sie eine Mitläuferin in der Armee von Trainern, Coaches und Beratern ist, könnten ihre Ansichten Teil des „common sense“ dieser Professionsgruppe sein. Obwohl man solche Vermutungen eher als Möglichkeit beziffern sollte, weil die Verbreitungsmetriken dünner sind, lohnt sich doch der Blick in einen Ratgeber, den wahrscheinlich kein Forscher bisher jemals auch nur flüchtig in die Hand genommen hat.

Interessanterweise vertritt Meyden eine Fein und Schneider diametral entgegengesetzte Ansicht, wenn es um den Umgang mit dem anderen Geschlecht am Arbeitsplatz geht. *Prima facie* ist sie eine Befürworterin harter Grenzen, wie das nächste Zitat zeigen wird. Gleichzeitig, und das wird im Laufe der Interpretation klar werden, täuscht dieser erste Eindruck. Bevor wir dazu kommen, hier ihr Rezept für die Trennung von Liebe und Arbeit:

Verschaffen Sie sich durch einen Flirt oder eine Beziehung keine Vorteile am Arbeitsplatz. Bleiben Sie generell auch in einer Beziehung professionell und behandeln Sie den anderen, also Ihren neuen Partner, im beruflichen Kontext als Kollegen, Einkäufer, Dienstleister oder was auch immer - und nicht als Liebhaber oder „Lebensabschnittsgefährten“ (was wohl der moderne Terminus dafür ist). Wenn Ihnen das nicht gelingt, weil Sie aufgrund der Beziehung zum Beispiel den anderen nicht mehr so präzise kritisieren oder so hart mit ihm verhandeln können, dann lassen Sie sich in diesen Situationen vertreten oder lassen Sie sich ganz versetzen. (Meyden 2011, 254; M1-D6-C12)

⁹⁰ Wir werden später (6.2.6.2) nochmals Gelegenheit haben, die 5 *Sprachen der Mitarbeitermotivation* nochmals auf diesen zu einen anderen Gesichtspunkt hin zu prüfen.

Wenn aus einer Arbeits- eine Liebesbeziehung hervorgeht, dann überschreibt die Professionalitätsforderung das intime Verhältnis. Extremer gar: Sollte den Arbeitsliebenden ihre Objektivität für- oder der Schneid gegeneinander abhandenkommen, dann bleibt – so will es Meydens sozial-tropische Vorlage – nur die Vertretung oder sogar die Versetzung. Naheliegend: Der Berufsratgeber priorisiert den Job und ordnet ihm das Lieben unter – zumindest, wenn es in seinem Territorium vorkommt. Doch was passiert, wenn es nicht Arbeitskollegen sind, die sich ineinander verlieben und dann – im Geheimen – eine Affäre beginnen? Was, wenn das Paar sich weder dort kennenlernt noch sie lediglich „Lebensabschnittsgefährten“ sind?

Für solche Fälle bietet die Autorin eine warnende Geschichte an. Sie handelt von Herr A. aus dem Topmanagement und seiner Gattin, der treuen Hausfrau. Beiden ist vom Unternehmen (!) ein „Paar-Coaching“ bei Nandine Meyden „angeordnet“ (!) worden. Schnell findet die Beraterin heraus, „wo der Hase im Pfeffer“ liegt: Frau A. begleitet ihren hochgestellten Ehemann öfters zu Geschäftsessen und wird dabei regelmäßig enttäuscht. Denn, dort aufgeschlagen, sitzt sie meistens in einer Männerrunde und findet mit den Anwesenden kein Gesprächsthema und, um sich nicht zu langweilen, fängt sie an, über die Kinder, deren Krankheiten und das neue Meerschweinchen zu schwadronieren. Ihre Konversationspartner verfallen dann regelmäßig in Schweigen.

Wir arbeiten also daran, dass Frau A. versteht, wie unhöflich sie sich bei diesen Business-Essen verhalten hat und wie schwer es den anderen Gästen gefallen sein muss, ihr gegenüber höflich zu bleiben. Der nächste Punkt ist, dass meine Klientin verstehen muss, was ihre Rolle bei der ganzen Sache ist und was von ihr erwartet wird. Sie beklagt sich darüber, dass solche Abende sehr oft stattfinden, und erklärt, sie würde lieber zu Hause bleiben, das Unternehmen gehe aber anscheinend davon aus, dass sie ihren Mann begleite, und das ärgere sie. Schließlich sei ja er dort angestellt und nicht sie. (ebd., 151; meine Hervorheb.; M1-D6-CF1)

Doch die moderne Knigge-Expertin macht Frau A. dann klar, dass die hochgestellte Position ihres Mannes – und sein ebenso hochgestelltes Gehalt – solche Abende in der „Jobbeschreibung“ mit einschliesse und sie „implizit Teil des Ganzen“ sei. Anderen

Gattinnen von Kollegen ihres Mannes in anderen Bundesländern gehe es schließlich genauso.

Das Szenario wird also leichter Hand umgedreht: Wenn Kollegen sich am Arbeitsplatz verlieben, hat der Code der Arbeit Vorrang. Wenn sich Menschen außerhalb des Arbeitsplatzes romantisch verbinden – vielleicht sogar heiraten – genießt auch hier die Arbeit Priorität, insofern das Unternehmen im beschriebenen Fall sogar ein Paar Coaching verordnen darf, ohne dass Empörung über einen solchen Eingriff aufkommen würde. Die beratene Protagonistin, welche diesen Übergriff ärgerlich und klar benennt, wird dann von der Beraterin zurechtgestutzt. Mittels Beschämung wird die Ehefrau in eine einsichtig-konforme Haltung hineingedrängt. – Der Fall mag anders liegen und elaborierter ausfallen, aber der gemeinsame Nenner bleibt gleich: „Professionalität“. Kommt es zum Kontakt zwischen den Welten, bleibt die Trennung zwischen ihnen zwar erhalten, aber die eine superveniert über die andere. Dass die neugewonnenen Lebensabschnittsgefährten ihre Liebe im Büro offen zeigen, kommt genauso wenig in die Tüte, wie dass Frau A. Zuhause bleibt, obwohl die Firma (und ihr Gatte) das Gegenteil fordern. Jene Trennung der Sphären ist, wie eine Zellwand, semipermeabel – nach einer Seite geschlossen, zur anderen hin aber offen.

Damit stoßen wir zum zweiten Mal auf eine Revisionsnotwendigkeit. Wie schon Chapman und White, liegt auch bei Meyden viel mehr Entgrenzung vor, als zunächst gedacht. Die Vermutung liegt nahe, dass bei den drei letzten Berufsratgebern sich dieses Bild wiederholen und verfestigen wird.

6.2.1.1.5 Verschobene Vorzeichen, Vorstellungsrendezvous & Chef-Freunde

Nehmen wir dafür das Buch, welches Eva Zurhorst mit ihrem Mann Wolfram zum Thema geschrieben hat. Aus Branding-Gründen wohl heißt es *Liebe Dich selbst auch wenn Du Deinen Job verlierst*. Der rote Faden, der durch ihre Monographie läuft, ist Wolfram Zurhorsts unerwartete Kündigung. In leitender Position angestellt, nimmt er seinen Rauswurf nach viel anfänglichem Gezeter und ständigen Hinweisen seiner Frau zum Anlass, auf sein bisheriges Leben zurückzublicken und gewissenhaft Introspektion zu betreiben. Er resümiert: „Auch für mich war mein Zuhause eher ein Hotel, in dem meine Frau für alles sorgte, was mit Wärme, Gemütlichkeit, Schönheit und echtem Versorgt-werden zu tun hatte. Bis zur Kündigung war auch ich zwar verheiratet gewesen, aber große Teile von mir hatte ich meiner Familie vorenthalten. Unbewusst war ich innerlich Junggeselle geblieben“

(Zurhorst und Zurhorst 2009, 74; M1-D7-CI1a). Vor jener gleichsam traumatischen Zäsur waren die Welten klar aufgeteilt – er schafft das Geld heran und sie heizt das Haus emotional, sorgt für die Kinder, macht die („Hotel-“)Betten. Wird Arbeit zum primären Marker von personaler Identität, entwertet das für ihn schleichend das Heim – und zwar so lange, bis Ärger ins Haus steht:

Wir verlieren unsere innere Bindung zu unserer Familie und zu unserem Privatleben, *weil unsere Arbeit schleichend das Regiment in unserem Leben übernommen hat und alles andere dominiert*. So werden wir von einem Crash in beruflichen Krisensituationen, nach Kündigung, Burn-out oder Konkurs, meist nach Hause in die *vermeintliche Bedeutungslosigkeit unseres Privatlebens* katapultiert. (ebd., 70; meine Hervorheb.; M1-D7-CI2b)

Obschon sein Rauswurf die Familie unter ökonomischen Druck setzt, gibt es ein finanzielles Polster. Es bietet Wolfram, dem „innerlichen Junggesellen“, Gelegenheit, sich ins Familienleben zu re-integrieren, was für „Entspannung und Befreiung im ganzen System“ sorgt (ebd., 73; M1-D7-CI2a). Insofern war die Kündigung ein versteckter Segen. Sie beendete eine Situation, die auch auf einer makroskopischen Ebene zum Problem geworden war. Denn es sei „fatal [...] für die Familie, dass die meisten Männer nie da sind. Privatleben, Gefühlsleben, Zuhause – das sind in unserer Gesellschaft zu oft männerlose Wüsten“ (ebd., 72; M1-D7-CI3a). Diese „männerlosen Wüsten“ müssten wiederbelebt werden.

Bemerkenswert ist hierbei, dass die Zurhorsts jene Permeabilität der Grenze, wie sie Meyden unter ihrer Professionalitätsägide vom Beruflichen ins Private hin offen sehen wollte, genau umdrehen. Sie kritisieren die aufgeblähte Bedeutsamkeit des Berufes und wollen von dieser emotionalen Energie etwas zurück ins Familienleben leiten, ohne dass diese sofort zurückfließt. In den Beschreibungen ihres idealen Arbeitstages liegen Eva und Wolfram Zurhorst am Hotelpool und diskutieren während eines ausgedehnten Frühstücks über ihr nächstes gemeinsames Projekt. Sie wollen, dass die Arbeit flexibel sich in ihr Privatleben einfügt, wobei letzteres den Vorrang genießt und nicht von ersterem überrollt werden darf. Und genau das ist dann der Kontext folgender Aussage: „Heute kann ich nur sagen, dass diese Trennung zwischen Privatleben und Beruf einem in doppelter Hinsicht das Leben schwer macht. [...] Denn wenn ich mich teile, lebe ich in beiden Welten nur halb, aber mit doppelter Anstrengung“ (ebd., 133, M1-D7-CI1b). Beide plädieren dafür, Berufs- und

Privatleben zu entgrenzen – *aber zugunsten des Privatlebens*. Genau hier liegt die Pointe ihres Ansatzes (vgl. 6.2.1.3).

Mit einem solchen Vorschlag sticht das Autorenehepaar auf unerwartete Weise aus dem Kanon der Berufsratgeber heraus. Entgrenzung wird gefeiert, die Trennung aufgehoben, aber die Relevanz-Vorzeichen umgedreht. Wie schon in ihrem Vorläuferbuch soll das Privatleben neue Relevanzen gewinnen, sofern die Arbeit bisher „alles dominiert“ hat. Gleichzeitig jedoch bedeutet dies eine Flexibilisierung, welche Privates und Berufliches noch mehr vermischt, wofür die Zurhorsts sich selbst als exemplarisch hinstellen, sofern sie nun auch Kollegen geworden sind.

Sehen wir uns, um diesen Kontrast – und damit die verschiedenen Modi oder Richtungen der Entgrenzung scharf zu stellen – die beiden letzten Ratgeber auf der Daten-Karte an.

Nehmen wir dafür einen der wohl weltweit meist verkauftesten Berufsratgeber: *Durchstarten zum Traumjob* (engl. *What Color is Your Parachute?*) von Richard Nelson Bolles. 1972 zum ersten Mal publiziert, wird er seitdem jedes Jahr neu aufgelegt, ist in über 22 Sprachen übersetzt und wird z.B. in Großbritannien von den dortigen Arbeitsämtern empfohlen. Bolles Ratgeber ist nicht für jene geschrieben, die schon einen Job haben (außer wenn sie nicht den haben, den sie wollen), sondern für Personen, die entweder arbeitslos sind oder sich beruflich neu orientieren müssen.

Doch bereits zu Beginn der fast 500 Seiten starken Lektüre macht Bolles klar: „Dies [ist] nicht einfach nur ein Buch zum Thema Jobsuche. Es geht um etwas Größeres, das wir als Lebens/ARBEITS-Planung [...] bezeichnen“ (Bolles 2012, 31; M1-D8-C11). Neben den besten Methoden zur Jobsuche und einem Arsenal Verhaltensanweisungen z.B. für die optimale Gehaltsverhandlungsstrategie im Bewerbungsgespräch gibt den Löwenanteil von *Durchstarten zum Traumjob* eine komplexe Heuristik zur Bestimmung der eigenen Persönlichkeitsmerkmale ab. Sie soll den Lesern helfen, den für sie richtigen Weg zu bestimmen und so ein solides Fundament für den Wiedereintritt bzw. Neueinstieg ins Berufsleben schaffen. Arbeitssuche bedeutet bei Bolles nicht einfach nur Bewerbungen schreiben. Sie erfordert eine tiefe Introspektion, die am besten unter Zuhilfenahme von ausführlichen Persönlichkeitstests gelingt. Gefiltert durch das vermessende Raster von auf wirtschaftliche Eignung geeichter Psychometrie, gehen Berufs- und Lebensplanung Hand in Hand.

Dies ist aber nicht die einzige Spielart von Entgrenzung, welche man bei Bolles findet. Mindestens eine weitere begegnet dem Leser in Gestalt einer vielsagenden, mehrmals auftauchenden Metapher. „Ein Interview ähnelt eher einem Rendezvous als einem Gebrauchtwagenkauf. Die entscheidende Metapher ist hier das Rendezvous – wir wählen

einen Partner. [...] Das bedeutet, dass die Mechanismen, mit deren Hilfe die menschliche Natur sich entscheidet, jemanden einzustellen, denjenigen Mechanismen ganz ähnlich sind, nach denen man entscheidet, jemanden zu heiraten oder nicht“ (ebd., 171, M1-D8-CF1). Wie schon Schmidbauer, der den Streit der Liebenden mit dem unter Kollegen analogisierte, macht Bolles es ganz ähnlich mit dem Bewerbungsgespräch. Er begründet seine Metapher mit den angeblich homologen Entscheidungsarchitekturen, welche sowohl die Wahl eines (Ehe-)Partners wie die eines Kollegen anleiten. Was die Metapher hervorheben soll, ist aber *nicht* kühle Rationalität, von der die beste Passung abhängig gemacht wird, sondern deren Gegenteil: „Diese Mechanismen sind natürlich häufig impulsiv, *intuitiv*, *irrational*, schwer zu durchschauen und tagesformabhängig“ (ebd.; meine Hervorheb.). Wen man einstellt, und mit wem man ins Bett geht, durchläuft laut Bolles nicht einen expliziten, intersubjektiv nachvollziehbaren Kriterienkatalog. Es ist die emotionale Verbindung, die dort – jeweils – zählt.

Mit einer solchen Metapher im Hinterkopf, wie verhält sich die Bewerberin im Vorstellungsgespräch, welche Bolles sich vorstellt? Wird sie mit dem Personaler flirten, ihre ‚weiblichen Reize‘ einsetzen? Sollte sie dies nicht sogar tun, auch deswegen, weil das Machtgefälle zwischen Kandidatin und Human Resources Manager (jenen Umstand also, den die Rendezvous-Metapher geflissentlich ausblendet) so groß ist? Man muss nicht so weit gehen, damit der Punkt für die Entgrenzung der Sphären verständlich wird: Bolles Metapher zeigt, wie Gefühlswissen aus der Liebe in den Beruf übertragen und für ein dortiges Fortkommen instrumentalisiert werden kann, ja soll (dazu mehr in 6.2.2.2). Mühelos verknüpft sie nicht nur zwei Situationen – Bewerbungsgespräch und Rendezvous – und damit zwei Sphären – Liebe und Beruf. Sie spannt das emotionale Gepräge des Dates in eine klare Mittel-Zweck-Relation – inklusive Gehaltsverhandlung – und bahnt so die Übertragung als Weg zum Erfolg.

Woher kommt die Plausibilität solcher Übertragungen? Wir werden uns in der nächsten Karte (6.2.1.2), deren einer Teil den Wissenstransfer behandelt, damit gleich tiefer auseinandersetzen. Schon jetzt jedoch finden sich Hinweise darauf im letzten, auf der aktuellen Daten-Karte verbuchten Ratgeber.

Möglicherweise liegen derartige Übertragungen so nahe, weil, wie Management-Professor Jürgen Lürssen in *Die heimlichen Spielregel der Karriere*, „in der betrieblichen Realität sich sachliche und persönliche Ziele in der Regel nur schwer voneinander trennen“ lassen (Lürssen und Opresnik 2014, 19; M1-D9-C11). Denn der persönliche Kontakt ist schlicht eine Notwendigkeit, um die eigenen umzusetzen. Innerhalb einer sozialen (Typ-2)-Trope empfiehlt der Professor die Dokumentation aller Kontakte durch Protokolle und

Gesprächsnotizen. Geschaffen werden so Überwachungsgeschichten, auf die sich der Vorgesetzte berufen und so durch Nachfassen Druck machen kann. Der effektive Manager sorgt so für „termingerechte Fertigstellung“ von Projekten; er beugt damit der Vergesslichkeit seiner Kollegen vor.

Funktionieren kann das aber nicht, wenn er oder sie sich nicht für die Belange dieser interessiert: „Grundsätzlich sollten Sie zu jeder Zeit *intensiven persönlichen* oder telefonischen *Kontakt* zu den Mitgliedern Ihres Teams halten“ (ebd., 165; meine Hervorheb.; M1-D9-CF4). Besonders wertvoll wird dieser persönliche Draht, wenn in die Beziehung hierarchische Differenzen eingebaut sind. Zum Vorgesetzten sollten „Gesprächschancen konsequent“ genutzt werden. „Sie lernen auf diese Weise Ihre höheren Vorgesetzten mit ihren Einstellungen, Vorlieben, Abneigungen und Eigenarten besser kennen. Und Sie haben die Chance, sich positiv darzustellen und Gemeinsamkeiten im persönlichen und privaten Bereich zu entdecken“ (ebd., 19; M1-D9-CI1). (Wir werden in der übernächsten Daten-Karte (6.2.1.3) auf die das Verhältnis vom Beruflichem und Privatem in noch größerem Detail eingehen.) Unter „günstigen Umständen“ entwickelt sich das Chefverhältnis sogar zu Freundschaft. Lürssen warnt, wie auch Meyden schon vor dem Verdrängen des Umstandes, dass „er ihr Vorgesetzter bleibt“, und mit der Freundschaft sollte man „nicht versuchen, daraus berufliche Vorteile zu ziehen“ (ebd., 73; M1-D9-CI3). Offensichtlich ist diese Mahnung paradox. Denn einerseits zu versuchen, sich in einem positiven Licht darzustellen, und andererseits aus der freundschaftlichen Verbindung zum Vorgesetzten „aktiv“ keine Vorteile zu ziehen, sind zwei Handlungsanweisungen, die sich gegenseitig ausschließen. Freundschaft schließen und dabei, wie hintergründig auch immer, einen Zweck verfolgen, steht einem zentralen Kennzeichen der Freundschaft diametral entgegen: ohne instrumentelles Telos um ihrer selbst willen zu bestehen (Blatterer 2016).

Fassen wir nun erst die Ergebnisse der beiden Codes im Berufsbereich zusammen und ziehen dann ein Resümee aus ersten Daten-Karte insgesamt.

6.2.1.1.6 Resümee

Das überraschende Ergebnis zu den beiden ersten Berufsrategebern: Chapman/White und Meyden sind auf der Daten-Karte unter dem Code zur Zwei-Welten-Hypothese eingeordnet. Diese Einteilung stellt sich nach geleisteter Interpretationsarbeit als nicht ganz zutreffend heraus. Beide Ansätze halten zwar auf den ersten Blick die Sphäre der Liebe und die des Berufs auf Abstand. Ein genauerer Blick auf die symbolische Infrastruktur zeigt

jedoch, dass die Abstandhalter nur oberflächlich tragend sind. Bei Chapman und White konkurrieren die Sprachen der Liebe und die der Wertschätzung nicht. Sie überlappen. Mit ihnen scheint ein Wissenstransfer ohne weiteres möglich, ja geboten. Daraus rechtfertigt sich aus dem Material selbst ein genauer Blick in das Problem des Wissenstransfers von einer Sphäre in die andere. Bei Nandine Meyden geht es nicht so sehr um den Wissenstransfer, als vielmehr den Umgang mit Liebesbeziehungen im Berufskontext. Die moderne Berufskniggerin rät zur Trennung zwischen den beiden, indem sie Standards der Professionalität einsetzt. Jene müssten Teamkollegen, die eine Affäre oder sogar Beziehung beginnen, davon abhalten, ihr Spezialverhältnis am Arbeitsplatz salient werden zu lassen. So interveniert das Emotionsregime der Arbeit in die Liebesbeziehung – zumindest im beruflichen Kontext. Sie öffnet also die Grenze zur Berufsseite hin, schließt die andere Seite der Grenze aber ab. Noch extremer wurde dieser Übergriff in ihrem Problem-Szenario, wo die Ehefrau eines hochgestellten Beamten ins richtige Verhalten beim obligatorischen Geschäftsessen hinein-gecoacht wurde. Im normativen Entwurf superveniert bei Meyden also die Berufs- über die Liebessphäre. Das wiederum steht in extremen Gegensatz zu dem Berufsratgeber von Eva Zurhost. Zusammen mit ihrem Mann bemängelt sie genau das, was Meyden fordert: die Priorisierung von Arbeit zu Ungunsten (oder zumindest vor) der Liebe. Die Zurhorsts sprechen vom Zuhause als „männerlosen Wüsten“ und kritisieren die individuelle wie kulturelle Hegemonie von Arbeit heutzutage. Frauen müssten aus dem Heim, Männer aus dem Büro; beide sollen die Trennung zwischen ihnen aufheben und dabei persönliche Erfüllung sowie Selbstverwirklichung vorwiegend im Privaten suchen. Zwei in den ersten Berufsratgebern bereits angedeutete Entgrenzungsformen fanden sich dann in den letzten beiden wieder. Macht Chapman die Überlappung der „Sprachen“ von Wertschätzung und Liebe zur Grundlage für einen Wissenstransfer, findet man bei Bolles ein ähnliches Manöver. Mit seiner Metapher „Vorstellungsgespräche sind wie Rendezvous“ importiert er Gefühlswissen aus der Liebe in den Berufskontext. Dieser Import, den wir schon bei Wolfgang Schmidbauer gesehen haben, bildet damit einen eigenen Typus der Entgrenzung. Einen anderen hatte Meyden mit ihrer Geschichte über Frau A. angedeutet. Der zweite Typus von Entgrenzung liegt in einer Art der Vermischung von Beruflichem und Privaten im Rahmen der Arbeit, wie Lürssen sie besonders anschaulich macht, wenn er über die Freundschaft des Angestellten zum Chef schreibt. Diese beiden Arten der Entgrenzung werden wir in den nächsten beiden Daten-Karten weiterverfolgen.

Insgesamt halten wir fest, dass die Liebesratgeber erheblich mehr kritisches Bewusstsein für die Probleme haben, welche man heute gängig unter der Überschrift „Vereinbarkeit von Familie/Liebe und Beruf“ im öffentlichen Diskurs findet. Sie sehen die Liebe unter

immensen Druck gestellt und suchen für dieses Problem nach Lösungen. Ihre diesbezüglichen Vorschläge zeigen dabei eine große Varianz. Sie reicht von kategorischer Trennung zwischen beiden Sphären bis zur Einführung von Coaching-Modellen in die Liebe.

Unabhängig von ihrem thematischen Fokus lassen sich für so ziemlich alle besprochenen Ratgeber zwei Beobachtungen protokollieren. Liebesratgeber haben ein Bewusstsein für die Herausforderungen der Arbeit und, wenn auch in einem geringeren Maße, vice versa. Dass in Liebesratgebern mehr Zeit darauf verwendet wird, diese Relation zu verhandeln und für die LeserInnen aufbereitet, könnte damit zusammenhängen, wie weit wirtschaftliche Logik (Stichwort: Coaching) in Liebeskulturen eingewandert sind. Für diese Einschätzung spricht das Mehr an Kritikbereitschaft, die sich in diesem Teil des Korpus bei Liebesratgebern findet.

Die zweite Beobachtung liegt auf einer Metaebene. Im Großteil der Ratgeber finden sich bemerkenswerte Selbstwidersprüche. Fein und Schneider wollen Arbeit und Liebe trennen, lassen den Mann – als „biologischen Angreifer“ – aber für die schwer zu kriegende Frau arbeiten. Schmidbauer sieht Partnersuche im „Supermarkt Nachtclub“ kritisch, will die Liebenden aber als einander Anlageberater sehen. Meyden professionalisiert die Kollegen-Affären aus dem Arbeitsplatz hinaus, verpflichtet aber die Ehegattin zum Mitmachen beim Geschäftsessen. Die Zurhorsts wollen das Privatleben wichtiger nehmen, doch den Job trotzdem mit in den Urlaub nehmen. Lürssen empfiehlt die Freundschaft zum Chef als Bühne für positive Selbstdarstellung und warnt gleichzeitig vor aktiver Vorteilsnahme des Mitarbeiters durch dieselbe Freundschaft.

Derartige Widersprüche scheinen wie Knotenpunkte im Spannungsfeld der Ratgeber und in jedem einzelnen Dokument. Wir sollten gut auf sie achtgeben. Die nächsten beiden Daten-Karten bzw. thematischen Unterfelder werden nun den zwei gefundenen Formen der Entgrenzung – dem Wissenstransfer und der Trennung zwischen beruflich/privat – weiter nachgehen und sie mit zwei Themen (i.S.v. Codes) kreuzen, die ebenfalls schon angeklungen sind: dem Konflikt zwischen den Sphären und dem Zeit-Druck, welcher daraus entsteht.

6.2.1.2 Love-Work-Conflict & Wissenstransfer

Beginnen wir wieder mit einer kurzen Beschreibung der beiden Codes, die die folgenden Passagen tragen sollen, und den Fragen, die an ihnen hängen. Eine Herausforderung stellt

das Codepaar deswegen dar, weil seine beiden Teile nicht auf der gleichen konzeptuellen Ebene liegen. Love-Work-Conflicts, abgeleitet aus in dem in einschlägigen Forschungen sogenannten Family-Work-Conflicts, beschreiben eine Konstellation von Problemen, die sich um die Vereinbarkeit von Arbeits- und Familien bzw. Arbeits- und Liebesleben gruppieren. Auf einige Elemente dieser Konstellation habe ich weiter oben recht ausführlich hingewiesen (3.4.3). Von Love-Work-Conflicts (LWC) spreche ich hier, weil die Beziehungsratgeber Vereinbarkeitsprobleme nicht nur für Paare mit Kindern (d.h. Familien) konstatieren, sondern eben auch für Paare ohne Kinder. LWCs können verschiedene Schwerpunkte haben – Zeit, Anerkennung, Stress, Streit usw. Einer der wichtigsten Aspekte, und darauf hatte der bewusste Abschnitt aus Kapitel vier hingewiesen, liegt im Zeitproblem. In den folgenden Passagen wird auch dies deutlich werden. Mit noch größerer Detailliertheit wird dann die nächste Daten-Karte (6.2.1.3) darauf weiter eingehen. Unter dem oben (6.2.1.1) bereits aufgetauchten Stichwort „Wissenstransfer“ kommt dann eine für das Ratgebergenre spezifische Fragestellung hinzu. Was sie zu fassen sucht, liegt ebenfalls auf einer Metaebene. Das Schlagwort betrifft die Übertragbarkeit von Wissenselementen von einer Sphäre auf die andere – wie also Liebesratgeber ihre Weisheiten auch für den Beruf nutzbar machen wollen und wie, umgekehrt, Berufsratgeber ihre Ansätze auch in Beziehungen für anwendbar halten. Um eine Metaebene handelt es sich deswegen, weil das ja auch für alle möglichen (Vereinbarkeits-)Konflikte gelten kann. Obschon es hier eine konzeptuelle Divergenz gibt, kann ein Spannungsfeld aufgebaut werden. Denn der LWC-Code gibt an, wo sich beide Sphären aneinander reiben, wo sie konfliktieren, während der Code zum Wissenstransfer eine Homologie-Beziehung anzeigt. Die Sphären mögen an bestimmten neuralgischen Punkten (wie dem Zeitproblem) kollidieren. Gleichzeitig ähneln sie sich jedoch in anderen Belangen. Was wir mit der nächsten Daten-Karte dementsprechend herausfinden wollen:

Was genau sehen Konflikte zwischen Intimität und Arbeit aus, die die Ratgeber porträtieren? Wo werden die Sphären aneinandergerückt? Lässt sich eine Logik oder wenigstens Heuristik des Wissenstransfers ausmachen? Welches Wissens wird dort transferiert? Möglicherweise Wissen über Konflikte und deren typischen Verlauf? Wo liegen laut der Ratgeberdiagnostik die Ursprünge und Gründe für Kollisionen zwischen den Sphären? Was genau geschieht während solcher Navigationsprozesse? Welche Vereinbarkeitsstrategien wenden die Akteure an? Welche empfehlen die Ratgeber? Wen betreffen die Folgen von Fehlschlägen?

Diese Fragen leiten den folgenden Abschnitt. Sehen wir uns die dazugehörige Daten-Karte (Abb. VII) an. Dort erkennen wir, es erwartet uns mit gut 60 Codings eine noch

umfangreichere Diskussion als bei der ersten Datenkarte. Die Karte macht von den Verteilungen her bereits ebenfalls Aussagen darüber, wo die Schwerpunkte innerhalb der beiden Codes liegen. LWCs beschäftigen Liebesratgeber weit mehr als Berufsratgeber, während beim Wissenstransfer beide in etwas gleich aufgestellt sind, wobei die Liebesratgeber auch hier mehr anzubieten haben, weil Susan Davids *Emotional Agility* doppelt, d.h. in beiden Codes, vorkommt. Fangen wir, wie in der ersten Karte auch, mit dem oberen Code auf der Liebeseite an.

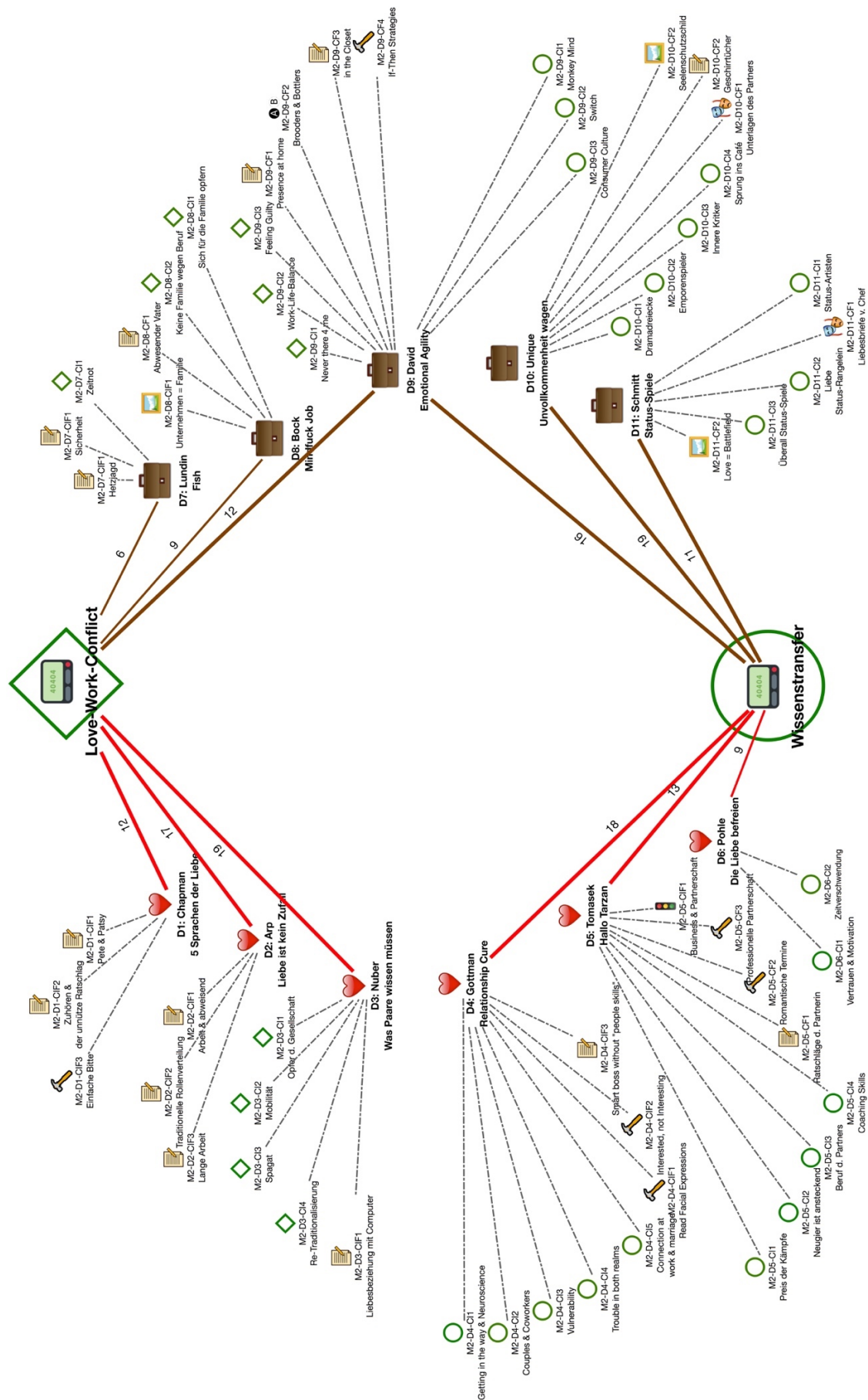


Abb. VII: Daten-Karte II: 2-Welten: Love-Work-Conflicts & Wissenstransfer

6.2.1.2.1 Computer, Zuhören & Opfer der Gesellschaft

Aus der letzten Daten-Karte sind wir bereits mit Gary Chapmans Ansatz vertraut. Es ging, zur Erinnerung, um das Konzept – genauer gesagt: die Metapher – der unterschiedlichen Liebessprachen und deren Erlernen. Das Konzept gehört auch zum Code des Wissenstransfers, sofern, wie erwähnt, die Sprachen der Liebe und die der Wertschätzung am Arbeitsplatz z.T. koextensiv sind. Doch das Hauptproblem, welches Chapman mit seiner Heuristik lösen möchte, ist der Streit, das konstante Missverstehen in einer Beziehung – wie z.B. jenes zwischen Pete und Patsy. Ihr Fall macht einerseits Chapmans Ansatz ungemein deutlich, da er eine gelungene Konfliktlösung illustriert. Gleichzeitig können aus der Geschichte andere, soziologische Schlüsse gezogen werden, die von denen des Autors abweichen und Dilemmata des geschilderten Paares re-interpretieren.

Was wir, um das zu tun, zuerst brauchen, ist eine Zusammenfassung. Das in Florida ansässige Ehepaar hatte Chapman nach seinem Seminar eine Übernachtungsmöglichkeit angeboten, um dessen Rückreise zu entspannen. Im Haus angekommen, das von Petes Erfolg im Beruf zeugt, unterhalten sie sich kurz, wobei Chapman ein glückliches Paar kennenlernt, dessen Verbindung wegen der Vielzahl an Gemeinsamkeiten „im Himmel geschlossen“ scheint. Anderntags, auf dem Weg zum Flughafen, erzählen sie ihre Geschichte. Sie begann schon in der Schulzeit. Während des Studiums an weit voneinander entfernten Universitäten besuchen sich Pete (BWLer) und Patsy (Soziologin) regelmäßig. Als er nach dem Studium eine gut bezahlte Position erhält, heiraten die beiden und ziehen zusammen. Erst scheint alles harmonisch, doch nach sechs Monaten bekommt Patsy das Gefühl, Pete würde sich immer mehr von ihr zurückziehen:

Er arbeitete immer länger, und wenn er zu Hause war, verbrachte er sehr viel Zeit mit seinem Computer. Als Patsy ihn schließlich zur Rede stellte und ihm mitteilte, dass sie das Gefühl habe, er gehe ihr aus dem Weg, bestritt er dies. Er versuche nur, beruflich nicht ins Hintertreffen zu geraten. Sie könne sich gar nicht vorstellen, unter welchem Druck er stehe und wie wichtig es gerade im ersten Jahr sei, die Arbeit gut zu machen. Patsy war nicht begeistert davon, wollte ihm aber doch einen gewissen Bewegungsspielraum lassen. (Chapman 2016, 126; meine Hervorheb.; M2-D1-CIF1)

Doch als sie sich mit Frauen in der Nachbarschaft anfreundet, bricht ein großer Streit los. Pete klagt über Vernachlässigung und Patsy schießt zurück: „Warum soll ich zu Hause sitzen, wenn ich nicht weiß, wann du kommst? Und wenn du mal hier bist, dann sitzt du die ganze Zeit vor deinem blöden Computer. Du brauchst keine Frau. Dein Computer stellt dich vollauf zufrieden!“ Seine Erwiderung „er brauche eine Frau“, versteht sie nicht und liest aus Verzweiflung über die Situation Eheberater. Schließlich sucht sie einen Eheberater und geht allein dorthin, nachdem ihr Mann sich zunächst weigert. Erst ein Anruf des Paartherapeuten überzeugt Pete und „der Heilungsprozess konnte beginnen“. Über mehrere Monate Seelsorge findet das Paar heraus, dass Petes ‚Liebessprache‘ Zärtlichkeit ist und Patsys Zweisamkeit. Nach der Hochzeit schliefen sie weniger miteinander, was Pete erklärt mit: „Vielleicht war sie ja durch ihre neue Arbeit einfach überanstrengt“. Immer mehr zurückgewiesen, flüchtete Pete in seine Arbeit („vor den Computer“), während Patsy (vermeintlich) „wusste, dass er durch seine Arbeit ziemlich unter Stress stand“ und ihn daraufhin – auch körperlich – in Ruhe ließ. Sie deutete seine neue Unnahbarkeit als „Mangel an Interesse“ an ihr. Erst mit „viel Zeit und Mühe“ in der Paartherapie fanden sie die (vermeintlich) wahre „Wurzel“ ihrer Entfremdung: das Sprechen unterschiedlicher Liebessprachen. Als sie ihn in den folgenden Monaten mehr berührte und er mehr Zeit mit ihr verbrachte, lösten sich die Probleme: „Ich hatte auf einmal einen ganz neuen Ehemann. Und als er zu der Überzeugung gelangt war, dass ich ihn wirklich liebte, kam er auch verstärkt meinen Bedürfnissen entgegen“. Für Chapman konkludiert das Paar: „Sie besprachen [im Seminar] in zwanzig Minuten, was wir damals in einem halben Jahr mühevoll lernen mussten“.

In *Die 5 Sprachen der Liebe* bezeugt diese Anekdote das Ende der Verliebtheit und wie es zusammenfällt mit dem Anfang der Liebe als Arbeit. Knackpunkt für Chapman ist die Diskrepanz ihrer Liebessprachen. Sie führt zum Auseinanderdriften der Partner, weil beide ihre jeweiligen Bedürfnisse einander nicht erfüllen können. Der „Liebestank“ – eine weitere zentrale Metapher bei Chapman – hat sich nach sechs Monaten immer mehr geleert; er konnte nicht wieder aufgefüllt werden, weil Pete und Patsy die Zeichen der Liebe des jeweils anderen falsch verstanden, fehldeuteten oder gar nicht erst – als solche – wahrnahmen. Erst als beide die (für sie jeweilige Fremd-)Sprache des anderen erlernen, füllen sie dessen „Liebestank“.⁹¹ Pete und Patsy können ihre Konflikte der Zurückweisung bzw. Vernachlässigung so erst richtig einordnen und dann beseitigen. In der Geschichte betonen

⁹¹ In dieser Metapher findet man sehr prominent vorgezeichnet, wie Emotionen als Ressourcen stilisiert werden (vgl. 6.2.2.2).

beide, Chapman habe nur systematisch dargestellt, was beide in der Paartherapie über viele Monate gemeinsam erarbeitet hätten.

Welcher heuristische Clou von Chapmans Ansatz führt zu dieser Feststellung? Wahrscheinlich dieser: Die fünf Sprachen der Liebe – zur Erinnerung: Lob/Anerkennung, Zweisamkeit, Geschenke, Hilfsbereitschaft, Zärtlichkeit – sind gerichtet auf das Problem individueller Bedürfnisse. Bedürfnisse – bzw. die Notwendigkeit ihrer Befriedigung – sind ein universelles Konzept. Ihre jeweilige Konstellation ist aber genauso individuell wie die Strategien für ihre Erfüllung. Basierend auf dem Konzept der Bedürfnisse wird die metaphorische Heuristik der Liebessprachen universell anwendbar und bleibt gleichzeitig individuell anpassbar.

Kommen wir nach dieser Erklärung zu möglichen alternativen, d.h. soziologischen Pointen von Chapmans Erzählung. Zwei lassen sich leicht identifizieren. Die erste bezieht sich auf einen besonders prekären Aspekt des therapeutischen Beziehungsideals, während die zweite das Thema der Arbeit in den Mittelpunkt rückt.

Eine erste Pointe betrifft das therapeutische Liebesideal, genauer: den darin vorkommenden Grundkonflikt zwischen Nähe und Distanz, Autonomie und Abhängigkeit. Die Probleme des Paares schienen nämlich nicht sonderlich prävalent, als sie noch voneinander geographisch getrennt waren. Trotz großräumiger Homogamie – metaphorisiert als „im Himmel geschlossene“ Ehe – wird die erwachsen gewordene Beziehung in dem Moment instabil, als Pete und Patsy an den gleichen Ort kommen und dort das heimische Zelt aufschlagen. 3000 Meilen entfernt von ihren etablierten sozialen Netzen, ist ihre Beziehung nun der primäre emotionale Anker. Sehr beansprucht von seiner Arbeit (dazu gleich mehr), hat Pete keine Gelegenheit, außerhalb der Partnerschaft zwischenmenschliche Anerkennungsquellen zu etablieren, während seine Frau mit den (weiblichen) Nachbarn Freundschaften schließt. Sie wird also emotional autonomer, während seine soziale Unabhängigkeit weiter schrumpft. Eifersucht kommt auf. Mit ihr im Mix verschärft sich die Situation. Der Streit eskaliert, indem er in einen zweiten Kampfplatz hinüberschwappt: die Arbeit.

Schon ganz zu Anfang stellt der Autor fest, wie luxuriös eingerichtet das Haus ist und erklärt dies, nach Selbstauskunft des Ehepaares, durch deren wirtschaftlichen Erfolg. Mit ihm beginnen auch die Probleme des Paares. Denn just als Pete jene gut bezahlte Stelle antritt, schwindet die Harmonie im Haushalt. Seine Arbeitszeit wird verlängert, er hört auch außerhalb des Büros nicht auf. Er ist lange nach Feierabend am Computer, um „beruflich nicht ins Hintertreffen zu geraten“. Petes Arbeit, so Patsys Vorwurf, ersetzt gar die Liebe („Du brauchst keine Frau. Dein Computer stellt dich vollauf zufrieden!“). Wenn seine Frau

dies am Anfang noch, wenn auch widerwillig, hinnahm, treibt sie die Situation zunehmend in die Verzweiflung. D.h. in diesem Fall: zwischen die Buchseiten von Eheberatgebern und schließlich in die Arme eines Paartherapeuten. Erst als Pete durch die therapeutische Autorität aufgefordert wird, sich ebenfalls an der Beziehungsarbeit zu beteiligen, „kann der Heilungsprozess beginnen“. Infolge dessen schließt er die Lohnarbeit zunehmend aus dem privaten Bereich aus und stabilisiert so die Partnerschaft. Wenn Chapman mit dem oben besprochenen Berufsberater qua Wissenstransfer einer Form der Entgrenzung Vorschub leistet, vermittelt die Pete-Patsy-Anekdote ein Bild der *Begrenzung* von Arbeit als Mittel der Beziehungs-„heilung“.

Was wir in Chapmans Erzählung finden, darf man nicht als Einzelfall sehen. Claudia und David Arps *Liebe ist kein Zufall* ist reich bestückt mit ähnlichen Narrativen. Der 2002 im kleinen Verlag erschienene Ratgeber des deutsch-amerikanischen Ehepaares hat, verglichen mit den *5 Sprachen der Liebe*, viel weniger Verbreitung gefunden. Kern der Arp-Monographie sind eine Reihe von „Entscheidungen“, die Paare für ihre Beziehungen treffen sollen. Aus ihnen entsteht kein einheitliches Grundkonzept, sondern eine Sammlung von Aufforderungen für gelungene Beziehungsführung. Hierzu zählt z.B. das Wertschätzen der Unterschiedlichkeit bzgl. Charaktermerkmalen, Gewohnheiten und Vorlieben, ein aktives Einplanen von „Raum für Zärtlichkeit“, Zuhören lernen, das gemeinsame Suchen und Erleben von Spiritualität usw.

Wenig überraschend gehört zu diesen Regeln oder „Entscheidungen“ ein eigenes Kapitel für die Arbeit. Es umfasst Gebiete wie die (gleichmäßige) Verteilung der Aufgaben im Haushalt, nachhaltiges Finanzmanagement, Wege aus gemeinsamen Schuldenfallen, die Planung größerer Anschaffungen und dergleichen mehr. Auch das Thema Lohnarbeit wird angeschnitten, doch sind die hierzu einschlägigen Geschichten und Szenarien über die komplette Monographie verstreut. Eine dieser Geschichten findet man eingebettet in die Diskussion einer wichtigen sozialen Trope, das *Zuhören*. Obwohl von mir nicht besprochen, erwähnt auch Chapman sie schon und betont die Wichtigkeit vom richtigen Zuhören unter Vermeidung eines verbreiteten Fehlers: dem Geben von Ratschlägen.⁹²

Das Ehepaar Arp nun weist vier „Filter“ aus, die das Zuhören einschränken können: Ablenkung (wenn z.B. die Kinder gerade „ausflippen“), den emotionalen Zustand (wütend unterbricht man schneller), Unterschiedlichkeit in Empfinden und Prägung (familiärer Hintergrund oder Aufwachsen in einer anderen Kultur verändern die Linse der

⁹² Diese soziale Trope – das richtige Zuhören unter Absehung des Gebens von Ratschlägen – taucht nicht nur bei Gary Chapman auf (ebd., 63; M2-DI-CIF2), sondern spielt ebenso bei John Gray und Stephen Covey, dem Management-Guru, eine besondere Rolle. Wir werden später darauf zurückkommen und erinnern uns gleichzeitig an die Einleitung: Ratschläge sind die schlimmsten Schläge.

Aufmerksamkeit) und schließlich Meinungen und Erwartungen. Die Filter kennzeichnen situative Gelingensbedingungen der sozialen Trope des Rezept-Typs 2.

Für die Beschreibung der letzten dieser Gelingensbedingungen erzählen die Arps von Marions und Matthias' gemeinsamer Abendplanung:

Marion freute sich auf eine *gemütliche Zeit zu zweit*. Matthias erwartete Verständnis und *Anerkennung dafür, dass er so lange und hart für seine Familie arbeitete*. [...] Als Matthias annahm, dass Marion seine Arbeit nicht anerkannte, versuchte er erst gar nicht, mit ihr zu sprechen. Er ging einfach schlafen. *Marion hingegen dachte, Matthias bewerte seine Arbeit höher als die gemeinsame Zeit mit ihr*. Daher war sie abweisend und ignorierte ihn. Sie mussten sich über ihre Erwartungen klar werden und darüber sprechen. Tatsächlich war es nämlich so, dass Marion und Matthias viel an ihrer Ehe lag und sie wirklich Zeit miteinander verbringen wollten. (Arp und Arp 2002, 34; meine Hervorheb.; M2-D2-CIF1)

Vordergründig passiert hier genau das, was die Arps beschreiben: Zwei Eheleute missverstehen einander – einer will Anerkennung und der bzw. die andere will Zeit.⁹³ Als keiner von beiden bekommt, was er/sie wünscht, reagieren sie mit Abweisung bzw. Rückzug. Erst das Gespräch bringt Klärung und führt zur Konvergenz der Interessen. Offene Kommunikation ist Teil des therapeutischen Liebesideals, weil sie Probleme löst, die in Partnerschaften auftauchen.

Interessant wird dann die Frage: Wie kommt es überhaupt zu diesen Problemen? Warum nimmt Marion an, Matthias könnte seine Arbeit „höher bewerten“ als die Zeit mit ihr? Ihre Angst oder mindestens Sorge weist auf die Möglichkeit hin, dass er nicht nur die Zeit mit Marion, sondern die Partnerschaft insgesamt seiner Beschäftigung unterordnet. Implizit verhandelt die Anekdote das auf zwei Ebenen. Erstens wissen wir aus soziologischen Studien (3.4.3), wie groß das emotionale Gewicht von Arbeit werden kann. Ihre Zugkraft kann so groß geraten, dass sie als Quelle von Anerkennung Partnerschaften verdrängt. Was Matthias mit seiner Forderung sucht, besteht also im Kraft- oder Spannungsausgleich beider Quellen. Ein solcher Ausgleich ist besonders für ihn dringlich, weil er *auf* die Familie *für* die

⁹³ Erstaunlich ist an dieser Passage auch, wie leicht es fallen würde, die von einem anderen Ratgebern angebotenen Heuristik hier anzuwenden, denn Zeit für Zweisamkeit und Anerkennung sind ja nach Chapman distinkte Liebessprachen.

Familie verzichtet. Beide leben im vergeschlechtlichten Sphärendualismus. Für Marion wiederum gibt sein Zeitaufwenden für die Partnerschaft einen wichtigen Marker, ob die „Anerkennungsfalle“ (Wimbauer) schon zugeschnappt ist – d.h., ob Matthias Liebe gerade durch Arbeit ersetzt. Teil *ihrer* Beziehungsarbeit ist das Überwachen, wieviel Beziehungsarbeit *er* leistet.

Warum das so sein muss und welchen Sinn es hat, erfährt man in einem anderen Ratgeber, namentlich Ursula Nubers *Was Paare wissen müssen: 10 Grundregeln für das Leben zu zweit*. Dramatisch schildert die Chefredakteurin der *Psychologie heute*, was passiert, wenn die konstante Überwachung der Beziehungsarbeit am Sphärendualismus ausfällt, zu spät kommt oder gar versäumt wird:

Am Anfang hat sich alles noch ganz gut angelassen, doch nach einiger Zeit ist plötzlich alles anders. *Jetzt übt sie wieder die klassische Frauenrolle aus*, fühlt sich für Haushalt und – wenn vorhanden – Kind mehr zuständig als er. *Er macht dafür im Beruf Karriere* und denkt gar nicht daran, auch mal das Bad zu putzen. Wie konnte das *Projekt „gleichberechtigte Partnerschaft“* nur so *schief* laufen? Irgendwer muss daran *schuld* sein. Im Zweifelsfall der Partner. Er oder sie hat die Vereinbarungen gebrochen. Er oder sie hat zu viel versprochen. Und so ist es nur konsequent, dass er oder sie auch die Enttäuschung zu spüren bekommt. Streit, Vorwürfe, Nörgeleien, passiv-aggressives Schweigen, nachlassendes sexuelles Begehren – all das sind die Folgen, wenn Partner das Gefühl haben, aufs Glatteis geführt worden zu sein. (Nuber 2006, 194; meine Hervorheb.; M2-D3-CI1)

Was Nuber hier mit wenigen Federstrichen skizziert, ist in der Paarsoziologie ein bekanntes Problem: die Re-Traditionalisierung. Selbst wenn beide an ihre Beziehung „progressive“ Erwartungen haben und Pflichten gleich verteilen wollen, hat die Konstellation, wo Frauen eine primäre Ernährerrolle übernehmen und ihre Männer daheim die Kinder hüten, Seltenheitswert (Koppetsch und Speck 2015). Egalitäre Zeitverwendung kommt kaum vor, den Haushalt erledigt nach wie mehrteilig das weibliche Geschlecht (Klunder und Meier-Gräwe 2018). Empirisch gesehen, hat Nuber mit ihrer Diagnose schlicht recht. Die von ihr gesetzte Unterscheidung von „traditionellem“ und „partnerschaftlichen Modell“ (Nuber 2006, 198; M2-D3-CI3) zeichnet ein Ideal nach, das umzusetzen sehr schwer ist. Beziehungskrisen haben jene Schwierigkeit zur Grundlage.

Man könnte meinen, Partnerschaften zerbrächen an ihren eigenen, internen Erwartungen. Konflikte brechen los, weil Gleichheitsversprechen nicht eingelöst wurden und jetzt, wie Nuber meint, wenigstens die Schuld dafür gerecht aufgeteilt werden soll. Für soziologische LeserInnen ihres Ratgebers wartet hier jedoch eine Überraschung. Das obige Zitat geht folgendermaßen weiter:

Was die meisten Paare nicht realisieren: Nicht er ist schuld und auch nicht sie. Beide sind vielmehr *Opfer von gesellschaftlichen Bedingungen*, die nur schwer, wenn überhaupt, kontrolliert und beeinflusst werden können. *Weil die meisten Paare ihre Probleme nicht auf diese gesellschaftlichen Einflüsse zurückführen, kämpfen sie häufig an falschen Fronten und machen einander für Schwierigkeiten verantwortlich, für die sie oft gar nichts können.* Sie hängen dann lange Zeit dem Irrglauben an, sie könnten *durch verstärkten Einsatz oder indem sich einer von beiden grundlegend ändert*, die Probleme in den Griff bekommen. (Ebd., 194; meine Hervorheb.; M2-D3-CI1)

Erst betreibt der Beziehungsratgeber eine – nicht unzutreffende – Zeitdiagnose und fängt dann an, die Verantwortung für das Scheitern an persönlichen Maßstäben nicht im Selbst und dessen Unfähigkeit zu suchen, sondern in Makrostrukturen. Mehr noch, die Autorin sieht Paare als „Opfer von gesellschaftlichen Bedingungen“, die von Einzelnen nicht abänderlich sind. Transformationen des Selbst könnten „die Probleme in den Griff bekommen“: ein „Irrglauben“. Diffuse Rollenerwartungen machten den Akteuren das Leben genauso schwer wie durch veränderte Berufswelten erhöhte Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen (ebd., 36; M2-D3-CI2). Die „Langsamkeit der Seele“ (ebd., 198; M2-D3-CI3) sei keinem von beiden Beschleunigungen gewachsen. Setzt eine Re-Traditionalisierung ein, betrifft das beide Partner gleichermaßen, doch auf unterschiedliche Weise. „Die jungen Mütter fühlen sich völlig unerwartet für das Kind allein verantwortlich und vermissen ihre Bestätigung durch den Beruf. Die jungen Väter spüren die Last des Alleinverdieners und sind zusätzlich mit der Unzufriedenheit ihrer Frau konfrontiert“ (ebd., 197; M2-D3-CI4). Aus Nubers Sicht hat der LWC Re-Traditionalisierung eine ganze Reihe an ineinander geschliffenen Facetten. Das partnerschaftliche (oder in meiner Diktion: das therapeutische) Beziehungsideal bleibt aufgrund makrostruktureller Gegebenheiten auf einer bestimmten „Realisationsstufe“ (Karl Lenz) stecken, die meistens bei der Geburt des ersten Kindes lokalisiert ist. Wenn die Beziehung daran nicht scheitert, kommt mindestens

Streit auf. Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen machen die Grenze, kulturell perforiert durch das gleichberechtigte Modell, wieder starr und schließen die Löcher. Gefangen in einer Welt, hungern beide Partner nach Zugang, Harmonie und Ausgleich in der jeweils anderen. Der erste Interaktionsreflex des Paares allokiert Schuld innerhalb der Dyade. Versprechen wurden gebrochen, Vereinbarungen nicht eingehalten. Nuber hält das für einen Fehler. Das Paar kämpft an einer falschen, nämlich der heimischen Front und die Autorin tritt an, das zurechtzurücken. Der Konflikt lässt sich nur lösen, wenn die Hilflosigkeit – als „Opfer“-Status der Gesellschaft – eingeräumt wird. Anerkennen der eigenen (Paar-)Ohnmacht gerinnt damit, paradoxerweise, zum Rezept. Metaphorisch kombiniert mit der „Langsamkeit der Seele“, weist Nuber die Grenzen der dyadischen Gestaltungsmöglichkeiten aus und will so den Schulddruck lindern, welcher die destabilisierende Folge des LWCs ist. Erkenntnis der eigenen, gesellschaftlich produzierten Umstände setzt, so die Stoßrichtung, einen Stopper in die Abwärtsspirale von Vorwurf und Gegenvorwurf ein.

Was wir bei Nuber finden, widerspricht auf mehreren Ebenen der soziologischen Vorannahme, Ratgeberliteratur habe keinen Sinn für Makrostrukturen. Und mehr noch, es stellt sich heraus, dass, wenn man Nuber als Beispiel gelten lassen will, dieses Bewusstsein durchaus vorhanden ist und wie jenes Bewusstsein recht unmittelbar zur Problemlösung eingesetzt werden kann.

6.2.1.2.2 Zwischenfazit I

Mit diesem Befunden sollten wir für den LWC-Code auf der Liebes-Seite unsere interpretatorische Bestandsaufnahme schließen, was zu einem ersten Zwischenfazit einlädt. Alle drei diskutierten Ratgeber haben eine sehr genaue Wahrnehmung für die Konflikte zwischen Lieben und Arbeiten. In den hier wiedergegeben Narrativen von Chapman und Arp kreist der Konflikt stets um zwei Achsen: Anerkennung und Zeit.⁹⁴ Während die Ehemänner für ihren beruflichen Einsatz belohnt werden möchten – Pete mit Zärtlichkeit, Matthias mit Lob –, wünschen sich die Frauen Zeit und Aufmerksamkeit. Die LWCs laufen also klar am Gender-Geländer entlang.⁹⁵ Die Frauen übernehmen dabei den Löwenanteil der Beziehungsarbeit in Bezug auf die Instandhaltung der Grenze zwischen Beruflichem und Privatem. Sie tun dies in den Geschichten meistens durch Vorwürfe und/oder

⁹⁴ Für den Zeitkonflikt, siehe die nächste Daten-Karte (6.2.1.3).

⁹⁵ Mehr zur Gender-Thematik weiter unten im Kapitel (vgl. 6.2.4.1).

Zurückweisungen. Rückzug ist das „typisch männliche“ Reaktionsmuster – Pete flüchtet vor den Computer, Matthias geht schlafen. Nähe-Distanz-Konflikte sind ein gewichtiger Teil hiervon. Welcher Konflikttyp – Nähe-Distanz oder Liebe-Arbeit – als die abhängige und welcher als die unabhängige Größe veranschlagt werden muss, bleibt vorerst eine Glaubensfrage, d.h. Disziplinen-perspektivisch bedingt. Auffällig erscheint allerdings, dass beide Erzählungen verbunden sind mit Rezepten, die zur Abfederung beider Konflikttypen herhalten sollen, ohne die Arbeit und ihre Anforderungen als Ursache zu thematisieren. In beiden Narrativen wird die partnerschaftliche Kommunikation – bei Chapmans Exempel innerhalb der Paartherapie – als Heilmittel herangezogen. Sie stabilisiert durch Sprechen-Lernen (von Liebessprachen) und Zuhören-Lernen. Erst Nuber benennt explizit die Grenze der Effektivität solcher Strategien. Denn Beziehungsarbeit, welche Lösungen *für* die Dyade allein *in* der Dyade sucht, überschätzt den Einfluss der Akteure auf die gesellschaftliche Einbettung ihrer Partnerschaft, oder übertüncht sie sogar gänzlich. Paare, so der Untertitel ihres Buches, „müssen wissen“, dass – nach der Geburt des ersten Kindes – eine Falle auf sie wartet, die Re-Traditionalisierung heißt. Wenn sie an ihren eigenen Idealen scheitern, liegt die Schuld dafür nicht bei ihnen, sondern der hypermobilen Gesellschaft, der flexibilisierten und subjektivierten Arbeit. Dies berücksichtigt, können sie mit dem Streiten um Schuld, mit dem Teufelskreis von Vorwurf und Gegenvorwurf brechen – und glücklich(er) werden. Typologisch gesehen, finden wir in den Ratgebern drei verschiedene LWCs: den um Zeit, den um Anerkennung und, auf einer etwas anderen Ebene, die Dynamik der Re-Traditionalisierung. Auch im nächsten Code zum Wissenstransfer sollten wir nach ihnen Ausschau halten. Was beim Wissenstransfer als einer Art Meta-Code hinzukommt, reicht jedoch über Konflikte allein hinaus.

6.2.1.2.3 Verbindungsgebote & Liebesunternehmer

Was wir nun von den Liebesratgebern erfahren wollen, ist, wie sie über das Arbeitsleben sprechen und wo sie Parallelen zum Lieben ziehen. Was sind die kultursemiotischen Drehkreuze, auf denen Wissens Elemente wie Unterscheidungen, Modelle und Metaphern von einer in die andere Sphäre hinüber- und hineingeleitet werden? Befragen wir dafür zuerst eine der einflussreichsten Autoritäten auf dem Gebiet der Liebesforschung.

Bereits Anfang der 2000er erschienen, ab dann jedoch immer wieder aufgelegt, beginnt der Ratgeber des Psychologen John Gottman *The Relationship Cure* mit einer Geschichte, in der zwei Arbeitskollegen im Büro über ihren Chef lästern, weil er „zero people skills“ hat, ein zwar kluger Mensch aber doch Kommunikationsdilettant ist (Gottman 2002, 1; M2-D4-CIF3).

Im direkten Anschluss berichtet der Autor von einem Paar, Tina und Phil, das keinen Sex mehr hat. Wie sich in der tränenreichen Therapiesitzung herausstellt, ist sie von der Arbeit so erschöpft, dass sie sich am Ende eines anstrengenden Arbeitstages nicht auch noch um seine Bedürfnisse kümmern kann. – Alle (leidenden) Protagonisten haben folgendes gemeinsam: “They need to share emotional information that can help them feel connected”. Und alle versagen genau darin. Sie leisten nicht genug Emotionsarbeit.

Obwohl dieser Befund erst später voll entfaltet werden kann (siehe 6.2.2.1), können wir ihn doch mit in den Wissenstransfer einbeziehen. Zunächst tritt die bemerkenswerte Anordnung der beiden Anekdoten in den Vordergrund. Nachbarschaft beider soll darauf hinweisen, dass die Kollegen mit ihrem Chef dasselbe Problem haben wie die Ehefrau mit ihrem Partner. Arbeit und Partnerschaft hängen beide vom emotionalen Band ab, welches die Beteiligten so oder so knüpfen müssen. Der Arbeitskontext lebt, *so der Paartherapeut*, nicht nur von einer schnellen Abwicklung von Aufgaben; sie erfordert für deren effiziente Erledigung auch emotionale Nähe. Bleibt der Chef emotional weit entfernt, wird gelästert, was die Arbeitsmoral gefährdet. Ebenso muss Tina in der Paartherapie erst zu weinen beginnen, damit Phil empathisch einsieht, dass nicht nur er unter ihrer Lustlosigkeit leidet. – Gottman stellt fest: “What happens when people habitually fail to connect on the job? The same thing that happens when connection fails in families and marriages” (ebd., 24; M2-D4-CI5).

Geboten ist in beiden Sphären das Erlernen von „better emotional communication skills“, die es ermöglichen, stärkere Verbindungen aufzubauen. Im Verweis auf Dale Carnegies Klassiker *How to Win Friends and Influence People*, der bezeichnenderweise Freundschaften und die Verkaufskunst in den Mittelpunkt stellt, empfiehlt Gottman das alte, Carnegiesche Prinzip: *be interested, not interesting*. Dieses Prinzip bleibt, wie Gottmans Forschung zeigen soll, gültig für den Aufbau engerer Beziehungen, und zwar unabhängig davon, mit wem man es zu tun hat: „with your spouse, your siblings, your children, your boss – with anybody who plays a significant role in your life. That’s because everybody wants to feel valued and appreciated. And nothing fosters such goodwill as your ability to pay sincere attention to the details of another person’s life” (ebd., 198; M2-D4-CIF2). Jeder, der in unseren Leben von Bedeutung ist, sollte also gleichbehandelt werden, sofern er oder sie gewertschätzt werden will. Die Regel, übersetzt ins Verhaltensrezept für den sozialen Verkehr, überträgt Wissen von einer in die andere Sphäre, indem sie eine universelle Gültigkeit beansprucht. Wir kennen dieses Manöver bereits, obschon dort weiter ausdifferenziert, von Chapman. Wertschätzung und sich-bedeutend-fühlen, wie es im Original bei Carnegie heißt, ist ein Grundbedürfnis aller Menschen.

Weil das so ist, befinden sich dort auch die größten Verletzlichkeiten. Bindungswünsche enthüllen Bedürftigkeiten, die leicht ausgenutzt werden können. Gleichzeitig ist das Zeigen bzw. Kommunizieren solcher Bindungswünsche eine vertrauensstiftende Maßnahme, die zum Ziel der Verbundenheit führt. Gottman fragt: „Why do we dance around issues like this? For many reasons, the most common of which is to avoid emotional risk. Openly bidding for connection can make us feel vulnerable. *In career and mating situations especially, our hearts and egos are on the line*” (ebd., 32; meine Hervorheb.; M2-D4-CI3). Das Bitten, oder wörtlicher: das *Bieten* um bzw. von emotionaler Verbindung (Gottman nennt das auch “turning toward”) setzt das Selbst unter Spannung, sofern es damit ein „emotionales Risiko“ eingeht – zurückgewiesen, abgewertet, ausgeschlossen, alleingelassen zu werden.

Wer dieses emotionale Risiko nicht eingehen mag, vermeidet es typischerweise in beiden Sphären. „Bids for connection“ sind dort nämlich strukturanalog. Mit einem Gottmans Ansicht nach typischem Szenario erläutert er sein Konzept nochmals und unterstreicht gleichzeitig die erwähnte Synchronizität:

“I love my wife,” one client says of his faltering marriage, “but our relationship feels empty somehow.” He senses that the passion is waning, that the romance is drifting away. What he can’t see are all the opportunities for closeness that surround him: Like so many other distressed, lonely people, he doesn’t mean to ignore or dismiss his spouse’s bids for emotional connection. It’s just that the bids happen in such simple, mundane ways that he doesn’t recognize these moments as very important. Clients like these typically have trouble at work, as well. (ebd., 5; M2-D4-CI4)

In seinem Beruf war derselbe Klient zwar anfangs nicht ungeschickt im Anknüpfen mit Kollegen als er eine neue Arbeitsstelle begann. Doch der Fokus verschob sich schnell sosehr zu den Sachaufgaben, dass er die Beziehungspflege versäumte. Irgendwann wunderte er sich dann gründlich, als wichtige Projekte ohne in abliefen und er bei Beförderungen übergangen wurde. Wie auch in seiner scheiternden Ehe fühlte er sich enttäuscht und verraten.

Auf Arbeit und in der Liebe wirken nach Gottman wenn nicht die gleichen, so doch sehr ähnliche emotionale Regime, weil die Grundbedürfnisse der Verbundenheit und Wertschätzung hier wie dort nach Befriedigung dürsten. Wer sie zu dauerhaft übergeht, die

subtilen Hinweise des Gegenübers unterschätzt und die Verbindungsmöglichkeiten nicht ernst genug nimmt, tut das meistens in beiden Bereichen.

Der Wissenstransfer läuft demnach über mindestens drei distinkte Transmissionsriemen: der Identifikation analoger Emotionsregime für Lieben und Arbeiten, einem universalisierten Bedürfniskatalog und einer situationstranszendenten Unfähigkeit des Selbst in der Wahrnehmung von „bids for emotional connection“. Aufgrund solcher Überschneidungen sind auch die Lösungen ähnlich: das Teilen emotionaler Informationen; authentisches Interesse für das Leben des anderen zeigen; sich verletzlich machen; aufmerksam für Kontaktangebote werden; sensibel sein für die alltäglichen Details der Beziehungspflege.

Sehen wir uns nun eine Autorin an, für die der Wissenstransfer zwischen Liebe und Beruf ein ganz persönliches Spannungsfeld bildet. Gigi Tomasek, Amerikanerin mit größtenteils deutschem Publikum, schreibt in ihrem 2008 (bereits in der vierten Auflage) erschienen Low- aber Long-Seller *Hallo Tarzan! Durch bessere Kommunikation zu einer glücklicheren Beziehung* viel von sich selbst. Genauer: von sich und ihrem Mann, mit dem zusammen sie – wie die Zurhorsts auch – eine Beratungsagentur gegründet hat. Mit Geschichten von der maximalen Nähe von Liebe und Beruf in ihrem Leben illustriert sie, warum „bessere Kommunikation“ – genau wie bei Gottman – der Schlüssel zum Partnerglück ist, und was passiert, wenn diese nicht gelingt.

In ihrem warnenden Geständnisnarrativ schildert sie die wirtschaftlichen Folgen eines Ehestreits: „Als ich erkannte, welch hohen Preis wir für unsere Kämpfe zahlten, war ich schockiert: Wir verloren unsere positive Ausstrahlung und hatten kaum noch Spaß an der Arbeit. Unsere Energie nahm ab. Bis jeder von uns seinen gewohnten Produktivitätslevel wieder erreicht hatte, dauerte es meist drei bis vier Tage“ (Tomasek und Engel 2008, 15; M2-D5-C11). Anders als bei den bisher von Chapman und Nuber geschilderten Konflikten ist die Zielrichtung hier umgekehrt: nicht die Arbeit beeinträchtigt die Liebe, die Liebe beeinträchtigt die Arbeit. Zu den monetären Einbußen kommt in Tomaseks Geständnis der Vertrauensverlust. Das Paar braucht mehrere Tage, um wiederherzustellen, was laut Gottman Ziel von „emotional bids“ ist: „Verbindung“.

Doch wie haben Tomasek und ihr Mann das geschafft, wieder „in Verbindung“ zu kommen? Ebendavon handelt *Hallo Tarzan!* und schlägt den folgenden Ansatz vor:

In diesem Buch werden Sie *professionelle Coaching-Skills* kennen lernen, das sind Trainingsfertigkeiten, mit denen Sie *die besten Seiten Ihres Partners zum Vorschein bringen können*. Diese Skills funktionieren

mit allen Männern, zum Beispiel mit Ihrem Sohn, Ihrem Chef, bei Kollegen, Mitarbeitern, Kunden oder Geschäftspartnern. Alle Ihre Beziehungen, privat oder beruflich, werden davon profitieren, wenn Sie diese Skills anwenden. Die Methode, die wir Ihnen in diesem Buch vorstellen, heißt „PowerConnections“, was auf Deutsch „starke Verbindungen“ bedeutet. (ebd., II; meine Hervorheb.; M2-D5-CI4)

Man fühlt sich stark an Schmidtbauers Liebescoaching erinnert. Auch bei Tomasek findet Wissenstransfer zwischen den Welten im Lösungsansatz für alle möglichen Konflikte statt, zu denen auch LWCs gehören mögen. Genauer betrachtet, macht das Zitat noch mehr Versprechungen als Schmidtbauer dies tat. Der Ansatz soll in beiden Bereichen, in der Beziehung wie auf Arbeit, gleichermaßen anwendbar sein. Ob Sohn, Chef, Kollege oder Kunde – es macht keinen Unterschied. „Starke Verbindungen“ können überall geknüpft werden, die Fähigkeiten sind ganzheitlich und übertragbar.

Noch markanter als solche Behauptungen ist, in Bezug auf die Beziehung, ein Adjektiv, welches uns auf die emotionalen Standards und die Haltung gegenüber dem Partner hinweist: Was Tomasek ihrer Leserin empfiehlt (sie sieht ihr Publikum als überwiegend weiblich), ist das Erlernen von *professionellen* Coaching-Skills. Ähnlich wie schon bei Schmidtbauer, der das *Coaching in der Liebe* vorschlägt, will auch Tomasek eine Professionalisierung der Liebesbeziehung einleiten und empfiehlt dazu später: „Planen Sie romantische Stunden wie jeden anderen Termin! Ab und zu etwas Romantik hält die Liebe frisch“ (ebd., 105, M2-D5-CF2). Oder, wenn es um die Paarkommunikation – den Kernbereich ihres Buches – geht, unterscheidet sie zwischen „unklarem Wunsch“ und „konkreter Bitte“, wobei ersteres ein weiblicher Kardinalfehler im Umgang Männern sei. Sie rät daher: „Handeln Sie professionell. Stellen Sie sicher, dass er ansprechbar ist: ‚Ich habe eine Bitte. Hast du gerade ein offenes Ohr?‘“ (ebd., 201, M2-D5-CF3).

Sich kurzfassen und „Termine für romantische Stunden“ vereinbaren sind indes nur basale, provinzielle Techniken zu Optimierung der Paarkommunikation. Das „Skill-Set“ des Beziehungscoachings umfasst noch viel globalere Aussichten. Eine davon ist die „Ermutigung“:

Vielleicht ist Ihr Partner beruflich sehr erfolgreich und hat bereits alles, was er sich wünscht, dann ermutigen Sie ihn, seine Lebensmission zu entdecken: eine Sache, die sein Herz so begeistert, dass er sich dafür mit allen seinen Kräften einsetzen will. [...] Vielleicht ist Ihr Partner

gerade arbeitslos. Oder er würde sich gern beruflich verändern. Oder einen Weg finden, mehr Geld zu verdienen. [...] Finden Sie heraus, wovon Ihr Partner träumt, und unterstützen Sie ihn dabei, seine Ziele zu erreichen! (ebd., 212, M2-D5-CI3)

Wie schon im letzten Zitat angeklungen, sollen „die besten Seiten Ihres Partners zum Vorschein“ gebracht werden. Und das lässt sich dann bewerkstelligen, wenn dessen berufliche Selbstverwirklichung, seine karrieretechnischen Ambitionen, seine Begeisterung geweckt, angespornt und optimiert werden. Es ist also nicht nur, dass sich Partner gegenseitig in schwierigen Phasen beruflicher Natur unterstützen sollen. Mehr noch, wie Schmidbauer auch, empfiehlt dieser Ratgeber eine professionelle Haltung für solche unterstützenden Maßnahmen. Die Optimierung von Partnerschaft und beruflicher Identität gehen Hand in Hand. Sie sind so eng verflochten, dass gegenseitige Hilfe methodisiert werden muss. Wie der Partner sich beruflich entwickelt, darf nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern muss, aus der Beziehung heraus, auf eine „Lebensmission“ hin getrimmt werden. Und das geht nur, wenn die eigenen Ratschläge unter die Kuratel eines auf enthusiastische Leistungsfähigkeit gepolten Coachings gestellt werden.

Der Wissenstransfer schlägt bei Tomasek einige Volten. Erst importiert sie ein Modell aus dem Bereich kommerzieller Dienstleistungen in die Beziehung. Dort benutzt sie es aber nicht nur, um die Beziehung zu sichern und „bessere Kommunikation“ zu gewährleisten. Darüber hinaus soll die Partnerin es ebenfalls in Anschlag bringen, um ihren Mann zur beruflichen Selbstverwirklichung anzutreiben, ihn zu einem effizienteren, begeisterteren Arbeitnehmer, besser noch: Entrepreneur machen, der seine „Lebensmission“ entdeckt hat. Über den Anspruch einer Übertragbarkeit von Skills, beobachten wir so eine Migration der Modelle von Arbeit zu Liebe und, daraufhin, von Liebe zur Arbeit zurück.

6.2.1.2.4 Zwischenfazit II

Auf den letzten Liebesratgeber zum Wissenstransfer, Rita Pohles *Weg Damit! Die Liebe befreien*, werde ich aufgrund der geringen Anzahl an Codings nicht mehr eingehen. Stattdessen kommt nun wieder ein kurzes Zwischenfazit für die Liebesratgeber auf der vorliegenden Datenkarte insgesamt. Dafür werde ich mich an den zu anfangs gestellten Fragen orientieren.

Von der Liebeseite waren es drei Hauptkonflikte, die zum Vorschein kamen: der um Anerkennung, der um Zeit und, bei Ursula Nuber, die Re-Traditionalisierung. Die beiden ersten sind, für die Ratgeberautoren, vor allem Sache individueller Aushandlung. Während Männer für die Familie arbeiten und, wenn es daheim Probleme gibt, oft in diese flüchten, beschwerten sich die Frauen vorwurfsvoll über Vernachlässigung. Frauen leisten in dieser Version das Gros an Beziehungsarbeit, wobei diese das Patrouillieren der Grenze zwischen Lieben und Arbeiten umfasst. Beide Konfliktarten werden als Teil einer partnerschaftlichen Dynamik aufgefasst, die aus der Dyade stammt und – deswegen – nur dort gelöst werden kann. Dafür bieten die Ratgeber dann Kommunikationstechniken an, welche die Bedürfnisstrukturen der Streitparteien sichtbar und fühlbar machen sollen. Bei Chapman sind das dann die (universell-individuellen) Sprachen der Liebe, bei den Arps z.B. das Zuhören und dessen situative Gelingensbedingungen. Wie sich anhand der Narrative herausstellt, übersehen vor allem Chapman und die Arps, was an Rand- und Rahmenbedingungen makrostrukturell vorgegeben ist. Durch ihre Optik interpretiert, hat das Arbeitsumfeld der jeweiligen ProtagonistInnen nur wenig Einfluss auf das, was in der Partnerschaft schief läuft. Veränderungen sind zwar eine schwierige Lernaufgabe, bleiben aber großräumig möglich. Anders bei Ursula Nuber, die genau das bestreitet. Sie sieht den Druck vor allem von Arbeitswelten und Rollenerwartungen als kaum modulierbar. Re-Traditionalisierung macht die Protagonisten zu „Opfer der Gesellschaft“. Dass sie sich nicht wehren können, erlaubt jedoch eine kognitive Auslagerung von Schuld aus der Partnerschaft hinaus und soll so die Konflikte befrieden, weil die „Fronten“ verlegt werden. Das Bewusstsein von auf die Beziehung wirkmächtigen Makrostrukturen wird so selbst zum sozialen Rezept für partnerschaftliches Emotionsmanagement.

Wie bereits erwähnt, sind die mannigfaltigen Konflikte zwischen Lieben und Arbeiten ein Teil des Wissenstransfers von einer zur anderen Sphäre, der besonders dann deutlich wird, wenn Liebesratgeber über Arbeit und Arbeitsratgeber über Liebe sprechen. Bei John Gottman wurde die Nähe zwischen den beiden Sphären besonders daran deutlich, wie nah er die Szenarien und Anekdoten aus jeweiligen Bereichen aneinandersetzte. Sinn und Zweck solcher Nachbarschaft war erstens zu zeigen, dass die Defekte des Selbst hier wie dort Krisen heraufbeschwören, und diese Krisen den gleichen Ursprung haben. Gescheiterte Ehen und glücklose Aufstiegsversuche wurzeln beide im Mangel an emotionaler Verbindung. Grund dafür ist, dass ihre Emotionsregime ähnlich gebaut sind und die sie grundierenden Bedürfniskataloge analoge Register haben. Bei Tomasek fanden wir solche Anlagen ebenfalls, allerdings durch ihren Coaching-Ansatz stark zugespitzt. Auch sie will die „Verbindungen“ zum Partner stärken, damit die Beziehung glücklicher wird, treibt den

Gedanken doch ins Extrem, sofern sich die Partnerin in ihrer Beziehungsarbeit professionalisieren soll. Vom für die Partnerschaft erlernten und in ihr erprobten „Skill-Set“ kann auch die Beziehung zu Kollegen, Chefs, Kunden profitieren. Primäres Ziel bleibt jedoch die berufliche Selbstverwirklichung des Partners zu befördern, um so Beziehungsglück zu sichern. Tomasek beweist also, wie leichtfüßig das Wissen wandert – von der Dienstleistungssphäre, in die Liebe und von dort wieder zurück.

6.2.1.2.5 Präsent beim Ertrinken, Heldenopfer & emotionale Beweglichkeit

Wechseln wir nun das Themengebiet wieder und springen auf der Daten-Karte nach rechts oben zu den Berufsratgebern und sehen uns dort an, wie sie den Topos der Love-Work-Conflicts bespielen. Da wir diesbezüglich schon Strecke gemacht haben, wird ein Abgleich besonders interessant sein. Beschreiben Berufsratgeber dieselben Arten von LWCs wie Liebesratgeber, oder vielleicht ganz andere? Zu welchen diagnostischen Befunden kommen sie? Priorisieren sie die Arbeit vor allem anderen? Oder empfehlen sie deren bedeutungsmäßige Einhegung? Welche Metaphern, Modelle und Unterscheidungen werden wir dort in Bezug auf diese Fragen finden? Mit welchen anderen thematischen Feldern sind sie verklammert?

Der erste Berufsratgeber ist ein amerikanischer, 2001 ins Deutsche übersetzte Klassiker, der hierzulande bereits in siebter Auflage (2015) erschienen ist. Als Klassiker kann man *FISH! A Proven Way to Boost Morale and Improve Results* bezeichnen, weil von diesem Buch weltweit über 5 Millionen Exemplare verkauft und es in 35 Sprachen übertragen wurde. In ihm erzählen Stephen Lundin, Harry Paul und John Christensen die Geschichte von Mary Jane Ramirez.

Wegen ihres Mann nach Seattle gezogen, fand Mary Jane bei *First Guarantee Financial*, einem lokalen Finanzdienstleister Arbeit. Ein Jahr später starb Dan, ihr Mann, unerwartet an einem Aneurysma. „Eine Welle von Erinnerungen und Emotionen kam in ihr hoch und drohte sie zu überwältigen. Mary Jane unterbrach ihren Gedankenfluss und riss sich zusammen. *Keine Zeit jetzt für private Gefühle. Mein Arbeitstag ist noch nicht einmal zur Hälfte vorbei, und ich erstickte in Arbeit*“ (Lundin, Paul, und Christensen 2003, 15; meine Hervorheb.). Auch in den nächsten Monaten reißt sie sich zusammen. Die Arbeit läuft trotz Trauer gut. Sie wird sogar befördert – allerdings in die Abwicklungsabteilung im dritten Stock, welche für ihre extreme Ineffizienz und niedrige Arbeitsmoral berühmt-berüchtigt ist. Neu als Abteilungsleiterin eingestellt, wird sie von ihren Vorgesetzten beauftragt, die

„Giftmülldeponie“ – inoffizieller Schimpfname für die Abteilung – aufzuräumen. Überlegend, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei, macht sie in Seattle einen Spaziergang und landet zufällig auf dem „weltberühmten“ *Pike Place* Fischmarkt. Dort wird Fisch hin- und hergeworfen, die Verkäufer haben gute Laune trotz Gestank und das Geschäft brummt wegen der guten Atmosphäre, die die Kunden anzieht. Nach einem Spaziergang ihrer ganzen Abteilung über den Markt inklusive kollektiver Bestandsaufnahme, was bei ihnen schief und auf dem Fischmarkt glatt läuft, kodifiziert Mary Jane ihre Beobachtungen in Rezepte und überträgt sie auf das Abteilungsleben. Innerhalb kurzer Zeit verändert sich das Betriebsklima und die „Giftmülldeponie“ wird in eines der Zugpferde des ganzen Unternehmens verwandelt.

Schon in dem Augenblick, wo Mary Janes Mann Dan stirbt, ist ihr erster Gedanke Zeitmangel. Nicht einmal eine solche, lebensverändernde Tragödie und die damit aufbrausende „Welle an Erinnerungen und Emotionen“ ist hoch genug, um die Forderung nach „Zeit für private Gefühle“ durchzusetzen. Sie bändigt die Naturgewalt (s.u. 6.2.2.2) in sich und verdrängt, zumindest für eine Weile, die Trauer.

Die Wellen-Metapher findet ihre starke Fortsetzung im Arbeitskontext dann jedoch in der Wendung, dass Mary Jane glaubt, sie „ersticke“ in Arbeit. Ihr Terminkalender ist so dicht bepackt, dass sie ‚keine Zeit zum Atmen‘ hat. Solche Nöte werden noch intensiviert, da Mary Jane nach Dans Dahinscheiden vor und nach der Arbeit noch eine „zweite Schicht“ für ihre beiden Kinder einlegen muss:

Um fünf Uhr dreißig morgens überkamen Mary Jane leise Schuldgefühle, als sie mit Stacy und Brad vor dem Kindergarten wartete, bis der seine Pforten öffnete. [...] . Sie sah in die verschlafenen Augen ihrer Kinder und sagte: „Ich würde euch bestimmt nicht oft so früh aus dem Bett holen, Kinder, aber heute brauche ich einfach etwas mehr Zeit, um ein wirklich wichtiges Projekt vorzubereiten“. (ebd., 56; M2-D7-C11)

Dieses „wirklich wichtige Projekt“ betrifft den Umbau ihrer Abteilung. Errungenschaften dort sind also erkaufte durch Schlafmangel, unzufriedene Kinder und mit permanenten Schuldgefühlen, Arbeit und Familie nicht unter einen Hut zu kriegen.

Der Tauschhandel zwischen Arbeits- und Familienzeit zeichnet jenes Bühnenbild, vor dem das Lehrstück der Optimierung gespielt wird. Lundin und seine Koautoren scheinen keinen

Sinn für die Ironie solcher Dilemmata zu haben. Am Schluss des Buches stellen „Teams“ die wichtigsten Lektionen des Fischmarktes vor. Eine davon heißt „Präsent-Sein“. Die Regel, auch verstehbar als kognitive Trope, fordert von MitarbeiterInnen, wirklich für die Kunden präsent zu sein, sich nicht ablenken zu lassen und ihnen so „Achtung“ entgegen zu bringen. Die Teamer der Präsenz-Gruppe stellen das Rezept vor und erzählen dafür Geschichten, die z.T. aus ihrem Privatleben stammen. John berichtet von seinem Leben als Hetzjagd:

„Mein ganzes Leben war eine große *Hetzjagd*“, sagte er mit Traurigkeit in der Stimme. „Ich hatte immer Schwierigkeiten, finanziell über die Runden zu kommen und hab geschuftet wie verrückt. Einmal wollte meine Tochter mit mir in den Park gehen. Ich sagte ihr, das sei eine wundervolle Idee, aber ich hätte gerade eine Menge zu tun. *Ich sagte ihr, sie solle warten bis später, wenn die Arbeit erledigt wäre. Aber es gab irgendwie immer etwas Dringendes, das zuerst erledigt werden musste.* So wurden Tage zu Wochen und Wochen zu Monaten.“ Mit erstickter Stimme erzählte er, dass *vier Jahre vergangen waren und dass er nie die Zeit gefunden hatte*, mit seiner Tochter in den Park zu gehen. Inzwischen sei die Tochter fünfzehn und interessiere sich nicht mehr für den Park und ebenso wenig für ihren Vater.
(ebd., 109; meine Hervorheb; M2-D7-CIF1)

Mary Jane ist demnach nicht die einzige, welche Zeit- und daraus erwachsend Entfremdungsprobleme hat. John, der seine Tochter konstant – von Kleinkind- bis in ihre Teenager-Tage – vertröstet, verspielt die emotionale Verbindung zu ihr, weil er über Jahre hinweg die Arbeit ständig als dringender wahrnahm. Erst jetzt, während seiner retrospektiven Erzählung, kann er die Trauer darüber spüren. Auch wenn John die äußere Hetzjagd nicht beenden kann, mit der inneren will er nun aufhören. Nach einem Spaziergang mit seiner Tochter über den Fischmarkt, entschuldigt sich John bei ihr und gelobt Besserung – er will demnächst mehr für sie präsent sein. – Das Rezept des Präsent-Seins soll in beiden Welten wirken. Weil die äußere „Hetzjagd“ sich aber nicht einfach so beenden lässt, sofern ja immer noch die Arbeitsverpflichtungen drängen, kann das Präsent-sein lediglich bedeuten, dass John inkrementelle Einschränkungen macht, vor allem aber seiner Tochter die volle Aufmerksamkeit schenkt, *wenn* er vor Ort ist. Präsent-Sein produziert „Quality-Time“, ohne dabei notwendigerweise das Zeit-Quantum als solches zu erhöhen und lässt damit Entfremdungsstrukturen, wie sie sind.

Die Fallen von *Fish!* sind in Mary Janes wie auch in Johns Geschichte sehr deutlich. In ihrer kann selbst der Tod eines Lebenspartners die Arbeitsrelevanz nicht ausstechen. Während sie für die Optimierung der Abwicklungsabteilung kämpft, welche das Arbeitsleben der Mitarbeiter verbessern soll, fallen ihre Kinder unter dem Aufwand zurück; sie ist von ständigen Schuldgefühlen geplagt. Bei John soll der LWC qua Wissenstransfer gelöst werden. Doch das Rezept lässt sein Kernproblem eigentlich unberührt, sofern er damit nicht mehr Zeitquanten in seine Familie einbaut, sondern die geringen, die er schon hat, damit aufwertet. *Fish!* will erreichen, dass die Arbeit wieder Spaß macht, opfert dabei jedoch unbemerkt das Familienleben jener, die solche Verbesserungen vornehmen sollen.

Wenn wir bei Lundin et al. primär jene Konflikte finden, die mit Zeit zusammenhängen, dann treffen wir in Petra Bocks *Mindfuck Job: So beenden Sie Selbstblockaden und entfalten Ihr volles berufliches Potential* jene, deren Zentrum die Anerkennung bildet. Bock zufolge sind vor allem Männer von einer Überidentifikation betroffen. Sie tauft diesen „Mindfuck“ „Selbstverleugnung“ und erkennt darin eine „typisch männliche Tradition“: „den Heldentod für die Firma sterben, sich draußen in der Welt aufopfern für die Familie“ (Bock 2015, 79; M2-D8-CI1). In den Interviews mit ihren KlientInnen identifiziert die studierte Politologin lange persönliche Lernlinien, die in Familientraditionen verankert sind. Vater-Sohn-Verhältnisse sind als primäre Sozialisationsinstanzen besonders potent, wenn es um die emotionale Aufladung von Arbeit geht. Um dies zu illustrieren, erzählt Bock von Chris und seinem Vater, der „vor allem durch Abwesenheit auffiel“.

Auf die Frage, wo Papa sei, antwortete die Mutter stets: „Papa geht für uns Geld verdienen.“ Sie lächelte dann stolz und strich ihm über den Kopf. Chris vermisste seinen Vater sehr, spürte aber auch, dass ihm viel Achtung und Liebe entgegengebracht wurde, wenn er nach ausgedehnten Geschäftsreisen nach Hause kam. Weg zu sein und Geld verdienen waren also etwas Ehrenhaftes, das einem Anerkennung einbrachte. (Ebd., 92; M2-D8-CF1)

Mit dieser Idee von guter Vaterschaft verhält Chris sich ebenso. Seine Frau reagiert aber ganz anders als seine Mutter, macht ihm den Vorwurf, „er sei zu oft weg, sei gar nicht mehr ‚fassbar‘, sei ein schlechter Vater und Ehemann“. Doch Chris wehrt die Kritik ab, verhält sich wie zuvor und findet – als „Wachrütteln“ – das Haus eines Tages leer, nachdem er von einer langen Geschäftsreise zurückkehrt. Was eine Generation zuvor noch mit Stolz und Anerkennung goutiert wurde, fällt in Chris' Ehe Missbilligung und Kritik anheim. Sogar mit

Verlassen droht seine Frau. Väter als „Geldesel-Besuchsonkel“, wie Eva Zurhorst es ausdrückte (6.2.1.1), sind auch in diesem Ratgeber inakzeptabel und markieren eine Pathologie (bei Bock:) des Selbst. Chris ist wie John in Lundins Geschichte einem ähnlichen Muster aufgesessen: Beide haben als – vermeintliche – Helden Opfer gebracht und sind ironischerweise so zu einem solchen geworden. Valorisierung der Väter, die das mit ihrem Familienleben tun, wird in beiden Berufsratgebern aufgehoben.

Obwohl Bock predigt, Männer dürften ihre Arbeit nicht so ernstnehmen, dass sie sich selbst verleugnen und den „Heldentod für die Firma“ sterben, findet man am Schluss ihres Ratgebers etwas, das dieser Position entgegensteht. Denn sie fordert einen „neuen Humanismus“ in der Unternehmenskultur, welcher die Selbstentfaltung von Mitarbeitern befördert. Sie will die Metapher, der Arbeiter sei eine „Maschine“, ersetzt sehen durch die, der Arbeiter sei eine „Pflanze“, welche nur unter den richtigen Bedingungen gedeihen könne. Entlang dieser Linie will sie bewirken, dass Firmen ihre Büros zu „echten Biotopen für Menschen machen. Orte, auf die sich ihre Mitarbeiter am Montagmorgen freuen. Weil sie dort einen Ort, Menschen und Aufgaben finden, die ihr Leben wirklich bereichern“ (ebd., 236; M2-D8-CIF1). – Ironisch mutet eine solche Forderung deswegen an, weil eine solche Metapher Arbeitskulturen über einen Umweg ja genau zu dem stilisiert, was Überidentifikation begünstigt. Sicher liegt in dieser Lesart eine Kritik, die nicht besonders stark ist, weil Bock offensichtlich einen ethischen Anspruch an Arbeitswelten hat und Geschichten wie von Chris als Negativbeispiele und i.S.v. ‚cautionary tales‘ ausweist. Wir werden auf den folgenden Daten-Karten (6.2.3.1 und 6.2.5.1) weiter prüfen müssen, wie ernst man Bocks Kritik nehmen kann und wo ggf. die Widersprüche liegen.

Selbst wenn wir für den Moment dahingestellt lassen können, wie groß die Spannungen in ihrem „Mindfuck“-Ansatz sind, liegt sie mit einer Sache wohl nicht richtig. Auch wenn es stimmen mag, dass es früher meistens Männer waren, die aufopferungsvoll den „Heldentod“ für die Familie gestorben sind, hat diese Situation sich heute verschoben. Denn auch Frauen sind berufstätig und müssen vor- bzw. nach dem Broterwerb oft noch jene zweite Schicht der Kinderbetreuung und/oder Hausarbeit übernehmen. Zu diesen Frauen zählt die Psychologin Susan David. Sie hat 2016 den Berufsratgeber *Emotional Agility* veröffentlicht und gesteht dort ihren Lesern: „I feel guilty that I’m not spending time with my kids, Noah and Sophie. I feel guilty that my husband, Anthony, is at home without me. It’s not a comfortable feeling, but time and time again, there it is“ (David 2016, 83; M2-D9-CI3).

Wie auch bei Lundin finden wir erneut den Zeit-LWC und das Gefühl der Schuld. Im Unterschied zu Mary Jane, der Protagonistin von *Fish!*, weiß David damit etwas anzufangen.

Sie zieht Nutzen aus der ansonsten zerstörerischen Emotion, indem sie erst das Gefühl als Schuld identifiziert und die Schuld dann als Prioritätsmarkierung re-interpretiert: „After all, we don’t feel guilty about the things we don’t care about“. Schuld wird auf diesem Umweg zu einem wichtigen Hilfsmittel für die Navigation des LWC und der Grenze, die die Intimitäts- von der Berufssphäre trennt.⁹⁶ Solch ein Verhalten beschreibt recht gut, was sie mit dem Begriff „emotional agility“ meint. Dort geht es darum, Emotionen – auch negative – nicht wegzudrängen, sondern wahrzunehmen und jene rigiden Denkgewohnheiten zu modifizieren, d.h. wieder in „Fluss“ zu bringen, die das eigene Wohlbefinden behindern. Zwar erkennt David durchaus an, dass einen Konflikt gibt. Mit „emotionaler Beweglichkeit“ soll es aber möglich werden, nicht zwischen beiden Sphären wählen zu müssen: „For many of us – myself included – there’s a constant tug between working and spending time with our children and partners. But what if the choice was not really between work and home? What if the choice was about being fully committed to both rather than conflicted and torn?“ (ebd., 126; M2-D9-CI2).

Doch was genau meint: „committed to both rather than conflicted and torn“? Wird damit das (Zeit-)Dilemma nicht einfach ignoriert statt direkt angegangen? Und wie sollen Akteure diesen Spagat bewerkstelligen? Etwas weiter unten fordert David ihre emotional beweglichen LeserInnen auf, den Zwiespalt anders als bisher zu verstehen, nämlich nicht als einen zwischen *Zielen*, sondern als einen zwischen *Werten*. Wechselt man von einer Unterscheidungsseite auf die andere, reicht schon minimaler Aufwand: „If you need to put in a twelve-hour day at the office to complete a project, something as simple as sending a quick email or text to your spouse can keep you connected to your value of being a loving partner“. Wie im Verlauf des Buches jedoch klar wird, ist eine kurze SMS eher Trostpflaster besonders für die familiären Bedürfnisparteien.

Mit welch gordischem Knoten es die Akteure beizeiten zu tun haben, wird am besten an einer von Davids eigenen Warnungsgeschichten deutlich. Dort macht der „bold and intelligent graduate of a top business school“, Al, zunächst alles richtig. Er nimmt seine Werte zur Entscheidungsgrundlage für die Navigation des Sphärendualismus – und votiert für seine Familie. Al hatte sich geschworen, kein absenter Vater zu sein „– always at the office –“, wie es bereits sein eigener war. (Man erinnere sich an Petra Bocks sehr ähnliche Geschichte ihres Klienten Chris). Jenes Versprechen wurde nur noch stärker, als sein zweites Kind mit einer Behinderung geboren wurde.

⁹⁶ Hier finden wir schon die ersten Hinweise, wie Emotionen – auch negative – zu Ressourcen werden können (vgl. 6.2.2.2).

The complexity of his family situation led Al to what he saw as an almost Solomonic decision, one that, to his credit, *was based on his deepest values*: he decided that he would *conserve* all his caring, *emotional energy for his home life*. *At work, he would be all-business*, getting on with it and getting things done, *so he could go home to the people he loved and who needed him most*. As a result, *he had no time at the office for small talk or, for that matter, developing relationships* of any kind. He saw himself as focused and efficient. (Ebd., 192; meine Hervorheb.; M2-D9-CF1)

Aber seine Kollegen nahmen ihn als „robotic, abrasive and lacking in empathy“ wahr – weswegen er die wichtige Beförderung nicht bekam. „Taking care of his family required not just his *presence* at home“, wie David schreibt und dann sogleich betont, dies gelte nicht nur für das Zuhause. Al schafft es nicht, Beziehungen auf der Arbeit zu pflegen, weil er es dort an emotionaler Präsenz mangeln lässt, all seine emotionale Energie in die Familie steckt. Emotionale Präsenz auf der Arbeit zeigen, ist also hier die exakte Bedeutung von „commitment“. David kombiniert auf diese Weise, was wir schon beim Paartherapeuten Gottman gesehen haben – emotionale Verbindung qua Kommunikation knüpfen – mit dem, was Lundin durch das Narrativ von John verordnet – nämlich präsent sein.

Was durch das vorliegende Narrativ hinzukommt, ist Folgendes: Wenn es bei Johns „Hetzjagd“ und Chris‘ „Warnschuss“ die Arbeit war, welche alle Zeit und Aufmerksamkeit fraß und so das Familienleben gefährdete, ist es bei Al zwar dasselbe Problem, jedoch mit umgekehrter Stoßrichtung: *zu hohe Investitionen in die Familie gefährden die Arbeit*. Die Balance muss in beiderlei Richtung gehalten werden. Susan David meint für Al, „emotional agility“ wäre alles, was er noch brauche „to roll with the shock waves“; dies befähige ihn, sich von „unhelpful thoughts, feelings and patterns“ zu befreien, damit er sich seine Alltagshandlungen mit seinen „long-term values and aspirations“ synchronisieren kann.

Es muss gleichsam zynisch anmuten, wenn der Executive Coach ihrem Klienten anrät, zwar weiterhin emotionale Energie in das Kümmeren um sein behindertes Kind zu geben, doch dabei die Arbeit und seine Kollegen ebenfalls nicht zu vernachlässigen. Sie geht einerseits davon aus, Als Problem bestehe lediglich in seinen negativen Denkgewohnheiten, wie auch, er habe quasi unbegrenzt viel Kraft, um in beiden Sphären voll „präsent“ zu sein. Die Warngeschichte funktioniert nur deswegen als solche, weil sie im Hintergrund ein nur sehr schwer erreichbares Ideal mitlaufen lässt und gleichzeitig unterstellt, Modifikationen des eigenen Emotionsmanagements würden reichen, um prekäre Lebenslagen zu lindern. Ein

behindertes Kind wird aber nicht weniger Fürsorge brauchen, nur weil der Vater seine Einstellung zur Arbeit ändert. So erkennen wir die Grenzen ihres Begriffs der „emotional agility“. Leistungsfähig mag es in moderaten Situationen noch sein, wo die Autorin selbst von Schuld für einen Zeit-LWC gequält wird. Doch wenn ein Dilemma auftaucht, wie es ihrem Klienten Al begegnet, läuft es in eine typische Ratgeberfalle: durch die Transformation des Selbst prekäre Lebenslagen aufheben zu wollen. Ein Desiderat.

6.2.1.2.6 Zwischenfazit III

Berufsratgeber thematisieren weniger Typen von Love-Work-Conflicts als Beziehungsratgeber. Während letztere Protagonisten ebenso um Anerkennung kämpfen lassen und – wie Ursula Nuber – makrostrukturelle Zwänge berücksichtigen, sprechen Berufsratgeber eigentlich nur über Zeitkonflikte, über die ständige „Hetzjagd“ auf der Arbeit, die kein Ende nimmt und sie von ihren Familien entfremdet. Der Zeitkonflikt scheint damit der wichtigste Überschneidungspunkt. Anerkennung fällt wahrscheinlich deswegen dahinter zurück, weil „Care-Work“ oft unbezahlt und unsichtbar bleibt, und insgesamt einen geringeren Stellenwert in Gegenwartsgesellschaften hat als Lohnarbeit. Was Ursula Nuber in ihrem Liebesratgeber diagnostiziert, kommt in den Berufsratgebern zum Vorschein. Frauen – hier: Susan David und Mary Jane Ramirez – fühlen sich schuldig, weil sie kaum Zeit für ihren Nachwuchs haben, während Männer – Petra Bocks „Chris“ und Stephen Lundins „John“ – ob ihrer Familienentfremdung trauern. Schuld und Trauer markieren den vergeschlechtlichten Konflikt zwischen den Sphären. Kognitive Tropen wie das „Präsent-sein“ und das Festlegen, Folgen und Verankern von Wertmaßstäben, die für beide Welten Abhilfe schaffen sollen, scheinen dabei größtenteils unwirksam zu bleiben. Sie erhöhen die Zeitquanten nicht.

Wir können also summieren, dass die Berufsratgeber ein – wenn auch eingeschränktes – Bewusstsein für die Konflikte zwischen Liebe/Intimität/Familie und Arbeit haben. Doch die Rezepte, welche sie anbieten, lindern das Leid der Betroffenen nur auf individueller Ebene. Das mag für diese Betroffenen ein einträglicher Sieg sein und darf keinesfalls unterbewertet werden. Ihre Probleme lösen sie teilweise mit den Rezepten, wenn auch nur von Moment zu Moment, durchaus. Unberührt, und das ist an dieser Stelle eine Bestätigung des soziologischen Vorwurfes, bleiben die institutionell zementierten Ursachen für jene Schwierigkeiten so oder so.

6.2.1.2.7 Konsumkultur, Seelenschild & Status-Spiele

Schauen wir nun, wie, im Vergleich zu Liebesratgebern, die Berufsratgeber den Wissenstransfer bewerkstelligen. Kommen wir dafür noch einmal kurz auf Susan David zurück. So individualisierend ihr Ansatz auch sein mag, wenn sie Lösungsvorschläge macht, konstruiert David eine Gesellschaftsdiagnostik, die ein uniformierendes Dach über Liebe und Beruf spannt: „Our consumer culture promotes the idea that we can control and fix most of the things that bother us, and that we should get rid of or replace the things we can't. *Unhappy in a relationship? Find another. Not productive enough? There's an app for that. [...]* Unfortunately, none of this works very well” (ebd., 9; meine Hervorheb.; M2-D9-CI3). Wie schon Gottmans *The Relationship Cure* operiert diese Art der Übertragung formtechnisch mit textueller Nachbarschaft. Auf der Inhaltsebene wird die Austauschbarkeitshaltung der ‚consumer culture‘ zum gemeinsamen Nenner, um den Umgang mit Jobs und mit Liebesbeziehungen anzuprangern. „If you entered your field because you wanted to make a difference in the world, but your company is focused more on the bottom line, *it may be time to switch jobs*. Or if you've come to realize that your significant other is not the person you thought he was, *you might need to seek a new relationship*” (ebd., 150; M2-D9-CI2). Mögen beide Empfehlungen – baugleich für Liebe und Beruf – auf den ersten Blick sinnvoll erscheinen, stolpert David wie oben schon – individuelle Lösungen für strukturelle Probleme – von einem Widerspruch in den nächsten. Ihre Ratschläge entsprechen genau der Haltung, die sie zuvor kritisiert hat.

Bei Davids Berufsratgeber finden wir bezüglich des Wissenstransfers ein erstes, interessantes Motiv. Die Kritik an Makrostrukturen ist durchaus vorhanden. Sie dient, um in der obigen Metapher zu bleiben, als eine Art Dachkonstruktion. Wenn es aber um die Abänderung institutioneller Arrangements geht, bleibt sie still und plädierte für eine Behandlung auf der Symptomebene, d.h. votiert für die Transformation des Selbst. Wir werden auf dieses Motiv weiter unten (6.2.3.2) zurückkommen. Sehen wir uns nun an, welche rhetorischen Strategien unsere beiden letzten Berufsratgeber für einen Wissenstransfer von Beruf zur Liebe wählen.

Nehmen wir uns zuerst Sybille Unique vor, einen weiteren „Coach“. Ihr Ansatz in *Unvollkommenheit wagen* ist eigentlich von Friedemann Schulz von Thun und seiner – später ausführlich zu diskutierenden – Idee des „inneren Teams“ abgekupfert. Im Mittelpunkt steht bei Unique das „Permeagramm“ – ein Modell zur Aufteilung des Selbst nach inneren

„Anteilen“ oder „Stimmen“. Deren Identifikation soll LeserInnen bessere Selbsterkenntnis erlauben. Das Modell, welches an der Metapher der (inneren) „Bühne“ orientiert ist, gibt Rezipienten einerseits Selbstführungstechniken an die Hand. Andererseits dient das „Permeagramm“ im Sinne einer „Anleitung für geglückte Beziehungen“ der Navigation des sozialen Verkehrs. Durch die Koordination des Innen (dem Selbst) mit dem Außen (der Welt) sollen sowohl berufliche wie private Beziehungen öfter „glücken“.

Warum es laut Unique nun so wichtig ist, mit dem Selbst und seinen Anteilen zu beginnen, weil diese sich auf *alle* Beziehungsarten auswirken, wird besonders anschaulich an einer der geläufigsten Figuren des „inneren Ensembles“: dem „inneren Kritiker“. Er ist ein „übler Geselle“, da er der „Gesamtpersönlichkeit ständig einredet, dass sie nichts wert sei“. Lob des Chefs und Liebe des Partners sind gleichermaßen betroffen: „Falls es dann doch passiert, der Chef tatsächlich ein Lob ausspricht, dann glaubt der Selbstabwerter, er könne es gar nicht ernst gemeint haben. In einer Liebesbeziehung ist ein Selbstabwerter ebenso belastend. Denn der Partner fühlt sich nicht wert, geliebt zu werden“ (Unique 2009, 145; M2-D10-CI3). Im Gegensatz zu Tomasek z.B. ist die Blickrichtung von Uniques Coaching nicht primär auf das Gegenüber – egal, ob Chef oder Ehemann – gerichtet, sondern betrifft zuerst das Selbst und seine autodestruktiven Seiten. Solange der „innere Kritiker“ seine Abwertung nicht beendet, bleibt Lob unhörbar und Liebe unfühlbar. Bleiben sie „Emporenspieler“ (ebd., 142, M2-D10-CI2), also sehr „laute“ oder „prominente“ „Stimmen“, greifen die inneren Kritiker auf mehr als einen Lebensbereich zu. Sie überschreien nicht nur andere Anteile, sondern überschreiten so ungewollt wie mühelos die Grenzen zwischen formaler Professionalität und informeller Intimität. Pathologien des Selbst (vgl. 6.2.3.1) geraten so zum innerpsychischen Kreuzpunkt des Wissenstransfers, sofern das Muster, Lob des Chefs „nicht hören“ zu können, dasselbe ist wie die Liebesbekundungen des Partners unbeachtet zu lassen. Dienten beim Paartherapeuten Gottman strukturanaloge Bedürfnisregister als Transmissionsriemen der Wissensübertragung, sind es bei Unique die Anteile des Selbst und deren pathogene Prominenz.

Wie kann man sich laut Sybille Unique nun gegen die Abwertungsattacken leidiger Stimmen wie dem „inneren Kritiker“ schützen? Hierfür bietet sie ihren LeserInnen z.B. den „Seelenschild“ an, einen „Schutzschild, der symbolisch Ihre Seele schützt“. Dieser besteht aus einem spitz oder oval zulaufenden Stück Karton in Checkkartengröße, auf dem vier bis sechs „herausragende Eigenschaften“ des Trägers (z.B. Klarheit, Empathie, Ausdauer, Sensibilität etc.) geschrieben stehen. Dieser natürlich selbstgemachte, „schön gestaltete“ „Seelenschild“ soll einen diskret in Brust- oder Aktentasche begleiten. Die Empfehlung

lautet, noch einmal darauf zu schauen „*ehe sie in das Meeting gehen oder einen Konflikt mit Ihrem Partner austragen*“ (ebd., 140, M2-D10-CF2).

Gerade weil ungewollt laute Stimmen den Flaschenzug des Wissenstransfers bilden, müssen folgerichtig auch die kognitiven Tropen sie behandeln. Es macht dann kaum noch einen Unterschied, ob die infrage stehende Situation ein potentiell konfliktreiches Meeting mit dem Chef oder ein potentiell eskalierender Streit mit dem Ehepartner ist. Der „Seelenschild“ entfaltet hier wie dort seine positive Wirkung.

Vergleichen wir nun, zum Schluss der Diskussion unserer zweiten Daten-Karte, den Entwurf von Sibylle Unique mit dem von Tom Schmitt und Michael Esser. Dieser Vergleich ist deswegen besonders lohnend, weil beide die Ansätze auf zweierlei Weise einander entgegengesetzt sind. Erstens kümmert der Ratgeber *Status-Spiele* sich kaum um das Innenleben des Selbst und seine Kompartimentalisierung (vgl. 6.2.3), sondern ist fast ausschließlich mit dem sozialen Mit- bzw. Gegeneinander befasst. Und zweitens legen die beiden Autoren (ihres Zeichens Theaterleute) das Augenmerk weniger auf zu überwindende Pathologien und eher auf zu erreichende Ideale (vgl. 6.2.3.1). Was sie indes mit Unique gemeinsam haben, ist die Bühnen-Metapher, welche nun aber nicht eine „innere“ Bühne, sondern eine „äußere“ beschreibt. Cafés z.B. sind Bühnen, Streits um einen Tisch geben die „Szene“ und die Kontrahenten werden „Protagonisten“. Schmitt und Esser machen – freilich, ohne es zu merken – mit Ervin Goffmans Titel (aus der deutschen Übersetzung) ernst: *Wir alle spielen Theater*. Die Autoren bauen, anders als Goffman und eher wie der Emotionssoziologe Theodor Kemper (2011, 2006), ihren Ratgeber entlang zweier Dimensionen dessen auf, was sie „Status“ nennen. Status beschreibt dabei die unterschiedlichen Hierarchiepositionen von Interaktionsparteien und wird in jeder Situation (neu) ausgehandelt. Geschieht dies bewusst, sprechen die Autoren von einem „Spiel“, in dem es vor allem um „Sympathie“ und „Respekt“ geht. Diese beiden Pole stecken die maßgeblichen Dimensionen des „Spiels“ ab. Sie spannen ein Spektrum zwischen Durchsetzungsvermögen und Nachgiebigkeit auf und entscheiden darüber, ob jemand – innerlich wie äußerlich – in einer Situation die Oberhand behält oder Kleinbei gibt, ob also sein spielerisch, d.h. bewusst ausgehandelter Status hoch oder niedrig ist.

Status-Spiele ist deswegen ein Lehrstück für den Wissenstransfer zwischen Liebe und Beruf, weil die „Rangelei um die beste Position [...] im Alltag, im Beruf und in der Liebe gleichermaßen“ stattfindet. Wenn es bei Unique die psychischen Dynamiken des Selbst sind, welche als Schnittstelle für das Hin- und Herschieben von Diagnosen und Rezepten dienen, fungieren bei Schmitt und Esser die sozialen Dynamiken der Status-Aushandlung als Transmissionsriemen des Wissenstransfers. Zwar exerzieren die beiden Autoren ihre

Thesen am anschaulichsten an Beispielen aus der Berufswelt durch. Doch sie sehen romantische Verhältnisse gekennzeichnet von einer besonders scharfen Dringlichkeit: „Hoher und tiefer Status werden in der Liebe ganz besonders intensiv empfunden und verteidigt, gewollt und gefühlt, gewünscht und angestrebt – love is a battlefield“ (Schmitt und Esser 2014, 183; M2-D11-CF2). Status-Spiele werden in der Liebe zum Krieg (– eine Metaphorik, die wir weiter unten noch genauer ausleuchten werden (siehe 6.2.5.1).)

Viele Themen und *Probleme, die zwischen den Partnern über Jahre hinweg immer wieder zu Auseinandersetzungen führen, haben ihren Grund in Status-Rängeleien*. Da will der eine dem anderen das Terrain nicht überlassen, will sich nichts sagen oder vorschreiben lassen, will die scheinbar immer gleichen Vorwürfe nicht mehr hören oder sich dazu nicht äußern, will nicht in diese oder jene Schublade gesteckt werden oder sich nicht ändern, nur weil der andere das verlangt usw. (Ebd., 183; meine Hervorheb.; M2-D11-CI2)

Wie nun lässt sich ein solcher Kleinkrieg beenden? Die Antwort liegt im Ideal der „Status-Artistik“. Statuskunst besteht nämlich nicht allein in der Fähigkeit zur Durchsetzung oder in der Fähigkeit zur Nachgiebigkeit. Sie besteht im *Wechseln* der Position. Was in Beruf und Alltag oft schwerfällt, ist im Verhaltensrepertoire der Liebenden leichter zugänglich: „den eigenen Status ohne zu zögern, ohne Zaudern, ohne Wenn-und-Aber-Barrieren, ohne Angst und Sorge, ohne Beharren auf bekannten Standpunkten mühelos zu wechseln“ (ebd., 185; M2-D11-CI1). Solche Flexibilität im eigenen Fühlen erreichen – was Susan David als „emotional agility“ fassen würde – bildet nun das Ideal, welches den Rosenkrieg befrieden kann – sei dies durch „die spontane Einsicht, dem anderen eine Freude machen zu können, ihm einen Gefallen zu tun, ihm zu helfen, ihm den Vortritt zu lassen, [oder] sich zu freuen, weil er/sie sich freut“ (ebd.). Zwar mögen die Gründe nicht die gleichen sein, doch das Ideal des Status-Artisten, der zwischen Durchsetzen und Nachgeben springen kann, markiert für beide Welten das Ziel und den Weg zu mehr Erfolg und Glück. Als Krönung des Status-Modells ermöglicht es eine Gleichförmigkeit von Lieben und Arbeiten und garantiert so einen reibungsarmen Wissenstransfer zwischen beiden Welten.

6.2.1.2.8 Resümee

Ziehen wir nun ein Fazit aus der Diskussion, die hinter uns liegt. Halten wir dafür methodologisch zunächst fest, dass die beiden Codes als thematische Felder ineinander geschachtelt waren und insofern besonders viel Interpretationsarbeit bedurften. Love-Work-Conflicts sind in den Ratgebern insofern ein Teil des Wissenstransfers, als dass wir untersucht haben, wie Liebesratgeber über den Beruf sprechen und vice versa. Wissen wird vor allem zwischen Liebe auf Arbeit hin- und her-transferiert, um Konflikte in der Partnerschaft und Probleme auf der Arbeit zu lösen. Aber eben nicht nur das. Die Übertragung dient ebenso einer gegenseitigen Befruchtung, die nicht nur auf Konflikte abzielt, sondern auch auf Emotionen, das Selbst, Geschlechterverhältnisse usw. Aus diesem Überhang ergibt sich ein Spannungsfeld, weil die beiden Welten nicht nur konfliktieren, sondern ebenso konvergieren. Besonders aus der Konvergenz lassen sich wertvolle Rückschlüsse ziehen, die die Trends zur Ökonomisierung der Liebe und Emotionalisierung der Ökonomie betreffen.

Bilanzieren wir zuerst das, was wir über die Love-Work-Conflicts herausgefunden haben. In den Liebesratgebern tauchen derer drei auf. Sie thematisieren erstens den – vergeschlechtlichten – „Kampf um *Anerkennung*“. Männer verzichten *für* die Familie *auf* die Familie, während Frauen oft die (unbezahlte) Care-Arbeit übernehmen. Beide wollen dafür von ihren Partnern belohnt werden und streiten, wenn das nicht passiert. Zweitens, und eng mit dem ersten Konflikt verklammert, sahen wir bei Ursula Nuber das Dilemma der Re-Traditionalisierung, welches auch in der soziologischen Paarforschung wohl bekannt ist. Dort werden Paare, die ein egalitäres Ideal anstreben, von institutionellen Gegebenheiten und kulturellen Idealbildern in eine klassische Rollenverteilung hineingedrängt. Sie werden, in Nubers Diktion, zu „Opfern der Gesellschaft“.

Beide Konflikttypen haben in den Berufsratgebern höchstens einen marginalen Status inne. Sie kommen, wie man spekulieren kann, deswegen kaum vor, weil Care-Arbeit keinen hohen gesellschaftlichen Stellenwert genießt und für beruflichen Gewinn höchstens ein Hindernis, niemals Erfordernis ist. Zusätzlich haben Berufsratgeber vergleichsweise kaum explizites Interesse an der Geschlechterdynamik insgesamt, während – wenig überraschend – das Gegenteil auf Liebesratgeber zutrifft (vgl. 6.2.5.1).

Wo sich Berufs- und Liebesratgeber am eindeutigsten treffen, ist ganz klar der Zeit-Konflikt. Nichts anderes in den Berufsratgebern wird so zuverlässig als Problem porträtiert. Aus dem Zeitkonflikt fließen dort alle möglichen anderen Schwierigkeiten, die z.B. die Emotionen der Akteure betreffen. Berufstätige Frauen fühlen sich regelmäßig schuldig, weil ihre Kinder

unter der Zeitnot leiden; Väter trauern über die Entfremdung zu ihrer Familie. Sie „starben“, wie Petra Bock das ausdrückt, den „Heldentod“ für ihre Familien. Weil in dem Zeit-Problem die wohl wichtigste Gemeinsamkeit steckt, werde ich die nächste Daten-Karte ausschließlich diesem Problem widmen und darin auf einen zweiten Code verzichten.

Zur Lösung dieser Schwierigkeiten versuchen die meisten Ratgeberautoren, Wissen von einer Sphäre in die andere zu übertragen. Solche Übertragungen zeigt darstellungsmechanisch oft die sequenzielle Nähe von Textsegmenten an. Zwei Sätze werden gekoppelt, indem die AutorInnen Wendungen wie „und ebenso wie in der Liebe ist es im Berufsleben“ benutzen. Ziel des Wissenstransfers ist dabei meistens, einen generalisierbaren Kern von Modellen, salienten Metaphern, Unterscheidungen, Tropen usw. zu etablieren, der nicht nur die Konflikte zwischen den Sphären trifft, sondern die Wirksamkeit und Richtigkeit des gesamten Ansatzes beweisen soll. In Berufsratgebern wird z.B. die Metapher der Theaterbühne gleich doppelt benutzt, um entweder das gesamte Selbst in seiner Vielseitigkeit zu umschließen oder, wie bei Schmitt, den sozialen Verkehr in toto zu konzeptualisieren. Das hat u.a. den Vorteil, dass der jeweilige Ansatz an Profil gewinnt und auf dem Markplatz der Ratgeber wiederkennbar bleibt.

Doch was sind nun die maßgeblichen Drehkreuze, mit denen die symbolische Infrastruktur der Ratgeber den Wissenstransfer organisiert? Bei Gottman, Tomasek, den Arps und später bei Susan David ist es die *emotionale Nähe und Verbindung*, die herzustellen sowohl als Auftrag an Liebes- wie Geschäftspartner erteilt wurde. Das konnte nur mit ausgefeilten *Kommunikationsfähigkeiten* geschehen, welche als Liebessprachen oder Techniken des Zuhörens erlernt werden müssen. Sie richten die Aufmerksamkeit auf konfligierende Bedürfnisstrukturen, die zur Konfliktlösung berücksichtigt werden wollen. Weil nur Kommunikation diese disperaten Bedürfnislagen (re-)synchronisieren kann, ist sie, wie Eva Illouz schreibt, „unabdingbarer Bestandteil von Intimität“: „Diese [Kommunikations-]Praxis stellt nicht nur das reibungslose praktische Funktionieren des Paares wieder her, sondern fördert auch eine kommunikative Rationalität, die davon ausgeht, dass zwei autonome Ichs mittels Kommunikation ihrer Bedürfnisse und der Anerkennung der Legitimität dieser Bedürfnisse zu gegenseitigem Verständnis und Liebe gelangen können“ (Illouz und Wirthensohn 2007, 318).

Einmal abgesehen davon, ob die Kommunikationspraxis dazu wirklich imstande ist, was Illouz ihr im Zitat zuschreibt – dies wäre ja die unüberprüfte Behauptung der Ratgeber selbst! –, greift die so treffend pointierte Einschätzung doch zu kurz, wenn man den Wissenstransfer von einer in die andere Sphäre miteinrechnet. Denn jene „kommunikative Rationalität“ ist nicht nur auf Intimität beschränkt. Sie dient, mit der Erfassung universeller

Bedürfnisregister, auch professionellen Welten, und bringt so beide Sphären auf einen gemeinsamen Nenner. Das Skill-Set jener kommunikativen Rationalität geht über eine intime Verhandlungsmoral weit hinaus, sofern es – wie bei Tomasek und Schmidbauer – als Liebescoaching professionalisiert werden soll. Man animiert den Partner mit Neugier zur Selbstverwirklichung und optimiert ihn für den Arbeitsmarkt, auf dem er sich mit Mitteln behaupten muss, die er in der Beziehung gelernt hat. Gerade beim Code des Wissenstransfers sehen wir unter der Überschrift „Coaching“ eine hyper-ökonomische Logik in die Liebessphäre einsickern, die weit mehr will, als bloß Beziehungstreits zu lösen. Die Ökonomisierung der Liebe liegt damit nicht nur in einem Warenuniversum, das die Liebenden beim Ausdruck ihrer Zuneigung unterstützt. Sie ist, wenn man die Coaching-Ansätze mancher Beziehungsratgeber zur Hand nimmt, noch radikaler als psychologisch informierte Verhandlungsmoral.

6.2.1.3 Zeitdruck

Zahlreiche Narrative, Szenarien, Klassifikationen und Metaphern waren bereits in den letzten beiden Daten-Karten mit Zeitnot befasst. So haben wir erfahren, dass dieses Problem einer der wichtigsten Konvergenzpunkte beider Ratgeberarten ist. Weil dieser spezielle Konflikt zwischen beiden Diskursgebieten uns noch tiefer in einen Vergleich zwischen ihnen führen kann, möchte ich nun die analytische Linse auf jenes Territorium ausrichten und ihm eine eigene Daten-Karte widmen.

Schon die äußere Gestalt der Karte (Abb. VIII) macht klar, wo das Schwergewicht liegt. Brutto enthält die Daten-Karte knapp 50 Codings, netto entfallen 10 davon auf die Liebes- und 17 auf die Berufsseite. Schon rein quantitativ zeigt die Illustration ein klares Ungleichgewicht in der Konfliktlage. Beziehungsratgeber thematisieren Zeitnot signifikant weniger als Berufsratgeber.

Zahlen allein jedoch bieten wenig Aufschluss darüber *wie genau* die beiden Ratgeberarten das tun. Springen wir also direkt ins Material hinein und lassen uns dabei von folgenden Fragen leiten: Sprechen die Ratgeber darüber, woher die Zeitnot kommt? Und wenn ja: Was sehen sie als die Ursachen? Was sind die Belastungen unter die sie ihre Protagonisten gesetzt sehen? Welche Metaphern finden sie dafür und welche Rezepte bieten sie als Lösungsstrategien an?

6.2.1.3.1 Beschwerdebriefe, Synchronisierungen & Schnellgerichte

Männer sind anders, Frauen auch, dessen englischer Originaltitel *Men are from Mars, Women from Venus* lautet, erschien 1992, wurde innerhalb weniger Jahre einer der erfolgreichsten Beziehungsratgeber der Dekade und machte seinen Autor John Gray zum wahrscheinlich berühmtesten Liebesrat-Geber des späten 20. Jahrhunderts. Das gute Dutzend Folgebücher erreichte zwar nicht denselben Kultstatus wie jener weltweite Bestseller, zementierte jedoch Grays Status als Größe im Genre weiter.

Wie der (englische) Titel schon sagt, baut das Buch auf einer Grundmetapher auf, welche Männer und Frauen von „verschiedenen Planeten“ kommen lässt und so ihre fundamentale Verschiedenheit als die Quelle aller Beziehungsprobleme setzt. Aus dieser Grundmetaphorik (Konzept) kaskadiert eine ganze Reihe kleinerer Metaphern (Ableitungen). Eine davon kennen wir bereits in einer anderen Variante von Chapman. Es handelt sich um die Metapher verschiedener „Sprachen“. In Grays Fassung: Venusianisch und Marsianisch.

In die Metapher schachtelt sich also eine Unterscheidung, die ihrerseits Anlass zu einer sozialen Trope gibt, die wir auch schon – z.B. von den Arps – kennen: dem *richtigen* Zuhören. Der Ratschlag an die Mars-Männerwelt ist ganz einfach: „Oft will eine Frau nichts anderes als ihrem Partner mitteilen, was sie den Tag über alles getan hat. Der Mann jedoch, in der Annahme, dass er ihr helfen muss, unterbricht sie ständig, indem er sie mit guten Ratschlägen überhäuft“ und so, Gray gemäß, unbemerkt alles nur noch schlimmer macht. Eine szenische Jeremiade:

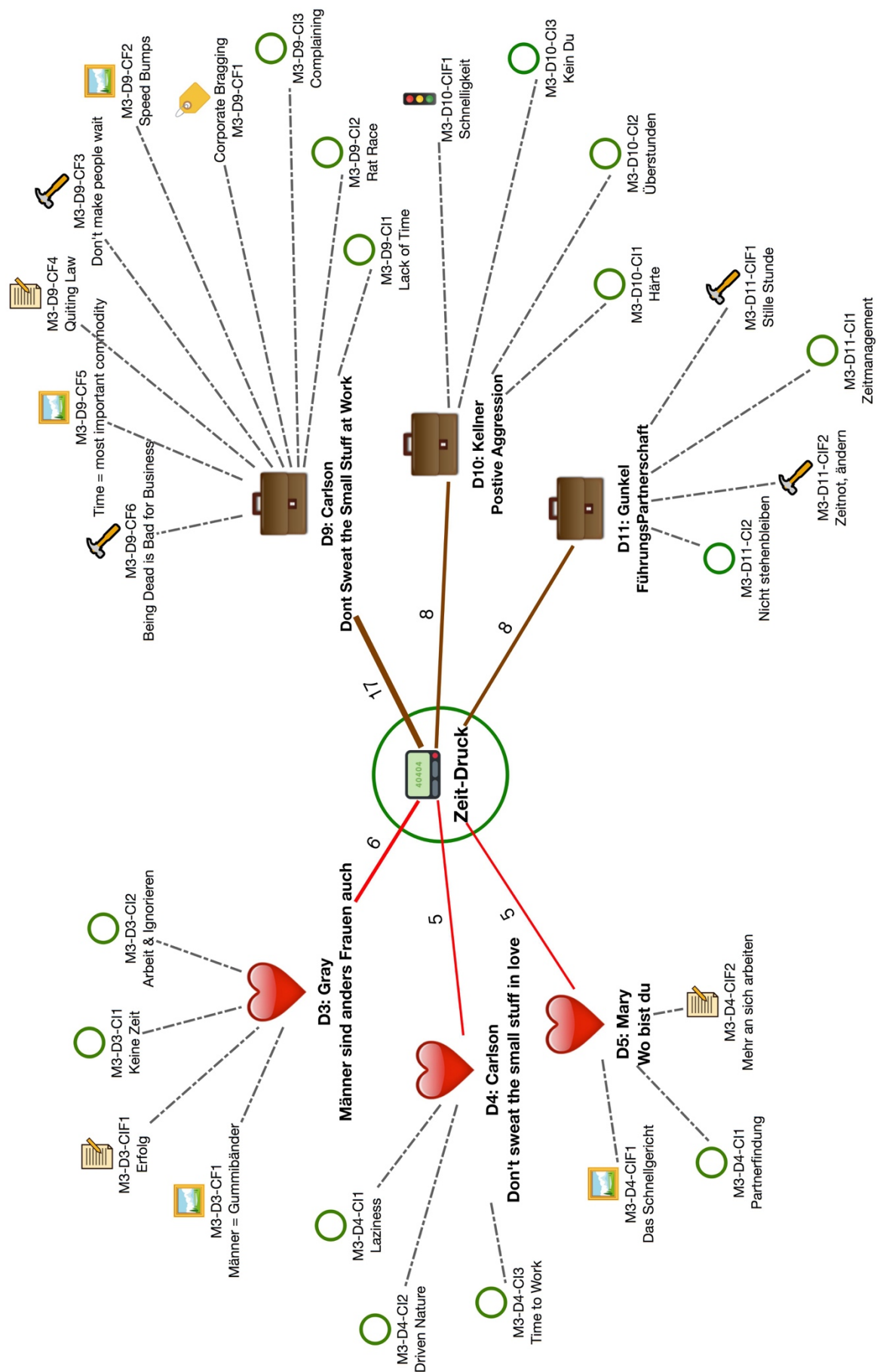


Abb. VIII: Daten-Karte III: 2-Welten: Zeitdruck

Mary: „Es gibt soviel zu tun. *Ich habe gar keine Zeit für mich selbst.*“

Tom: „Du solltest einfach kündigen. Ich finde es nicht gut, dass du so schwer arbeitest. Suche dir eine Arbeit, die dir Spaß macht!“

Mary: „*Aber ich liebe doch meinen Beruf! Sie wollen nur immer, dass ich auf den letzten Drücker alles nochmal ändere.*“

Tom: „Hör nicht auf sie. Tu einfach dein Bestes.“

(Gray 1998, 38; meine Hervorheb.; M3-D3-C11)

Das „richtige“ Zuhören meint also nicht nur eine Interpretation des Gesagten auf der Sachebene, sondern, unabhängig vom Inhalt, die Einordnung des Sinns des Gesagten auf der Beziehungsebene. Frauen sprechen „über Probleme, um jemandem nahe zu sein, und nicht unbedingt, um eine Lösung zu finden“. Toms Ratschläge sind daher nicht nur unerwünscht, sondern kontraproduktiv (für die Beziehung). Marys Zeitnot sollte Tom, wenn er John Gray gelesen hat, also gar nicht wirklich ernst nehmen. Erst dann hört er ihr „richtig“ zu.

Eine soziologische Lesart der Szene findet das Problem *nicht* im Geben von Ratschlägen an sich. Vielmehr liegen die Schwierigkeiten der Akteure im Mangel eines tieferen Verständnisses dafür, warum die Ratschläge nicht zur Situation passen. Und das heißt: wo die innerlichen Dilemmata der Betroffenen liegen und wo ihre Zwickmühlen institutionell verankert sind. Mary *liebt* (sic!) ihren Beruf zwar, weswegen sie Toms Ratschlag, ihre gegenwärtige Tätigkeit zugunsten einer anderen aufzugeben, die ihr wirklich „Spaß macht“, zurückweist. Doch Marys starke Identifikation mit ihrer Arbeit macht sie gleichzeitig anfälliger für den Zeitdruck, der sie unablässig in (zu) enge Deadlines quetscht. Ihr double-bind: *Weniger* Identifikation mit der Arbeit ist falsch, weil dann der Spaß abhandenkäme und sie weniger effektiv wäre; *mehr* Identifikation mit ihrem Job ist jedoch genauso falsch, weil sie zu noch mehr Einsatzbereitschaft und damit zu noch mehr Zeitdruck führt. Würde dieser Double-bind nicht bestehen, könnte sie Toms Ratschlag („hör nicht auf sie“) ja einfach befolgen.

Glücklicherweise hat Gray für ähnliche Zwickmühlen in seinem eigenen Leben eine Lösung parat. Innerhalb eines Geständnisnarratives verortet, liegt sie uns, formal gesehen, als soziale Trope vor: nämlich als *Liebesbrief* (vgl. 3.3.2). In einer Mischung aus Typ-1 und 2, d.h. aus „natürlicher“ Tradition und „künstlichem“ Rezept, tippt Gray eine Form des Liebesbriefes vor, der zugleich ein *Beschwerdebrie*f ist. Hierin werden (1) negative Gefühle mitgeteilt, dann (2) Beobachtungen für diese Gefühle benannt, (3) Wünsche an den Partner

formuliert und (4) schließlich Lob und positive Emotionen ausgedrückt. Er ersetzt die einfache Form des Ratschlags und zieht die strukturellen Zwickmühlen wieder in die Kommunikationsprozesse des Paares zurück.

Zum Fall selbst. Grays Frau Bonnie schrieb ihm nach dem ersten Jahr ihrer Ehe, in dem er bis zu 50 Wochenstunden in seiner Praxis arbeitete, einen solchen „Liebesbrief“. Dort erzählt Bonnie, sie sei „traurig darüber, dass Du soviel Zeit mit Deiner Arbeit verbringst. Ich bin traurig darüber, dass Du nach Hause kommst und keine Energie mehr für mich übrig hast. Ich würde gern mehr Zeit mit Dir verbringen“. Für den Autor führt dieser Brief seiner Frau zu einer persönlichen Epiphanie. Gray erkennt, dass er seine Frau vernachlässigt hat, reduziert die Zahl seiner Klienten auf sieben, während er, um mehr Zeit für sie zu haben, „einfach so [tat], als sei meine Frau der achte Klient“. Das therapeutische Beziehungsideal auf seinem Zenit. „Allmählich dämmerte“ es ihm nun, „dass es *im Leben nicht nur darauf ankam, beruflich erfolgreich zu sein*. Es war viel wichtiger, für die vielen kleinen Dinge, die ich tat, um für meine Frau und meine Familie zu sorgen, von ihnen geliebt und geachtet zu werden. *Ich verlangsamte mein Tempo*“ (ebd., 210; meine Hervorheb.; M3-D3-CIF1). Infolgedessen stabilisiert sich seine Beziehung und, oh Wunder, sogar seine Arbeitsweise wird effizienter, denn die Anerkennung seiner Frau steigert Grays Selbstvertrauen und Motivation.

Bemerkenswert an diesem Geständnisnarrativ sind gleich mehrere Punkte. Erstens die – dem Autor zum Teil bewussten, zum Teil entgehenden – Gelingensbedingungen des Liebes-/Beschwerderezepts. Was Bonnie ihm nämlich gibt, ist durchaus eine Art Ratschlag („Es wäre gut für unsere Ehe, wenn du mehr Zeit mit mir verbringen würdest“). Allerdings verbirgt sie ihren Ratschlag, rhetorisch geschickt, hinter der expliziten Verneinung am Anfang des Briefes, wo sie sagt: „Ich will Dir auf keinen Fall Vorschriften machen“. Dass seine Autonomie gewahrt bleibt und er die Wahl hat, macht die Annahme des Ratschlags, verkleidet als Bitte, leichter. Gray „verlangsamt“ daraufhin sein „Tempo“ – er *entschleunigt* seine Arbeit. Das kann aber nur deswegen funktionieren, weil er, anders als Mary im obigen Szenario, die Handlungsspielräume dafür schon besitzt. Seine Entschleunigung fußt auf den Freiheitsgraden des Selbstständigen und lässt sich daher nicht einfach auf abhängig Beschäftigte übertragen, die Deadlines einfach vorgesetzt bekommen. Gray meint, seine Entscheidung zur Neupriorisierung mache den entscheidenden Unterschied. So übersieht er, im Vergleich mit seinem obigen Beispiel von Mary und Tom, die eigene (wenn man so sagen darf:) Klassenzugehörigkeit als Basis, auf der sein Rezept erst wirksam werden kann. Als letzten Punkt können wir an dem Geständnisnarrativ und der dazugehörigen Trope festhalten, dass darin uns schon bekannte Muster sich wiederholen: Wieder ist es die Frau,

welche Beziehungsarbeit leistet, deren Teil das Überwachen männlicher Beziehungsarbeit ist. Bonnie will von ihrem Gatten, dass er sich mehr um sie und damit die Ehe kümmert. Wieder ist es die emotionale Kommunikation, die schließlich überzeugt. Die Referenz auf das Selbst und dessen – hier: Bonnies – Bedürfnisse verleiht dem Appell persuasive Kraft. Dieser Appell, und das ist neu, entwickelt seine Wirkmacht durch die Abweichung von der Form des Vorwurfs. Auf ihn würde nur ein Gegenvorwurf folgen und niemand bekommt, was er/sie will. Gray jedoch schmilzt die Beschwerde durch emotionale Offenheit und Selbstreferenz ein und gießt sie in die semiotische Kokille des Liebesbriefes. So entschärft, können die vorher konfligierenden Bedürfnislagen synchronisiert werden – was, wieder oh Wunder, zu mehr Effizienz im Beruf führt. Eine Win/Win-Situation.

Schauen wir uns zum Vergleich nun einen anderen Autor, nämlich Richard Carlson, an. Er taucht auf unserer Daten-Karte – Stichwort Wissenstransfer – gleich doppelt auf, weil er ebenso ein Buch über Stress im Berufsleben verfasst hat. Nehmen wir uns aber erst seinen 1999 erschienen und ab dann immer wieder aufgelegten Bestseller *Don't sweat the small stuff in love* vor. Das Buch ist gegliedert in 100 kurzweilige Abschnitte. Jeder davon bildet eine Daumenregel, wie „Surprise Her with Compliments“, „Think Gentle Thoughts“ oder „Avoid Correcting Each Other“. Auch dort finden wir den Zeitkonflikt.

„Unfortunately“, schreibt Carlson, “without even knowing it and with no harmful intent whatsoever, it's often our loved ones who get pushed to the back of the line”. Unintendierte Herabstufungen in der Relevanzstruktur sind vor allem für die Betroffenen – Kinder und Ehefrauen – schmerzhaft: „It hurts when there seems to be time for everyone and everything – except you. We find time for work – plenty of it. And, of course, it's so easy to justify this one – after all, almost everyone ‘has to work’” (Carlson und Carlson 1999, 148; M3-D4-CI3).

Aber Schmerz ist nicht die einzig mögliche Antwort auf das zeittechnische Vorkaufsrecht der Arbeit. In einer Geschichte, die mit dem Verweis auf das eben diskutierte Buch von John Gray beginnt, berichtet Carlson von Joanne, die ihren Partner Ray *genau dafür bewundert*: “Joanne loved his intellectual and *driven nature*. She was *impressed with his willingness to work weekends, go without sleep, and spend hours analyzing problems*, because these were things she had never been able to do” (ebd., 30; meine Hervorheb.; M3-D4-CI2). Leider ließ diese Bewunderung schnell nach, als Joannes Verliebtheit abebbte und der Alltag einsetzte. Ray trug seinen sehr „rationalen“ Denkstil des Geschäftsmannes immer mehr in die Beziehung; er traf seine Entscheidungen stets schnell und analytisch. Joanne, die einen eher emotionalen und weniger auf argumentative Effizienz getrimmten „decision-making process“ bevorzugte, fühlte sich von Ray bald überrollt, „squashed and dejected“. Ihre

Epiphanie liegt in der Anpassung an seinen eher rationalen Kommunikationsstil, was dazu führt, dass er ihre Informationen in seiner „more businesslike manner“ prozessieren kann, d.h. „the way he is accustomed to thinking“.

Carlsons Lektion hier ist klar: „Finding a way to understand your partner is a wise thing to do“. Zauberwort wieder: Kommunikation! – (Paar-)Soziologisch betrachtet, finden wir hier aber noch wesentlich mehr. Solange die Verliebtheit andauert, ist die Heterogamie der Persönlichkeiten und Lebensrhythmen noch kein Problem. Sie kann sogar ein Attraktor sein, sofern Komplementarität als Bereicherung erscheint. Der Zeitmangel bleibt solange kein Hindernis, wie Verliebtheit die Beziehungsarbeit ersetzt oder wenigstens supplementiert. Als Hindernis wird Zeitmangel erst wahrgenommen, wenn das Paar es mit den Synchronisationsnotwendigkeiten des Alltags zu tun bekommt.

Die eigentliche Pointe dieses Narratives liegt jedoch in der Synchronisation der kognitiven und kommunikativen Modi von Lieben und Arbeiten – zugunsten des letzteren. Ray ist kognitiv so eingetaktet in die effizienten, beschleunigten Abläufe seines Berufsalltags, dass daraus eine Identität geworden ist, welche auch im Privatleben keinen Widerspruch duldet. Oder, wie Gottman beobachtete: „People’s career identities get in the way of their ability to be present in their relationships. It’s a problem particularly common among people in professional roles that reward them for their objectivity, intellectual prowess, and emotional distance“ (Gottman 2002, 66; M2-D4-CI1). Der berufliche Zeitdruck hat kognitive und schlussendlich identitäre Korrelate, die, als Persönlichkeitsmerkmale sedimentiert, kommunikationsstilistisch soweit aushärten, dass in der Dyade nur noch Adaptionen, aber keine Modifikationen an ihm mehr möglich scheinen. Weniger umständlich ausgedrückt: Weil Ray nicht mehr anders als effizienz-beschleunigt denken kann, muss Joanne sich ihm – und seinem Tempo – anpassen. Sonst zerbräche auf kurz oder lang die Beziehung. Was Carlson als „exemplary tale“ verkauft, ist, soziologisch gesehen, eigentlich eine recht haarsträubende Warnung.

Die richtige Geschwindigkeit finden, ist aber nicht nur deswegen schwer, weil die Arbeit interveniert. Michael Marys Monographie *Wo bist Du und wenn nicht, wieso? Wie Sie den passenden Partner finden, ohne ihn zu suchen* führt uns das Problem des Zeitdrucks und der Synchronisation vor Augen, *ohne* dafür auf Arbeitsregime zu rekurrieren.

Dafür stellt Mary uns Marie vor: 42, beruflich selbstständig, attraktiv, kontaktfreudig. Obwohl sie „oft mit jüngeren Männern leidenschaftliche Begegnungen“ hat, erfüllte sich ihre Sehnsucht nach einer langlebigeren Partnerschaft bisher nicht. Marie erwähnt nun, dass es neulich „beinahe geklappt“ hätte.

Der Mann war *einige Jahre älter* und sehr wohlhabend. Im Bett klappte es einigermaßen, aber *er wollte sich nicht binden, zumindest jetzt noch nicht*. Marie hatte großes Verständnis und empfahl ihm eine Therapie, damit er seine „irrationalen Ängste“ bearbeiten könne. Weil er etwas *kurzatmig* ist, legte sie ihm Sport nahe, und weil er manchmal *im Bett „zu schnell ist“* gab sie ihm ein Tantra-Buch. Sie war der Meinung, dass er „mehr an sich arbeiten“ solle. (Mary 2011, 66; meine Hervorheb.; M3-D4-CIF2)

Mary erklärt das Scheitern dieser Episode mit Maries überzogenen Ansprüchen. Diese hatte sie ihm zuvor – natürlich auf seine Bitte hin – als Liste vorgelegt und dort Attraktivität, sexuelle Expertise, Reichtum, Hilfsbereitschaft, Fürsorglichkeit, Höflichkeit usw. vermerkt. Marie wolle, so schließt Mary, eine „eierlegende Wollmilchsau“ und sei generell wie auch in dieser Affäre als Helferin und „Be-Lehrerin“ aufgetreten, sei so in die „Ego-Falle“ getreten, weswegen er „dicht machte“. „Marie hat eine Passung verhindert, indem sie sie herstellen wollte“.

Mary nimmt nun Maries Anekdote, zieht sie mit einer Hand voll anderen zusammen und generalisiert: Suchende Singles kämen während der Kontakt- und Anbahnungsphase immer schneller an den Punkt, wo der potenzielle Partner „aussortiert“ wird. „Irgendwann genügt ein kurzes Treffen oder sogar ein Telefonat, um scheinbar sicher zu wissen: ‚Der/die ist es auch nicht‘. Mit dem Frust und der Verzweiflung nimmt der verhängnisvolle Druck zu, sofort einen Partner zu finden“. Die „Endstation“ hieße dann – wie bei Tennessee Williams –: „Sehnsucht“.

In Maries Anekdote finden wir viele Indizien für die Richtigkeit von Marys Einschätzung. Allein, das ist nicht alles. Legt man sie unter die Linse des Zeitdruck-Codes, scheint darin ein neuer Typus von Konflikt auf, der mit *Synchronisierung* zu tun hat. Neu ist der Typus deswegen, weil er zum ersten Mal in unserer Diskussion gerade *nichts* mit Lohnarbeit zu tun hat – wohl aber mit Arbeit am Selbst.

Nehmen wir zuerst die salienten Asynchronitäten in den Blick. Jener anonym bleibende Mann ist älter als Marie, steckt also in einer anderen Lebensphase. Er ist (noch?) nicht bereit für eine feste Bindung. Sie möchte eine Re-Synchronisierung erreichen, indem *er* eine Psychotherapie beginnt und so zu ihr, d.h. ihrem Bindungswunsch, aufschließt. Er ist trotz – oder gerade wegen – seines Alters „noch nicht da“. Gleichzeitig beginnt sie, nun unabhängig von Bindungswünschen, mit seiner Optimierung, die auch wieder

Synchronisierung zum Ziel hat. Physiologisch ist er zu langsam – „kurzatmig“ – und sexuell ist er „zu schnell“. Sport und Tantra sollen Abhilfe schaffen und sein Tempo auf das ihrige herauf- bzw. herunterschrauben. *Sie* möchte so *seine* Arbeit am Selbst leisten, kurz: ihn verändern – seine Bindungsbereitschaft, sein Fitnesslevel, sein Sexualverhalten. Daran scheitert Marie. – Doch *woran* scheitert sie? An dem Versuch, Synchronität herzustellen. Genauer: der mühseligen, mehrdimensionalen Angleichung intimer Lebenstempi. Und *warum* scheitert sie? Weil diese Angleichung einseitig passieren soll, d.h. sich nicht auf das *eigene* Selbst, sondern ausschließlich auf das *andere* Selbst richtet. Damit verstößt sie gegen einen wichtigen Grundsatz des therapeutischen Beziehungsideals (vgl. 4.3.1.2): die Wahrung der Autonomie der Person und das Anfangen der Beziehungsarbeit beim eigenen Selbst.

Nach Mary besteht nun ein weiteres Problem darin, dass solche Bemühungen um Synchronität – unabhängig davon, ob man genau Maries oder andere „Fehler“ macht – immer schneller gelingen sollen, und auch deswegen scheitern. Kollektiv betrachtet, erhöht sich der Druck auf Singles, weil sie immer schneller voneinander „aussortiert“ werden. Mary fasst das mit der Metapher des „Schnellgerichts“: „In der Kontaktphase bringen suchende Singles potenzielle Partner häufig vor ein Schnellgericht, wo es blitzschnell zu einem Urteil kommt“ (ebd., 21; M3-D4-CIF1). Es braucht weder einen Staatsanwalt noch einen Verteidiger, der dem Angeklagten „beispringen“ und eine „Anklageschrift“ verlangen könnte. Der „Prozess“ ist hochgradig undurchsichtig und intuitiv: „Es funkt“ oder „es funkt nicht“.

Die Metapher blendet das Scharf-Stellen von Unterscheidungen innerhalb der Jurisprudenz auf und macht sich gleichzeitig etwas zynisch über die fehlenden Charakteristika der Langsamkeit und Gründlichkeit bei Entscheidungen lustig. Das „Schnellgericht“ will eine kollektive Liebespathologie veranschaulichen: Je öfter (zu) schnelle Urteile fallen, umso mehr steigt „Frust und Verzweiflung“, was seinerseits wieder zu mehr Aussortieren beiträgt. Die unmögliche Logik lautet: „Nicht suchen – gleich finden.“
Der dauerhaft suchende Single

„steht unter *enormem Druck* und hat *weder die Zeit* noch das Vertrauen, einen Partner zu suchen. Er möchte ihn viel lieber *gleich finden*. Eine Frau bringt das auf den Punkt: „Ich bin jetzt 45. Ich habe keine Lust mehr auf die Sucherei. *Ich habe nicht mehr die Geduld wie früher*. Ich will jetzt endlich den Partner fürs Leben finden!“ (ebd., 17; meine Hervorheb.; M3-D4-C11)

Die synchronisierende Herstellung von Intimität soll, je länger sie ausbleibt, immer schneller ablaufen. Wer dieser Anforderung nicht genügt, wird „aussortiert“. Und je häufiger er oder sie aussortiert wird, umso schwerer fällt jene Herstellung, was wiederum die Aussortierung begünstigt. So erzeugt die kollektive Beschleunigung romantischer Eigenzeit einen Teufelskreis.

6.2.1.3.2 Zwischenfazit I

Zeitdruck in den Liebesratgebern geht vor allem, wieder einmal, von der Arbeit aus. Sie setzt Deadlines, macht Stress, erhöht den Druck. All das beschäftigt und beschädigt die Liebesbeziehungen. Bei Gray liegt die Lösung im besseren Verständnis der Geschlechterdifferenz. Aus ihr folgt eine divergente Kommunikationskultur, die es zu meistern gilt. Gelingt das, mindert sich der Druck durch den Zeitkonflikt quasi automatisch, stabilisiert die Beziehung und macht sogar die Arbeit effizienter. Im Mary-Tom-Szenario und dem Geständnisnarrativ finden sich zwei soziale Tropen, die dafür sorgen sollen, dass jene Integration gelingt: das „Marsianische“ Zuhören ohne Beratschlagung und der Liebes-Beschwerdebrief mit Gefühlsgestehen. Mittels ihrer Applikation funktioniert Kommunikation als Medium gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung und kann sogar das Selbst (des anderen) transformieren helfen. Das zumindest ist die Verheißung. Sie wird jedoch unterwandert durch das konstante Übersehen sowohl der situationsstrukturellen Zwickmühlen, in denen z.B. Mary sitzt, und der sozioökonomischen Freiräume, die z.B. Gray mit seiner erfolgreichen Psychotherapiepraxis genießt. Ob solche Faktoren sich durch optimale Dyadenkommunikation ausgleichen lassen, bleibt fraglich.

Dass die richtige Kommunikationsweise es schon richten werde, ist auch bei Carlson eine zentrale Grundannahme. In seiner „exemplary tale“ versucht Joanne ihren eher „emotionalen“ Entscheidungsprozess dem ihres davon extrem enervierten Ehemannes Ray anzupassen, dessen Vorlieben beim analytischen Hochgeschwindigkeitsdenken liegen. So „weise“ ihr Verhalten laut Carlson auch sein mag, übersieht Carlson, dass Joannes Ehemann Ray durch die Modi und Tempa des Berufslebens kognitiv eingenordet wurde und, derart subjektiviert, seiner Frau nur noch die friss-oder-stirb-Wahl zur Anpassung an sein Denken lässt. Die Notwendigkeit der Synchronisierung von Kommunikationsstilen wird so eher Problem als Lösung.

Michael Mary zeigt uns ebenfalls Synchronisierung als zentrale Schwierigkeit. Sein Buch über Singles kommt dabei allerdings ohne Bezug zur Lohnarbeit aus – und schildert

dennoch Zeit-Konflikte. Sie betreffen allerdings den Teufelskreis von beschleunigter Partnersuche. Je mehr Erwartungen an die Geschwindigkeit intimer Synchronisierung gestellt werden (nach dem Motto: „nicht suchen – gleich finden“), umso unwahrscheinlicher wird ein Gelingen. Die Frustration über den letzten Misserfolg führt dann zu noch höheren Hoffnungen – oder zur noch tieferen Verzweiflung – hinsichtlich des nächsten Versuches. Im Szenario von Maries Scheitern durften wir die Mechanismen dessen deutlich mitverfolgen.

Die Frage ist nun, ob wir ähnliche oder andersartige Diagnosen auch in den Arbeitsratgebern finden? Ist das Ziel dort ebenfalls Synchronisierung qua Kommunikation? Und wenn die Rezepte und Narrative anders aussehen, werden sie von denselben blinden Flecken geplagt?

6.2.1.3.3 Rattenrennen, Härte zeigen & Stille Stunde

Wie die Gestalt der Daten-Karte anzeigt, haben Berufsratgeber ein noch schärferes Bewusstsein für das Zeit-Thema. Richard Carlson, dessen Liebesratgeber wir bereits kennengelernt haben, setzt darauf einen Schwerpunkt in dem Vorgängerbuch *Don't sweat the small stuff at work: simple ways to minimize stress and conflict while bringing out the best in yourself and others*.⁹⁷ 100 Rezepte werden dort in mundgerechten Abschnitten gereicht, griffig übertitelt mit Aussagen wie „Stop Anticipating Tiredness“, „Stay Focused in the Now“ oder „Become Aware of Your Wisdom“. Schon dort wird klar, dass der – spirituell angehauchte – Fokus auf dem Selbst liegt, seiner Einstellung, seinen Denkgewohnheiten, seiner Haltung usw. Das muss noch nicht heißen, wir sähen sofort alle soziologischen Vorurteile bestätigt, verdächtig ist die Herangehensweise allerdings schon. Wie thematisiert Carlson nun das Zeitproblem?

Allererst beobachtet er dessen Prävalenz: „One of the most *precious assets* we have is our time. In fact, a *lack of time* is one of the most consistent complaints that people share with me about their work. Everyone seems to agree that *there's rarely enough time to get everything done*“ (Carlson und Carlson 1999, 76; meine Hervorheb.; M3-D9-CI1). Das Fundament für diese Einschätzung bietet die bekannte Zeit = Geld-Metapher. Zeit kann ausgegeben und

⁹⁷ Carlson, der ab den frühen 90ern sehr erfolgreich in den USA als psychotherapeutisch ausgebildeter Glücks- und Anti-Stress-Coach tourte, verkaufte mit seiner *Don't Sweat the Small Stuff*-Serie, die auch in Deutschland ab Mitte der 90er Jahre als *Alles kein Problem* erschien, über 40 Millionen Bücher, die in 120 Sprachen übersetzt wurden. Er starb 2006 auf einem Flug nach New York an einem (stressbedingten?) Herzinfarkt. Siehe <https://www.nytimes.com/2006/12/17/obituaries/17carlson.html> (zuletzt abgerufen 11.05.2018)

eingespart werden. Carlsons münzt seine Beobachtung daraufhin als soziale Trope des *Versprechens* aus. Weniger davon zu machen, empfiehlt Carlson seinen LeserInnen zur *Zeiteinsparung*. Ansonsten bestehe die Gefahr, dass sie in eine „rat race mentality“ verfallen, in der die *Zeitknappheit* als selbstverständliche Welthaltung einzementiert ist. Man redet dann darüber „in a very casual, matter-of-fact manner“.

One of the problems with this mentality is that the label “rat race” implies [...] assumptions like, “I’m in a hurry, get out of my way, there’s never enough time, there’s not enough to go around, it’s a dog-eat-dog world,” and so forth. It sets you up to be *frightened, impatient, and annoyed* by constantly reinforcing and validating a self-defeating belief. You’ll notice that most people who describe themselves as being “in the rat race” will indeed be hyper and easily bothered.

(Ebd., 12; meine Hervorheb.; M3-D9-CI2)

Zeitdruck erzeugt dem Ratgeber zufolge eine bestimmte Subjektivität, eine „Mentalität“. Die Metapher des „rat race“, eingedeutscht wohl „Hamsterrad“, färbt laut Carlson die Welt ein, macht sie feindlicher und von Knappheit regiert. Außerdem identifiziert Carlson mit seiner Metapher ein Emotionsregime. Zeitdruck macht Arbeitnehmer, wenn sie ihn als Welthaltung auf das unsichtbare Podest internalisierter Selbstverständlichkeit stellen, „ängstlich“, „ungeduldig“, „genervt“, „aufgedreht“ und „leicht irritierbar“. Diese Emotionen bleiben nicht auf sie beschränkt, sondern, durch konstantes Beschweren, stecken andere an, was den Zeitdruck noch verstärkt. „Complaining about deadlines [...] takes an enormous amount of mental energy and, more important to deadlines, time! [...] The added obsessive thinking about the deadline creates its own internal anxiety“ (ebd., 16; M3-D9-CI3). Fatalerweise ist diese Obsession so verbreitet, dass Arbeitskulturen angefangen haben, die Pathologie selbst zu valorisieren. „Corporate bragging“ und definiert er als „sharing with others how incredibly busy you are and how very hard you work“. Weil Arbeit ein so hohes Ansehen genießt, wird Belastbarkeit zur Tugend. Überbelastung ist dann fast “a badge of honor for being a person who is completely overwhelmed, deprived of sleep, and who has little, if any, personal life” (ebd., 20; meine Hervorheb.; M3-D9-CIF1). “Corporate bragging” macht arbeitsbedingte Erschöpfung zur “Ehrenmedaille”, weil sie jene extreme Leistungsfähigkeit beweist, die – vermeintlich – als ultimative Voraussetzung für beruflichen Erfolg herhalten soll.

Wir finden also bei Carlson neben New-Age-Weisheiten, die das Selbst ins Zentrum rücken, eine recht treffsichere Kritik gegenwärtiger Arbeitskulturen. Was bietet er seinen LeserInnen nun als Lösungen an? Eine davon liegt in der Metapher von „speed bumps“. Mit ihr will er das richtige – in seiner Diktion „weise“ – Herangehen an Probleme auf der Arbeit modellieren. „An actual speed bump, as you know, is a low bump in a road designed to get your attention and slow you down. [...] If you step on the gas, speed up, and tighten the wheel, for example, you'll hit the bump with a loud thump! Your car may be damaged, you'll make a great deal of noise, and you can even injure yourself“ (ebd., 20; 86; M3-D9-CIF2). Verringert der „Fahrer“ die Geschwindigkeit jedoch, bleibt ihm die unangenehme Erfahrung erspart und das Hindernis ist schnell überwunden. Was die Metapher möchte, ist Beschleunigung als schadhafte Lösungsstrategie ausweisen. Sie empfiehlt, stattdessen, Verlangsamung. Sie ist Carlsons Ratschlag.

Schaut man nun soziologisch auf Carlsons *Don't sweat the small stuff at work* fällt auf, wie leicht man sich von den Überschriften täuschen lassen kann. Zwar mag sich eine Menge Quacksalberei darin finden, doch daneben liegt eine Kritik an gegenwärtigen Arbeitskulturen. Genauer, der von ihnen produzierten Hamsterrad-Mentalität und den daraus erwachsenden, negativen Subjektivierungsmodi, sowie der soziokulturellen Pathologie des „corporate bragging“, welche Überarbeitung valorisiert. Sicher ist es auch möglich, seine Kritik am Beschwerden zurückzuweisen, sofern darin eine Art der Solidarisierung mit anderen ArbeitnehmerInnen hergestellt werden kann, die unter der gleichen Diktatur leiden. Auch mag das Geben von weniger Versprechen zwar kurzfristig den Zeitdruck lindern, aber langfristig mehr Anomie erzeugen. Und ebenso schleust die lösungsstrategische Metapher der „speed bumps“ das objektifizierende Bild des Menschen als Maschine ein. Trotz all dieser kritischen Einwände finden wir in Carlson, überraschenderweise, einen scharfsichtigen Gegner von Arbeitskulturen des Zeitdrucks und der Beschleunigung.

Warum das überraschend ist, wird erst dann klar, wenn wir andere Berufsratgeber hinzuziehen, die eine solche Position gerade *nicht* teilen. Vergleichen wir dafür Carlsons Ansichten mit denen aus einem deutschen Berufsratgeber der gleichen Periode. Hedwig Kellner, geboren 1952, veröffentlichte 2000 in einem kleinen Verlag ihren den Titel *PA - Der Karrierefaktor: Mit Positiver Aggression zum Erfolg*. Als so gut wie unbekannter Low-Seller steht das Buch natürlich nicht auf derselben Stufe wie Carlsons Monographie. In ihr greift die ehemalige Siemens-Managerin auf ihre Erfahrungen in Großkonzernen zurück. Statt mit einem eigenen originellen Ansatz aufzuwarten, scheint sie darin vor allem berufliche

Gemeinplätze zu reproduzieren. Fischen wir an diesen Rändern des Ratgeberuniversums, fangen wir Vorgaben auf, die nicht wie bei Carlson therapeutisch vorjustiert sind, sondern – angeblich – berufliche Alltagsregeln abbilden.

Unter ihrer Beachtung, so Kellner, kann der Aufstieg im Unternehmen gelingen. Soziale Aufwärtsmobilität erfordert „positive Aggression“. „Nett, klug, fleißig“ sein reicht nicht. Ausgeprägter Machtwille, das Entdecken und Nutzbarmachen von Wut und „Biss“ müssen trainiert werden, damit es auf der Karriereleiter nach oben geht. Die Emotionsregel heißt: „Härte zeigen“. Für den Aufsteiger gilt sie zwar grundsätzlich, muss vom Grad her jedoch am jeweiligen Feld – öffentlicher Dienst oder privater Sektor – feinjustiert werden. In behördlichen Umgebungen kann zu viel hinderlich sein. Aber arbeitet man z.B. in einer Unternehmensberatung „kann es schon mal notwendig werden, Härte dadurch zu beweisen, dass Sie einen Kollegen in die Pfanne hauen“. Doch die Härte richtet sich nicht zwangsweise gegen andere. „Sollten Sie bei einem Finanzdienstleister mit Strukturvertrieb tätig sein, dann müssen Sie *Härte gegen sich selbst zeigen: Sechzehn Stunden auf Achse, sieben Tage die Woche und immer noch darauf brennen, den nächsten Kunden zu knacken*“ (Kellner 2000, 123; meine Hervorheb.; M3-D10-C11) – sowas wird verlangt. Der „Wille zur Macht“ beweist sich mit Durchhalte- und, damit verbunden, an Beschleunigungsbereitschaft. Verwundern mag es nun, dass Kellner an anderer Stelle, wo sie über Überstunden spricht, schreibt:

Schuften Sie niemals über die normale Arbeitszeit hinaus. [...] Wenn Sie regelmäßig bezahlte Überstunden machen, dann lässt das den Schluss zu, dass Sie Ihre finanzielle Lage nicht im Griff haben. Wenn Sie regelmäßig unbezahlte Überstunden machen, dann sind Sie offensichtlich jetzt schon überfordert. In beiden Fällen kann man Sie unmöglich befördern. (Ebd., 23; M3-D10-C12)

Einerseits soll der ideale Aufstiegs kandidat „Härte gegen sich selbst“ zeigen und 112 Stundenwochen klaglos nicht nur hinnehmen, sondern „darauf brennen“ immer mehr und immer länger zu arbeiten. Andererseits sind Überstunden ein Zeichen von Schwäche, egal ob bezahlt – „finanziell undiszipliniert“ – oder unbezahlt – „überfordert“. Die Handlungsauf- und -anforderungen hinsichtlich der Zeit sind gründlich paradoxiert.

Fest steht bei alledem: Beste Aufstiegschancen erfordern in jedem Fall „Schnelligkeit“. Bietet sich eine Gelegenheit, muss „blitzschnell“ entschieden werden, ob z.B. eine Übernahme des Geschäftszweigs in Polen vielversprechend ist. „Wenn Sie erst einmal drei Tage Bedenkzeit brauchen, dann ist damit allen klar, dass Sie zu den Zögerlichen und

Risikoscheuen gehören“. Temporeiches Urteilsvermögen entwickelt, wer dem Ratschlag folgt: „Verschaffen Sie sich den Ruf eines schnell denkenden, schnell entscheidenden und schnell handelnden Menschen. *Gehetzt dürfen Sie natürlich nie wirken*“ (ebd., 37; meine Hervorheb.; M3-D10-CIF1). Wie in der vorherigen Textstelle schon – 112 Arbeitsstunden die Woche ohne Überstunden – tauchen auch in diesem Coding erneut Selbstwidersprüche als konfligierende Handlungsanweisung. Volatile Arbeitssituationen erfordern regelmäßig Hochgeschwindigkeitskognitionen. „Gehetzt“ darf man dadurch aber nicht sein, oder zumindest nicht so wirken. Das wäre ein wieder ein anderes Zeichen von Schwäche und damit disqualifizierend für die ach so dringend gewollte Führungsposition.

In Hedwig Kellner haben wir somit eine enthusiastische Befürworterin der Beschleunigung. Sie warnt vor Langsamkeit und einem Mangel an Härte sowohl gegen andere wie auch gegen sich selbst. Wer nicht Schritt halten kann, gilt als zögerlich, risikoscheu, überfordert und undiszipliniert. Es sei wiederholt: Kellners Anweisungen, wie solche Beurteilungen verhindert werden können, sind völlig paradox. Nach einer sieben Tage-Arbeitswoche mit 16 Stunden täglich noch darauf „brennen“, den nächsten Kunden zu „knacken“, aber bloß nicht über die reguläre Arbeitszeit hinaus „schuften“. Die Dauersalve der Deadlines in Überschallgeschwindigkeit abarbeiten, aber sich nie gehetzt fühlen – und wenn doch, es ja nicht zeigen. Mit *Positive Aggression* finden wir eines der krassesten Beispiele des Genres hinsichtlich der Befürwortung von Beschleunigung.

Einen moderateren Entwurf, den ich jedoch nur kurz zum Vergleich anreißen möchte, finden wir im letzten Ratgeber der Daten-Karte. Klaus Gunkel, selbsternannter Management-Guru aus der schwäbischen Provinz und Gründer der Beratungsagentur *Der Inner Circle*⁹⁸, hatte mit *FührungsPartnerschaft im Vertrieb: Mich selbst managen und meine Mitarbeiter zum Erfolg führen* von 2008 zwar ähnlich wenig publizistischen Erfolg wie Hedwig Kellner. Immerhin jedoch ist er noch aktiv im Consulting-Geschäft tätig. Die *FührungsPartnerschaft* ist sein zweites Buch und inhaltlich geteilt in Selbst- und Mitarbeitermanagement. Im ersten Teil liegt ein kompaktes Kapitel zum Zeitmanagement, obwohl er das Thema des Zeitdrucks über die ganze Monographie verstreut. Moderater als Kellner tritt Gunkel auf, weil er zwar ähnlich wie jene postuliert: „Bleiben Sie bereit, sich als Führungskraft *ständig zu verändern* und zu verbessern! Arbeiten Sie aktiv an Ihrer Weiterentwicklung und *vermeiden Sie es, stehen zu bleiben*“ (Gunkel 2008, 107; meine

⁹⁸ Mehr über Gunkel als Person findet man – inklusive einer Fotoserie, in der der Autor auf dem Fahrrad sitzt, sich selbst auf die Schulter klopft und als Messias im Hawaii-Hemd posiert – hier: <https://der-inner-circle.com/klaus-gunkel/> (zuletzt abgerufen, 11.05.2018).

Hervorheb.; M3-DII-CI2). Andererseits thematisiert der Autor auch die Notwendigkeit, Zeit für Familie einzuplanen und die eigene Gesundheit nicht zu vernachlässigen.

Gehetztheit hat für ihn keine anderen Gründe als rein individuelle. Er nimmt sie als persönliches Muster wahr, als ärgerliche Charakterschwäche der Unpünktlichkeit. Wenn man „immer wieder [in] Zeitnot“ gerät und infolgedessen zu spät kommt, dann liegt das an einem Mangel von Selbstdisziplin, für die es genau zwei Auswege gibt: „Entweder Sie entscheiden: ‚Daran will ich nichts ändern, das bleibt so.‘ oder: ‚Daran will und werde ich etwas ändern, und zwar ab jetzt‘“. Ganz einfach gelingt die Kurskorrektur so: „Analysieren Sie drei Standardsituationen, in denen Sie sich in der Vergangenheit immer wieder unter Zeitdruck gebracht haben; nehmen Sie sich konkret vor, aus dem Muster auszusteigen und zeitig angemessen fertig zu sein“ (ebd., 66, M3-DII-CIF2). Das kognitive Rezept besteht also in einer simplen Entscheidung. Nicht mehr und nicht weniger.

Um langfristig der „Wahrscheinlichkeit eines Kollapses“ vorzubeugen, reicht Gunkel sein „Konzept“ der „Stillen Stunde“. In jeder Woche soll die selbstmanagende Führungskraft eine (!) der 168 Arbeitsstunden reservieren, in der es keine Termine gibt und dort den „Motivations-Akku immer wieder von Neuem aufladen“ (ebd., 54; M3-DII-CIF1). Dies wird, so spekuliert Gunkel, den Burn-Out von vornherein mit Sicherheit verhindern.

6.2.1.3.4 Resümee

Was wir aus dieser kleineren Daten-Karte ohne Doppelcodespannung lernen können: Menschen in beiden Sphären leiden unter Zeitnot. Hört man auf die Ratgeber und ihre semi-fiktionalen ProtagonistInnen, tun sie das aber nicht auf die gleiche Art. Zwei von drei der Liebesratgeber, die Amerikaner Carlson und Gray, zeigen klar, was wir auch schon in der letzten Karte gesehen haben: Love-Work-Conflicts. Hier ist es ihre Arbeit bzw. die des Partners, welche es der Beziehung schwer macht. Arbeitswelten rauben Zeit von Intimität. Meistens ist es dann die Aufgabe der Frauen, dafür zu sorgen, dass die Männer sich nicht ganz die Taschen leeren lassen.

In den Berufsratgebern finden wir dagegen kaum eine Erwähnung des Gegenteils. Kein Autor betont dort den gefräßigen Zeithunger von Liebeswelten, der sie zu Bedrohungen für Berufserfolg machen würde. Wir haben einen solchen Fall nur ein einziges Mal bei Susan David in der letzten Daten-Karte beobachten können. Im hiesigen Teilsample kommt er nicht vor. Das Tempo von Arbeitskulturen ist in Berufsratgebern ein Faktum, welches navigiert werden will. Selbst wenn wir bei Mary und seinen Tipps zur Partnersuche auch

auf die Schwierigkeit kollektiver Beschleunigung gestoßen sind, scheinen doch die Eigenzeiten der Berufssphäre einen Druck zu erzeugen, dessen gewaltiger Strömungszug sich kaum mit denen der Intimität vergleichen lässt.

Wahrscheinlich liegt hier der Grund, warum in Liebesratgebern der Prozess der Synchronisierung soviel Raum einnahm. Erst nach einem aufwendigen Liebes-Beschwerdebrief seiner Frau verlangsamt John Gray das Arbeitstempo und macht sie zu seiner „achten Klientin“. Erst nachdem Carlsons Joanne sich dem berufsgeprägten Kommunikationsstil und -tempo ihres Mannes Ray angepasst hat, stabilisiert sich die Ehe. Was hier kommunikativ synchronisiert wird, sind dabei zwar auch, *aber eben nicht nur* die Bedürfniskataloge vertragungspartnerschaftlicher Liebesparteien, wie Illouz das meint. Es sind auch die asynchronen Eigenzeiten von Liebes- und Berufswelten, deren Effekte ausgeglichen und in Dyaden integriert werden sollen. Sie stiften eine zusätzliche Ebene jener Aufgabe, die schon schwer genug ist, wenn Anforderungen der Arbeit außen vor bleiben.

Was schlugen die Ratgeber zur Lösung des Zeit-Dilemmas vor? Wichtigstes Angebot der Liebesautoren war die Optimierung der Paarkommunikation. Mehr offene Kommunikation von Gefühlen, mehr aktives Zuhören, weniger Ratschläge, weniger Vorwürfe. Soviel liegt vollständig auf der Linie des therapeutischen Beziehungsideals. Was sich als Forderung jedoch durchzieht, hängt eng mit dem Thema der Synchronisierung zusammen. Alle Liebesberater möchten eine *Verlangsamung* des Tempos sehen. Die Drosselung betrifft maßgeblich den imperialistischen Import von Zeitdruck aus Arbeitskontexten.

Mit seiner Metapher der „speed bumps“ überträgt zumindest Carlson das Postulat auf den Beruf an sich. Wider Erwarten fanden wir in ihm einen scharfen Kritiker von Beschleunigung und Zeitdruck innerhalb von Berufswelten. Klar benennt er, wenn auch z.T. im Rahmen des Esoterik-Slang die soziale Pathologie des „corporate bragging“, die aus Erschöpfung eine Ehreenauszeichnung macht. Ein solches Problembewusstsein konnte man den anderen beiden, Kellner und Gunkel, weiß Gott nicht bescheinigen. Insbesondere Kellner verkörperte all das, was soziologische Kritiker dem Genre an Verfehlungen vorrechnen könnten. Wo Carlson die Sozialpathologie wenigstens benennt, reifiziert Kellner sie vollständig und fordert – mit oft haarsträubenden Paradoxien – Schnelligkeit, Härte gegen sich selbst und aggressive Einsatzbereitschaft. Ihr Kollege, der „Führungsexperte“ Klaus Gunkel ist demgegenüber moderater und simplistischer. Er macht Zeitnot zur Untugend, die einfach wegentschieden werden kann und empfiehlt seinen LeserInnen eine Stunde Ruhe in der Woche. Das muss als Erschöpfungsprävention reichen.

Insgesamt, und das gilt für fast alle Ratgeber dieser Karte, blenden sie strukturelle Dilemmata, Zwickmühlen und Double-Binds ihrer narrativen Protagonisten großzügig aus. Man muss diesen Vorwurf allerdings mit Vorsicht genießen, da es schließlich die Aufgabe des *soziologischen* Interpreten ist, die Bedeutungsüberhänge der symbolischen Infrastruktur genau daraufhin abzuklopfen und herauszuarbeiten, was die Autoren an blinden Flecken dort unwissentlich einbauen.

6.2.1.4 Thesenhafte Zusammenfassung I: Thematisches Feld *Zwei Welten*

- Liebesratgeber haben ein genaues Bewusstsein von der schwer navigierbaren Spannung zwischen Liebe und Beruf; die meisten sehen eine Gefährdung von letzterem durch ersteres.
- Vom diagnostischen Ausgangspunkt Sphärenspannung bieten Liebesratgeber verschiedene Strategien an, um jene zu lindern. Sie reichen von einer radikalen emotionalen und normativen Entmischung, zur bewussten Einschränkung des Berufslebens, über eine Priorisierung des Privatlebens bis hin zur Ökonomisierung der Paarkommunikation qua Coaching.
- Für Berufsratgeber stellt die Entgrenzung zwischen Liebe/Privatleben und Beruf/Arbeit keine einer Lösung oder Linderung bedürftiges Problem dar. Im Gegenteil: Sie wollen aus der Überschneidung noch Kapital schlagen, indem sie Ehefrauen für Geschäftsessen fit machen, die aus Partnerschaften bekannten Kommunikationsformen instrumentalisieren, Vorstellungsgespräche zum Rendezvous erklären oder den Chef als Freund empfehlen.
- Liebesratgeber identifizieren drei Arten von Love-Work-Conflicts: jene der Anerkennung, jene der Zeit und solche, in denen es um Re-Traditionalisierung geht. Makrostrukturelle Zwickmühlen werden eher selten als Gründe herangeführt. Meistens soll Kommunikation in Form vom rechten Sprechen und richtigem Zuhören die Konflikte in der Dyade lösen.
- Berufsratgeber sehen vor allem die Zeitnot als maßgeblichen LWC. Aus ihm erwachsen den Narrativakteuren vor allem Schuld und Trauer, weil Kinder unter

elterlicher Abwesenheit leiden. Als Reaktion sollen keine Veränderungen der Arbeitsverhältnisse gesucht werden, sondern lediglich kognitive Rezepte wie „Präsent-sein“ oder „emotionale Beweglichkeit“ angewendet werden, die die Probleme auf einer individuellen Ebene belassen.

- Wissenstransfer geschieht in Liebesratgebern zum einen, in dem sie analoge Emotionsregime für Lieben und Arbeiten identifizieren, welche auf einem universellen Katalog von Bedürfnissen ruhen; aus ihm folgt die Notwendigkeit von Kommunikation als beide Sphären übergreifender Imperativ. Zum anderen wird ein Coaching-Modell eingeführt, das Effizienz in eine für das wirtschaftliche Fortkommen möglichst reibungsfrei funktionierende Partnerschaft implementiert. Hierin werden Fähigkeiten geschult, die auch für professionelle Beziehungen nützlich sind.
- Kommunikationsfähigkeit bietet, wenn ersteres den Ausgangspunkt bildet, den gemeinsamen Nenner für den Wissenstransfer zwischen Liebe und Beruf.
- Wissenstransfer innerhalb von Berufsratgebern funktioniert ebenfalls mit einer Analogisierung von Emotionsregimen. Hinzu kommen hier jedoch zwei weitere Transmissionsriemen. Erstens das Selbst, aus dessen Modell Rezepte für beide Areale ableitbar sind. Zweitens werden außerdem Interaktionsmodelle entworfen, die Imperative sozialer Geschicklichkeit für beide Bereiche verbindlich werden lassen wollen.
- Vom Standpunkt der Berufsratgeber gesehen, ist der Wissenstransfer zwischen beiden Sphären breitbandiger aufgestellt, was für einen noch stärkeren Sog von Seiten der Ökonomie spricht.
- Zeitdruck ist der wichtigste Konvergenzpunkt zwischen Liebes- und Berufsratgebern, wenn es um den Konflikt zwischen beiden Sphären geht.
- Liebesratgeber verbauen die Thematik des Zeitkonflikts regelmäßig in ihren Szenarien und Narrativen; hierbei wird die soziostrukturelle Dimension der Zeitnot jedoch weiträumig übersehen wird. Ganz in Einklang mit dem therapeutischen

Beziehungsideal werden verschiedene Kommunikationsformate als Lösung vorgeschlagen.

- Die Aufgabe der Liebenden hinsichtlich des Zeitkonfliktes besteht vor allem in der Synchronisierung ihrer Kommunikationsstile und Lebenstempi; gleichzeitig fordern die Liebesratgeber eine Entschleunigung der Intimität und wehren sich damit gegen die Übernahme ökonomischer Imperative.
- Zeitnot in Berufsratebern ist im Vergleich zur Liebessparte weniger thematisiertes Problem, kommt aber dennoch vor. Gleichzeitig wird es als einfaches Faktum von Arbeitskulturen gesehen, wobei die Anpassung daran zur Tugend stilisiert wird.
- Forderungen nach Verlangsamung bleiben in Berufsratebern die Ausnahme, was auch daran liegt, dass die Zeit ist Geld-Metaphern dominiert und Zeitnot zur Armut wird.

6.2.2 Emotionen

Emotionen sind, neben dem der Zwei Welten, das wichtigste thematische Feld der vorliegenden Untersuchung. Über ihren ganzen Verlauf hinweg, ging es stets darum, wie welche Bedeutung sie im Bereich der Liebe und des Berufs haben. Waren diese Erwägungen bisher ausschließlich historisch und/oder theoretisch fundiert.

Meine Grundannahme lautet, dass Emotionen eines der wichtigsten Scharniere bilden, mit dem individuelle Psychen an kollektiv stabilisierte Institutionen festgeschraubt sind. Solche Kopplungen von emotionalen Selbst und sozialer Welt führen zu unaufhebbaren „Wechselwirkungen“, wie Simmel sagen würde. – Davon unbenommen bleibt die heuristische Notwendigkeit, beide auseinanderzuhalten. Denn die Emotionen, wenn sie als soziales Phänomen sichtbar gemacht werden können, begrenzen in ihrer Naturhaftigkeit auch die Reichweiten unserer Soziologien, sofern sie sich der kulturellen Überformung zu entziehen scheinen, was an ihrer offenkundigen Universalität und distinkten Neurophysiologie deutlich wird. Alle Kulturen kennen Wut, Angst, Freude und Ekel. Die Evolution hat Gehirne für ihr Empfinden ausgerüstet und dadurch überlebensfähig gemacht.

Diese Naturhaftigkeit wird jedoch wieder semiotisch eingefangen und aufgearbeitet – in Metaphern, Narrativen und Klassifikationen. Gerade komplexe Emotionen wie Scham, Schuld, Neid oder Hoffnung bedürfen solchen symbolischen Werkzeugen, um überhaupt innerhalb einer Kultur verständlich zu werden. Semiotische Träger machen Emotionen intelligibel und erlernbar. Metaphern, Narrative und Klassifikationen bieten, wie ich im letzten Kapitel argumentiert habe (vgl. 5.3.2), eine „emotionale Stilistik“. Durch deren normativen Charakter kann erlernt werden, wie gefühlt werden soll. Diese emotionale Stilistik bietet indes nicht nur einzelne „feeling rules“, sondern ein zum „emotional regime“ (W. Reddy) verstrebt Cluster jener Regeln.

Dass diese Regime nicht einheitlich, sondern unterschiedlich, konkurrierend und/oder ggf. konvergierend sind, macht den gleich folgenden Teil unserer Analyse so aufregend. Betrachten wir die symbolische Infrastruktur der Ratgeber speziell in Bezug auf deren Aufarbeitung von Emotionen, dann erschließen wir so den historisch kontingenten, soziokulturellen Teil eines natürlichen Phänomens, anders und leicht paradox ausgedrückt: seine „soziale Natur“.

Woran wir uns bei der Interpretation des Materials orientieren wollen, ist der „produktive“ und „richtige“ Umgang von Liebes- und Berufsratgebern mit Emotionen. „Richtig“, so die theoretisch und historisch fundierte Intuition, meint vor allem „kontrolliert“. Kontrolle steht

daher im Zentrum der thematischen Felder. Ihre Kartierung dient dazu herauszufinden, wie Emotionen nicht nur einfach in einem parentaldisziplinären Sinne unterdrückt, sondern wie sie für die Ziele des Beziehungsglücks und des Berufserfolgs eingespannt werden können/sollen.

Die Daten-Karten im Emotionsfeld sind in klare Polaritäten aufgeteilt. Allerdings bedeutet eine klare heuristische Trennung keineswegs, dass in der Interpretation selbst nicht bedeutsame Verklammerungen auftauchen können. Zwischenfazits und Resümee werden jene Verklammerungen als „findings“ notieren und soziologisches Kapital aus ihnen schlagen.

6.2.2.1 Emotionsmanagement: Ego und Alter

Emotionsmanagement ist, wie Kapitel 2 klar gemacht hat, einer der Fähigkeiten von Subjekten, die über das 20. Jahrhundert stark an Bedeutung gewonnen haben. Besonders entscheidend ist sie in Dienstleistungsgesellschaften. Wo wirtschaftlicher Erfolg oder Misserfolg von der gefühlsmäßigen Adaption an die Bedingungen des Arbeitsplatzes abhängt, ist „Kundenkontakt“ bzw. der Umgang mit „Klienten“ sowohl unvermeidbar wie stets optimierungsbedürftig. In Liebesbeziehungen ist das Ziel nicht Effizienz und Profit (obwohl Autorinnen wie Gigi Tomasek das anders sehen). Im Intimen führt die Unfähigkeit zur Emotionskontrolle zwar nicht in den Bankrott, doch bestenfalls in den Streit und schlimmstenfalls die Trennung.

Glaubt man kritischen KommentatorInnen aus der (Emotions-)Soziologie, sind beide Sphären heute indirekt regiert von psychologischen bzw. psychotherapeutischen Kommunikationskalkülen. Wie wir auf dem letzten thematischen Feld bereits beobachten konnten, stützt solche Argumente das empirische Material der Ratgeberliteratur. Es gibt einen breitbandigen, normativ geladenen Wissenstransfer zwischen beiden Welten. Gleichzeitig laden Gegenbeispiele ein, die Modi des Emotionsmanagements beider Sphären nochmals und noch tiefer zu vergleichen. So können wir die Befunde entweder weiter erhärten oder auf Anomalien hinweisen, die als gegenläufige Tendenzen für die Homologie des Emotionsmanagements herhalten mögen.

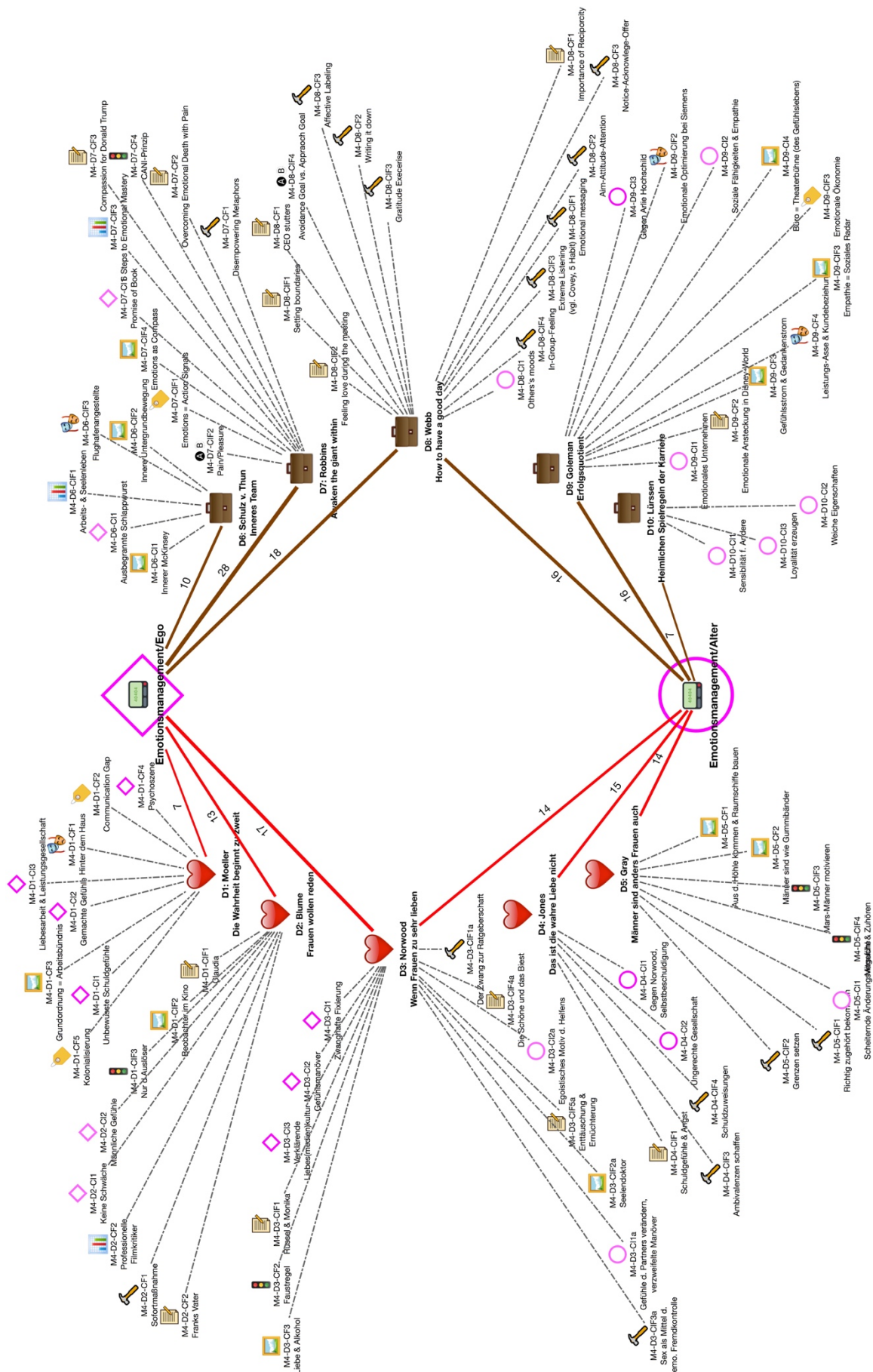


Abb. IX: Daten-Karte IV: Emotionen: Emotionsmanagement Ego & Alter

Unsere vierte Daten-Karte lässt nicht nur einen Vergleich zwischen den Sphären zu, sondern eröffnet zusätzlich eine weitere Achse. Sie hatten wir ebenfalls im dritten Kapitel ausführlich erörtert: den Unterschied zwischen *Modi* des Emotionsmanagements (von Liebe und Beruf) und dessen *Richtung*. *Emotionsmanagement kann entweder auf das Selbst/Ego gerichtet werden oder auf das Gegenüber/Alter*. An dieser Unterscheidung hängt ein ganzer Strauß an moralischen Vorstellungen. Insbesondere Liebesratgeber, wie wir sehen werden, wollen eine sehr strikte Grenze zwischen beiden Richtungen gezogen sehen, was Berufsratgeber nicht unbedingt befürworten. Indes können beide nie völlig getrennt voneinander betrachtet werden. Gerade in interdependenten Beziehungen wie denen zwischen Liebenden und denen zwischen Kollegen erfordert die Fähigkeit, bei Alter emotionale Lagen zu erzeugen oder zu verändern immer auch die Kontrolle der eigenen Gefühle. Man mag diese Position als nicht kontrovers einschätzen. Weil aber die soziologische Literatur zu Ratgebern das Selbst fast allein ins Zentrum ihrer Überlegungen geschoben hat, werden die folgenden Interpretationen hier eine durch das Material begründete Kurskorrektur vornehmen. Kümmern wir uns nun um die Details. Dafür zunächst die Daten-Karte.

6.2.2.1.1 Intensität mindern, Gefühle herunterschlucken & Labelles Akzeptanz

Auf den ersten Blick erkennbar: Es handelt sich um eine sehr große Daten-Karte, in der Tat mit 83 Codings die größte der gesamten Untersuchung. Beginnen wir daher sofort – auf der Liebeseite bei Ego.

Unser erster Autor ist Michael Lukas Moeller (1937-2002), ein psychoanalytischer Paartherapeut. Sein Buch, *Die Wahrheit beginnt zu zweit. Das Paar im Gespräch* erschien schon 1992 im renommierten Rowohlt Verlag und liegt bis 2014 bereits der 34sten (!) Auflage vor. Die Monographie gehört damit zu den erfolgreichsten deutschen Selbsthilferatgebern für Paare der letzten 25 Jahre. In seinem Zentrum steht das Modell des *Zwiegesprächs*, eine Gesprächstechnik. Sie legt eine „Grundordnung“ fest, die einen „Rahmen“ für den Paardialog bildet. Das Bewahren dieses Rahmens

gleichet dem *Schließen eines Arbeitsbündnisses*. Das geht nur zu zweit. Soweit die Grundordnung betroffen ist, sollten sich beide von Anfang an darauf verstehen, *gemeinsam verantwortlich* zu bleiben: für

den Termin, für die Dauer, für die Regelmäßigkeit, für die Art des Gespräches. (Moeller 2014, 133; M4-D1-CF3)

Das Zwiegespräch methodisiert die Paarkommunikation und grundiert sie zugleich mit der über das ganze Buch hinweg prominenten Metapher LIEBE IST ARBEIT. Bevor wir weiter auf die Metapher eingehen, schauen wir uns ein Beispiel dafür an, wie Emotionsmanagement im Zwiegespräch tatsächlich abrollt. Dann können wir genauer herausarbeiten, inwiefern das Modell als Medium für den Umgang und die dyadische Verarbeitung von Emotionen fungiert.

Moeller illustriert den Ablauf durch Wiedergabe von ungefähr einem halben Dutzend Beschreibungen von Zwiegesprächen durch die Paare selbst. Sie treffen sich für diesen Austausch regelmäßig zur „Intervision“, d.h. gemeinsamen Nachgesprächen ihrer Dialoge unter Anwesenheit des Therapeuten. Eines dieser Paare besteht aus Matthias, einem Apotheker Anfang 30, und Anna, einer Ärztin und Ende 20. Bereits seit zwölf Jahren in einer Beziehung, wenden sie Moellers Methode seit circa sechs Monaten an. In der gleich folgenden Szene geht es um einen gemeinsamen Wanderurlaub, wo Matthias Anna das Klettern beibringen wollte, sie jedoch nicht bereit war, auch das Sichern zu erlernen. Vor dem Zwiegespräch und während des Rückwegs im Auto entbrennt darüber ein Streit. Anna fühlt eine „höllische Wut“: „Ja, das habe ich gelernt aus den Zwiegesprächen: dir lieber zu sagen, weshalb ich wütend bin, als den Ärger stumm hinunterzuschlucken und den ganzen Tag depressiv zu sein“. – Doch das Gefühl ist zu überwältigend, zu gefährlich. Angekommen und ausgestiegen, entfernt sich Anna und geht hinters Haus, wo sie „stampfend und trampelnd herumgestapft“, um ihre Wut Matthias gegenüber nicht „herauslassen zu müssen“; sie musste für sich „Dampf ablassen“. Retrospektiv bemerkt Matthias, beide müssten erst warten, bis ihre Wut und Aggression „verraucht“ seien und könnten erst dann ihr Zwiegespräch beginnen. Anna widerspricht:

Ja, aber ein Gespräch kann trotz Wut konstruktiv sein. Wir müssen einfach wahrnehmen, dass da eine Menge Gefühle drin sind. Sie sind da und müssen raus. Das muss nicht gleich gegen dich gerichtet sein. Aber ich habe jetzt überhaupt erst gemerkt und erlebt, dass solche wilden Regungen in mir sind und mit aller Macht nach außen drängen. Da hätte ich am liebsten einen Sandsack vor mir gehabt, auf den ich hätte einschlagen können mit Boxhandschuhen. Du hast dann immer das Gefühl, ich würde die Klappe zumachen. Das stimmt nicht. Ich hab

alles sehr gut gehört, was du gesagt hast, und habe es auch verarbeitet. *Aber ich kann mich nicht von Anfang an im Zaum halten. Das Denken schon, die Gefühle aber nicht.* (Ebd., 58, meine Hervorheb; M4-DI-CF1)

Das SELBST IST in dieser Szene metaphorisch EIN CONTAINER, der unter Druck steht. Die Emotionen „drängen nach außen“ und müssen, damit der unaushaltbare Druck gemindert werden kann, in – verletzende – Worte oder – gewalttätige – Handlungen übersetzt werden. Von jenem sozialen Außen (in diesem Fall: Matthias) ist nicht direkt einsehbar, was in jenem Container passiert, wenn „die Klappe zu“ ist. Und obwohl in der Kognitionsblackbox Kommunikation „verarbeitet“ werden kann, sind die Geschwindigkeiten und Intensitäten doch asynchron. Kontrolle des Denkens, das geht wohl noch. Aber dieselbe Kontrolle von Gefühlen? Für die Figuren nicht möglich. Dennoch kann ein Gespräch „trotz Wut konstruktiv sein“. Das Zwiegespräch integriert sie graduell. Mit Übung wird die Technik immer resilienter und effektiver. Wenn Wut „raus muss“, geschieht das im Zwiegespräch und der Kontakt bricht dennoch nicht ab. Steigerung der Resilienz geht, wie Moeller mit Blick auf Anna später bemerkt, Hand in Hand mit einer Verfeinerung von Emotionswahrnehmung und -differenzierung: „Wut ist vielleicht nicht nur Wut: Vielleicht *versteckt sich dahinter* Angst oder Schmerz oder Trauer; oder eine Liebe, die mir zu dicht wird; oder Neid; Eifersucht oder sadistische Lust [...] Das kann am Anfang keiner wissen. *Es wird sich zeigen*“ (ebd., 62). Der Autor prophezeit, dass Anna ihr „aggressives Gefühl“ – wie „jede andere Empfindung“ auch – in weiteren Zwiegesprächen immer „durchsichtiger“ werden wird: „Zwiegespräche lohnen sich allein schon wegen dieser Gefühlsbildung, dieser langsamen ‚Erziehung des Herzens‘“.

Soziologisch lautet die Pointe etwas anders: Annas Wut wird ihr nicht „durchsichtiger“. „Gefühlsbildung“ bedeutet nicht nur eine Entdeckung des „Dahinter“, sondern eher eine Konstitution. Was Anna wahrnimmt, erzeugt sie zugleich. Nichtsdestoweniger müsste diese emotionsontologische Drehung trivial bleiben, wenn sie nicht eingebettet wäre in ein Modell für den intersubjektiven Umgang mit Gefühlen. Emotionsmanagement in Annas Fall ist eine durch das Medium des Zwiegesprächs ablaufende, schrittweise Kleinarbeitung. Das grobe Gefühl von Wut, unbeherrschbar und übermächtig, wird qua methodisch gerahmter Kommunikation in kleinere Einheiten – wie Angst, Trauer, Neid, Eifersucht – zerlegt. Emotionale Intensität wird so verteilt und mittels dieses Zuschnitts beherrschbarer und leichter in das Gesprächsmedium einpflegbar.

Moeller selbst bemerkt nun, dass es sich dabei gleichzeitig um eine Entdeckung *und* eine Erzeugung handelt: „Es gibt Gefühle, von denen wir annehmen, sie überkämen uns einfach. Angst und Depression zum Beispiel. Auch sie haben wir uns ‚gemacht‘“ (ebd., 215; M4-DI-CI2). Seine „Erziehung des Herzens“, wie er es in Anspielung an Flaubert nennt, meint daher die introspektive Einübung von Emotionskonstitution als einem Prozess der *Ausdifferenzierung* und *Intensitätsminderung*. Sie ist in der obigen Szene die Vorbedingung für den Kommunikationsprozess des Zwiegesprächs, sofern Anna ihre Wut erst allein hinter dem Haus „rauslässt“. Moeller sieht dies später positiv als eine Übernahme von „Emotionsverantwortung“ (– ein Motiv, dass uns noch öfter beschäftigen wird und eine Art moralische Meta-Gefühlsregel darstellt). Annas Wut kann dann, in abgeschliffener Form, weiter ins Zwiegespräch überführt werden. Über viele Dialoge hinweg, in denen die Form eingeübt wird, stabilisiert sich das Medium, gewinnt an Resilienz und erlaubt eine Echtzeitkoordination zwischen Fühlen und (darüber) Sprechen. Im Ideal bietet das Zwiegespräch einen Kreislauf von Fühlen, darüber sprechen, das Gesagte emotional wirken lassen, es wieder klein-arbeiten und über neugewonnene Erkenntnisse erneut in Austausch gehen. Innerhalb des Zwiegespräch-Modells sehen wir sehr exakt ausbuchstabiert, wie Emotionsmanagement und Beziehungsarbeit kurzgeschlossen sind, wobei sich beide primär auf das Selbst richten und dessen Verantwortlichkeit für das je eigene Fühlen fordern.

Gesellschaftskritisch eingestellte (Emotions-)SoziologInnen könnten hierin nun einen weiteren psychotherapeutischen Ansatz sehen, der allein die Dyade oder das individuelle Subjekt in den Blick nimmt. Aber das stimmt nicht! Ganz in kritischer Absicht schreibt *der Psychoanalytiker*:

Der bedeutendste und unstrittigste Befund zur Paarbeziehung *in den modernen Industriegesellschaften* ist ihr Mangel an wesentlichem wechselseitigem Austausch. Die Paartherapeuten nennen das „communication gap“, Kommunikationskluft. *Dieser Befund ist politisch, vor allem ökonomisch verursacht. Paaren fehlt heute Zeit für sich selbst. Zeit ist Geld – auch die sogenannte private Zeit. [...]* Die Sprachlosigkeit der Paare ist im Klartext Beziehungslosigkeit. (Ebd., 37; meine Hervorheb.; M4-DI-CF2)

Aktive „Liebesarbeit“ (ebd., 116, M4-DI-CI3) ist eine Notwendigkeit der Dyade. Motiviert wird sie „in modernen Industriegesellschaften“ genau durch jenen Zeitmangel, den die

letzte Daten-Karte (6.2.1.3) thematisiert hatte. Die Zeit – metaphorisch als Kapital gefasst – fehlt. Sie fehlt für ausreichend Kommunikation, hinterlässt im Paar so eine „Kluft“ und stößt die Dyade in „Beziehungslosigkeit“, welche man auch einfach Entfremdung nennen kann (Jaeggi 2016). Kurz gesagt: Moellers Kommunikationsmodell für dyadisches Emotionsmanagement ist also durch eine gesellschaftskritische Entfremdungsthese motiviert. Zwar ändert das nichts daran, dass die Lösung bei ihm nicht in der Kollektivierung von Liebenden für eine bessere Gesellschaft, nicht in der Forderung nach kürzeren Arbeitszeiten, nicht in irgendeiner Reform oder gar Revolution besteht. Doch, es sei wieder betont, *dem Psychoanalytiker* vorzuwerfen, er blende die Gesellschaft bzw. soziale Makrostrukturen einfach aus – das wäre schlichtweg falsch (wir werden am Ende (6.2.6.1) darauf zurückkommen).

Ähnliche Bemerkungen zum Makrokontext finden wir auch im Ratgeber von Jutta Blume, einem Low-Seller aus der Mitte der 2000er mit dem Titel *Frauen wollen reden, Männer hören nicht zu*. Stark an John Gray erinnernd, führt auch ihre Überschrift die Rede bereits von Kommunikation als Schlüsselfähigkeit für geglückte Beziehungen. Was die Paartherapeutin ihren LeserInnen anbietet, ist indes kein geschlossenes Modell, sondern ein fest in den Grundannahmen Freudianischer Kultur verankerter Maßnahmenkatalog zur Beziehungsgestaltung. Sie rekonstruiert angebliche schadhafte Geschlechterbilder, „innere (Kind-)Anteile“ und die Dynamik von Nähe-Distanz-Konflikten usw.

Auch Blume weist nun darauf hin, dass es makrosoziale Strukturen sind, die Liebeskommunikation behindern. Sie verortet jene in bzw. als Sozialisationsinstanzen, die zwar auch in Geschlechterstereotypen, vor allem aber in familiären Mechanismen manifest werden. Sie weist darauf hin, dass es „in unserer Gesellschaft als Stärke [gilt], keine Schwächen zu haben oder zu zeigen“. Sie bezieht „Schwäche“ vornehmlich auf negative Emotionen: „Nicht die *Angst und der Schmerz* sind das Problem, sie gehören nun mal zum Spektrum unserer menschlichen Empfindungen. *Das wirkliche Problem ist, dass uns beigebracht wurde*, unsere so genannten unangenehmen Gefühle für Schwächen zu halten und dagegen ankämpfen zu müssen“ (Blume 2002, 141; meine Hervorheb.; M4-D2-C11). Emotionsmanagement wird also dann verstärkt notwendig, wenn negativ indexikalisierte Gefühle im Spiel sind, was besonders mit deren disruptiver Intensität zu tun hat. Auf ihnen liegt eine Bannbulle, die gebrochen werden will.

Wie genau das funktionieren kann und welch langen Weg blockiertes Emotionsmanagement nehmen muss, wenn es auch innerhalb von Liebesbeziehungen gelingen soll, möchte Blume mit der Geschichte ihrer Klientin Claudia veranschaulichen. In

wörtlicher Rede lässt Blume Claudia erzählen, dass sie „von klein auf gelernt [hat], mich zusammenzureißen. Es war zu Hause kein Platz für Gefühle. Auch meine Eltern rissen sich diesbezüglich zusammen, es war also üblich, Gefühle hinunterzuschlucken und nicht zu zeigen“. Erst Ende 20 habe sie das erste Mal überhaupt geweint und einen Wutanfall bekommen. Bis dahin „dachten alle, ich sei einfach cool“. Obwohl sie in ihrer Beziehung „für Offenheit kämpfte“, war sie es, „wenn ich ehrlich bin“, selbst nicht. Durch ein nicht weiter erläutertes Ereignis wird Claudia bewusst, „dass ich einfach mein Leben lang schon *die coole Nummer spielte*, obwohl ich *in Wirklichkeit empfindsam und gefühlvoll bin*“. „Ganz langsam“ verschiebt sich ihre Innerlichkeit und sie bemerkt „diesen Automatismus, der immer sofort einsetzte, wenn mich etwas berührte. Es war wie ein Reflex, ein Zucken – und schon war das Gefühl wieder weg“. Ihr „Bemerken“ wird zum Wendepunkt, ab dem sie die Wahl hat:

Die Wahl zwischen dem Automatismus und meinen Gefühlen. Anfangs traute ich mich noch nicht, mich auf das Gefühl einzulassen, denn es schien mir *wie ein tiefer Abgrund*. Also schlug ich noch mehrmals den Weg in den Automatismus ein, diesmal allerdings absichtlich. Dann ließ ich mich immer ein paar Sekunden länger, ganz vorsichtig, auf mein Gefühl ein. Es war irgendwie seltsam, als ich mit dreißig das erste Mal seit Ewigkeiten wieder spürte, wie für Sekunden Tränen in meine Augen stiegen. *Ich war richtig stolz auf mich und übte weiter*. Nach einigen Monaten gelang es mir, sozusagen *kontrolliert zu weinen*. Noch kein Schluchzen, aber immerhin liefen echte Tränen über meine Wangen. *Ich fühlte mich dabei einerseits traurig* denn das gehörte zu diesem Moment – und *andererseits wunderbar weich und liebevoll mit mir*. So komisch es vielleicht klingt: Es war traurig und schön zugleich! (Ebd., 145; meine Hervorheb.; M4-DI-CIF1)

Die psychotherapeutische Erzählung beginnt – wie typisch – im Elternhaus. Dessen Prägung durch sehr strikte Emotionskontrolle verschloss das Behälter-Selbst zu stark. Claudia benutzt die Metapher des „sich Zusammenreißen“. Die Macht der Gefühle soll so strikt kontrolliert werden. Das „Herunterschlucken“ gelingt zwar kurzfristig, hat jedoch langfristig eine Verhärtung ihres Selbst zur Folge.

Gelingendes Emotionsmanagement funktioniert in diesem Narrativ nur im Austausch zwischen Selbst und Welt, welchen es in Claudias Zuhause aber nicht gab. Dort war „kein Platz für Gefühle“. „Herunterschlucken“ und „sich zusammenreißen“ bedeutet eine

emotionale Reziprozitätsunterbrechung zwischen Selbst und Welt, auf die das Selbst mit einer Grenzverhärtung reagiert, um die intensiven Gefühle in sich in Schach zu halten. Für die soziale Umwelt wirkt das als „Coolness“. Jene setzt die Phänomenologie des Selbst aber unter unerträgliche Spannung („obwohl ich *in Wirklichkeit empfindsam und gefühlvoll* bin“). Sie entlädt sich, wenn auch unvollständig, als der Sehnsucht nach, ja den „Kampf“ um „Offenheit“ in der Liebesbeziehung. Ihn verliert Claudia notwendig, weil die Grundvoraussetzung *in ihr selbst* nicht gegeben ist. Die „coole Nummer“ soll auf ein pathologisches Emotionsmanagement hinweisen, dessen Manifestation im Begriff des „Automatismus“ hervortritt. Alle bedrohlichen, d.h. negativen oder sogar generell durch ihre Intensität überfordernden Gefühle werden „automatisch“, „reflex“-artig unter die Schwelle des Bewusstseins geschoben, oder freudianisch: „verdrängt“. Dieser Automatismus ist jene Bannbulle, welche gebrochen werden will. Die ersten Risse, das „Zucken“, mit dem bislang Emotionen im Selbst eingeschlossen wurden, offenbaren einen „tiefen Abgrund“. Gefühle werden hier zu einem natürlichen Phänomen metaphorisiert (vgl. 6.2.2.2), das sich bewusster Kontrolle gänzlich entzieht. Claudia kann nicht ad hoc in diesen „Abgrund“ hinuntersteigen, sondern muss weiterer ihrer alten Gewohnheit folgen. Nur sekundenweise kann sie sich auf ihr Gefühl „einlassen“ und muss dabei „vorsichtig“ bleiben. Nach vielen Durchläufen und ersten, kleinen Erfolgen kann sie zum ersten Mal – mit 30 Jahren – weinen, ihre Trauer spüren und gleichzeitig die Kontrolle behalten. Stolz hier ist ein starkes *Metagefühl* – ein Gefühl bezüglich anderer Gefühle. Mit ihm eröffnet das Narrativ zugleich eine Ebene zweiter Ordnung – Gefühle über Gefühle – und weist ein Kennzeichen gelungenen Emotionsmanagements aus. Diese Dopplung oder eher Abstraktion führt dann auch zur Ambivalenz, die Claudia, nachdem sie „kontrolliert weinen“ konnte, endlich fühlt. Negative Valenz von Trauer mischt sich mit der positiven von Freude. Dadurch wird das Gefühlsspektrum erweitert und die Kontrollfähigkeit vergrößert. Gelingendes Emotionsmanagement, so will die Geschichte klar machen, funktioniert nie mit Plötzlichkeit, sondern extrem inkrementell. Es gelingt manchmal „nur ein paar Sekunden“. Kleinschrittig wird das negative Emotionserleben aushaltbar und erzeugt ein Gefühl der Kontrolle, seinerseits sichtbar als das Metagefühl des Stolzes, des Stolz-seins auf die eigene Traurigkeit.

Blume verpackt das kurz vor Claudias in folgendes Rezept: „Um aus diesen Automatismen herauszukommen, genügt es zunächst, sie von ganzem Herzen erkennen zu wollen und bereit zu sein, unsere dahinter verborgene Verletzlichkeit zu spüren. Die erste wirksame ‚Sofortmaßnahme am Unfallort‘ ist die, uns selbst zu erlauben, unser aktuelles Gefühl zu spüren“ (ebd., 142; M4-D2-CF1]. Das „aktuelle Gefühl zu spüren“, auch intensive Negativität

nicht „herunterzuschlucken“ also unter die Schwelle des Bewusstseins zu schieben, entbirgt die „Verletzlichkeit“. Ihr Annehmen, mit Claudias Narrativ verstanden als kontrolliertes Zulassen negativer Emotionen, wird zum essentiellen Bestandteil der Übernahme von Emotionsverantwortung und Offenheit in Partnerschaften. Denn Wahrnehmen und Zeigen von Verletzlichkeit markiert jene Reife, welche besonders nötig ist, um Beziehungskonflikte zu navigieren. Im besten Fall werden sie zum „leidenschaftlichen Spiel der Selbsterkenntnis“: „Mein Partner ist nur der Auslöser für meine emotionale Reaktion, die Lösung liegt in mir. Dies ist die zentrale und gleichzeitig wichtigste Regel für einen wirklich gelungenen Streit!“ (ebd., III, M4-DI-CIF3).

Was wir hier beobachten können, ist, wie emotionale „Verletzlichkeit“ psychotherapeutisch als neue Norm inszeniert wird. Doch warum ist sie eine solch starke Vorlage und, extrapoliert man sie über den Bereich intimer Nahverhältnisse hinaus, sogar moralische Tugend (vgl. Furedi 2004)? „Verletzlichkeit“ emblematisch für einen bestimmten Modus von Emotionsmanagement. Sein Gravitationszentrum ist das Selbst, erfasst jedoch auch das Gegenüber und die soziale Interaktion. Wie gesehen, legte Blume uns zuerst nahe, dass die Unterdrückung von Emotionen einen früheren und falschen Modus verkörpert, der Schwäche und Stärke verwechselt. Das Ideal der Verletzlichkeit möchte diesen Fehler korrigieren. „Stärke“ soll nun nicht mehr stilles Aushalten und ostentative „Coolness“ heißen, sondern im offenen Kommunizieren von „schwierigen“ – d.h. negativen und intensiven – Gefühlen liegen. „Schwäche“, vormals assoziiert mit einem verachtenswerten Mangel an Disziplin, wird nun zum Mut, sich den eigenen Gefühlen zu stellen. Psychotherapeutisch informiertes Emotionsmanagement versteht Verletzlichkeit demnach als Stärke und nicht als Schwäche, sofern sie das Profil emotionaler Reife abbildet, die in einem schmerzhaften Prozess der Selbsterkenntnis gewonnen wurde. In und durch ihn werden Gefühle, ähnlich wie bei Michael Moeller, „entdeckt“ und das Unbeherrschte graduell ins Beherrschbare transformiert. Claudias Geschichte bietet dafür die narrative Illustration. Ihr Stolz signalisiert als Metagefühl das – vorläufige – Ende dieses Prozesses. Verletzlichkeit bedeutet die daraus hervorgegangene Errungenschaft. Ist Verletzlichkeit mit Selbsterkenntnis verquickt, da das Subjekt es ja mit den eigenen – unangenehmen – Emotionen zu tun bekommt, erwächst ihm daraus ebenso, wie in Claudias Narrativ, eine Wahl, d.h. Agency. Sie wird zur Ressource in Konfliktsituationen, womit das Ideal der Verletzlichkeit unter der Hand in die soziale Interaktion importiert wird und diese von der Zielvorstellung her anleitet. Nicht einfach Friede, Harmonie, Wohlwollen oder gar Wohlbefinden ist das ideale Ergebnis von Streit, sondern die Selbsterkenntnis und das kommunikativ offene Zeigen der eigenen Verletzlichkeit. Aus ihr mag dann wiederum all

das Gute fließen, ja. Doch die Lösung des Streits kann nicht im Anderen, nicht in der Interaktion und ihren Mustern, sondern eben primär dort, im eigenen Selbst, gefunden werden. Das „Samenkorn der Freiheit“ liegt in der „goldenen Regel“ verborgen, „dass sich niemand ändern muss, damit wir glücklich sein können“. Jeder muss für seine eigenen Emotionen Verantwortung übernehmen. Das Gegenüber ist „nur der Auslöser“, nicht mehr. Sich der Negativität stellen, ohne sie zu verleugnen, „offen“ damit umgehen, ohne den andern deswegen anzuklagen – das passiert in der bestmöglichen aller Streitereien.

Dieses Motiv, das die Lösung von Konflikten und allerhand anderer Beziehungsprobleme *nicht* im Außen auffindbar ist, kann als eine der schlagkräftigsten Botschaften von psychotherapeutischen Liebesratgebern überhaupt gesehen werden. Es ist einer der maßgeblichen Gründe für die treffende Namensgebung: *Selbsthilfe*. Das Genre lebt mitunter von diesem Motiv, insofern Abweichungen schnell in den Bereich des Pathologischen hinübergelupft werden und zu flächendeckenden Diagnosen Anlass bieten.

Einer der ersten Autorinnen, die dieses Manöver (massen-)überzeugend vollzog, war Robin Norwood. Mitte der Mitte der 1980er Jahre landete die Psychotherapeutin mit ihrem Buch *Women who love too much* (deutsch: *Wenn Frauen zu sehr lieben*) einen weltweiten, an ein weibliches Publikum adressierten Bestseller. Er wurde seitdem nicht nur immer wieder aufgelegt, sondern von anderen AutorInnen in seiner Grundbotschaft oft kopiert und genießt heute als Klassiker einen geradezu ikonischen Status.

Ich möchte ihre stark psychoanalytisch fundierte Monographie nun für zweierlei benutzen. Erstens hat Norwood eine klare Vorstellung von *falschem* Emotionsmanagement, in dessen Zentrum der Begriff der *Abhängigkeit* steht. Zweitens wird bei Norwood kann uns das Buch der Autorin darauf hinweisen, wie das – vornehmlich: weibliche – Selbst (Ego) seine Emotionen versucht zu beherrschen, indem es auf sein Gegenüber (Alter) Zugriff sucht. Dieser – in Norwoods Augen: pathologische – Mechanismus zeigt *ex negativo* die enge Verschaltung von Emotionsmanagement von Alter und Ego innerhalb des therapeutischen Beziehungsideals. Norwood hat, wie die Daten-Karte oben illustriert, eine Doppelstellung, sofern sie eine wichtige Schnittstelle beider Codes bildet.

Schon der Untertitel des Buches *Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden* macht Norwoods Kerngedanken klar: „Wir [Frauen, die zu sehr lieben] benutzen unsere zwanghafte Fixierung auf die Männer, die wir lieben, *um eigene Gefühle* von Schmerz, Leere, Angst und Wut zu vermeiden. Wir benutzen unsere Beziehungen wie Drogen, um die Erfahrung zu umgehen, *unsere Gefühle* ganz allein mit uns selbst aushalten zu müssen“ (Norwood 1986, 40; meine Hervorheb.; M4-D3-CI1). Wie auch schon bei Jutta Blume tritt hier das Ideal hervor,

eigene Gefühle wie Wut, Leere, Angst „spüren zu müssen“ und anhand dieser Fähigkeit die Gesundheit des (weiblichen) Selbst zu stärken.

Norwood radikalisiert diese Vorstellung jedoch, indem sie eine ganze Klasse von weiblichen Subjekten konstruiert, denen diese Fähigkeit nicht nur fehlt, sondern deren Gefühlsvermeidungsstrategien tendenziell krankhaft sind, sofern sie sich zu einer Sucht entwickelt haben. „Frauen, die zu sehr lieben“ messen den Grad ihrer Liebe an der Intensität des mit ihr verbundenen Leids. Sie nehmen die Nicht-Erfüllung ihrer Bedürfnisse in der Liebesbeziehung nicht nur hin, sondern entschuldigen das Verhalten ihres Partners mit dessen schlimmer Kindheit. Sie glauben, dass durch immer mehr Hilfe, Unterstützung und Hingabe ihr Partner sich ändern und seine verletzenden Gewohnheiten ablegen wird. Notorische Bezogenheit auf den Partner und der Versuch, ihn zu ändern, ist eine in der Kindheit wurzelnde Pathologie fehlgeleiteter Assoziationen:

Der Punkt ist nicht, dass wir einen Partner wählen, der Ähnlichkeiten mit unserem Vater oder unserer Mutter hat, sondern, dass wir in der Lage sind, *bei diesem Partner dieselben Gefühle zu erleben, dieselben Herausforderungen zu erfahren, mit denen wir es früher zu tun hatten*; wir lassen die uns *wohlvertraute Kindheitsatmosphäre* wiederaufleben und wenden *dieselben Manöver* an, in denen wir schon so gut geübt sind. Genau das stellt für die meisten von uns Liebe dar. (Ebd., 107; meine Hervorheb.; M4-D3-C12)

Was das weibliche, zu sehr liebende Selbst sucht, ist also nicht ein Partner, der einem mit strategischer Genauigkeit aufgestellten Kriterienkatalog (groß, reich, gutaussehend, humorvoll etc.) entspricht. Auch geht es nicht um eine elterliche Ähnlichkeit. Es geht um die *Ähnlichkeit der Gefühle*, die während einer „wohlvertrauten Kindheitsatmosphäre“ verspürt wurden: „Es gibt nichts Faszinierenderes als das Gefühl von rätselhafter Vertrautheit, wenn ein Mann und eine Frau zueinanderfinden, deren Verhaltensmuster zusammenpassen wie die Stücke eines Puzzles“. Das Ziel der Zusammensetzung dieses Puzzles ist dann die Reinszenierung eines Kindheitskonflikts, der nun verspricht gelöst werden zu können: „Indem Sie zu sehr lieben, versuchen Sie, Ihre alten Gefühle von Angst, Wut, Frustration und Schmerz zu überwinden. Die Beziehung abubrechen hieße demnach, auf die wertvolle Chance zu verzichten, für erlittenes Unrecht entschädigt zu werden und endlich Ruhe zu finden“ (ebd., 130; M4-D3-CF2).

Liebesbeziehungen werden so zu einem Simulacrum kindlicher Vergangenheiten, deren erwachsene Wiederholung ein Happy End zwar verspricht, aber nicht einlösen kann. Denn dessen Lieferung wird blockiert von unbewussten Verstrickungen in vertraute Muster, die als „Abwehrmechanismen“ für negative Gefühle wie Angst, Wut und Hilflosigkeit fungieren. Gefangen in der Angst vor der Angst als tragischem Metagefühl, entwischt den Frauen, die zu sehr lieben, das glückliche Ende. Ihr Emotionsmanagement bleibt orientiert an der zerstörerischen Prämisse, dass Lieben Leiden erfordert, wenn nicht sogar, dass beides koextensiv ist. – Diese Prämisse, so Norwood, hat ihren Ursprung zwar in kindlichen Mustern, wird jedoch verstärkt durch die Echokammern hoher wie niederer Kunst:

Vom Schlager bis zur Oper, vom Groschenroman bis zur klassischen Literatur, von der täglichen Fernsehserie bis zum hochgelobten Film und Theaterstück – wir sind umgeben von zahllosen Beispielen dafür, wie perspektivlose, unreife Beziehungen verklärt und verherrlicht werden. *Ständig reden uns diese kulturellen Vorbilder ein, die Stärke der Liebe ließe sich am Grad des durch sie verursachten Leidens messen, und nur wer wirklich leide, liebe auch wirklich.* (Ebd., 85; meine Hervorheb.; M4-D3-CI3)

Wie schon bei Moeller und, wenn auch schwächer, bei Blume ist die Bezogenheit auf kindliche Verhaltensweisen kombiniert mit einer Gesellschaftskritik. Bei Norwood trifft sie besonders die (pop)kulturelle Sphäre. In ihr verortet sie ein falsches Ideal, welches „unreife Beziehungen verklärt und verherrlicht“. „Unreife Beziehungen“ meint hier vor allem solche, in denen die Frau versucht – und es in den fiktiven Szenarien auch schafft –, einen Mann durch ihre Liebe an sich zu binden resp. In ihm zu einem Sinneswandel zu bewegen. Popkulturelle Vorlagen sind deswegen so verhängnisvoll, weil sie die fehlerhafte Vorstellung verkaufen, eigenes Liebesleid lasse sich beenden, indem die Beziehungsarbeit nicht – wie es eigentlich nötig wäre – auf das Selbst konzentriert wird, sondern auf den – vermeintlich – defizitären Partner. Meistens als Hilfe getarnt, ist das wahre Motiv doch egoistisch:

[D]er Glaube, dadurch glücklich zu werden, dass er sich verändert. Natürlich ist es nicht falsch, glücklich sein zu wollen, aber wenn wir die Quelle dieses Glücks außerhalb von uns selbst suchen, es in die Hände eines anderen Menschen legen, dann weichen wir damit unserer

Fähigkeit und Verantwortlichkeit aus, unser eigenes Leben positiv zu verändern. (Ebd., 218; meine Hervorheb.; M4-D3-C12a)

Emotionsmanagement von Alter ist generell eine Sackgasse. Glück oder Unglück in einer Liebesbeziehung kann nur erreicht werden, wenn darauf ganz verzichtet und die eigene Emotionsverantwortung so vollständig als möglich übernommen wird. Wie schon bei Blume, die hier vom „Samenkorn der Freiheit“ sprach, ist individuelle Autonomie das Gebot der Stunde. Dazu braucht es jedoch eine therapeutisch supervidierte Wiederentdeckung kindlicher Gefühlsmuster und -miseren. An ihrer Entstehung sind jene Frauen, die zu sehr lieben, zwar nicht Schuld. Aber, nachdem sie Norwoods Buch gelesen und sich selbst dadurch tiefer erkannt haben, sind sie auf eine Verhaltensmodifikation quasi verpflichtet, sofern daraus neue Optionen zur emotionalen Selbstkontrolle erwachsen. Denn, wie Eva Illouz schreibt: „In der therapeutischen Kultur kommt es zu einem Gewinn an Autonomie, wenn das Subjekt verstehen kann, inwiefern seine Vergangenheit seine gegenwärtige Situation bedingt“ (Illouz 2012, 270). So erst kann die „Quelle des Glücks“ ins Selbst zurückverschoben und damit die Sucht nach leidvollen Liebesbeziehungen genauso geheilt werden wie z.B. die Abhängigkeit vom Alkohol. Im Verzicht auf die „Droge Mann“ und dem Beenden aller „Manöver“ zu seiner Änderung – was auch einfach Trennung heißen kann – nährt sich die Frau, die zu sehr liebt, dem Ideal psychischer Gesundheit. Sie überwindet ihr Liebesleid oder verhindert es von vornherein, indem sie sich ihren negativen Gefühlen stellt und nicht mehr die ihres Gegenübers um Liebe und Anerkennung willen zu kontrollieren sucht.

Zusätzlich zu dieser negativen Vorschrift braucht es aber noch eine Zielvorstellung. Ihren Leserinnen stellt Norwood dazu ein Ideal des Emotionsmanagements von Alter vor, das in einem alten Märchen aufgehoben ist: *Die Schöne und das Biest*. Oberflächlich betrachtet, könnten LeserInnen glauben, es gehe dort um genau dasselbe Dilemma wie vorher: „dass eine Frau die Macht hat, durch ihre hingebungsvolle Liebe einen Mann zu verwandeln. [...] Indem Labelle, die Schöne, das schreckenerregende Untier bedingungslos liebt (Verleugnung), erlangt sie anscheinend die Macht, es zu verändern (Kontrolle)“. Diese Lesart allerdings hält Norwood für oberflächlich und als Erklärung für das historische Überleben der Erzählung unzureichend. Das Märchen transportiere vielmehr „ein wichtiges metaphysisches Gesetz [...], eine Lehre, die lebendig und zeitlos ist“. Es gleiche einer „geheimnisvollen Schatzkarte“, die zu jener Truhe führe, in der das Happy End schlummere. *Die Schöne und das Biest* will die „Fähigkeit zur Akzeptanz“ lehren. Sie ist das

„Gegenstück zu Verleugnung und Kontrolle“: „die Bereitschaft nämlich, die Realität zu erkennen und zuzulassen – ohne das Bedürfnis, sie verändern zu müssen“.

Labelle hat kein Verlangen danach, das Ungeheuer zu ändern. Sie beurteilt es realistisch, *akzeptiert es so, wie es ist, und findet Gefallen an seinen positiven Eigenschaften*. Sie versucht nicht, aus dem Ungeheuer einen Prinzen zu machen. Sie sagt nicht: „Wenn es kein Tier mehr ist, werde ich glücklich sein.“ Sie *bemitleidet es nicht für das, was es ist, und versucht nicht, es zu verändern*. In diesem Verhalten Labelles liegt die Lehre und Weisheit des Märchens. *Weil sie akzeptieren kann, gewinnt auch dieses Wesen endlich die Freiheit, das Beste aus sich selbst zu machen*. Dies ist nun zufällig ein hübscher junger Prinz (und der perfekte Partner für sie), was die Belohnung ihrer Fähigkeit zu akzeptieren, symbolisiert. (Ebd., 218; meine Hervorheb.; M4-D3-CIF4a)

Emotionsmanagement von Alter kann durchaus auf Linie mit den Idealen von Autonomie, persönlicher Freiheit und psychischer Gesundheit gebracht werden. Paradox daran ist, dass die Synchronisierung nur *passiv* funktionieren können soll. Emotionsmanagement des Gegenübers erreicht das Ziel der Änderung des Anderen, indem diese Änderung nicht forciert wird. Akzeptanz des Status quo soll Alter „endlich die Freiheit [gewähren], das Beste aus sich selbst zu machen“. Akzeptanz wird an die Anerkennung der Autonomie des Gegenübers gekoppelt und damit zur moralischen Grundhaltung stilisiert. Auch erlaubt erst der Verzicht auf den Versuch intentionalen Eingreifens in die Gefühlswelt des Gegenübers eine echte Rückbesinnung auf das eigene Fühlen. Akzeptanz ist ein Ideal, welches das Emotionsmanagement sowohl von Ego wie von Alter umgreift. Es fordert, dass die eigenen Gefühle nicht unterdrückt, sondern anerkennend wahrgenommen werden, auch wenn sie unangenehm sind. Außerdem gibt es vor, wie die verändern-wollende Hinwendung auf das romantische Gegenüber limitiert werden muss, um effektiv zu sein. Das Ideal der Akzeptanz wird indes als „metaphysisches Gesetz“ und „zeitlos“ nobilitiert und so quasi-religiös universalisiert und so dem Bereich sozialer Aushandlung entzogen.

6.2.2.1.2 Zwischenfazit I

Bevor wir noch tiefer in das Thema des Emotionsmanagements von Alter einsteigen, fassen wir die bisherigen Ergebnisse der Interpretationen zusammen und achten dabei auf die roten Fäden, welche immer mindestens zwei der drei Bücher durchziehen.

Ein Motiv, das allen drei AutorInnen gemeinsam ist: die Übernahme von *Verantwortung*. Bei Moeller betraf sie das „Arbeitsbündnis“ des Zwiegesprächs und nimmt Bezug auf Emotionen, sofern dieser Dialogtyp das Medium ihrer dyadischen Verarbeitung bereitstellt. In Moellers Geschichte von Anna und ihrem Ehemann Matthias war es vor allem Annas Wut, für die sie zuerst allein zuständig war und im Vorhinein des Gesprächs hinter dem Haus „ablassen“ musste. Erst danach konnten beide mit der gemeinsamen *Kleinarbeitung* und gleichzeitigen Intensitätsminderung des mächtigen Gefühls beginnen. Sie trugen die Emotionsverantwortung für Annas Wut gemeinsam und schleusten sie durch den mehrstufigen Prozess des Zwiegesprächs. Im Entwurf von Blume bedeutete Emotionsverantwortung weniger einen dyadisch ablaufenden Prozess, sondern im Rückbesinnen auf den vermeintlichen Ursprung der Emotion. Das Gegenüber ist „nur der Auslöser“ für sie und kann daher nicht zur Diffusion herangezogen werden. Delegation ist für Blume deswegen nicht wünschenswert, da Verantwortung für Emotionen mit Freiheit und Autonomie verschaltet ist. Dasselbe gilt für Robin Norwood. Erst wenn das romantische Gegenüber als Mittel zur Vermeidung von negativen Emotionen nicht mehr infrage kommt, kann das Selbst seine Autonomie stabilisieren und seine Abhängigkeit, die stets Gefahr läuft, zur Sucht zu werden, überwinden.

Was damit aus soziologischer Sicht verschleiert wird, ist, dass das Selbst und seine Emotionen ebenso der Anerkennung des Gegenübers bedürfen, insofern sie Produkte eines sozialen Geschehens sind. Deswegen ist die Übernahme von Verantwortung für die eigenen Emotionen eine letztlich undurchführbare Abnabelung von einem konstitutiven Interaktionsprozess. Ein solches Unterfangen scheint in seiner Reichweite viel begrenzter, als die Psychotherapeuten es annehmen möchten. Moeller übersieht dieses Problem zwar auch, führt aber das Gespräch als Medium ein und kreiert damit einen Prozess, in dem das Verlangen nach Autonomie, die Übernahme von Verantwortung und das gegenseitige Anerkennen ineinanderfließen und synchronisiert werden können.

Eng verbunden mit der Verantwortung für Emotionen ist die Regel, *Gefühle zu spüren* und die daran hängenden *Metagefühle*. Bei allen drei AutorInnen werden Skrupel proträtiert, negative und besonders intensive Gefühle wie Wut oder Trauer zu durchleben. Moellers Protagonistin Anna ist auf ihren Mann sehr wütend und er hat Angst vor dieser Wut; Blumes

Charakter Claudia fürchtet sich vor ihrer Traurigkeit und ist stolz, als sie es schafft, mit 30 das erste Mal zu weinen; Norwoods Klientinnen benutzen ihre Partner, um eigenen Gefühle von Leere und Hilflosigkeit nicht wahrnehmen zu müssen und ängstigen sich vor der Einsamkeit nach einer potentiellen Trennung. Metagefühle bilden die Ebene zweiter Ordnung des Emotionsmanagements ab und helfen dabei, sein Ge- oder Misslingen zu markieren.

Gemäß den jeweiligen Entwürfen unterschiedlich zwar, doch in allen drei Monographien finden wir distinkte *Ideale* des Emotionsmanagements. Moellers Zwiegespräch zeigte uns ein solches in Gestalt seines Zwiegespräches, sofern beide es als „Arbeitsbündnis“ aufrechterhalten und so dauerhaft an der klassischen Metapher LIEBE IST ARBEIT orientieren. Auf diese Weise gewinnt das Medium immer mehr Resilienz und ist imstande, auch intensive Emotionen wie Wut zu tragen, was die Dyade langfristig stabilisiert. Blumes Ideal schwappt zwar auch auf Dyade über, ist aber nicht primär auf sie gerichtet. „Verletzlichkeit“ ist mit dem Zulassen (wie oben: „Spüren“) von negativen Emotionen verbunden. Das Ideal ist der Gegenentwurf zu einem Emotionsmanagement, das auf „Stärke“ ausgerichtet war, worunter das innere „Herunterschlucken“ von Gefühlen und eine Art äußerer „Coolness“ verstanden wurde. DAS SELBST IST EIN CONTAINER war hier die maßgebliche Metaphorik. „Verletzlichkeit“ ist nun eine neue Norm, die negative Emotionen als legitimen Teil des menschlichen Gefühlsspektrums verstehen möchte und z.B. Mut zur Traurigkeit – als Metagefühl – zur „wahren Stärke“ und Anzeichen emotionaler Reife erklärt. Das Ideal der Verletzlichkeit kulminiert also in der Paradoxie starker Schwäche. Solche Manöver finden wir auch in Norwoods Konzeption von „Akzeptanz“. Sie bezieht sich einerseits auf die eigenen Gefühle, welche durch die Konzentration auf den Partner vermieden werden sollen. Andererseits schlägt die Akzeptanz eine Brücke zum Emotionsmanagement von Alter. Mitleid z.B. soll vermieden werden, sofern es den Versuch zur intentionalen Lenkung von Gefühlen des Gegenübers befeuert. Wenn überhaupt soll das romantische Gegenüber zu einer Veränderung gebracht werden, indem es ohne Abstriche akzeptiert wird. Effektives Emotionsmanagement von Alter funktioniert nach Norwood nur passiv, paradox formuliert: durch absichtliche Absichtslosigkeit. Mindestens bei Blume und Norwood sind die Ideale des Emotionsmanagements gekennzeichnet durch derartig intrinsische Widersprüche.

Der letzte rote Faden, der alle drei Liebesratgeber durchzieht, ist (überraschenderweise) ihre *Gesellschaftskritik*. Moellers Zwiegespräch ist motiviert durch das, was er „communication gap“ nennt – einen Zeit- und Kommunikationsmangel von Paaren in heutigen Leistungsgesellschaften. Eine immer strenger werdende Taktung von Alltags- und

Berufsleben beengt die Intimität so sehr, dass viele Paare in die Beziehung der Beziehungslosigkeit (Entfremdung) hineinrutschen. Das Format des Zwiegesprächs wird zum Gegenmittel für gesellschaftsbedingte Anomie der Dyade. Auch Blume und Norwood thematisieren das Beziehungsglück gefährdende Makrostrukturen. Bei Blume ist es vor allem die in vielen Familien vermittelte Emotionsphilosophie von Härte und Stärke, welche den Individuen ihren Zugang zur eigenen Gefühlswelt abschneidet und besonders für negative Gefühle nur Repression übrighat. Nach Norwood kolportiert die künstlerische Sphäre schädliche Vorstellungen, sofern sie Lieben und Leiden gleichsetzt. Die Autorin prangert sie als kulturelle Echokammer an, in denen schmerzhaften Kindheitserfahrungen noch verstärkt werden und so Beziehungsstrategien darstellen, die emotionale Abhängigkeit befördern.

Als Ironie all dieser Kritikpunkte mag der Soziologe die Komplizenschaft der Ratgeber beim Kritisierten sehen, sofern diese selbst Teil einer psychologischen Rationalität sind. Jene die priorisiert individuelle Verantwortung, propagiert widersprüchliche Ideale für den Umgang mit Emotionen und problematisiert meistens die Eigendynamik der Dyade. Andererseits wäre es ein vorurteilsgetriebener Fehlschluss, Ratgebern die Möglichkeit der Kritik insgesamt abzusprechen und ihren moralischen Anspruch als verbrämte Ideologie z.B. des Neoliberalismus zu verfemen. Das wird besonders am nächsten Beispiel deutlich werden.

6.2.2.1.3 Kontrolle durch Schuld & männliche Gummibänder

Der Ratgeber Ann Jones und Susan Schechter *Das ist die wahre Liebe nicht* (im Englischen Original *When Love Goes Wrong*) ist kein so berühmter Bestseller wie der von Norwood, stammt aber ungefähr aus der gleichen Zeit. 1992 in den USA renommiert von Harper Collins publiziert, kam die Übersetzung bereits ein Jahr später bei Rowohlt heraus und wurde 1995 als Taschenbuch gedruckt. Auch wenn die Lektüre schon gut 20 Jahre alt ist, bietet sie immer noch einen hervorragenden Kontrastfall vor allem zu Norwoods Klassiker, sofern die Autorinnen, wie wir gleich sehen werden, die Therapeutin stark kritisieren.

Die Amerikanerinnen schrieben das Buch in Anlehnung an eine langjährige Arbeit in Chicago, wo sie ein Zentrum für von ihren Partnern misshandelte Frauen aufbauten und leiteten. Sie sind *keine* Psychotherapeutinnen, sondern als Sozialarbeiterinnen mit einer Klientel vertraut, die nicht die finanziellen Mittel für eine individuelle Psychotherapie aufbringen kann. Vom Feminismus der 70er Jahre geprägt, betreuten Jones und Schechter in aller Regel Opfer häuslicher Gewalt. Ihr Buch ist gefüllt mit deren z.T. herzerreißenden

und erschütternden Geschichten. Es hat den Anspruch, Frauen in ihnen oft ausweglos erscheinenden Situationen zur Seite zu stehen und schildert dazu Erfahrungsberichte von anderen Opfern, die im äußersten Fall dem Tod durch die Hand ihrer Partner nur knapp entkommen sind. Ich behandle das Buch deswegen, weil es eine Extremseite emotionaler Fremdkontrolle zu Tage fördert und nicht, wie bei Norwood, von Frauen, sondern von (ihren) Männern ausgeht. Vor diesem Hintergrund haben Jones und Schechter u.a. folgendes an Norwood auszusetzen:

Solange Sie an einer Beziehung kleben, mögen Ihnen Erläuterungsmodelle wie „Co-Abhängigkeit“, „Masochismus“ oder „Sucht nach Liebe“ nützlich vorkommen. Das Dubiose daran ist: Einerseits können Ihnen diese Theorien dazu verhelfen, dass Sie sich wohler fühlen, denn sie vermitteln Ihnen den Eindruck, jemand habe Verständnis für Sie, Sie selbst hätten die Situation im Griff, zudem gebe es Hoffnung auf Besserung. Andererseits werden Sie dazu gebracht, Ihr Augenmerk immer nur auf sich zu richten, immer nur an sich selbst zu arbeiten und immer nur sich selbst die Schuld zu geben. (Jones und Schechter 1993, 127; M4-D4-CII)

Jones und Schechter zufolge betrügen Norwood und andere Frauenratgeber ihre Leserinnen also gleich auf zwei Ebenen. Die von ihnen produzierte Solidarität gaukelt zu viel Agency vor und sät falsche Hoffnung. Zwar gehen Jones und Schechter hier nicht zu tief ins Detail, doch lässt sich unschwer schließen, dass „Akzeptanz“ als Modus emotionalen Managements von Alter – hier z.B. eines gewalttätigen Ehemannes – ein hochgradig kontraproduktiver Ansatz sein kann. Sie erlaubt dem Täter seine Misshandlungen fortzuführen, während das Opfer – z.B. die geschlagene Partnerin und/oder ihre Kinder – fälschlich auf das Mittel der absichtsvollen Absichtslosigkeit vertraut. Andererseits – und hier konvergieren soziologische Kritiken mit denen der beiden Autorinnen – wird das Selbst und seine Kindheit in den Fokus gesetzt. Epiphanische Retrospektion und dauernde Optimierung als Arbeit am Selbst sollen es richten, während beides von einem Gefühl der Schuld getragen und getrieben wird. Was Jones und Schechter an Norwood beklagen, ist, dass durch diesen Doppelschlag viele Opfer, die *Wenn Frauen zu sehr lieben* lesen, ihren Peinigern *freiwillig* ausgeliefert bleiben. Und, schlimmer noch, sich genau einpassen in eines der „frappierendsten Ergebnisse“ auch von Eva Illouz letzter Studie, nämlich dass „sich

Frauen oft selbst für ihre romantischen Schwierigkeiten und Fehlschläge verantwortlich machen, was Männer nur in einem sehr viel geringeren Maße tun“ (Illouz 2012, 277).

Die Frage, die uns nun beschäftigen soll, dreht sich um die Mechanismen des missachtungsvollen Emotionsmanagements, welches die männlichen Charaktere in *Die wahre Liebe ist das nicht* benutzen, um ihre Partnerinnen zu manipulieren oder sogar zu terrorisieren. Jones und Schechter bieten bereits zu Anfang ihrer Monographie eine Liste der beliebtesten Techniken, welche die Männer – begrifflich als „Kontrollierer“ gefasst – anwenden, um ein Machtgefälle zwischen ihnen und ihren Partnerinnen entweder aufzubauen oder zu perpetuieren. Hierzu zählen: *Kontrolle durch Kritik* („Mein Partner gibt mir das Gefühl, das ich immer alles falsch mache. Nichts ist ihm gut genug.“); *Kontrolle durch Launenhaftigkeit, Wutausbrüche, und Drohungen* („Wenn ich fünf Minuten zu spät komme, habe ich Angst, dass er wütend ist.“); *Kontrolle durch übertriebene Fürsorglichkeit* („Mein Partner ist eifersüchtig, wenn ich mit Fremden rede“). Diese Liste und die dazugehörigen Beispiele ist verlängerbar und umfasst das Infragestellen der Wahrnehmung der anderen Person, Ignorieren von Bedürfnissen, und geht bis hin zu sozialer Isolierung, Einschüchterung, sexueller Erniedrigung und schließlich roher Gewalt.

Aus diesem Arsenal, das von kleinen Ticks bis hin zu handfesten Straftatbeständen reicht, sticht ein Kontrollmanöver heraus, das hinsichtlich des Emotionsmanagements von Alter auch deswegen besonders interessant scheint, weil es in eine Kerbe schlägt, die Illouz in ihrem Zitat erwähnt und von Norwood (zumindest vorgeblich) vertieft wurde. Gemeint ist die *Kontrolle durch Schuldzuweisungen*. Jones und Schechter geben ähnlich wie oben zitiert auch dafür in kurzen, in der Ich-Form geschriebenen Sätzen generische Beispiele: „Mein Partner sagt, er werde sich umbringen, wenn ich ihn verlasse. Und ich sei dann schuld daran“; „als mein Partner seinen Job verlor, gab er mir die Schuld. Jetzt weigert er sich zu arbeiten“; „mein Partner behauptet, bei anderen Leuten sei er immer gutmütig; wenn er die Kontrolle verliere, müsse das an mir liegen“ (Jones und Schechter 1993, 37; M4-D4-CIF4). – All diesen miniaturisierten Szenarien liegt, wie die Autorinnen betonen, jene soziale Trope der Schuldzuweisung zugrunde. Mal wird sie in den Dienst der Aufrechterhaltung mentaler Gesundheit eines anderen gestellt (Selbstmord), mal soll sie strukturelle Umstände und/oder persönliche Fehler kaschieren (Jobverlust), mal sucht sie soziale Ungeschicklichkeit zu erklären (Kontrollverlust). In all diesen Fällen wird Schuld als moralische Waffe eingesetzt bzw. als solche missbraucht. „Kontrollierer“ tun dies, indem sie den Handlungseinfluss ihres Gegenübers argumentativ so dermaßen überdehnen, dass dieses Gegenüber nur an seiner Aufgabe scheitern kann. So erzeugen sie in ihrem Opfer eine Schamreaktion, die ihrerseits zur starken Minderung des (weiblichen) Selbstwertes führt. Ist

das Opfer einer derartigen Manipulation auch noch um das Wohlbefinden seines Gegenübers ehrlich besorgt, wird es nun für *dessen* Verhalten mit einem schlechten Gewissen betrafft. Damit verstrickt der Kontrollierer sein Gegenüber in ein asymmetrisches Machtgefälle und erhält jenes durch immer neue, beschämende Attacken auf dessen Selbstbewusstsein aufrecht. Er stabilisiert seinen eigenen fragilen Selbstwert, indem er die psychologische Gefangenschaft seiner Partnerin immer mehr vertieft.

Scham und Schuld sind beim Bau solch psychologischer Gefängnisse allerdings nicht die einzig möglichen Bausteine. Jones und Schechter beschreiben eine weitere, vielleicht sogar noch maliziösere Strategie des Emotionsmanagements von Alter. Sie basiert auf einem ständigen Wechsel „von ‚schlechtem‘ zu ‚gutem‘ Verhalten“, der besonders dann von „Kontrollierern“ angewendet wird, „wenn sie befürchten, dass sie zu weit gegangen sind. Einen Streit folgt dann ein Strauß Rosen, einem blauen Auge folgen Tränen der Reue“. Was die Betroffenen nicht sehen können, ist, laut den Autorinnen, dass beide Teile in einem engen Verhältnis stehen. Sie fungieren als Tag- und Nachtseite desselben, von außen aber unberechenbaren und widersprüchlichen Mechanismus.

Wäre der Kontrollierer immer „schlecht“, würde keine Frau bei ihm bleiben. Da er aber auch „gut“ ist, bringt er seine Partnerin dazu, auf Besserung zu hoffen und an der Beziehung festzuhalten. Eine Frau klammert sich eigenartigerweise oft an diese Hoffnung, auch wenn der Kontrollierer sich „schlecht“ aufführt oder sie die meiste Zeit schlichtweg ignoriert. (Ebd., 49; M4-D4-CIF3]

Im Zentrum der Strategie steht, wie das Zitat deutlich macht, die Hoffnung. Sie wird durch eine Oszillation bewerkstelligt, die die Betroffene zu immer neuen Rechtfertigungen und damit zum Bleiben verführt. Besonders in Grenzsituationen wird die Doppelstrategie gefahren und so der Rahmen des noch Akzeptablen, des noch Erträglichen immer weiter ausgedehnt. Selbst kleine Gesten können schließlich als Anlass herhalten, um vermeintlichen Fortschritt in der Beziehung zu signalisieren und darauf zu spekulieren, von nun ab werde die Situation besser. Neben solch trügerischer Hoffnung schafft diese Strategie außerdem eine grausame Ambivalenz: „Wenn er ‚gut‘ ist, liebt sie ihn oder glaubt zumindest, es sei richtig, die Beziehung fortzuführen. Wenn er ‚schlecht‘ ist, hasst sie ihn und möchte ausbrechen“. Installiert wird ein konstantes Wechselspiel zwischen Liebe und Hass, wobei das Kippen vom einem ins andere jederzeit geschehen kann, sofern es nicht von den eigenen Transgressionen abhängt. Der „Kontrollierer“ verhindert auf diesem Weg die

Entwicklung von Entschlossenheit in seinem Gegenüber. Er untergräbt getroffene Entscheidungen immer wieder und solange, bis die Betroffene das Vertrauen in sich selbst einbüßt, bis sie das eigene Urteilsvermögen fundamental infrage stellt und die Schuld wiederum bei sich sucht.

Frauen sind, wie die Autorinnen betonen, für solche Muster besonders anfällig, weil sie von heutigen Gesellschaften oft genug „unterbewertet und unterprivilegiert“ werden: „Unser Selbstwertgefühl bekommt es Tag für Tag zu spüren, dass wir in einer sexistischen, rassistischen, mit Klassenvorurteilen behafteten Gesellschaft leben“ (ebd., 164; M4-D4-C12). Das macht es ihnen zufolge für kontrollierende Männer besonders einfach Machtgefälle aufzubauen, die durch Schuld, Scham, falsche Hoffnung und Ambivalenz gefüttert werden. Sie verstärken so die Wände eines psychologischen Gefängnisses, das mit der individuellen Kindheitsgeschichte nicht erklärbar und dem durch ihre Aufarbeitung nicht entronnen werden kann. Im Gegensatz zu Norwood ist laut Jones und Schechter Akzeptanz nicht die Lösung, sondern nur das Einsehen eigener Schuldlosigkeit, Entschlossenheit ggf. zur Trennung, das Suchen professioneller Hilfe und weibliche Kollektivierung.

Das letzte Beispiel für Emotionskontrolle, die sich nicht auf das Selbst, sondern auf dessen Gegenüber richtet, hat ein viel niedrigeres Kaliber. Die Darstellung wird kurz bleiben, dennoch führe ich es aus zwei Gründen an. Erstens bietet sie zu Jones und Schechter einen Kontrastfall und zeigt zweitens die Überschneidung mit Norwood. Der Autor ist uns bereits mehrfach begegnet ist: John Gray.

Der Kontrast zu Jones und Schechter kommt vor allem daher, dass Gray weder die oft problematische Situation des weiblichen Geschlechts und dessen vielfach unfaire Behandlung erwähnt, noch auf irgendwelche Makrostrukturen eingeht, die in Dyaden manifest werden. Wenn Norwood wenigstens noch einen Sinn für ihre kulturelle Umwelt hatte und wie diese insbesondere auf Frauen wirkt, fällt das bei Gray nicht ins Gewicht. Er beschreibt ausschließlich die Dynamiken der Dyade, rekuriert als auf die Kindheit als wichtiges Deutungsmuster und hat Fälle im Auge, in denen emotionale und physische Gewalt nicht vorkommen.

Gleichzeitig zeigt er eine große Nähe zu seiner Kollegin Robin Norwood, sofern auch er annahmt, dass bewusste Versuche zur Veränderung des Partners fehlschlagen müssen: „Auf vielfältige Weise versucht sie ihn zu verändern oder zu verbessern. Sie ist der Meinung, dass ihre Änderungsversuche aus reiner Liebe geschehen. Aber er fühlt sich kontrolliert, manipuliert, zurückgewiesen und ungeliebt. Er wird störrisch alles zurückweisen, weil er das Gefühl hat, sie lehnt ihn so, wie er ist, ab“ (Gray 1998, 165; M4-D5-C11). Obwohl es Gray

nicht wie Norwood darum geht, dass die Veränderung/„Verbesserung“ des Gegenübers dazu dient, die eigenen Gefühle in Schach zu halten, sondern um eine ungleiche Wahrnehmung des Versuchs – sie tut es aus Liebe, er fühlt sich ungeliebt –, bleibt das Ideal gleich. Einflussnahme gelingt nur durch „das liebende Vertrauen und die Akzeptanz, die er braucht, damit er sich allmählich verändern und wachsen kann“.

Entscheidend für die Effektivität dieser Akzeptanz ist das Verständnis eines bestimmten männlichen Musters, das Gray in einer Metapher zusammenfasst: *„Männer sind wie Gummibänder. Wenn sie sich entfernen, gehen sie nur eine bestimmte Strecke weit und kommen dann mit Schwung wieder zurück“* (ebd., 110; meine Hervorheb.; M4-D5-CF2). Das Gummiband ist sein Bild, um die für Männer charakteristische Version des Nähe-Distanz-Konflikts einzufangen. Erst wenn die Frau dies verstanden hat, wird sie nach Gray in der Lage sein, den männlichen Rückzug in seine Höhle („man-cave“) zu akzeptieren und ihm nicht aufgrund von Ängsten des Verlassen-werdens vor dem Eingang auflauern. Sie muss ihre Angst managen, um sein Autonomiestreben akzeptieren zu können. Erfüllt sie diese Gelingensbedingung, verspricht Gray:

Zwangsläufig wird ihr Partner aus seiner Passivität erwachen und viele der Veränderungen, die sie braucht, in Angriff nehmen. Wenn sie aufhört, zu viel zu geben, weil sie endlich ein gesundes Selbstwertgefühl entwickelt, wird er aus seiner Höhle kommen und anfangen, Raumschiffe zu bauen, damit er zu ihr kommen und sie glücklich machen kann. (Ebd., 73; meine Hervorheb.; M4-D5-CF1)

Damit wird eine wichtige Kreuzung des Emotionsmanagements von Alter und Ego deutlich. Sie muss ihre Ängste kontrollieren und ein „gesundes Selbstwertgefühl“ mit Autonomiebewusstsein entwickeln, damit er aus der Höhle kommen, sich verändern und sie wiederum glücklich machen kann. Das „Erwachsen“ aus seiner „Passivität“ erfolgt „zwangsläufig“, d.h. nach einem Muster, dass die psychische Architektur von Männern überhaupt kennzeichnet. Weil beide gleichermaßen ihre Autonomie behaupten, werden sie als Paar glücklich. Ihre jeweilige Abgeschlossenheit kommt durch die Raumschiff-Metapher zum Ausdruck, sofern erst hochkomplexe Transportmittel erst erschaffen werden müssen, damit eine Verbindung ‚zwischen den Planeten‘ Mars und Venus entstehen kann. Luftleerer Raum ist als Trennung eine kosmische Gegebenheit, die es (durch Kommunikation) zu überwinden gilt.

Mit diesen metaphorischen Befunden von Gray können wir die Erwägungen zum Emotionsmanagement von Alter in Liebesratgebern abschließen und ein kurzes Übergangsfazit zwischenschalten.

6.2.2.1.4 Zwischenfazit II

Was ist nun die Kernbotschaft von Liebesratgebern in Bezug auf die Kontrolle der Gefühle des romantischen Gegenübers? Die Antwort ist klar: *Perhorreszierung* emotionaler Fremdkontrolle. Kaum etwas düngt den Liebesratgebern verwerflicher als der Versuch, das Gegenüber zu verändern, dessen Emotionen in eine bestimmte Richtung zu lenken. Norwood sieht den Versuch als egoistisch und schlimmstenfalls motiviert durch eine in der Kindheit wurzelnde Unfähigkeit, negative Gefühle wie Angst und Hilflosigkeit zu ertragen. Das Gegenüber helfend zu verbessern ist eine Ablenkungs- und Vermeidungsstrategie, die sich sogar zur Sucht auswachsen kann. Außerdem muss sie, wenn man John Gray glaubt, dazu noch scheitern, weil das – männliche – Gegenüber mit störrischer Zurückweisung auf all solche Versuche reagiert. Selbst wenn derartige Offensiven aus Liebe gestartet würden, könnten sie nicht in diesem Geiste verstanden werden. Beide, Norwood und Gray, sind sich darin einig, dass allein *Akzeptanz* sowohl der eigenen Gefühle wie der emotionalen Lagen des Gegenübers eine Veränderung herbeiführen kann. Das ist die „metaphysische“ Lehre aus *Die Schöne und das Biest*. Das ist die Empfehlung, welche aus der Metapher des Gummibandes erwächst. Moralisch sattelt das Ideal der Akzeptanz auf der Forderung nach Autonomie und dem gegenseitigen Anerkennen dieser auf. Den anderen verändern wollen und seine Gefühle bewusst in eine bestimmte Richtung lenken, heißt, dessen Autonomie zu missachten und eine Manipulation zu starten, die als solche schon illegitim ist, egal ob sich mit ihr benevolente Absichten verbinden oder nicht.

Jones und Schechter zeigen Fälle, in denen das moralisch Verwerfliche an solchen Versuchen emotionaler Fremdkontrolle anders als bei Norwood und Gray, dafür doch umso schärfer, ins Auge sticht. Bei ihnen sind es nicht vorwiegend Frauen, sondern Männer, die eine keineswegs wohlwollende, sondern im Gegenteil malevolente Emotionskontrolle ausüben. Opfer häuslicher Gewalt werden von ihrem Gegenüber durch alle möglichen Manöver in psychologische Gefängnisse eingesperrt. Emotionale Fremdkontrolle funktioniert hier also, entgegen den Annahmen von Norwood und Gray, sehr wohl, kennzeichnet jedoch eine oft gewalttätige Beziehungsdynamik, in der klar zwischen Täter und Opfer differenziert wird. Schuld und Schuldzuweisung bilden dabei einen zentralen

Bestandteil, sofern sie als psychoemotionale Waffen eingesetzt werden, um, als Meta-Gefühl, Scham zu erzeugen und das (weibliche) Opfer in einem asymmetrischen Machtgefälle einfangen. „Kontrollierer“ in Jones und Schechters Sinne schränken die Autonomie ihres Gegenübers ein, indem sie das zu ihr notwendige Selbstvertrauen und -wertgefühl durch Ambivalenzen kurzfristig verunsichern und langfristig schwächen. Emotionale Fremdkontrolle hat in dieser Variante den Charakter eines systematischen Gewaltaktes, der durch die gesellschaftlich bedingte Benachteiligung von Frauen zementiert und schlimmstenfalls legalisiert wird (vgl. 6.2.6.1). Das Ideal der Akzeptanz wird, durch diese Brille gesehen, zum Schreckbild eines Opfers, das seine eigene Misere nicht beenden kann. Es will sein Gefängnis nicht verlassen, sondern kultiviert falsche Hoffnungen, der Mann würde sich qua Akzeptanz doch noch ändern. Mit diesen Befunden werden wir nun von der Liebe zum Beruf hinüberwechseln.

6.2.2.1.5 Innerer McKinsey & emotionale Meisterschaft

Emotionsmanagement in beruflich professionellen Kontexten funktioniert, wenn man in Ratgeberliteratur hineinschaut, nach einer anderen Grundlogik als in liebevoll intimen Welten. Es ist zielgerichteter, d.h. mehr an einer klar umrissenen Zweckbindung orientiert und gleichzeitig weniger auf ein genau definiertes Gegenüber beschränkt, dessen Wohl in sich selbst als wertvoll und erstrebenswert gilt. Daher verschieben sich hier die Prämissen in Richtung eines möglichst effizienten Emotionsmanagements, dessen Augenmerk auf „inneren Ressourcen“ liegt bzw. dem Mangel daran.

Der erste Ratgeber, den wir nun zu diesem Themenbereich explorieren werden, stammt aus der Feder des Psychologieprofessors Friedemann Schulz von Thun. Er bildet den dritten Teil der Reihe *Miteinander reden* und heißt im Untertitel *Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation*. Obwohl schon 1998 zum ersten Mal im Rowohlt publiziert, ist das Buch nicht nur durch ein gutes Dutzend Auflagen gegangen, sondern hat eine ganze Generation von deutschen Coaches und Mediatoren geprägt. Das „innere Team“ ist in einschlägigen Zirkeln heute ein stehender Begriff und wurde – wie z.B. von der bereits erwähnten Sybille Unique – oft adaptiert bzw. plagiiert. Von Thun schildert durch das „innere Team“ seine Konzeption des Ich, was die Monographie an einen wichtigen Kreuzpunkt von Emotionen und Selbst setzt. Unumgänglich wird es also sein, hier auch über das Selbst zu sprechen. Wir können in diesem Abschnitt somit einige Vorbereitungen

für das nächste thematische Feld (6.2.3) treffen und, in Voraussicht auf eine breitere Erörterung, die Diskussion zuspitzen. Dabei möchte ich mich vor allem auf Aspekte des *misslingenden* Emotionsmanagements konzentrieren, sofern damit eine soziologisch interessante Spannung aus von Thuns Ansatz deutlich wird.

Schulz von Thuns Ansatz liegt das zugrunde, was er „Parallelitätsthese“ nennt:

Die innere Dynamik im Seelenleben des *Menschen entspricht in weiten Teilen der Dynamik*, wie sie sich in Gruppen und *Teams* ereignet. Das Geheimnis für ein *produktives Arbeits- und Seelenleben* (mit *Effektivität nach außen* und *gutem „Betriebsklima“ nach innen*) liegt im gelungenen Zusammenspiel von kooperativer Führung und Teamarbeit. (Schulz von Thun 2002, 65; meine Hervorheb.; M4-D6-CIF1)

Das Soziale verlegt Schulz von Thun mit dieser These geradewegs ins Selbst hinein. Die implizite Pointe solcher Spiegelbildlichkeit von Selbst und Welt besteht u.a. darin, dass es gerade die *Arbeitswelt* ist, auf die das Soziale verengt und nach Innen verlegt wird. „Am Konferenztisch unserer inneren Versammlung hat eine eigenartig pluralistische Runde Platz genommen“. Auch dort kann es ein „gutes Betriebsklima“ geben, das dann wiederum zur „Effektivität“ beiträgt. Das Ziel des Methodenkatalogs im „inneren Team“ besteht in der Optimierung dieser Wechselwirkung und der Befriedung des „inneren Meetings“. In von Thuns Diktion: aus dem „Gegen-, Durch- und Nebeneinander“ ein „Zu-, Mit- und Füreinander“ zu machen.

Mit Emotionsmanagement hat von Thuns Konzept insofern einen Zusammenhang, als das alle „inneren Anteile“ oder „Teammitglieder“ entweder so gut wie deckungsgleich mit einer bestimmten Emotion sind („die Traurige“, „der Wütende“, „die Hoffnungsvolle“) oder mit einem distinkten Reaktionsmuster in Verbindung stehen, das nur einen Teil auf der emotionalen Klaviatur spielt. Der „innere Snob“ reagiert auf den Fauxpas eines Gegenübers mit Fremdscham und Verachtung, „die Hilfsbereite“ auf dasselbe Ereignis mit Bestürzung und Mitgefühl.

Arbeitswelten bringen das Management solch „innerer Anteile“ nun leicht in ein Dilemma, wo eine „professionelle Vordermannschaft“ gefordert wird, die oft nur auf Kosten der „inneren Harmonie“ und „Menschlichkeit“ zu haben ist. Gerade weil das Selbst die soziale (Arbeits-)Welt spiegelt oder sogar emuliert bzw. internalisiert – mit Foucault würde man hier von Subjektivierung reden –, sind „als individuell empfundene Regungen sind häufig auch Verinnerlichungen eines herrschenden Zeitgeists“. Mit Verweis auf seine Prägung

durch die Systemkritik der 68er schreibt von Thun weiter: „In einer Periode der *permanenten Effektivitätssteigerung* etabliert sich in jedem von uns ein *innerer McKinsey*, der ständig darüber wacht, ob Zeiteinsatz und Output in einem optimalen Verhältnis zueinanderstehen“ (ebd., 44; meine Hervorheb.; M4-D6-CI1). Wenn wir uns an die Daten-Karten des letzten thematischen Felder erinnern (speziell 6.2.1.3), finden wir hier eine, wie von Thun sagt, „Verinnerlichung“-form des Zeitdrucks, die in der Figur des „inneren McKinsey“ aushärtet, indem sie zur psychischen Instanz des auf Effektivität getrimmten Emotionsmanagements wird.

Alle „inneren Anteile“, die nicht zur „professionellen Vordermannschaft“ passen bzw. kein Produktivfaktor sind, müssen in die „Verbannung“ geschickt werden (zu dieser Metapher, siehe 6.2.3.1). Hierzu entwickelt der Autor die Szene vom Vertriebsleiter im Großunternehmen, der in „schwierigen Zeiten“ unter Überforderung leidet. „Es meldet sich in ihm eine Stimme: ‚Hilfe, ich kann nicht mehr, ich bin am Ende meiner Kraft!‘ Da er aber vor sich selbst und vor seinem Chef das Image eines dynamischen und belastbaren Managers hat, empfindet er diese *ausgebrannte Schlappwurst* als überaus kläglich (‚Schwaches Bild!‘)“ (ebd., 213; M4-D6-CI1). Im Szenario „beißt“ der Vertriebsleiter „die Zähne zusammen, um sie [die ausgebrannte Schlappwurst] unter Verschluss zu halten“.

Metaphorisch wird das Selbst nicht nur pluralisiert, sondern erhält auch verschiedene Räumlichkeiten. Es wird ein Gebäude mit vielen Zimmer und einer Bühne. Emotionsmanagement besteht darin, deren Türen auf- und/oder abzuschließen, die unterschiedlichen Anteile zu benennen, sie zu koordinieren und ggf. einzusperren. Der Vertriebsleiter tut genau das, schädigt und schwächt sein Selbstverhältnis damit insgesamt, weil er jenen Anteil „unter Verschluss hält“ und somit ignoriert, dessen negative Emotionalität als Warnsignal („Burn-Out in Verzug!“) aufleuchtet.

Ein weiteres Szenario misslingenden Emotionsmanagements kommt aus dem Kontext des Flughafens. Möglicherweise inspiriert durch Arlie Hochschilds Studie, lässt der Autor eine bei der Gepäckaufnahme arbeitende Angestellte erzählen:

Uns wurde beigebracht, mit aufgebrauchten Fluggästen angemessen umzugehen, zum Beispiel bei Flugverspätungen oder wenn ein Koffer nicht angekommen war. Zum Teil muss man sich dann schlimmste Beleidigungen und Beschuldigungen anhören. Wir lernten, darauf erstens sachlich und zweitens freundlich einzugehen, keinesfalls beleidigt oder aggressiv. Diese Reaktionsweise gefiel mir gut. Sie machte mich unangreifbar und überlegen. Als ich damit begann, in dieser Weise

auch auf meine Freunde zu reagieren, nämlich betont sachlich und stets mit einem Lächeln, wäre ich sie beinahe losgeworden. (Ebd., 274; meine Hervorheb.; M4-D6-CIF3)

Ganz im Sinne eines Love-Work-Conflicts, wie wir sie oben durchanalysiert haben (vgl. 6.2.1.2), wird hier ein zur Professionalität herangezüchteter innerer Anteil gezeigt, dessen Profil von einem Unternehmen erzeugt und geschärft wurde. Die Protagonistin benutzt diesen Anteil bzw. den in ihn eingeschriebenen Modus des Emotionsmanagements für die intime Sphäre der Freundschaft, weil sich damit ein für sie bequemes Machtgefälle erzeugen lässt. Sie riegelt ihr Selbst sozusagen ab und macht sich so „mit einem Lächeln“ „unangreifbar“. Das Selbst als Behälter wird, ähnlich wie bei Jutta Blume, auch hier abgeriegelt.

Von Thun markiert, wie Gottman vor ihm, solche Arten des Transfers emotionalen Wissens als Problem. Was er allerdings nicht erwähnt oder weiß, ist, dass solche Momente des Überschießens nicht nur eine Schwierigkeit für die individuelle Lebensführung bedeuten. Es sind, so könnte man „kritisch“ sagen, systemische (Neben-)Wirkungen neoliberaler Subjektivierungsmaßnahmen, die nicht einfach nach Feierabend enden. Gerade weil sie auf die Emotionen der Angestellten zugreifen, umschließen sie tendenziell die ganze Person und geben sich nicht mit deren Arbeitskraft allein zufrieden. Was von Thun entlang dieser Linie ebenso wenig auffällt, ist der starke Kontrast zwischen seiner Schilderung *misslingenden* Emotionsmanagement von ArbeitnehmerInnen und der Tatsache, dass, wenn man den professionellen Imperativen von Unternehmenskulturen folgt, diese ja eigentlich alles richtig machen. Rücksichtlose Verausgabung und umfassende Verinnerlichung sind keine Hindernisse, die aus Sicht von spätkapitalistischen Organisationen beseitigt gehören, sondern zu den Erfordernissen für Erfolg und Effizienz zählen. Natürlich kann man in einer gewogeneren Lesart diesen Kontrast von ge- und misslingendem Emotionsmanagement auch als den kritischen Stachel sehen, den von Thun seinem Ansatz beisetzt. Doch selbst wenn man diese günstigere Lesart annimmt, bleibt eine eigentümliche Ironie bestehen. Will Schulz von Thun das Selbst zum Widerstand gegen die Leistungs- und Effektivitätsimperative von Unternehmen sensibilisieren und mittels eines ausgewogenen Emotions- bzw. Teammanagements immunisieren, legt er immer noch eine Konzeption des Selbst vor, die jene Imperative theoretisch schon geschluckt zu haben scheint. Das Selbst soll nach seiner Maßgabe in Parallelität zu Arbeitswelten organisiert sein; *darin* besteht ja seine Sozialität. Die Ironie ist also, dass ein Entwurf des Selbst gegen ökonomische Imperative normativ in Stellung gebracht wird, der das Selbst als immer schon

ökonomisch durchformt konzeptioniert. Inwieweit eine solche Ironie oder sogar Paradoxie seinen mithin kritischen Anspruch unterminiert, können wir auf weiteren thematischen Feldern prüfen.

Nun jedoch wollen wir einen anderen, amerikanischen Autor kennenlernen, der solch einen kritischen Anspruch, wie ihn von Thun wenigstens noch formuliert, nicht einmal in Erwägung zieht. Sein internationaler Erfolg hat ihn in den Olymp der Coaches erhoben – so hoch, dass die Dokumentation, welche Netflix 2017 über ihn herausbrachte, den bezeichnenden Titel *I am not [sic!] your Guru* trägt. Anthony („Tony“) Robbins gehört wahrscheinlich zu den (einfluss)reichsten „motivational speakers“ weltweit.⁹⁹ Seine mehrtägigen Seminare tragen klingende Namen wie *Date With Destiny*, *Unleash the Power Within* oder *Life and Wealth Mastery*. Sie kosten (mindestens) \$5000 an Teilnahmegebühr und sind für die Praxis des „fire walk“ bekannt, wo die TeilnehmerInnen über glühende Kohlen laufen, wobei sie durch Willenskraft allein unverletzt bleiben (sollen). Zu seinen erfolgreichsten Büchern zählen *Unlimited Power* (1986), *Giant Steps* (1994) oder *Money: Master the Game* (2014).

In dieser Reihe fehlt jedoch eines, welches seinen Ruhm in den frühen 1990er Jahren mitbegründete. *Awaken the Giant Within: Take immediate control of your mental, emotional, physical and financial destiny* wurde, über 500 Seiten stark, 1991 zuerst publiziert. Seither wird es nicht nur immer neu aufgelegt, sondern dient als „theoretische“ Grundlage, die Robbins auf seinen weltweiten Veranstaltungen einem Millionenpublikum offeriert. Im Zentrum des Entwurfs steht die Idee der Transformation des Selbst (vgl. 6.2.3.2), die Robbins wie kein Zweiter beansprucht zu verkörpern:

Eight years ago, when I had hit rock bottom and despaired of ever turning things around, I thought my problems were permanent. That was the closest thing to *emotional death* I've ever experienced. *I learned to link so much pain to holding that belief that I was able to destroy it*, and I've never indulged in it again. You must do the same. (Robbins 2001, 84; meine Hervorheb.; M4-D7-CF2)

⁹⁹ Sein geschätztes Vermögen liegt bei einer halben Milliarde USD, siehe <https://notjustrich.com/anthony-robbins-the-no-1-life-coach-in-usa/> [letzter Zugriff, 28.05.2018].

Was Robbins in diesem Geständnisnarrativ mittransportiert, trifft den Kern dessen, was er „emotional mastery“ nennt. Er entging seiner Verzweiflung und erstand vom „emotionalen Tod“ auf, indem er an den Glaubenssatz, seine Probleme seien permanent, soviel emotionalen Schmerz knüpfte, dass er ihn schließlich „zerstörte“. Der Grundgedanke ist einfach: „The truth is that *we can learn to condition* our minds, bodies, and *emotions* to link pain or pleasure to whatever we choose. *By changing what we link pain and pleasure to*, we will *instantly change* our behaviors“ (ebd., 62; meine Hervorheb.; M4-D7-CIF2). Ausgehend von dieser fundamentalen Einsicht entwickelt *Awaken the Giant Within* einen kleinschrittigen [sic!] Prozess, der Emotionen von einem ärgerlichen „Hindernis“ in ein „powerful tool“ ummodellt und so LeserInnen hilft „[to] achieve your highest potential“ (ebd., 26; M4-D7-CIF1). Der Prozess heißt „emotional mastery“ und hat sechs Teile. Um diese richtig umzusetzen, erklärt Robbins im Vorfeld die Bedeutung von Emotionen überhaupt. Gerade die schmerzhaften dürften nicht vermieden oder verleugnet werden; sie seien vielmehr „a gift, a *guideline*, a support system, a *call to action*“. Würde diese Funktion übersehen, „then you’re squandering one of life’s *most precious resources*“ (ebd., 249; meine Hervorheb.; M4-D7-CIF1).

Die Logik der Ressource, welche wir in der nächsten Daten-Karte genauer unter die Lupe nehmen wollen (6.2.2.2), wird hier sofort augenscheinlich. Sie grundiert das Modell der „emotional mastery“ (ebd., 251-255; meine Hervorheb.; M4-D7-CIF3), dessen sechs Schritte die folgenden sind: 1. Die jeweils gefühlte Emotion muss *richtig identifiziert* werden – handelt es sich wirklich um Wut oder eher um Angst, Verlust oder Enttäuschung? „Just in taking a moment to identify what you’re really feeling, [...] *you may be able to lower the emotional intensity you’re experiencing*, and therefore deal with the situation much more quickly and easily“. 2. soll die jeweilige Emotion in ihrer Intensität geschwächt werden, indem man sie *anerkennt und wertschätzt*, ihren Informationswert affirmiert und sie keinesfalls als „falsch“ markiert, was besonders für negative Emotionen gilt. Damit kann sie als „call to action“ verstanden werden und der „war you once had with yourself“ endet (angeblich instantan). 3. Um herauszufinden, was eine gegebene Emotion an Information enthält, ist es nach Robbins notwendig, hierzu *Neugier* zu kultivieren: „Getting curious helps you master your emotion, solve the challenge, and prevent the same problem from occurring in the future“. Als 4. Schritt sollen sich LeserInnen daran erinnern, wie sie *mit derselben Emotion in der Vergangenheit erfolgreich umgegangen sind* und das Gefühl überwunden haben. Daraus soll – 5. – ein *Gefühl der Sicherheit* mittels eines *wiederholbaren Plans* generiert werden, der immer dann künftig angewendet werden kann, wenn das negative Gefühl erneut erscheint. „*Repetitions of this with emotional intensity will create within you a neural pathway of*

certainty that you can easily deal with such challenges“. Nachdem diese fünf Schritte abgearbeitet sind, fehlt nur noch – 6. – die Aufforderung zur enthusiastischen Handlung: “Get excited about the fact that you can easily handle this emotion, and *take some action right away* to prove that you’ve handled it”.

Mittels dieser sechs Schritte soll die Beherrschung von Emotionen gelingen. Wie können wir dieses Modell nun emotionssoziologisch deuten? Allererst wird auffallen, was der Zweck des Ganzen ist. Wie bereits erwähnt, sollen Emotionen *als Ressourcen* freigelegt werden. Herein liegt eine zentrale Forderung der Mobilisierung des unternehmerischen Selbst, sofern auch die Emotionen unter der Ägide von „CANI“ stehen: „Constant And Never-ending Improvement“ (ebd., 96, M4-D7-CF4). Wie negativ ein Gefühl auch immer sein mag, es ist in Bezug auf die eigene, unendliche Selbstoptimierung nicht wertlos.

Doch wie stellt Robbins sie unter solch eine harsche Kuratel? Der erste Schritt in seinem Modell zum Emotionsmanagement teilt ein Manöver mit Friedemann Schulz von Thun, das mit der psychotherapeutischen Gemeinplatz „name it to tame it“ eng verbunden ist.¹⁰⁰ Genauso wie die inneren Anteile erst einen Namen brauchen, um „gehört“ zu werden, muss die Emotion genau auf die Richtigkeit ihres Labels hin untersucht werden. Damit schiebt Robbins dem Selbst eine Art emotionsepistemologischer Superkraft unter, sofern es die eigne emotionale Opazität beseitigen, seine Innenwelt vollständig ausleuchten und anschließend kommunikativ beschreibbar machen kann. Allerdings besteht zuvor wie bereits bei den Liebesratgebern ein Hauptproblem negativer Emotionen in deren Intensität. Robbins Vorschlag zu deren Verringerung erinnert an Jutta Blume, bei der es um das „spüren“ der Emotionen ging. Auch Robbins rät von Vermeidung ab und will an die Stelle des Ausweichens Anerkennung setzen. Was den Unterschied macht, ist die kognitive Haltung zu den Emotionen. Sie verringert die Intensität. Erst dann wird die intensitätsreduzierte Emotion – im dritten Schritt – *lesbar*. Um sie richtig zu entziffern, braucht es – als Meta-Gefühl – *Neugier*. Sie hilft den semiotischen Gehalt der nun geminderten Negativemotionen zu verstehen. Robbins ist schnell bei der Hand, diese Emotionsbotschaften für den Leser vorzukauen. So weist ihm zufolge z.B. Angst darauf hin, dass “something that’s going to happen soon needs to be prepared for”, während Wut die Botschaft enthält, dass „an important rule or standard that you hold for your life has been violated by someone else, or maybe even by you“. Ist eine solche Nachricht richtig notiert, werden Erinnerungen aktualisiert, wie eine negative Emotion in der Vergangenheit erfolgreich bewältigt wurde. Daraus soll *Zuversicht* hinsichtlich der Gegenwart gewonnen werden. Ist die Emotion nun weiter abgeflaut, braucht es einen Plan für die Zukunft, wie

¹⁰⁰ http://dana.org/BrainWork/2013/When_Labeling_an_Emotion_Quiets_It/ [zuletzt abgerufen am 17.06.2018].

solche Gefühle bewältigt werden können, der, qua antizipativer Imagination, schon jetzt eingeübt werden kann. *Begeisterung* über die neu erworbene Fähigkeit zur Emotionskontrolle leitet nun unmittelbar die Handlung an.

Die Logik der Ressourcenoptimierung ist der Kern gelungenen Emotionsmanagements von Ego in Robbins Modell von „emotional mastery“. Unter der epistemologischen Voraussetzung einer gleichsam unbegrenzt präzisen Introspektion, wird die natürliche Zeichenhaftigkeit von Emotionen entdeckt. Diese Entdeckung kann ihrerseits nur erfolgreich sein, wenn eine bestimmte kognitive Haltung – die der wertschätzenden Anerkennung – zu ihnen eingenommen wird. Wertschätzende Anerkennung – im Kontrast zu ablenkungsvoller Vermeidung – beschreibt den Mechanismus der Intensitätsminderung, auf dem dann drei Meta-Gefühle aufsatteln: Neugier, Zuversicht und Begeisterung. Sie wollen einen Satz von – positiven! – „feelings rules“ etablieren, um mit negativen Gefühlen umzugehen, sie motivational in planvolle Handlungen umzusetzen.

Ich fasse das nochmal zusammen, weil genau hier jener Punkt ist, wo das Modell in Widersprüche hineinrutscht. Laut Robbins Ausgangsthese sollen die Valenzen von Emotionen – positiv/Lust und negativ/Schmerz – benutzt werden, um schadhafte Gewohnheiten (wie das Rauchen) einzudämmen und sogar zu beseitigen. Schmerzhaftes Emotionen werden zum Instrument für die – instantane! – Transformation des Selbst. *Gleichzeitig* soll das Modell der „emotional mastery“ negative Emotionen in ihrer Schmerzhaftigkeit mildern. Einerseits soll ich Wut über mich empfinden, wenn ich rauche und so mich selbst solange betrafen, bis ich die schlechte Angewohnheit ablege. Andererseits soll die schmerzhaftes Wut in ihrer Intensität über den sechs-stufigen Prozess der „emotional mastery“ klassifiziert, angenommen, gewertschätzt, so abgeschwächt, verstanden und als lesbare Botschaft verarbeitet werden. Dieser Prozess entfernt, was der Wut jene motivationale Kraft gab, die allein aus Robbins Sicht eine Veränderung des Selbst bewirken kann. Einerseits will Robbins also emotionalen Schmerz bewusst als Mittel einsetzen, um unerwünschte Verhaltensweisen mit einer Art von Pawlowschem Behaviorismus auszumerzen. Andererseits entwickelt er ein Modell, das schmerzhaftes Emotionen ihrer Intensität berauben und so entschärfen soll. Die Selbstwidersprüchlichkeit seines Vorhabens wird außerdem daran deutlich, dass der Lust/Schmerz-Mechanismus eine *sofortige* Veränderung bewirken können soll, während das Modell der „emotional mastery“ *graduell* und prozesshaft wirkt. – Was Robbins als ein einziges Modell verkauft, sind eigentlich zwei. Sie sind aber miteinander kaum vereinbar.

Was wir bei Robbins wie auch schon bei Schulz von Thun sehr genau beobachten konnten, ist die Komplexität der Modelle des Emotionsmanagements. Sie könnten ohne viel

Abstriche einen protowissenschaftlichen Status beanspruchen, sofern sich daraus Hypothesen ableiten lassen, die im Alltag testbar sind. Ob die aufgezeigten Widersprüche dann und dort noch Relevanz besitzen, ist mit Sicherheit eine genauso offene wie spannende Frage. In jedem Fall finden wir bei Robbins sowohl eine Theorie, was Emotionen sind und eine Methode, wie sie gehandhabt werden können, die mit – wenn auch widersprüchlichen – emotionalen Mechanismen aufwartet.

6.2.2.1.6 Zwischenfazit III

Sowohl bei Schulz von Thun wie auch bei Robbins regiert insoweit die Logik der Ressource, als Emotionen als Informationen verstanden und ihre motivationalen Energien ausgenutzt werden sollen (vgl. 6.2.2.2.6). Anders als in Liebesratgebern legen beide großen Wert darauf, den Emotionen eine quasi-ökonomische Rationalität zuzuschreiben, die sie auf je unterschiedliche Weise modellieren. Bei Schulz von Thun sind es die „inneren Anteile“ oder „Teammitglieder“, die entweder auf eine bestimmte Emotion („die Traurige“) abgestellt oder aber einem emotionalen Reaktionsmuster verpflichtet sind („die Hilfsbereite“). Um ein „gutes inneres Betriebsklima“ zu erreichen, sind „Gruppenkonferenzen“ aller Mitglieder notwendig, wo dann eine Koordination stattfindet, die z.B. für eine arbeitsteilige Erledigung der Aufgaben sorgen soll. Zweckmäßigkeit von Emotionen spielt bei Robbins eine ähnliche Rolle, denn er geht ebenso davon aus, dass Gefühle – als „action signals“ – wichtige Botschaften enthalten (wir werden darauf in der nächsten Daten-Karte genauer eingehen). In seinem Modell der „emotional mastery“ ist die Benennung Grundvoraussetzung, damit das Selbst herausfinden kann, was eine Emotion wie Angst oder Wut bedeutet – dass sie z.B. Überforderung oder Regelverletzung anzeigen. Auch wenn sie das Selbst jeweils unterschiedlich konzipieren, laufen beide Modelle des Emotionsmanagements, das „innere Team“ wie auch „emotional mastery“ darauf hinaus, *durch Semiotisierung von Gefühlen diese als Produktivfaktoren zu rahmen*. Damit finden wir in beiden Ablaufschemata einen *klaren Link zwischen Introspektion und Ökonomisierung*.

Trotz oder gerade wegen ihrer Komplexität verwickeln sich beide Ansätze dabei in eigentümliche Selbstwidersprüche. Bei Schulz von Thun finden wir eine Kritik der Leistungsgesellschaft, des „inneren McKinsey“, welcher eine „professionelle Vordermannschaft“ dirigiert und dabei die „Menschlichkeit“ aus den Augen verliert und so „innere Harmonie“ erodiert. Gleichzeitig konzipiert Schulz von Thun das Selbst mit seiner „Parallelitätsthese“ von vornherein als ökonomisches, indem er behauptet, Seelenleben und

Arbeitssteam seien homolog. Bei Robbins gibt es keine solche Kritik. Im Gegenteil, er feiert die ewige Selbstoptimierung mit seinem *CANI*-Prinzip und erkennt weder Sozialität noch Gesellschaft als Strukturationsagenten an. Sein Selbstwiderspruch entspringt dem Aufbau des Modells als solchem, da er das Selbst durch jenen intensiven emotionalen Schmerz konditionieren will, den sein Ansatz der „emotional mastery“ doch gerade beenden oder zumindest mildern soll.

Die Frage ist nun: Finden wir dieselbe Ressourcenlogik auch in den Berufsratgebern, die für das Emotionsmanagement von Alter besonders einschlägig sind? Was für Narrative und Metaphern präsentieren sie für das Problem der Einflussnahme? Wie ist bei ihnen die Verklammerung von Ego und Alter in Hinblick auf Emotionen beschaffen?

6.2.2.1.7 Liebe als Gegenmittel & singende Busfahrer in Disney-World

Mit diesen Fragen wollen wir nun zum nächsten Ratgeber übergehen und prüfen, welche Modelle, Methoden und Mechanismen finden dort vorherrschen, um Emotionen produktiv werden zu lassen. Dafür werden wir uns einer Autorin zuwenden, die, ähnlich wie Robin Norwood, an der Schnittstelle zwischen beiden hier zur Debatte stehenden Codes liegt und damit besonders geeignet ist, die Verschaltung des Emotionsmanagements von Ego und Alter zu demonstrieren.

Insbesondere für das Problem, wie Emotionen zu wirtschaftlichen Ressourcen werden, ist Caroline Webbs *How to have a good day: Think bigger, feel better and transform your working life* spannend, weil sie einen engeren Fokus anlegt, als man ihn bei Robbins vorfindet. Waren dessen Anleitungen zwar ebenfalls auf Arbeitskontexte gemünzt und fanden dort einen Großteil ihrer Anwendung, blieb *Awaken the Giant Within* doch ein Buch, das viele Lebensbereiche umfassen sollte. Caroline Webb, die ihren Ratgeber 2016, mehr als 20 Jahre nach Robbins veröffentlicht, richtet ihre Überlegungen ganz auf den Arbeitsplatz. Nach einem Dutzend Jahren bei McKinsey arbeitet die Amerikanerin heute selbstständig als „Executive Coach“ und optimiert die Berufsleben ihrer KlientInnen. Sie beruft sich als in Oxford und Cambridge ausgebildete Ökonomin auf eine Vielzahl wissenschaftlicher Quellen, referiert neurowissenschaftliche Experimente und stützt ihre Ratschläge auf Studien aus der Positiven Psychologie. Hiermit ist auch schon der quasi-moralische Ausgangspunkt der Autorin markiert. Es geht ihr nicht um die Diagnose aller möglichen Pathologien, sondern um das Wohlbefinden (engl. well-being) von Berufstätigen.

Gleichzeitig verraten ihre Überschriften (wie „Being Your Smartest, Wisest, Most Creative Self“) schon, dass sie sich mit schnödem Mittelmaß nicht zufriedengibt, sondern stets orientiert ist an der *besten* Lösung von „high achievers“. Jene „executives“ exemplifizieren all die Tugenden, welche zum Aufstieg, den sie durch – natürlich nichts weiter als – harte Arbeit schon geschafft haben, nötig waren.

Aus der Vielzahl der anekdotischen Evidenzen sticht bzgl. des Emotionsmanagements eine Geschichte besonders heraus, die nicht von einem von Webbs Klienten, sondern von ihr selbst handelt (auch sie selbst ist ja nichts weniger als ein „high achiever“). In der ‘confessional tale’ beginnt sie mit der Präambel: „So when there’s tension at work, *the mood we choose to carry* into a conversation can throw either *inflammatory fuel or soothing water on the fire*“. Während einer Coaching-Sitzung mit drei “hard-nosed corporate lawyers” hatte sich, dem Coach sei Dank, eine gute Stimmung entwickelt, als eine vierte Person, deren Zuspätkommen bereits angekündigt war, den Raum betritt. Gestresst und über Zeitnot klagend, will die gerade dazugekommene Anwältin sofort neue Termine ausmachen und weist sogleich auf diesbezügliche Kollisionen hin. Die Stimmung kippt: „I watched in amazement as the other three, previously happy and energized, changed their demeanor entirely. Earlier they’d been sure they were coming to the next meeting, but now the room filled with grumbling“. Als sich der “cranky virus” überträgt, sieht Webb sich vor eine Wahl gestellt: „I could project the concern and irritation I was beginning to feel. Or I could try for something more positive“. Ihre Intention ist es, die gegenseitig unterstützende Gruppendynamik wiederherzustellen. “So what emotion did I want to somehow radiate?“ Innerhalb weniger Sekunden kommt die Antwort:

“love”. [...] It was simple and strong, though I wouldn’t have dared say the word out loud to any of them. I knew I couldn’t just grit my teeth and tell myself, “Feel loving, dammit”; *I had to find a genuine warmth to project into the room. So I called to mind all the things I had really loved about working with them so far.* With that in mind, it wasn’t too difficult for me to *smile* at them benevolently, to nod and answer their questions *calmly*. *Within a few minutes, I felt an easing in the air around us, a settling.* We were back on track, and able to make good use of the rest of the time. (Webb 2016, 131; meine Hervorheb.; M4-D8-CIF2)

Was diese Geschichte – exemplarisch und Geständnis zugleich –, u.a. verdeutlichen soll, ist Webbs Unterscheidung von „avoidance“ und „approach goal“. Ersteres besteht darauf: “If

we go off track, *I'm not going to lose my cool* [...]; I'm going to do my best to stop this meeting from going wrong", während das "approach goal" lautet: "If we go off track, I'm going to remind myself what really matters; *I'm going to remember to smile*" (ebd., 50; meine Hervorheb.; M4-D8-CIF4). Abgesehen davon, dass in diese Unterscheidung eine starke Vorgabe des Emotionsmanagements – "don't lose your cool" und "remember to smile" – eingebacken sind, verrät das sie veranschaulichende Narrativ noch mehr.

Erstens benutzt es eine *natürhafte* Metaphorik, um die Ausbreitung von Emotionen zu umschreiben (siehe 6.2.2.2). Die Präambel redet von einem „Feuer“, welche sich in einer Besprechung ausbreitet und das mit „soothing water“ daran gehindert werden kann. Kurz danach spricht Webb von einem „cranky virus“, der von einer Person eingeschleppt wird und schnell die ganze Gruppe ‚infiziert‘ („I watched in amazement as the other three, previously happy and energized, changed their demeanor entirely“). Liebe wird hier zu einer Art Gegen- oder Heilmittel, welches destruktive Ausbreitung begrenzt und die Gruppe ‚immunisiert‘. Ganz im Sinne ihres „approach goals“ *entscheidet* sich Webb, diese „auszustrahlen“ – eine Metapher, wie man sie auch in Liebesratgebern findet (vgl. 6.2.2.2.3). Sie kann sich dazu aber nicht zwingen bzw. nur simulieren, weil das Gegenmittel Liebe sonst nicht wirken würde. Ganz wie Hochschild Flugbegleiterinnen muss sie *wirklich* Liebe fühlen. Für ein solches „deep acting“ mobilisiert sie Erinnerungen an jene Episoden, bevor die vierte – ‚infizierte‘ und ‚infizierende‘ – Person dazukam. Erst jetzt ist sie – an den äußeren Zeichen von freundlichem Lächeln und ruhigen Fragen – die Gruppendynamik wirklich verschieben, was wiederum mit einer Naturmetapher ausgedrückt wird („I felt an easing in the air around us“).

Das Narrativ zeigt – zweitens – die Verknüpfung von emotionaler Selbstkontrolle und sozialer Persuasion. Ohne dass Webb es in der Situation explizit angesprochen hätte, evoziert sie erst ihr eigenes Gefühl und modifiziert so das der Gruppe. Ihre Liebe ist – und hierauf weist die Virus-Metapher ebenfalls hin – ansteckend. In den Passagen, welche ihrer Anekdote vorausgehen, stellt sie trocken fest: „Our own actions and attitudes have a huge influence in shaping other people's behavior. We are far less at the mercy of others' moods than we often assume" (ebd., 113; M4-D8-CI1).

Anders als Schulz von Thun und Anthony Robbins es für das Emotionsmanagement von Ego tun, bietet Webb ihren LeserInnen kein in sich abgeschlossenes Modell an, mit dem emotionale Lagen des sozialen Gegenübers verschoben werden können. Zwar wird ihr Buch getragen von einer Reihe neurowissenschaftlich und verhaltensökonomisch fundierter

Unterscheidungen.¹⁰¹ Dennoch gleichen ihre Vorschläge zur emotionalen Fremdkontrolle eher einem eklektisch zusammengestellten Werkzeugkoffer, aus dem einzelne Teile recht beliebig herausgegriffen werden können. Auf eines dieser ‚Werkzeuge‘ möchte ich nun noch eingehen und damit die Diskussion von Webb abschließen.

Es handelt sich um die soziale Trope (Typ 2) des „extreme listening“. Unter die Regeln für diese Form des Zuhörens zählt Webb: 1. den Fokus auf das Gegenüber, welches nicht mit Ratschlägen versorgt werden soll; 2. das Gegenüber das Thema festlegen lassen; 3. keine Unterbrechungen, sondern nur ermutigendes Nicken und zustimmende Geräusche; 4. Augenkontakt halten; 5. zum Weiterreden einladen; 6. den eigenen inneren Monolog und das damit verbundene Fühlen kommentarlos abrollen lassen. Es ist wohl kein Zufall, wenn Webb einen ihrer – natürlich „executive“ – Übungsteilnehmer sagen lässt: “‘But it’s just like flirting!’ he said. It was so rare for him to witness anyone paying undivided attention to another person that the only reference point he had was the experience of wooing his spouse” (ebd., 154; M4-D8-CIF3). Und in der Tat kennen wir das Zuhören als Trope bereits vor allem aus Liebesratgebern (vgl. 6.2.1.2.1 bei den Arps und 6.2.1.3.1 bei John Gray). Diese Überschneidung zeigt aber nicht nur die geforderte oder zumindest anempfohlene Annäherung normativer Emotionsregime und damit des wechselseitigen Wissenstransfers zwischen den Sphären.

Bei genauerem Hinsehen macht sie klar, wie Egos Emotionsmanagement und das von Alter einander greifen. Für das soziale Gegenüber funktioniert „extreme listening“ nur dann als Affektbrücke, wenn, wie vor allem Regel Nummer sechs anzeigt, Ego imstande ist, die eigenen Gedanken und Gefühle einzuklammern. Emotionalen Einfluss auf Alter auszuüben, erfordert eine Suspension von Ego und dessen Gefühlsausdruck. Dasselbe Diktum fanden wir schon bei einem anderen Liebesratgeber ebenfalls, nämlich bei Gottman (6.2.1.2.3), der sich seinerseits auf Dale Carnegies Regel *be interested, not interesting* berief. Erst über die Bekundung von Interesse für den anderen, wird ein sozialer Raum erschlossen, indem emotionale Persuasion gelingen kann. Deswegen empfiehlt Webb ihren LeserInnen das Kreieren eines „in-group-feelings“ z.B. qua Finden eines gemeinsamen Interesses oder der Hervorhebung eines gemeinsamen Ziels. Letzteres “creates a deeper connection, because it usually signals shared values. To elicit shared goals, ask, ‘What matters most to you in this?’ and ‘What do we both hope to achieve?’” (ebd., 122; M4-D8-CIF4).

¹⁰¹ Zu den drei wichtigsten gehört das auf Ideen von Daniel Kahnemann beruhenden 2-System-Gehirns, die aus der Evolutionspsychologie stammenden „discover-defend axis“ und der kognitionstheoretische „mind-body-loop“. Keine dieser drei Unterscheidungen/Begriffe liegt als eigenständig spezielles Modell der emotionalen Fremdkontrolle zugrunde.

Diese Überzeugung, dass Einflussnahme auf andere nicht nur akzidentiell, sondern notwendig mit einer Fähigkeit zur emotionalen Selbstkontrolle verknüpft ist, findet sich nicht nur bei Caroline Webb. Sie zählt zu den Kernbotschaften auch von Daniel Goleman. Als klinischer Psychologe lehrte er hauptsächlich in Harvard, arbeitete nach seiner aktiven Lehrtätigkeit als Wissenschaftsjournalist und wurde 1995 durch seinen Bestseller *Emotionale Intelligenz* weltweit bekannt. Fünf Jahre später veröffentlichte er ein weiteres Buch, welches zwar nicht so berühmt, aber immer noch in viele Sprachen übersetzt wurde und in fünf Auflagen des *Deutschen Taschenbuch Verlags* auch hierzulande erschien. *Der Erfolgsquotient* (engl. *Working with Emotional Intelligence*) ist für uns deswegen noch interessanter als das wesentlich verbreitete Vorgängerbuch, weil Goleman seine Theorien zur emotionalen Intelligenz dort direkt auf den Arbeitskontext überträgt. Die dazugehörige Kernbotschaft lautet: „In der Arbeitswelt spielen emotionale Elemente eine entscheidende Rolle, unabhängig von der Art des Unternehmens“ (Goleman 2008, 203; M4-D9-CI1). Obwohl diese Einschätzung allein kann schon als wichtiger Hinweis auf die Emotionalisierung der Ökonomie gelten darf, bleibt der Verweis solange oberflächlich, bis wir erstens in die Details einsteigen und die „symbolische Infrastruktur“ kartieren, welche diese Erkundungen erst ins Verhältnis zu Caroline Webb und anderen Ratgebern setzen.

Obwohl er gegen Ende auch die („emotional intelligente“) Organisation als institutionellen Bezugsrahmen in den Blick nimmt, steht, wie bei allen anderen bisher besprochenen Berufsrategebern auch, das Selbst im Zentrum. Genauer: der Begriff der „emotionalen Kompetenz“. Er gliedert sich nochmals auf in „persönliche Kompetenz“ (Selbstwahrnehmung, Selbstregulierung, Motivation) und in „soziale Kompetenz“ (Empathie, soziale Fähigkeiten) (ebd., 39; M4-D9-CI2). Beides hängt, wie bei Webb auch, eng zusammen, wird bei Goleman jedoch zusätzlich über den Begriff der Empathie verflochten:

Spüren, was andere empfinden, ohne dass sie es sagen, ist das Wesen der Empathie. Was sie empfinden, verraten andere uns nur selten mit Worten, aber sie verraten es uns durch ihren Tonfall, ihren Gesichtsausdruck oder mit anderen nonverbalen Mitteln. *Die Fähigkeit, diese subtilen Mitteilungen aufzufangen, beruht auf grundlegenden Kompetenzen, besonders der Selbstwahrnehmung und der Selbstkontrolle. Ohne die Fähigkeit, unsere eigenen Gefühle wahrzunehmen – oder sie daran zu hindern, uns zu überschwemmen –, haben wir gar keinen Empfänger für die Stimmungen anderer. Die*

Empathie ist unser *soziales Radar*. (Ebd., 165; meine Hervorheb.; M4-D9-CIF3)

Erst ein ausreichendes Maß an Empathie macht – in Golemans Metapher – den sozialen Raum navigierbar. Doch das „soziale Radar“ wird ungenau oder springt gar nicht erst an, wenn die emotionalen Kompetenzen auf der Seite des Selbst unterentwickelt sind. Ein Höchstmaß an Selbstwahrnehmung und -kontrolle ist erst recht dann erforderlich, wenn, wie bei Caroline Webb, jener Raum nicht nur navigiert, sondern gestaltet oder sogar allererst erschaffen werden soll. Changierend zwischen normativer Vorlage und deskriptiver Beschreibung, weist Goleman die Empathie als Mechanismus der Orientierung aus, in den eine Wechselwirkung zwischen Senden und Empfangen eingebaut ist. Dies bedeutet allerdings nicht, dass der „Gefühlsstrom“, wie er es nennt (ebd., 73, M4-D9-CF3), nicht in eine bestimmte Richtung gelenkt werden könnte. Ganz im Gegenteil.

Überschrieben „Umgang mit den Emotionen des Gegenübers“ erzählt Goleman die Geschichte eines *Disney World*-Ausflugs. Nach einem langen Besuchstag fahren überreizte Eltern und ihre vor Müdigkeit quengelnden Kinder zurück in die Hotels. Auf der 20-minütigen Fahrt stimmt der Busfahrer ein Lied (z.B. *Under the Sea* aus *Arielle, die Meerjungfrau*) an und die

höllische Fahrt [...] verwandelt sich in den wohltuenden, von Gesang begleiteten Abschluss eines erfüllten Tages. Dieser Busfahrer wusste genau, was er tat. Die singenden Fahrer sind nämlich Bestandteil einer *bewussten Strategie*, die *Besucher bei Laune zu halten*. [...] Diese Strategie macht sich raffiniert die *emotionale Ansteckung* zunutze. Jeder von uns wird positiv oder negativ von allen anderen emotional beeinflusst; *ständig wirken wir auf die emotionalen Zustände anderer ein, so wie die anderen auf unsere*. (Ebd., 203-204; meine Hervorheb.; M4-D9-CF2).

Was der Fahrer als Teil einer „bewussten“, entlang der Richtlinien eines Großkonzerns genau geplanten „Strategie“ tut, ist nicht nur den Bus lenken. Er verrichtet emotionale Arbeit. Hierin sieht Goleman genauso wenig ein Problem wie in einer anderen Kurzanekdote, wo er einen Siemens-Manager von einer „Beschleunigung der Umlaufzeiten für neue Produkte“ berichten hört, die aber nicht nur mehr die „Steigerungskurve“ hebt. „Damit sie wieder ansteigt, werden wir unsere Leute besser einsetzen, *unser Humankapital*

maximieren müssen. Deshalb bemühen wir uns, die *Firma emotional intelligenter* zu machen“ (ebd., 17; meine Hervorheb.; M4-D9-CIF2). Dass die Kunden nach *Disney World* kommen, um, wie Eva Illouz sagen würde, „emodities“ (also „Gefühlswaren“) zu konsumieren (Illouz 2018), stört den Autor genauso wenig wie die „Maximierung des Humankapitals“ im Siemens’schen Bootcamp-Training emotionaler Intelligenz. Hinsichtlich solcher Programme und Prozesse ist Golemans Haltung bewusst affirmativ.¹⁰²

Weil es mir hier weder um eine moralische Verurteilung des Autors, noch um eine punktuelle Widerlegung seiner Thesen geht, sondern die Aufmerksamkeit bei der symbolischen Infrastruktur seines Diskurses und dessen semiotischer Figuration emotionaler Mechanismen liegen soll, möchte ich – zumindest jetzt noch nicht – auf das Problem der Kritikwürdigkeit eingehen.

Zweckdienlicher scheint es, auf eine Überlappung in der Metaphorik hinzuweisen, die durch einen Abgleich mit Caroline Webb sichtbar wird. Als sie die Mechanismen des Emotionsmanagements von Alter erörterte, benutzte sie dafür eine Reihe von Naturbildern. Goleman verwendet eine sehr ähnliche Sprache. Beide Autoren benutzen die Metapher der *Ansteckung*. Wenig überraschend ist ein solcher Konvergenzpunkt, da die Metapher relativ alt ist und bereits auf die Massenpsychologie von Gustav Le Bon zurückgeht. Die sich heute an „emotional contagion“ knüpfende, multidisziplinäre aber vor allem psychologische Forschungsliteratur hat motorische Mimikry als Motor für „emotionale Ansteckung“ bestimmt (Hatfield et al. 2014, Hatfield, Cacioppo, und Rapson 1994).

Wie man aus der Durkheim Schule allerdings lernen kann, trägt eine symbolisch eingefasste Normstruktur genauso zur Erzeugung kollektiver Emotionen bei (Von Scheve und Ismer 2013). Goleman und Webb laborieren – bewusst oder unbewusst – am Gebäude dieser Normstruktur mit, indem sie Metaphern benutzen, die aus dem Bereich der Natur stammen. Webb sprach von einem Feuer, das mit Wasser gelöscht werden soll, Goleman von einem *Gefühlsstrom* und der zu verhindernden „Überschwemmung durch Gefühle“. Sogar die Wichtigkeit seines zentralsten Begriffs fasst er so: „Statt sich von den emotionalen *Unterströmungen*, die immer im Spiel sind, *herunterziehen* zu lassen, kann man mit

¹⁰² Dies bedeutet nicht, dass er z.B. die Arbeiten von Arlie Hochschild nicht kennt, im Gegenteil. Er lehnt sie nur die Idee einer „Kommodifizierung menschlicher Gefühle“ ab und meint, diese führe keineswegs in eine „emotionale Tyrannei“. Hochschild schildere lediglich „die halbe Wahrheit“, denn „ob emotionale Arbeit beschwerlich ist oder nicht, hängt entscheidend davon ab, wie sehr sich jemand mit seiner Arbeit identifiziert“. Mitgefühl und Fürsorglichkeit seien z.B. für eine Krankenschwester „keine Last“, sondern der dem leidenden Patienten gespendete Trost „verleiht ihrer Arbeit mehr Sinn“ (Goleman 2008, 102; M4-D9-CI3). Dass die Identifikation mit der Arbeit schwerlich eine Frage freier Entscheidungen ist und geradewegs zur Falle werden kann, wenn institutionelle Rahmenbedingungen eingequetscht und unter Prämissen der Beschleunigung immer mehr unter Zeit- und Kostendruck geraten, sind kritische Nachfragen, die Goleman zumindest an dieser Stelle beiseitelässt. Dies bedeutet allerdings nicht, eine kritische Perspektive würde bei ihm schlichtweg fehlen. Mit einer solchen Behauptung würde man ihm Unrecht tun. Wie genau jene ‚kritische Perspektive‘ genau aussieht, darauf soll erst die letzte Daten-Karte zu *Krise und Utopie* genauer eingehen.

emotionaler Kompetenz durch sie *hindurchsteuern*“ (Goleman 2008, 203; meine Hervorheb.; M4-D9-CI1). Es liegt damit nahe, dass Naturmetaphern eine *Grenze der Kontrolle* von – besonders intensiven und damit mächtigen – Emotionen markieren und damit einen zentralen Baustein emotionaler Stilistik bilden. Könnten Naturmetaphern damit eine Art *metaphorisches Gegenkonzept* zur Ressourcenlogik versinnbildlichen? Genau diese Frage will die nächste Daten-Karte prüfen und das mögliche Spannungsfeld von Natur und Ressource ausmessen.

Bevor wir dazu jedoch kommen, ist ein Resümee angebracht, dass die Ergebnisse der langen Diskussion zum Emotionsmanagement zusammenfassen.

6.2.2.1.8 Resümee

Das wichtigste Ergebnis zuerst. Es hat zwei Teile. Erstens können wir aus dem Vergleich von Liebes- und Berufsratgebern schließen, dass vom *Modus* her beide im Jargon der Psychologie abgefasst sind. Für die Liebesratgeber war das nicht anders zu erwarten. Für die Berufsratgeber lag eine ähnliche Vermutung sicher nahe, weil psychologische und ökonomische Rationalität starke Parallelen aufweisen. Doch dass die Empfehlungen nicht nur lose an einen psychologischen Diskurs anschließen, sondern ihn zum Fundament der meisten Empfehlungen machen, bezeugt den hoch Durchdringungsgrad der symbolischen Ordnungsmuster. Sofern der psychologische Diskurs Emotionen und ihre Kontrolle als einen zentralen Gegenstand behandelt und dies sich in den Metaphern, Narrativen, Unterscheidungen und Tropen der Berufsratgeber spiegelt, liefert die oben erkundete Daten-Karte eine starke empirische Evidenz für die These einer „Emotionalisierung der Ökonomie“. Gleichzeitig ließ sich die These einer „Ökonomisierung der Liebe“ weniger gut belegen. Zwar rationalisieren die Ratgeber das Emotionsmanagement ihrer LeserInnen entlang der bekannten psychotherapeutischen Linien. Aber die Metaphern, Tropen und Klassifikationen zeigen auf der semiotischen Oberfläche kaum Ähnlichkeiten mit Modellen und Denkweisen, wie man sie aus der Ökonomie kennt. Zwar stießen wir im letzten thematischen Feld auf das Coaching als Ansatz, der die Liebesökonomisierung bezeugt, doch genauso gut auf eine Kritik an ebendieser Tendenz, die für eine stärkere „Grenzziehung“ plädierte. Ich komme auf das Thema Gesellschaftskritik gleich darauf zurück.

Der zweite Teil des zentralen Ergebnisses betrifft nicht den *Modus*, sondern die *Richtung* des Emotionsmanagements in Liebes- und Berufsratgeber. Hier stoßen wir auf eine deutliche

Divergenz. Zwar richten beide Sparten ihre Aufmerksamkeit auf das Selbst und machen es zum Gravitationszentrum ihrer Beratschlagung. *Liebesratgeber jedoch perhorreszieren tendenziell die Beeinflussung von Alter, während Berufsratgeber damit prinzipiell kein Problem haben.* Norwood, Blume und Gray warnen ihre LeserInnen immer wieder davor, dass jeder Versuch, das romantische Gegenüber zu beeinflussen bzw. verändern zu wollen, nicht nur in eine Sackgasse führt, sondern einen rück- und abstoßenden Effekt haben wird, der nicht zu mehr Nähe und Verbindung, sondern zu Entfernung und Trennung führen wird. Von diesem Schema weichen nur Moeller und Jones (sowie später Tomasek) leicht ab. Im Zwiegespräch findet eine gegenseitige Beeinflussung statt, die aber gleichzeitig zu Veränderungen im Fühlen und so der Dynamik der Dyade beiträgt. Weil das Medium intersubjektiv die Einflussnahme – mithin auch hinter den Rücken der Beteiligten – übernimmt, ist das Verbot weniger prominent. Jones und Schechter illustrieren auch eine sehr effektive Beeinflussung des Gegenübers, allerdings von männlicher zur weiblichen Seite und nicht, wie bei den anderen AutorInnen, von weiblicher zu männlichen. Sie prangern explizit ein Machtgefälle an, welches zum psychoemotionalen Beziehungsgefängnis aushärtet. Durch diesen Extremfall wird klar, *warum* das Verbot der Veränderung von Alter so stark ist. Jones und Schechters „Kontrollierer“ benutzen Schuldzuweisungen als Waffe und leugnen damit die Verantwortung für ihr Leben und, wie hier relevant, ihre Emotionen. Misslingendes Emotionsmanagement von Ego ist insgesamt durch den Versuch der Auslagerung und Delegation von Verantwortung gekennzeichnet. Er oder sie will die eigenen Gefühle nicht spüren, klagt dafür das Gegenüber an und bringt die Beziehung zum Scheitern. In Berufsratgebern sieht die Lage anders aus. Dort wird das Achten der Autonomie des anderen keineswegs als ein moralisches Gebot verhandelt. Wie vor allem Webb und Goleman nahelegen, ist es geradezu eine Tugend, das Gegenüber zu beeinflussen, sofern damit Effizienz und Effektivität erreicht werden können. Emotionsverantwortung ist ein Mittel zum Zweck. Sie hilft, die Gruppendynamik in eine produktive Richtung zu lenken und darf wie Golemans Geschichte und Siemens von *Disney World* ruhig ein Motiv der Profitmaximierung beinhalten. Ob die Beteiligten eingeweiht werden oder nicht, hat – wie bei Webb – wenig Relevanz.

Obwohl der *Modus* des Emotionsmanagements bei Berufs- und Liebesratgebern also weitestgehend konvergiert, ist das Gegenteil hinsichtlich der *Richtung* der Fall. Liebesratgeber errichten eine normative Brandmauer zwischen Ego und Alter, während eine breite Brücke bei den Berufsratgebern gespannt ist.

Entlang der Unterscheidung von Modus und Richtung ist noch eine weitere Divergenz auffällig. Es gibt ein systematisch wichtiges Element, das so gut wie nur dann prominent auftaucht, wenn von Emotionsmanagement die Rede ist, welches sich richtungsmäßig auf Ego bezieht: die Beschreibung von *Meta-Gefühlen*. Man kann sie in positive und negative oder helle und dunkle aufteilen. Bei Moeller fanden wir die *Angst vor Wut*, bei Blume den *Stolz auf Trauer*, bei Norwood die *Angst vor der Angst* (verlassen zu werden), bei Robbins *Neugier und Zuversicht über Angst und Trauer*. Die einzige Ausnahme für Alter waren Jones und Schechter, bei denen *Scham für Schuld* eine Emotion zweiter Ordnung bildete. In all diesen Fällen markierten Meta-Gefühle eine Benchmark für miss- bzw. gelingendes Emotionsmanagement. Für die ProtagonistInnen der Ratgeber wurden solche Gefühle zweiter Ordnung jedoch nicht nur als Wegmarken im inkrementellen Prozess des Emotionsmanagements geschildert, sondern dienten intradiegetisch auch als Motivatoren, wenn sie „hell“ waren und als Stoppsignale, wenn sie „dunkel“ waren. Das heißt, wenn sich positive, helle Meta-Gefühle bei den Protagonisten der Ratgeber einstellten, dann signalisierte dies, dass sie ihre Gefühle richtig spüren, einordnen, benennen und lesen konnten. Wenn sich negative, dunkle Meta-Gefühle zeigten, signalisierte dies, dass sie ihre Gefühle herunterschluckten, verdrängten, vermieden, verbannten und nicht verstanden.

Vermutlich spielten Meta-Gefühle in Richtung von Alter deswegen eine wesentlich geringere Rolle, weil die Feedbackschleife des Interaktionsgeschehens ein wichtiges Element der narrativen Dramaturgie der RatgeberautorInnen war, d.h. statt Meta-Gefühlen einfach die Reaktionen des Gegenübers als Markierung für Ge- oder Misslingen herhalten musste.

Zum Schluss unseres Resümees zwei Aspekte: die Gesellschaftskritik der Ratgeber inklusive ihrer Selbstwidersprüche und das Problem der Ressourcenlogik.

In etwas mehr als der Hälfte aller Ratgeber, die wir auf dieser Daten-Karte genauer unter die Lupe nahmen, findet sich ein gesellschafts- und kulturkritischer Strang. Sie klagen über den durch Zeitdruck bedingten „communication gap“ (Moeller), kritisieren die Geschlechterstereotype in der Sozialisation (Blume), verurteilen eine Popkultur, die Lieben und Leiden gleichsetzt (Norwood), prangern Sexismus an (Jones/Schechter) und bedauern den Verlust von Menschlichkeit in der Arbeitswelt (Schulz). Wie auch schon die letzten Daten-Karten zeigen konnten, formulieren viele Ratgeber solche Missstände und verorten ihre Ursache in einem genuin makrosozialen Geschehen. Dieser Befund widerlegt *erneut* das Vorurteil, das Genre sei ausschließlich auf das Individuum fixiert. –Trotzdem, und auch das zeigt sich – mit der Ausnahme von Jones und Schechter – werden die Lösungen nicht im politischen Engagement gesucht; sie rücken nicht hoch auf eine institutionelle Ebene. Wenn

es dort eine Verschiebung geben kann, so die Meinung, muss sie auf der individuellen Ebene ansetzen.

Man mag dem insbesondere von sozialwissenschaftlicher Seite widersprechen. Trotzdem bleibt es eine Glaubensfrage, wo gesellschaftlicher Wandel zuerst beginnt, ob in Individuen oder Institutionen. Ein sinnvolleres Gegenargument setzt m.E. immanent an. Die Modelle der Ratgeber sind nämlich selbst von Selbstwidersprüchen geplagt und tragen damit eine Tendenz zum Scheitern ihrer eigenen Ansprüche zum Emotionsmanagement bereits in sich. Bei Michael Moeller bleibt unklar, ob sein Zwiegespräch Emotionen – und damit die Probleme der Akteure – nur entdeckt oder selbst erzeugt. Bei Jutta Blume Verletzlichkeit zur starken Schwäche paradoxiert, genauso wie Norwood widersprüchlich die absichtsvolle Absichtslosigkeit postuliert. Schulz von Thun will den „inneren McKinsey“ abschaffen, konzipiert aber das Selbst anhand der Arbeitswelt; Robbins will das Individuum instantan durch jenen Schmerz konditionieren, den sein eigenes Modell inkrementell abbauen soll. Caroline Webb verpflichtet sich dem emotionalen Wohlbefinden, „liebt“ ihre „high achiever“ KlientInnen aber nur gegen Bezahlung.

Finden sich in diesen widersprüchlichen Vorschlägen und Vorgaben vielleicht die Grenzen des Emotionsmanagements überhaupt? Wie sehr kann sich ein spätmodernes Liebes- und Arbeitssubjekt dehnen und verbiegen, um den Anforderungen an das eigene Gefühlsleben zu genügen? Haben Emotionen nicht auch eine Macht über uns, die sich gerade *nicht* kontrollieren lässt? Die Logik der Ratgeber in Blick auf Emotionen war bisher die der Ressource. Emotionen sollen benutzt werden können, um bestimmte Ziele zu erreichen – egal, ob diese im eigenen Wohlbefinden oder das des Partners bestehen, oder ob es um Erfolg im Beruf geht. Gelegentlich fanden wir jedoch einige Hinweise, die auf eine Alternative hindeuteten und die *Grenzen der Kontrollierbarkeit* markierten. Bei Moeller wurde „Dampf abgelassen“. Bei Blume tat sich ein „tiefer Abgrund“ auf. Bei Webb entfachte ein „Feuer“ und ein „Virus“ wurde verbreitet; bei Goleman fanden „Ansteckungen“ statt und Akteure wurden „überschwemmt“. All das sind Metaphorisierungen, die mit der Natur spielen. Sie findet man nicht nur in den besprochenen Ratgebern, sondern über das ganze Corpus verstreut. Die nächste Daten-Karte wird darauf ausgerichtet sein und zwei verschiedene Metaphoriken in den Mittelpunkt rücken. Sie sollen zeigen, wie Metaphern die Grenzen von Emotionskontrolle deskriptiv abzeichnen und normativ aufzeigen.

6.2.2.2 Ressource & Natur

Die zweite Daten-Karte des Emotionsfeldes vertieft, wie eben bereits angemerkt, ein bestimmtes Ergebnis der ersten Karte. Ratgeber metaphorisieren Emotionen häufig als Naturphänomene, die sich nur schwer oder überhaupt nicht kontrollieren lassen. Es geht also um folgende Fragen:

Inwiefern markiert dieses Bildfeld der Naturphänomene eine Limitation der subjektiven Beherrschbarkeit von Gefühlen? Genau welche anderen, bisher noch nicht gesehenen Metaphoriken ziehen sie aus der Natur? Stehen dieser Modellierung, wie wir in der letzten Daten-Karte ebenfalls beobachten konnten, solchen Naturbildern jene entgegen, die Emotionen als Ressourcen nutz- und kontrollierbar machen wollen, mit was für Metaphern arbeiten sie wiederum? Lässt sich gar eine Gegenlogik zu der der Ressource konstatieren?

6.2.2.2.1 Verliebtes Feuer, Tsunamis & Wüstenbildung

Eine Emotion, die Liebesratgeber intensiv beschäftigt – und in Berufsratgebern gar nicht vorkommt –, ist die Verliebtheit. Ursula Nuber, Gary Chapman oder Michael Mary, die zwar alle nicht auf der hiesigen Daten-Karte aufgelistet sind, teilen dennoch mit dem Paartherapeuten Theo Schoenacker ihre Skepsis gegenüber jenem Gefühl. Es verneble den Verstand, idealisiere das Gegenüber gefährlich, stülpe ihm „Projektionen“ über und müsse – daher – von der „echten“ Liebe dringend unterschieden werden.

In Schoenackers Lowseller (dritte Auflage 2005) wird es als „Gemisch“ von „Unglücklichsein“ charakterisiert, das Symptome wie „Herzens-Schmerzen, Schlaflosigkeit [und] die Unfähigkeit sich zu konzentrieren“ mitbringt. Mag man sich auch wehren, schon wie bei Tristan und Isolde, ist man ausgeliefert: „Das Gefühl der Verliebtheit ist *wie ein Rausch* und es ist zur gleichen Zeit *eine geheimnisvolle Kraft gegen die wir meinen, nichts tun zu können!*“ Tamino singt in Mozarts Zauberflöte: ‘Dies Etwas kann ich zwar nicht nennen; *doch fühl ich’s hier wie Feuer brennen*““ (Schoenacker 2001, 29; meine Hervorheb.; M5-DI-CIF1).

Sicher haben weder Schoenacker noch Mozart die Feuer-Metapher zum ersten Mal verwendet – sie ist mindestens 2000 Jahre alt (Till 2008). Zumindest im Ratgeberkontext kommt ihr jedoch die Funktion zu, Unkontrollierbarkeit anzuzeigen. Verliebtheit als „geheimnisvolle Kraft“ bietet keine Exit-Option und teilt mit dem Feuer eine zerstörerische Qualität, die, wie Schoenacker beschreibt, den Schlaf und Konzentration raubt, und generell schmerzt. Erst wenn die Beziehung jene Anfangsphase hinter sich lässt, verglimmt das Feuer. In späteren Beziehungsperioden verschiebt sich durch eine Veralltäglichsung das „emotionale Klima“ (Schoenacker 2001, 153; M5-D1-CIF2). Erst dann kommt es darauf an, die Parameter einer „guten Ehe“ zu ermitteln, die nach Schoenacker „Verbindlichkeit, Zuneigung [und] Kennenlernen“ sind. Daraus bestehen die „Leuchttürme, die uns zur Liebe zurückhelfen, wenn wir *auf stürmischer Ehe-See* die Orientierung verloren haben“ (ebd., 52; meine Hervorheb.; M5-D1-CIF3). Im Austausch von Feuer durch Wasser wird, in der Metapher gedacht, ein Fortschritt gesehen, sofern mehr Navigation möglich ist. Der Wechsel von einem Element ins andere zeigt bei Schoenacker einen Zugewinn von Kontrolle an.

Doch auch die See – der Partnerschaft – kann ein tückischer Ort sein. Grund dafür ist, dass sie von Strömungen bestimmt wird, die, wenn der Sturm besonders heftig ist, hohe „Wellen“ produziert. Diese Metapher, welche insbesondere bei John Gray sehr prominent ist und ihm als weibliches Gegenstück für das männliche Gummiband dient („*Frauen sind Wellen*“, vgl. 6.2.4.1.3), findet man auch bei Michael Lukas Moeller. Er lässt eine Intervisionsteilnehmerin sagen: „Ich erlebe ungeheure *Stimmungsschwankungen* innerhalb eines Gesprächs. Das geht bei mir manchmal *mit solchen Wellen hoch und runter, dass ich eine wahnsinnige Spannbreite von Gefühlen dabei erlebe*“ (Moeller 2014, 90; meine Hervorheb.; M5-D3-CIF3). Zwiegespräche können, wie Moellers Protagonistin Bettina weiter ausführt, „emotional hoch geladen“ sein und dem Subjekt keine andere Wahl lassen, als das „hoch und runter“ einfach zu ertragen. Im Vorhinein mögen Regeln für das Gespräch und den Umgang miteinander vereinbart worden sein, doch diese werden von sehr intensiven Gefühlen immer wieder umgekippt.

So schreibt Susan Johnson, die Begründerin der sog. *Emotion Focused Therapy* (EFT) in ihrem 2011 erschienen *Halt mich fest*: „Immer wieder suchen mich leidende Paare auf, die sich erstaunlich differenziert über ihre Probleme und ihr Verhalten äußern können und dieses sehr gut verstehen, aber trotzdem nicht in der Lage sind, kohärent mit ihren Partnern zu reden, sobald ein ‚*emotionaler Tsunami*‘ sie trifft“ (Johnson 2011, 44; M5-D2-CIF2). Reist die Verbundenheit ab, entspinnt sich ein Drama, wo „wir uns im Bann von Emotionen, die

Elemente eines Millionen Jahre alten überlebenssichernden Programms sind“ (ebd., 14; M5-D2-CIF4), gefangen werden. Johnson verortet auch die Erklärung dafür, warum sich solch starken Emotionen „offenbar niemand entziehen“ kann in einer Logik der Natur. – Bei ihr kommt hinzu, dass sie einen Mechanismus angibt, der zwar ebenfalls ein „natürliches“ Bildfeld bedient, doch auf den Körper gerichtet ist. Laut Johnson wird die „primäre Panik“ – als ertrinkende Verlustangst oder feurige Wut – aktiviert, wenn der Partner „empfindliche Punkte“ auf der „emotionalen Haut“ des anderen berührt. Besonders, wenn diese „schon wundgescheuert ist“ und selbst eine kleine Verletzung „sehr starke Schmerzen erzeugen kann“, verliert man schnell das „emotionale Gleichgewicht“ (ebd., 108; M5-D2-CIF1). Dann rutschen Paare in das ab, was die Autorin „Teufelsdialoge“ nennt. Sie repräsentieren ein Außer-Kontrolle-Geraten der dyadischen Dynamik inklusive der dort entstehenden Emotionen. Aus einer Geschichte der von ihr betreuten Paare kommt dann wieder das bereits bekannte Bild mit dem Feuer:

Jim erklärt, er „wisse“, dass er hören werde, wie sehr er Carol enttäuscht habe, bevor sie auch nur ein Wort darüber gesagt hat. *Dies bedeutet, dass er eine Art „Brandmauer“ errichtet hat, die verhindern soll, dass er Feuer fängt*; doch das Muster ist derart automatisiert und rastet so zwangsläufig ein, *dass es ihm nicht gelingt, es aufzuhalten*. (Ebd., 42; meine Hervorheb.; M5-D2-CIF3)

Hier ist nun von einem anderen Feuer die Rede als bei Schoenacker, wo Mozarts Charakter vor Verliebtheit (ver)brennt. Enttäuschung hat für den emotional dünnhäutigen Jim eine so sedimentierte Schmerzgeschichte, dass die Wut – in diesem Fall: über Carols Nörgelei ob seines ständigen Zu-spät-kommens – ihn überwältigt. Seine „Brandmauer“, unmetaphorisch das kognitive Gegenmuster zur Streitschlichtung aus der therapeutischen Beziehungsarbeit, bleibt nutzlos. Gefangen im „Drama“ von ständigem Angriff und Rückzug (man bemerke die Kriegsmetaphorik, vgl. 6.2.4.1), „sehen [die Partner] Dinge, die der andere tut, als in ihrem Charakter zweifelhaft und nehmen jeweils das Schlimmstmögliche an. Sie werden von Katastrophenängsten und Zweifeln geplagt und sind ständig auf der Hut und in der Defensive“. Aus der „Protestpolka“ wird langsam ein anderer Teufelsdialog: „Erstarren und Fliehen“. Bei Susan Johnson und Michael Lukas Moeller ist dies eindeutig die gefährlichste Phase von Beziehungen und ihren Konflikten. Denn, wie Moeller schreibt, „ein Ausweg aus dem Dilemma [von Rückzug und Angriff und der ständigen Verletzung durch Annäherungsversuche] ist das reibungslose Nebeneinander in der Zweierbeziehung. *Wie eine*

sich langsam ausdehnende Wüste verdrängt es das Miteinander. Ein Widerspruch wächst heran und wird Alltag: die Beziehungslosigkeit in der Beziehung. Sie bedeutet doppelte Einsamkeit“ (Moeller 2014, 27; meine Hervorheb.; M5-D3-CIF2). Im Bild der Wüste ist es nicht die Intensität einer momentanen Emotion wie Wut oder Angst, die den Akteuren ihre Agency raubt, sondern ein langsamer Prozess der ‚Ver-Wüstung‘. Sie ist gekoppelt an die Emotion der Einsamkeit, die nur gelegentlich über die Schwelle des Bewusstseins tritt, sich aber umso tiefer in den Partnerschaftsalltag eingräbt. Sukzessive Wüstenbildung meint eine zunehmende Entfremdung der Partner voneinander. Sie nimmt ihnen nicht so sehr den Zugang zu den eigenen Gefühlen, sondern erodiert eher deren empathische Verbundenheit. Was so ausgehöhlt wird ist das Fundament, auf dem die Dyade ihr „Wir“-Empfinden ausleben, die damit verknüpften Einzelemotionen ausdrücken und über diesen Umweg wieder in die jeweiligen Subjektivitäten einpflegen kann. Ähnlich wie bei John Grays Metapher vom „Garten der Liebe“, wo es „Winter“ wird und sich alles Leben zurückzieht und stirbt, ist die Metapher der Wüste ebenfalls eine Demarkationslinie von Kontrolle. Nur wird der Kontrollverlust mit ihr nicht als eine situative Überwältigung modelliert, sondern als ein schleichender Prozess der Entfremdung, welcher sich irgendwann weder aufhalten noch rückgängig machen lässt.

6.2.2.2 Zwischenfazit I

Alle Metaphern, die von den Ratgebern gebraucht werden, um Kontrollverlust zu modellieren, haben eine grundsätzlich negative Stoßrichtung. Das Feuer der Verliebtheit gefährdet den klaren Verstand. Das der Wut führt in den Beziehungskrieg. Auf „stürmischer Ehe-See“ geht man verloren und wird vielleicht sogar von einem Tsunami erfasst und weggespült. Nur Moeller lässt einen seiner Protagonisten einmal sagen lässt, dass „das aggressive Donnern und Blitzen auch eine reinigende Funktion“ hat (Moeller 2014, 107; M5-D3-CIF4). Bis auf die gelegentliche Katharsis dominieren Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht, die mit den Naturgewalten von Feuer und Wasser zum versinnbildlicht werden. Einigermassen überraschend ist, dass die Naturmetaphern nicht nur Situationen unbeherrschbarer Intensität illustrieren, sondern auch langsame, schleichende Prozesse. Wir können vermuten, dass die negative Valenz dieser Metaphern normstrukturell auf ihr zu erreichendes Gegenteil hinweist: Kontrollgewinn. Dessen Grammatik läuft nach den Regeln der Emotion als Ressource, die wir uns in den Liebesratgebern jetzt ansehen werden.

6.2.2.2.3 Vitaminspritzen, Lebenselixiere & Treibstoff

Schon quantitativ macht die Gestalt der Daten-Karte deutlich, dass in Liebesratgebern die Emotionslogik der Ressource keine dominante große Rolle spielt, wie es in den Berufsratgebern der Fall ist. Eine mögliche Erklärung ist die Abwesenheit eines externen Zwecks oder Ziels, für welchen Emotionen als Produktionsmittel gebraucht werden, wie dies beim beruflichen Handeln der Fall ist. Nichtsdestoweniger gibt es Stellen, wo wir sie finden können. Welche Emotionen zu Ressourcen metaphorisiert werden, kann Aufschluss darüber geben, in wie die von den Akteuren Liebe gesteuert werden kann/soll.

Zentral für die Liebesratgeber ist ressourcentechnisch eine Emotion, die wir oben schon als genuin der Romantik zugehörig gesehen haben: die Verliebtheit. Sie ist nicht nur gefährliche Illusion und benebelnde Irreführung. Zwar mag sie gewisse Ambivalenzen mit sich bringen, doch ist die Verliebtheit im Wesentlichen ein positives Gefühl, eine, wie Schoenacker meinte, „geheimnisvolle Kraft“. Im Zustand der Verliebtheit selbst wird sie übermächtig und überrumpelt die Subjektivität. Doch später, wenn die ersten Konflikte entstehen, kann die Erinnerung an sie durchaus zur Ressource werden. Petra Bock baut daraus für ein von ihr beratenes Paar, Mark und Stefanie, die ihrem „Wir-Gefühl auf der Zehnerskala eine schwache Zwei“ geben, folgende Metapher:

Nun ist es Zeit für stärkere Emotionen. *Für eine echte Vitaminspritze, aber eine, die nachhaltig wirkt. Ich frage sie nach ihrem Kennenlernen und der Zeit, in der sie verliebt waren.* Wie sie sich selbst, den anderen und sich gemeinsam erlebt haben. Auf der Wir-Ebene der Liebe interessiert uns der Kern, die Essenz des ersten liebenden Wir-Gefühls. (Bock 2014, 176; meine Hervorheb.; M5-D5-CIF5)

Das Wir-Gefühl soll hier wiederbelegt werden. Dazu dient die Verliebtheit. Sie ist im horizonthaften Wissensvorrat der Paaridentität bereits abgelegt, soll nun jedoch thematisiert werden, indem sie als konzentrierte „Essenz“, ‚injiziert‘ wird. Verliebtheit wird ex post zum potenten Therapeutikum, das den Stoffwechsel der Partnerschaft belebt und dabei von der Beraterin während der Sitzung durch gezielte Fragen genau dosiert werden kann.

Und auch außerhalb konkreter Beratungssituationen wird empfohlen, die Verliebtheit voll auszukosten, weil sie nur so für später konserviert werden kann. „Wir sollten die

Verliebtheit in vollen Zügen genießen. Wir brauchen die *Erinnerung* an diese *erhebende Kraft*, um später schwierige Phasen zu überstehen“ (Zurhorst 2009, 134; meine Hervorheb.; M5-D5-CIF1). Ähnlich wie Zärtlichkeit, die nach Zurhorst ein „Lebenselixier“ (ebd., 96; M5-D5-CIF1) ist und, wie in den *5 Sprachen* von Chapman den „Liebestank“ auffüllt, kann die Verliebtheit – allerdings in retentionaler Narration – zur Ressource werden.

Sie ist indes nicht die einzige Emotion, welche als Mittel für die Stabilisierung der Partnerschaft benutzt werden kann. Gigi Tomasek betont in ihrem „Liebes-Coaching“ zwei weitere: *Dankbarkeit* und *Neugier*. Für erstere empfiehlt sie: „Gewöhnen Sie sich an, nicht mit kritischen, sondern *mit dankbaren Augen zu schauen*. Ihre positive Ausstrahlung wird Ihren Partner *anstecken*“ (Tomasek und Engel 2008, 114; meine Hervorheb.; M5-D4-CIF1). Um die „positive Ausstrahlung“ zu kultivieren hilft ein „Dankbarkeitstagebuch“, in dem Situationen notiert werden, die Anlass zu dem Gefühl geben und es bei Re-Lektüre erneut evozieren. Dankbarkeit wird für das liebende Selbst so jederzeit verfügbar gehalten. Für die Dyade sind die „dankbaren Augen“ „unglaublich kraftvoll“, weil sie spannungsreiche Situationen wie auch die eigene Innenwelt „wieder in Fluss bringen“. An das Selbst richtet Tomasek die Regel: „Machen Sie eine Gewohnheit daraus, aufkommende Unzufriedenheit in Dankbarkeit umzuwandeln“ (ebd.). Dankbarkeit muss also dauernd hergestellt werden; sie wird konsumiert und muss deswegen kultiviert werden.

Die zweite Emotion, welche Tomasek in ihrem Coaching-Werkzeugkasten aufnimmt, ist die Neugier. „*Neugier ist eine ganz besondere Kraft*: Sie bringt Babys dazu, laufen und sprechen zu lernen. Sie macht Kindern Lust, die Welt zu entdecken, und sie treibt Erwachsene an, Neues auszuprobieren. *Neugier entfesselt unsere Lebensenergie und hält uns jung*“ (ebd., 39; meine Hervorheb.; M5-D4-CI1). Zwar bleibt sie unklar hinsichtlich der Frage, ob Neugier die „Lebensenergie“ lediglich entfesselt oder – als „ganz besondere Kraft“ – selbst zu ihr gehört. So oder so wohnt der Neugier für Tomasek auch ein Orientierungswert inne. Sie „funktioniert wie ein Wegweiser“, insofern sie zeigt, ob ein Mensch „auf einem Weg ist, der ihm guttut“. Neugier lässt in den Menschen „eine innere Sonne aufgehen“ und bewirkt eine Veränderung die Tomasek „Licht an“ nennt: „ihre Augen [beginnen] zu glänzen, und ihr Gesicht leuchtet auf“. Hinsichtlich der Partnerschaft ist die Orientierungsfunktion wichtig, weil so erkennbar wird, ob die Energie des Partners zu- oder abnimmt. Abnahme sieht so aus: „Ihr Partner wirkt blasser, kühler, distanzierter, weniger lebendig und älter – ganz egal, wie jung er ist. *Er hat kaum Licht*“ (ebd., 45; meine Hervorheb.; M5-D4-CIF2). Dann gilt es, ihn „mit Neugier zu coachen“ und so das „intensive Glücksgefühl, nach dem Sie sich manchmal sehnen“ aktiv wiederzufinden und mit dem Partner zu teilen.

Gegenüber der Art von Tomaseks Ansatz, die mit ihrem Coaching in der Liebe beim anderen durch Neugier „das Licht anschalten“ will, werden von einigen Autoren jedoch auch Bedenken angemeldet. Norwood würde darin einen unbotmäßigen Veränderungsversuch sehen, den es mit Vorsicht zu genießen gilt. Petra Bock wiederum heißt es zwar gut, wenn sie als Coach jene „Vitaminspritze“ verabreicht, warnt aber: „Viele wünschen sich, dass ihr *Zuhause* ein Ort des ‚Auftankens‘ ist. In einer Beziehung sind es aber zwei, die auftanken müssen. *Der eine ist nicht für das Auftanken des anderen verantwortlich*“ (Bock 2014, 201; meine Hervorheb.; M5-D5-CIF3). Wir kennen das Motiv der Emotionsverantwortung bereits aus der letzten Daten-Karte. Nun finden wir es mit der Ressourcenlogik an jener bekannten Stelle verschleißt, wo Ego auf Alter einwirkt. Durch die Verknüpfung von quasi-moralischem Gebot mit der „Auftanken“-Metapher baut Bock in die Emotionalität der Dyade ein Nullsummenspiel ein: „Tankt“ einer Zuhause auf, fehlt dem anderen der „Treibstoff“. Gleichzeitig warnt sie ebenso davor, ein „Beziehungskonto“ zu eröffnen, mit dem ihr Nullsummenspiel wenigstens fair gehalten werden könnte. „Wenn wir einmal dabei sind, Konten aufzumachen, dann wird die Liebe zum ‚Deal‘, dann wird die Beziehung zum Kramladen“ (ebd., 33, M5-D5-CIF2). Weil „gegenseitige Großzügigkeit, Offenheit und Vertrauen, Respekt“ keine Finanzdienstleistungen sind, soll der „Hang zum Verrechnen“ aus der Liebe „herausgehalten“ werden. Paradoxerweise sollen die Partner also darauf bedacht sein, nicht zu kurz zu kommen, auf ihre eigenen Emotionsressourcen achten und werden dazu aufgefordert, den anderen nicht nur eigenen Tankstelle zu machen. Andererseits sollen sie sich ihr Geben und Nehmen nicht gegenseitig verrechnen und keine „Deals“ machen, damit aus der Beziehung kein „Kramladen“ wird.

6.2.2.2.4 Zwischenfazit II

Obwohl Bock gegen die Metapher des Beziehungskontos wettet, auf dem emotional geladene „Transaktionen“ verbucht werden, konstatiert sie gerade mit ihrer Kritik deren Verbreitung. Was der Metapher indes zugrunde liegt und sie mit anderen Sprachbildern ins Verhältnis setzt, ist die Logik der Ressource, welche auch Emotionen erfasst. Verliebtheit ist eine Kraft, ein Lebensmittel, das sich portioniert injizieren lässt. Zärtlichkeit ist ein „Lebenselixier“. Dankbarkeit steckt an und kann dokumentiert und produziert werden. Neugier ist ebenfalls eine Kraft, die das „Licht“ in jemandem „anschaltet“. Liebe ist ein Kraftstoff, der „getankt“ werden kann.

Auffällig war indes, *wie* bestimmte Emotionen zu Ressourcen raffiniert werden und *wozu* Akteure sie einsetzen sollen. Verliebtheit konnte nicht *in statu nascendi* benutzt werden, sie war zu „feurig“. Erst wenn die Beziehung schon älter und das Feuer verglommen war, konnte sie als narrativierte Retrospektion zu einem „Vitamin“ werden, das die Beziehung neu belebt. Demgegenüber bei Tomasek wurden Emotionen anders verwendet. Dankbarkeit und Neugier sollten von Ego evoziert werden, konnten von der Richtung her sich dann jedoch auch auf Alter richten. Erst sollte Dankbarkeit das Selbst „wieder in Fluss“ bringen, um dann Alter – in der Metapher, die wir oben bereits ausführlich erörtert haben – „anzustecken“. „Dankbare Augen“ waren bei ihr ein Mittel, mit dem eine „positive Ausstrahlung“ erzeugt und auf das Gegenüber einen ebensolchen Einfluss ausüben sollte. Ähnliches gilt bei Tomasek für die Neugier, die Ego – als „innere Sonne“ – auch deswegen kultivieren sollte, weil damit bei Alter wieder über den Mechanismus der „Ansteckung“ „das Licht angeschaltet“ werden konnte.

Beide Codes von Natur und Ressource zeigen in Liebesratgebern Überlappungen dort, wo sie Emotionen entweder als *Flüssigkeiten* – Wasser und Treibstoff – oder als *Energien* – Feuer und Licht – metaphorisieren. Auch die Natur ist eine Ressource und die Ratgeber verstehen das sehr wohl. Analog zur technischen Umwandlung z.B. von Sonnenlicht in Strom oder Feuer in Dampf, entwerfen die Liebesratgeber psychosoziale Werkzeuge, um eine ähnliche Transformation symbolisch zu bewerkstelligen. Was wir uns nun ansehen wollen, ist, ob Berufsratgeber ähnliche oder ganz andere Strategien entwickeln, welche Naturmetaphern sie für Emotionen finden und, danach, wie und wozu sie Emotionen als Ressourcen einsetzen wollen.

6.2.2.2.5 Betriebsklima, Unterströmungen & wütende Gebirgsbäche¹⁰³

Zwei Naturmetaphern dominieren die Berufsratgeber. Erstens die des *Betriebsklimas* und zweitens jene des Wassers, die speziell als Sturm, Strömung und Welle gefasst wird. Beide weisen auf je unterschiedliche Weise die Grenzen emotionaler Kontrolle aus, die von ihrer Richtung her sowohl Alter wie Ego betreffen.

In unserer Diskussion tauchte der Ausdruck „Betriebsklima“ das erste Mal bei Friedemann Schulz von Thun auf, der – ausgehend von seiner „Parallelitätsthese“ – von einem „inneren Betriebsklima“ sprach und damit das Verhältnis der „inneren Teammitglieder“ zueinander

¹⁰³ Schon bei den Liebesratgebern war die Datenlage nicht eben üppig und nun dünnt sie bei den Berufsratgebern noch weiter aus. Ich werde daher auch Textstellen aus Berufsratgebern heranziehen, die nicht auf der Daten-Karte verzeichnet sind.

beschreiben wollte. Meistens jedoch veranschaulicht die Metapher weniger das Innenleben des Selbst als eine soziale Gestimmtheit in Institutionen. Berufsratgeber benutzen das Bild des Klimas oder der Atmosphäre in der Regel für eine Unterscheidung: Sie wollen ein gutes von einem schlechten trennen, denn „unorganisierte Firmen mit miesem Betriebsklima verschleißten ihre Belegschaft im Formel-eins-Tempo“ (Burger 2012, 85).

Solcher „Verschleiß“ ist das wichtigste Thema von einem kleinen, aber vielgelesenen Ratgeber aus 2014, der vom uns bereits bekannten Gary Chapman und drei seiner Kollegen aus der Arbeitswelt geschrieben wurde. *Rising above the Toxic Workplace* trägt die entscheidende Metapher bereits im Titel. Die Monographie sammelt Geschichten von Arbeitnehmern aus allen möglichen Sparten, die einem „emotional climate in work relationships“ (Chapman, White, und Myra 2014, 9; M5-D7-CIF1) ausgeliefert sind, das „toxisch“, „giftig“, „verseucht“, „tödlich“ ist. Was diese Art von Atmosphäre im Gegensatz zu „gesunden“ Umfeldern auszeichnet, ist „conflict, hurt and anger, poor communication, lack of appreciation“ (ebd.). Gelegentlich geht die „Vergiftung“ der „Atmosphäre“ von einzelnen Personen aus, meistens von solchen, die an hierarchisch hochstehenden Positionen zu finden sind. Vorgesetzte, Chefs, Betriebsräte, „Topmanager“ etc. haben, den Ratgebern zufolge, einen größeren Einfluss auf die kollektive Stimmung innerhalb der Organisation. Sie können öffentlich Loben oder Demütigen, Angst säen oder Bewunderung hervorrufen, zur offenen Kommunikation einladen oder den Wettbewerb unter Einzelkämpfern fordern. – Ohne eine solche Position, die zur Imitation inspiriert, bleibt das Individuum meistens auf sich gestellt und hält am besten den Kopf zum Eigenvorteil unten. Das ist auch die Warnung von Lutz Herkenrath: „Wenn Sie es erst mal geschafft haben und ganz oben stehen, *können Sie das Klima und die Art des menschlichen Miteinanders ja gerne aus eigener Kraft ändern*. Vorher gilt: Wer diese Regeln nicht zur Kenntnis nehmen will, ist vielleicht der bessere Mensch, aber mit Sicherheit nicht erfolgreich“ (Herkenrath 2015, 50).

Nachhaltige Gestaltung der Atmosphäre, großräumige Beeinflussung des Klimas bleibt für die meisten ArbeitnehmerInnen kaum möglich. Es handelt sich um Kollektivemotionen, deren Toxizität nur vermieden und/oder ertragen werden kann. Gary Chapmans und Paul Whites zweites gemeinsames Buch sammelt daher Bewältigungsstrategien in narrativer Form. Eine Geschichte, welche zugleich Warnung wie Lösung bietet, handelt von Ted. Seine ein Jahrzehnt währende berufliche Glücksträhne endet abrupt mit Entlassung. Monatelang sucht er „verzweifelt“ Arbeit und findet diese endlich in einer Schule als „behavioral interventionist“, wo er sorgenschwere Teenager betreut. Er fängt am unteren Ende der Schulhierarchie an und bleibt auch dort. Ohne Unterstützung oder Weiterbildung lässt eine

gleichgültige Verwaltung ihn im Stich, als er von einem seiner Schützlinge körperlich attackiert wird. "The *atmosphere was extremely negative*, with constant talk about drinking, partying, and sleeping around. [...] It was tough handling angry, troubled kids all day, but that didn't *drain* me nearly as much as being snubbed by the professionals who never said a cheerful word" (Chapman, White, und Myra 2014, 25; meine Hervorheb.; M5-D7-CIF3). Was Ted durch den Tag bringt, ihn „überleben“ lässt, ist die Bekanntschaft mit drei Sekretärinnen, „who were in the same boat“. Ihre gute Laune und „*camaraderie* and the *positive atmosphere* around them would *revive* my spirits. I learned that concentrating my mind on that one *oasis of friendliness* [...] would get me through the day”.

Was wir in Teds Narrativ mitverfolgen können, ist die Institutionalisierung von gleich zwei verschiedenen emotionalen Atmosphären in derselben Institution (hier: einer Schule), die „von unten“ erlebt und erlitten werden. Während die erste von der Administration durch mangelnde Aufmerksamkeit (oder Überarbeitung) passiv mitkriert wird, sich durch Exklusion, Exzess und tendenziell Anomie auszeichnet, ist die „Oase der Freundlichkeit“ deren Gegenteil. Die Oasen-Metapher impliziert sowohl dass die beiden Atmosphären unterschiedlich groß und gleichzeitig ineinander geschachtelt sind. Die – positive – Oase liegt in der – negativen – Wüste. Ted hat lange gebraucht, um erstere in letzterer zu finden. So rahmt das jeweilige Umfeld auch die Opposition der Verben „drain“ und „revive“. Jene Unterscheidung will verdeutlichen, welch durchschlagenden Effekt das „emotionale Klima“ am Arbeitsplatz auf die dort Beschäftigten hat – es revitalisiert oder „trocknet sie aus“.

Wie auch Petra Bock in ihrem *Mindfuck Job* benutzen Chapman und White eine Pflanzenmetapher, um den die Relation zwischen kollektiver Atmosphäre und individuellem Empfinden zu illustrieren: "It's been said the human spirit needs *praise the way flowers need rain and sun*. Flowers without moisture and light wilt, and people without affirmation wilt, too" (ebd., 124; M5-D7-CIF4).

Dies bringt uns direkt zur zweiten prominenten Naturmetaphorik in Berufsratgebern. Im letzten Bild von Teds „Oase der Freundlichkeit“, welches mit der Pflanzenmetapher gekoppelt ist, kann „Regen“ im Sinne von Wasser auch als eine rare Ressource verstanden werden. Allein, im Zusammenhang mit dem „emotionalen Klima“ ist sie nicht einfach verfügbar, nicht einfach kontrollierbar. Die vom Regen Abhängigen sind Prozessen ausgeliefert, welche für sie tendenziell opak oder zumindest nur schwer veränderlich bleiben, weil diese Prozesse von transindividuellen Institutionen initiiert und abgewickelt werden.

Hier könnte einer der Gründe liegen, warum die Wasser-Metaphorik nicht nur eine positive, nährnde Seite hat, sondern auch eine eher dunkle und gefährliche. Schon bei den Liebesratgebern trafen wir auf „Stürme“, „Wellen“ und sogar „Tsunamis“. Und auch am Arbeitsplatz können „Strudel“ und „Strömungen“ entstehen, welche denen schaden, die in sie hineingeraten. Oft sind damit Gruppendynamiken gemeint, die von einer Person oder sogar mehreren ausgehen, welche es zu meiden oder vor denen es andere zu beschützen gilt. Chapmans Lektion aus der Geschichte eines tyrannischen Vorgesetzten, dem sich die Krankenschwester Anna in den Weg stellte, lautete daher: „*Divert the deadly stream. Take another tip from Anna, who was in a position to lessen the noxious stream flowing toward others*“ (ebd., 44; meine Hervorheb.; M5-D7-CIF2).

Genau diese Fähigkeit bringen auch nach Daniel Goleman „kluge Führungspersönlichkeiten“ mit. Sie „achten auf *die subtilen emotionalen Unterströmungen in einer Gruppe* und begreifen, wie sich ihre Maßnahmen auf diese *Strömungen* auswirken“ (Goleman 2008, 226; meine Hervorheb.; M5-D9-CIF5). Solche „emotionalen Kompetenzen“, wie sie Goleman nennt, laufen aber gerade nicht auf die Möglichkeit einer vollständigen Vorhersagbarkeit und Kontrolle hinaus, was ja schon auf der letzten Daten-Karte deutlich wurde (vgl. 6.2.2.1.7). Einerseits lag das daran, dass kein Einzelner – es sei denn, er oder sie befindet sich in einer machtvollen Führungsrolle – einen ausreichend großen Bewusstseinsgeschweige denn Einflusskreis hat, der ganze Institutionen vollständig umspannt und/oder alles überwachen kann, was dort passiert.

Auf einen weiteren Grund will Lutz Herkenrath in seinem 2015 erschienen *Böse Mädchen kommen in die Chefetage* aufmerksam machen. Selbst wenn eine Machtposition den eigenen Einfluss steigert, bedarf es für eine Navigation jener „subtilen emotionalen Unterströmungen“ noch der Bändigung nicht nur der äußeren, sondern der *inneren* Strudel. Es gibt, wie Schulz von Thun meint, neben dem äußeren auch ein inneres Betriebsklima. Beides verbindet, wie Goleman lehren wollte, eine starke Interdependenz. Eines der gefährlichsten inneren Gefälle ist, wenn man Herkenrath glaubt, die Wut. Ihre unbeherrschbare Impulsivität verhindert den Aufstieg „in die Chefetage“. Daher will sein Ratgeber beruflich ambitionierten Frauen beibringen will, wie sie „den Strom der Gefühle für sich nutzen können“. Die folgende Metapher, welche sich in Variationen durch das ganze Buch schlängelt, will das Wutproblem illustrieren:

Wenn wir unsere *Wut mit einem Gebirgsbach vergleichen*, dann sind unsere Anstrengungen, die Wut zu negieren, sinngemäß die

Holzplatten, Steine und Baumstämme, die wir dem Strom in den Weg legen, in dem *Versuch, die Wassermassen aufzuhalten*. Kann unser improvisierter Staudamm die Wassermassen aufhalten? Wieder nein. *Das Wasser wird kurzfristig angestaut, übersteigt die kleine Mauer und reißt sie mühelos weg*. Oder das Wasser unterspült den ganzen Bereich und es entstehen *mächtige Wirbel*, die die Energie des Wassers noch verstärken. Wie viel Mühe und Anstrengung, und wie armselig das Ergebnis! Wäre es da nicht viel sinnvoller, *die Energie des Wassers zu nutzen*, als sich ihr in den Weg zu stellen? (Herkenrath 2015, 21; meine Hervorheb.; M5-D3-CIF2)

Die Wut als Gebirgsbach mit wilder Strömung, die alles mit sich reißt, was ihr an Hindernissen im Weg liegt – ähnliche Bilder kennen wir bereits aus den Liebesratgebern, wo dieselbe Emotion hohe Wellen schlägt, die das Paar z.B. in die „Teufelsdialoge“ hineinspülen. Gleichzeitig sieht man leicht, wie die Strömungsfiguration das Selbst und die (Arbeits)Welt auf einen gemeinsamen Nenner bringt. „Mächtige Wirbel“ entstehen im wütenden Selbst und lassen es allerhand Torheiten im Außen begehen, wo sie die „emotionale Unterströmung“ der Gruppendynamik füttern. Indes bietet die letzte, von Herkenrath am Ende des Zitats gestellte Frage („Wäre es da nicht viel sinnvoller, *die Energie des Wassers zu nutzen*, als sich ihr in den Weg zu stellen?“) einen Übergang hin zur Ressourcenlogik, sofern die Wut verwendet werden kann, um das „Durchsetzungsvermögen“ im Berufsalltag zu stärken.

6.2.2.2.6 Zwischenfazit III

Berufsratgeber benutzen vor allem zwei Metaphern für die Beschreibung von Institutionen und den Akteuren, welche sich mehr oder weniger geschickt in ihnen bewegen (müssen). Das *Betriebsklima* konnte in ein positives, „gesundes“ und ein negatives, „toxisches“ getrennt werden. Chapman und Whites Beschreibungen drehten sich vor allem um das „vergiftete“ Betriebsklima, in dem ArbeitnehmerInnen unter ständiger Angst, dauerndem Konflikt und systemischer Entmutigung litten. Wenn die Macht zur Einflussnahme fehlt, bleiben Akteure den Institutionen ausgeliefert und müssen eigenständig nach Bewältigungsstrategien suchen. Solche finden sich dann z.B. in der Entdeckung, dass es verschiedene ‚Klimazonen‘ oder, in Chapman und Whites Geschichte, „Oasen“ geben kann, welche Schutz und

Wertschätzung bieten. Gleichzeitig hat das gibt es auch ein „inneres Betriebsklima“, das navigiert werden will. Die Metapher des Wassers, der „Strömungen“, „Strudel“ und „Wellen“ sollten, wie in Liebesratgebern auch, die Gefahren schildern, welche im Selbst lauern. Lutz Herkenrath machte das am Beispiel der Wut klar, die er als wilden „Gebirgsbach“ beschrieb, der alles hinwegspült. Geschickt eingesetzt, kann die Wut jedoch auch das Durchsetzungsvermögen begünstigen und damit bei dem Streben Aufwärtsmobilität behilflich sein. Die Wassermetapher sitzt also am Übergang von Sprachbildern aus der Natur zu ihrer Kultivierung und ‚technischen‘ Umarbeitung zu Ressourcen. Deren Logik soll uns nun auf dieser Daten-Karte abschließend beschäftigen.

6.2.2.2.7 Informationen & Energien¹⁰⁴

Inwiefern sind Emotionen Ressourcen? Die Antwort zerfällt bei den Berufsratgebern in zwei metaphorische Konzepte: EMOTIONEN SIND INFORMATIONEN und EMOTIONEN SIND ENERGIE. Sie möchte ich nun aufschlüsseln.

Variationen des ersten metaphorischen Konzepts haben wir schon auf der letzten Daten-Karte zu Gesicht bekommen. Erinnern wir uns dafür an Anthony Robbins. Er wollte glaubhaft machen, dass Emotionen „action signals“ sind, die eine Botschaft vermitteln. Sie soll das Subjekt „lesen“ und zum besseren Verständnis von sich und anderen instrumentalisieren. Was Robbins noch recht allgemein hielt, wird in explizit auf Arbeit und Organisationen fokussierten Ratgebern klar ausgerichtet. Wut zum Beispiel: „Wenn Ärger als Signal dafür begrüßt wird, dass ein Ablauf sich verbessern lässt, winkt den Betrieben ein unschätzbarer Marktvorteil“ (Burger 2012, 89). Wut macht die Lücken und Potentiale der Prozessoptimierung deutlich, sie dient ebenfalls als „Signal“.

Insbesondere als negativ bzw. unangenehm erlebte Emotionen tragen einen Informationswert in sich, und zwar für das Selbst wie für das soziale Gegenüber. Traurigkeit darf nicht „verdrängt“ oder vermieden werden, weil sie das Subjekt auf eine Schwierigkeit hinweist, deren Ursache eine spezifische Aufgabe oder Situation ist. „Sadness is a signal to ourselves that something is wrong“ (David 2016, 60). Andererseits ist Traurigkeit nicht nur nach innen gerichtet. Ihre Signalwirkung erreicht auch Alter. „Outward expressions of sadness signal to others that we could use some help. Suppress the sadness under a veil of false cheer and you deny yourself the self-directional guidance, and maybe also the helping

¹⁰⁴ Auch hier werde ich wieder vom bisherigen Vorgehen insoweit abweichen, insofern Textstellen einfließen werden, die nicht auf der Daten-Karte V verzeichnet sind. Sie sollen klar machen, wie verbreitet und zugleich verstreut die Ressourcenlogik ist.

hand". Als Informationen haben Emotionen also – wie das Emotionsmanagement auch – immer zwei Richtungen. Sie entstehen im Subjekt und werden nach „Außen“ in die soziale Welt hineingesendet. Daniel Goleman bildete daher die metaphorische Ableitung für Empathie als „soziales Radar“, womit Emotionen zu Informationen über die „Position“ den (inneren) „Standort“ werden und so ein sowohl subjektives wie intersubjektives Koordinatensystem entstehen lassen, das Teil der psychologischen Grundausstattung des Menschen sein soll. Eine Hauptschwierigkeit des „emotionalen Koordinatensystems“ liegt den Ratgebern zufolge in seiner mehr oder weniger kompetenten Benutzung. Ratgeber treten an, um aus den unterdeterminierten „Signalen“ entzifferbare „Botschaften“ zu machen. Erst über diesen Umweg, der einen methodischen Filter für die Emotionen anbietet, kann den Emotionsinformationen für das Selbst im beruflichen Kontext Wert abgerungen werden.

Einen solch methodischen Filter möchte ich nun am Beispiel speziell eines Ratgebers diskutieren, dessen Fixierung bereits im Titel klar ausgesprochen wird: *The Emotionally Intelligent Manager*. Die Monographie von 2004 stammt von den beiden bekannten Emotionspsychologen David Caruso und Peter Slavoy. Sie spitzen das Konzept der emotionalen Intelligenz auf den Beruf zu, nehmen aber im Unterschied zu Goleman, der im *Erfolgsquotient* etwas Ähnliches tat, speziell die höheren Angestellten in Leitungsfunktion – Manager also – in den Blick. Ihre Prämisse lautet dabei, dass Emotionen keine überflüssigen Reste der Evolution sind, die dem logischen Denken im Wege stünden. Im Gegenteil: „Emotion is not just important but absolutely necessary for us to make good decisions, take optimal action to solve problems, cope with change, and succeed“ (Caruso und Salovey 2004, ix). Emotionswissen soll als fester Bestandteil des Curriculums jeder besseren Business School eingerichtet werden. Die beiden Psychologen richten dafür ein vier-stufiges Prozessmodell ein, mit dem jeder Anwender und jede Anwenderin die richtige Benutzung von Emotionen erlernen kann. Schrittweise sollen in einer gebenden Arbeitssituation – z.B. einem Meeting – Emotionen 1) identifiziert, 2) benutzt, 3) verstanden und 4) gemanaged werden. Alle vier sind aufeinander aufbauende Fähigkeiten („skills“). Erst wenn eine Emotion im Selbst und/oder der Gruppe introspektiv wie kommunikativ registriert wurde, kann sie den individuellen Denk- und kollektiven Argumentationsweg anleiten, so zum Verständnis der Veränderung des inneren wie äußeren „Betriebsklimas“ beitragen und schließlich in die anstehende Sachentscheidung einfließen, auf der die Handlungsstrategie fußt.

Wichtigster – und ersterer – Grundsatz dieses vier-stufigen Modells ist: „Emotions are data“. Kein Manager kann seine emotionale Intelligenz zur erfolgreichen Anwendung bringen,

wenn er das nicht begreift und verinnerlicht: „Emotions contain *data about you and your world*. Emotions are not random, chaotic events that interfere with thinking. An emotion occurs due to some factor that is important to you, and it helps motivate you and *guide you to success*” (Caruso und Salovey 2004, 9; meine Hervorheb.; M5-D10-CIF4). Wie bei Goleman und anderen Ratgebern auch gibt dieser (metaphorische) Grundsatz weiterhin eine Richtung an. Zwar stimmt es, dass “emotions tell you a lot about you – how you feel, what’s happening to you, what’s going on around you”. Aber primär sind sie “signals about people, social situations, and interactions”, denn “emotions likely evolved in order to ensure our survival by helping us work together”.

Wie oben bereits notiert, sehen auch Slavoy und Caruso in Emotionen ein Signalsystem, welches ins Selbst hinein *und* aus ihm herausweist. Sie haben eine inhärent soziale Funktion. Deswegen können sie als Daten über die soziale Welt benutzt werden. Mit ihrer Hilfe werden akkurate Vorhersagen über die emotionalen Reaktionen von Teammitgliedern getroffen, die Aufmerksamkeit in Gruppensitzungen gelenkt, Zugehörigkeitsgefühle generiert und Motivationen mobilisiert. Die Metapher *Emotionen sind Informationen* bildet damit einen von zwei Grundpfeilern der Ressourcenlogik. Emotionen werden als Informationen in den Dienst von Gewinn und Erfolg gestellt. Ihre Instrumentalisierung hat in Berufsratgebern eine klare Richtung.

So aufschlussreich das metaphorische Konzept auch sein mag, fehlt für die Vervollständigung der Ressourcenlogik doch noch der zweite Baustein. Caruso und Slavoy z.B. betonen: „Just as an emotion directs our attention to an event, it can motivate and inspire us“. Das zweite metaphorische Konzept, welches Emotionen zu Ressourcen macht, lautet: *Emotionen sind Energie*. Auch in der soziologischen Debatte findet man diese Metapher, an die sich dort eine ganze Theorie hängt. Im Anschluss an Durkheim und Goffman hat vor allem von Randall Collins sie vorangetrieben (Collins 2004, 1990, 1993, Boyns und Luery 2015). Wenn die Emotionssoziologie mit dem Konzept jedoch z.B. erklären will, was während Interaktionsritualen passiert, welchen Einfluss emotionale Energieproduktion auf gesellschaftliche Stratifikationsprozesse hat oder wie Akteure in Gruppendynamiken ein- oder ausgeschlossen werden, haben Berufsratgeber ein anderes Ziel. Nicht kohärente Erklärung, sondern möglichst effektive Nutzung von „emotionaler Energie“ – darum geht es ihnen. Daher darf sie auch nicht verschwendet werden: „Imagine, for a moment, how much energy is expended being stressed-out, frustrated, and angry over relatively minor things. [...] Now imagine what might happen if you could use that same energy [...] on being more productive, creative, and solution oriented” (Carlson 1998, 3).

Wie auch Caruso und Slavoy schon bezeugten, findet man in Berufsratgebern häufig Begriffe wie „Motivation“, „Kreativität“, „Inspiration“, „Enthusiasmus“. Sie dienen den Ratgebern als *Chiffren für die Ziele von emotionaler Energie*, d.h. wofür sie als Mittel eingesetzt werden soll. Mit Blick auf Stress z.B. schreibt Goleman: „Wenn man die richtigen emotionalen Ressourcen einsetzt, kann das scheinbar Bedrohliche als eine Herausforderung begriffen werden, der man mit Energie, ja sogar mit Enthusiasmus begegnet“ (Goleman 2008, 112; M5-D9-CIF4). Wie das Zitat nahelegt, sind die oben genannten Begriffe als Ziele sozusagen die *Gussformen* der emotionalen Energie, die ihrerseits in der Organisation einrasten und dort verschiedene Funktionen erfüllen. Ob dies das Durchhaltevermögen an einem langen Arbeitstag betrifft („Motivation“), im Finden eines unkonventionellen Lösungsansatzes besteht („Kreativität“), dem Überzeugen des Vorstands von einer neuen Richtlinie dient („Inspiration“), oder den Anschub des Teams für eine anstehende „Herausforderung“ bildet („Enthusiasmus“) – für all das braucht es emotionale Energie als „Brennstoff“ (Herkenrath 2015, 19).

Wie schon beim Konzept der Emotion als Information sieht man auch hier die richtungsmäßige Gabelung. Einerseits braucht das Selbst emotionale Energie für sich und seine Arbeitsaufgaben und -probleme. Andererseits sind die anderen Menschen (d.h. hier: die Kollegen) Teil jener Aufgaben. Vor allem dann, wenn es sich bei diesen um Untergebene handelt, kommt es auf diese an:

Der Boss ist [...] eine wichtige *Quelle* des emotionalen Tons, der in einem Unternehmen herrscht. Die Erregung, die von ihm ausgeht, kann eine ganze Gruppe in die entsprechende Richtung lenken. Birgitta Wistrand, Chefin eines schwedischen Unternehmens, sagt es so: „*Führung heißt Energie geben*“ (Goleman 2008, 226; meine Hervorheb.; M5-D9-CIF3).

Gerade in stark stratifizierten Arbeitskontexten muss auf die Bidirektionalität der emotionalen Energie geachtet werden, sofern die „Bosse“ für das Energieniveau ihrer Gruppe verantwortlich sind. Weil – wie auch die soziologischen Überlegungen hierzu ergeben – in oberen (d.h. Chef-)Etagen tendenziell mehr Energie vorhanden ist, müssen sie nach „unten“ gezielt und im Augenmaß „emotionaler Kompetenz“ „Energie“ weiterleiten. Bei Slavoy und Caruso findet man daher im Maßnahmenkatalog emotional intelligenter Führungskräfte solch schöne Schlagworte wie „generate enthusiasm“, „motivate a team“, „inspire a shared vision“, „facilitate creative thinking“ oder „encourage the heart“.

Setzt man nun beide Komponenten der EMOTION = INFORMATION und EMOTION = ENERGIE zusammen, erhalten wir ein klareres Bild davon, was unter dem abstrakten Term „Ressourcenlogik“ von Emotionen weiter verstanden werden muss. Die Informationsmetapher gibt dem Leser an, was Emotionen sind – nämlich decodierungsbedürftige Signale – und wie sie benutzt werden sollen – nämlich als psychosoziales Koordinatensystem. Ist das einmal begriffen, zeigt die Energiemetapher an, dass Emotionen im Arbeitskontext für das Erreichen bestimmter Ziele funktional sind – Motivation mobilisieren, Kreativität generieren usw. Außerdem macht sie klar, dass je nach Hierarchieebene unterschiedliche Verteilungen vorliegen (eine soziologische Pointe), woraus wiederum gestaffelte Verantwortlichkeiten für das *Wieviel* der Weitergabe erwachsen. Die Ressourcenlogik macht Emotionen als Information verstehbar und als Energie portionierbar. Sie ist, paradoxal formuliert, damit ein paradigmatischer Ausdruck, „emotionaler Rationalisierung“.

6.2.2.2.8 Resümee

Auf den ersten Blick könnte man denken, dass Natur und Ressource als semiotische Zurichtungen von Emotionen gar nicht so verschieden sind. Denn die Natur bildet für die menschliche Zivilisation das Reservoir an Ressourcen schlechthin. Eine der wichtigsten Pointen des obigen Abschnitts basiert auf ebendiesem Faktum. Alle Bestandteile der Natur müssen zuerst als potentiell nützlich erkannt, bearbeitet, geformt werden. Über solch „technische“ Transformationsprozesse geschieht die Eingliederung in das Leben von Zivilisationen. Mit Emotionen ist das nicht viel anders. Ratgeber selbst fungieren als Transmissionsriemen für die Um- und Einarbeitung von Emotionen in die Subsysteme von Liebe und Ökonomie. Sie sind Kultur zweiter Ordnung, sofern sie ein Werkzeug bilden, mit dem sich Werkzeuge herstellen lassen. Sie geben metaphorische Modelle an die Hand, mit denen Emotionen bewältigt und – dann – benutzt werden können. Ihr Bemühen um Integration mag sphärenspezifisch an anderen Werten ausgerichtet sein. Die Liebesratgeber wollen eine Stärkung, Stabilisierung und Verstetigung der Dyade erreichen, während Berufsratgeber auf Prozessoptimierung, Effizienz und die Steigerung von Erfolgchancen abstellen. Trotzdem scheinen die Integrationsprobleme einander zu ähneln. Das wird erstens semantisch an der Wellen- und Wassermetaphorik klar, die im Naturcode Liebes- und Berufsratgebern gemeinsam ist. „Emotionale Tsunamis“ und eine „stürmische Ehe-See“

fordern Dyaden heraus, überwältigen das Paar manchmal und machen zumindest Navigation schwer. Ähnlich werden ArbeitnehmerInnen von „Unterströmungen“ ergriffen, durch den „toxischen Fluss“ getrieben, von eigener Wut als inneren „Gebirgsbach“ hinweggespült. Alle diese Sprachbilder haben – und das ist die zweite Ähnlichkeit bzgl. der Integrationsprobleme – eine negative Valenz. Ratgeber beider Sparten benutzen naturhafte Sprachbilder für Emotionen meistens dann und dort, wo sie als gefährdend, schädigend oder gar zerstörerisch markiert werden sollen. Als Drohkulisse inszeniert die Naturmetaphorik somit die Notwendigkeit der Bändigung und Beherrschung von Kräften, die durch ihre physiologische und psychologische Verankerung im Subjekt dieses transzendieren, es als ohnmächtig und hilflos ausweisen. Vor diesem Hintergrund erst gewinnen die Kontrollsysteme der Ratgeber persuasive Kraft. Sie sollen das Schädliche ins Nutzbare verwandeln. Allerdings gerade weil die Naturmetaphorik rein negativ und recht verstreut bleibt, kann sie sich kaum als echte Gegenlogik etablieren.

Die obige Analyse hat uns einen tiefen Blick in die diskursive Mechanik jener auf Emotionen bezogenen Kontrollsysteme gewährt. So wurde ihr metaphorischer Grundcharakter freigelegt. Emotionen *sind* nicht einfach Ressourcen; sie müssen zu solchen *gemacht werden*. Und genau dazu dienen beiden maßgeblichen Metaphern, welche Emotionen als Energie und als Information konzeptualisieren. Bei den Liebesratgebern konnte die Verliebtheit als Rausch, Illusion, Vernebelung etc. noch nicht benutzt werden. Erst später, in der reifen Partnerschaft, wurde sie als Reserve des Wir-Gefühls angezapft, indem man sie (gemeinsam) erinnerte und dann narrativierte. Gereinigt in und durch die gemeinsame Erzählung, konnte sie als „Vitamin“ abdestilliert und der Dyade von der Beraterin „injiziert“ werden. Verliebtheit gerann so ähnlich zum „Lebenselixier“ wie auch später die Neugier. Mit ihr sollte der Partner gecoached und „angesteckt“ werden, was in der Tomaseks Diktion „Licht anschalten“ hieß. Analog dazu wurde Dankbarkeit – technisch gesehen anhand der korporalen Trope „dankbarer Augen“ – zum Partner „ausgestrahlt“. Dafür musste sie bereits im „Dankbarkeitstagebuch“ – gefüllt mit kleinen Notizen, die einschlägige Anlässe dokumentieren – angesammelt, abgespeichert und so in Bereitschaft gehalten werden. Emotionale Energien sind, wie gesagt, nicht einfach verfügbar. Es braucht kulturpoetische Vorrichtungen, die sie kanalisieren. Stellen Liebesratgeber dafür gerne Tropen wie das Dankbarkeitstagebuch zur Verfügung, während die Berufsratgeber noch technischer herangehen, sofern sie Klassifikationen und Begriffe in Anschlag bringen, die als Gussformen für die emotionale Energie dienen. Oben sahen wir, wie „Kreativität“, „Motivation“, „Inspiration“ oder „Enthusiasmus“ als Chiffren für jene Ziele dienen, die mit emotionaler Energie erreicht werden sollen. Sie sind, anders als bei den Liebesratgebern,

ihrerseits mit der Agenda wirtschaftlicher Organisation eng verknüpft und gehorchen daher einer anderen Nomenklatur von Normen. Zwar hat die emotionale Energie in beiden Sphären eine bidirektionale Flussrichtung – Ego und Alter, Selbst und Welt schieben sie zwischen sich hin und her. Doch im beruflichen Kontext kommt das Problem der Stratifikation hinzu. „Weiter oben“ ist die emotionale Energie höher und muss nach „unten“ – z.B. in Form von Motivation und Inspiration – abgegeben werden. Ein wichtiger Punkt. Hierarchisierung und die Orientierung an externen Sachzwängen schärfen bei Berufsratgebern die emotionale Ressourcenbildung, wie dies in Liebesratgebern schlichtweg nicht der Fall ist. Solch eine Zuspitzung geschieht, indem zur Energie- die Informationsmetaphorik hinzutritt. Berufsratgeber betonen immer wieder, vermittelt durch Narrative und Metaphern, dass man es in Arbeitskontexten – anders als in Liebesbeziehungen – mit Kollektivemotionen zu tun bekommt, die von Gruppen ausgehen bzw. von ihnen generiert werden. Diese Tatsache begrenzt dort den Einflussbereich des Einzelnen. Handhabungen von emotionaler Energie müssen das mitberücksichtigen, wenn sie effektiv sein wollen. Die Metapher von Emotionen als „sozialem Radar“ trägt genau diesem Zusammenhang Rechnung. Sie kommt in Liebesratgebern nicht oder nur selten vor, weil dort keine (status)differenzierte Gruppendynamik vorherrscht, die ihrerseits wieder in ein institutionelles Gefüge eingebettet wäre, das konstanter Überwachung bedarf. Aus diesem Grund durchformt die Ressourcenlogik – verstanden als Teil emotionaler Rationalisierung – Berufsratgeber stärker als Liebesratgeber.

6.2.2.3 Zusammenfassende Thesen II: Thematisches Feld *Emotionen*

- Die Emotionalisierung der Ökonomie lässt sich solider belegen als die Ökonomisierung der Liebe; Liebesratgeber warnen vor der Immigration ökonomischer Imperative, während Berufsratgeber Emotionen als Produktivfaktor ansehen.
- Liebesratgeber enthalten eine offene Kritik an gesellschaftlichen Makrostrukturen, während Berufsratgeber (auf diesem thematischen Feld) tendenziell affirmativ sind.
- Gender spielt in Liebesratgebern eine Hauptrolle, kommt in Berufsratgebern jedoch so gut wie nicht vor.
- Emotionsmanagement hat in Ratgebern sowohl einen *Modus* sowie eine *Richtung*; Liebes- und Berufsratgebern konvergieren im – psychologischen – Modus, divergieren aber hinsichtlich der Richtung.
- Das Emotionsmanagement von Ego korreliert mit dem von Alter in Liebesratgebern negativ – als Verbot – und in Berufsratgebern positiv – als Gebot.
- Liebesratgeber assoziieren das Emotionsmanagement von Alter mit Scham, falscher Hoffnung, Manipulation und sogar psychologischer Gefangenschaft; Schuldzuweisungen sind eine emblematische Trope. Berufsratgeber hingegen assoziieren das Emotionsmanagement von Alter mit Führung, Kompetenz und Enthusiasmus; „aktives Zuhören“ ist ein zentrales Rezept.
- Ratgeber unterscheiden zwischen gelingendem und misslingendem Emotionsmanagement; sie geben dafür sowohl Maßstäbe an sowie Ideale vor.
- Maßstäbe liegen als Metagefühle – d.h. als Gefühle über Gefühle – vor. Misslingt Emotionsmanagement werden sie negativ oder dunkel; es entsteht Angst vor der Angst, Hilflosigkeit ob der eigenen Wut, oder Scham über Schuld. Gelingt Emotionsmanagement werden sie positiv oder hell; es entsteht Freude über Trauer, Neugier zum Mut, Stolz über Ärger.
- Die Ideale des Emotionsmanagements fallen für Liebes- und Berufsratgeber unterschiedlich aus, haben aber auch Überschneidungspunkte. Liebesratgeber

fordern Akzeptanz von und Verantwortung für die eigenen – negativen – Gefühle und sind auf personale Autonomie ausgerichtet. Berufsratgeber fordern innere Harmonie und Wertschätzung für die eigenen Emotionen und sind auf effiziente Effektivität ausgerichtet.

- Die Modelle des Emotionsmanagements sind immer mehrstufig und gehen inkrementell vor; strukturell beinhalten sie stets eine Technik zur Intensitätsminderung von Emotionen.
- Emotionsintensität stellt eine Gefahr für das Selbst dar und wird häufig durch Naturmetaphern – wie Feuer und Wasser – inszeniert.
- Naturmetaphern markieren die Grenze der Kontrollierbarkeit von Emotionen; sie wird je nach Sparte unterschiedlich begründet. Liebesratgeber erklären die überwältigende Macht der Emotion tiefenpsychologisch, während Berufsratgeber sie organisationsstrukturell erklären.
- Weil Naturmetaphern sehr verstreut vorliegen und fast ausschließlich negativ gerahmt sind, können sie kaum zu einer Alternative zur Ressourcenlogik von Emotionen gerinnen; sie dienen ihr als Drohkulisse, mit der die Notwendigkeit technischer Einhegung und Verarbeitung begründet wird.
- Die Ressourcenlogik von Emotionen hat einen doppelten metaphorischen Kern. Sie ist zusammengesetzt aus den metaphorischen Konzepten: *Emotionen sind Energie* und *Emotionen sind Information*.
- Berufsratgeber weisen hinsichtlich der Ressourcenlogik von Emotionen einen höheren Durchdringungsgrad auf als Liebesratgeber, sofern sich dort nur die Energie-Metapher findet.

6.2.3 Das Selbst

Pneuma, Seele, Geist; Person, Psyche, Subjekt; Charakter, Persönlichkeit, Identität. – Das Selbst hat viele Namen. Es ist der Proteus unter den Phänomenen. Je nach Epoche, Wissenschaftszweig und/oder Theorie werden andere Eigenschaften an ihm hervorgehoben, ihm andere Merkmale zugeschoben, ihm andere Fähigkeiten unterstellt. Nur selten (wie z.B. im Theravada-Buddhismus) wird behauptet, es sei eine Illusion (anattā). Im Westen sind die meisten davon überzeugt, im Selbst die Souveränität des Individuums, ja die Sakralität des Menschen überhaupt verorten zu können (Joas 2011, Taylor 1996). Foucault hat seine Wette – bis dato zumindest – verloren. Der Mensch – sein Selbst – ist nicht verschwunden „wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand“ (Foucault 1974a, 462).

Nach wie vor steht das Selbst in multiplen Zentren. Epistemologisch macht es als Selbstbewusstsein alles Erkennen möglich. „*Ich denke*, muss alle meine Vorstellungen begleiten können“, wie Kant sagte (Kant 1983, B 132, 133). Psychologisch steht es im Brennpunkt von Kognition, Perzeption und Emotion. Moralisch ruhen auf ihm die Pfeiler von Autonomie, Verantwortung und Freiheit. Juristisch hält es Rechte und Pflichten. Religiös fürchtet es um sein künftiges Heil. Narratologisch bindet es die Handlungsfäden innerhalb von Autobiographien zusammen. (Kultur-)Soziologisch trägt es Motive, Intentionen und ringt (sozial) um seine Identität.

Für die Ratgeber ist das Selbst außerdem rhetorisches Zentrum. Es richtet ihre Bemühungen aus, sofern *Leser* – und deren Selbst – mit ihren Problemen und Potentialen angesprochen und überzeugt werden sollen. Dafür beackern die Ratgeber das ganze Feld existenzieller Fragen, die sich an das Thema knüpfen. Weil sie aber immer praktisch bleiben müssen und hilfreich sein wollen, nährt sich ihr Methodenkanon sowohl von einer pragmatisch gehaltenen Alltagsonotologie subjektiven Erlebens, wie von metaphorisch zugespitzter Küchenpsychologie. Wenn beizeiten auch marginal gehalten, kommt ebenso das Soziale, gefiltert durch Szenarien und Modelle, zu seinem Recht.

Was uns hier interessieren wird, ist ein Fragenkomplex, der im Herzen einen normativen Anspruch hat. Wir wollen wissen, wie das Selbst ihnen zufolge sein soll und wie es *nicht* sein soll. In der Terminologie der Ratgeber selbst heißt das z.B.: was ein „gesundes“ von einem „ungesunden“ Selbst unterscheiden mag. Unsere Fassung spricht dabei von *Idealen* und *Pathologien* des Selbst. Hierbei wir wollen wissen, wie die jeweiligen Modelle und diskursiven Mechanismen hierfür in Liebes- und Berufsratgebern konvergieren oder divergieren.

6.2.3.1 Ideal und Pathologie¹⁰⁵

Wie bereits angedeutet zentriert sich das Fragencluster um die Differenz von Ideal und Pathologie. Ideale des Selbst geben an, wie das wünschenswerte und optimale Selbst aussieht; außerdem geben Ratgeber unter diesem Code an, wie es zu erreichen sei, was LeserInnen tun müssen, damit sie in den Genuss der bestmöglichen Version ihres Selbst kommen. Drittens wollen wir uns ansehen *wofür* solch eine Selbstversion jenen dienen soll, die sie durchaus erreichen. Mutatis mutandis gilt dasselbe für die Pathologien des Selbst. Wie beschreiben Ratgeber für Liebe und Beruf das problematische, defizitäre Selbst? Was genau machen solche Subjekte falsch und wie könnten sie ihrer Misere entkommen? Werden Ursachen benannt und wenn ja, wo verorten Ratgeber sie?

6.2.3.1.1. Magie der Anziehung, Gesunde Persönlichkeit & Sieben Mindfucks

Unser erstes Untersuchungsobjekt ist neueren Datums (2015), liegt erfolgstechnisch im Mittelfeld und behandelt ein Thema, das nicht augenblicklich, sondern *künftig* Liebende betrifft: Partnersuche. Es bedient damit ein Untergenre, welches wir schon bei Fein und Schneider in *The Rules* andeutungsweise kennengelernt haben. Jenes Untergenre spricht (wieder) explizit eine weibliche Leserschaft an, die ihren Single-Status verlassen will. Anders als Fein und Schneider gibt jedoch der Paartherapeut Stefan Woinoff in *Er steht auf dich! Sei du selbst und er wird sich verlieben* keinen Katalog von Maßnahmen an die Hand, mit sich die liebeshungrige Leserin so zurechtbiegen soll, dass ihr „Traummann“ sich für sie interessiert und schließlich heiratet.

Was den Mann begeistert, ist nicht ein methodisch verstelltes, taktierendes Selbst. Im Gegenteil, wahrhaft attraktiv kann nur das unverstellte, authentisch auftretende Selbst sein: „Genau so, wie Sie sind, sind Sie für Ihren zukünftigen Mann etwas ganz *Besonderes*. Machen Sie es also nicht mit *unnötigen Zweifeln* kaputt, übertünchen Sie es nicht, lassen Sie es leben und *gedeihen*, gießen Sie es und lassen Sie es *erblühen*: Das, was Sie sind und was Sie ausmacht, ist *einzigartig* (Woinoff 2015, 19; meine Hervorheb.; M6-DI-CI2).

¹⁰⁵ Bevor wir mit dem Gegensatzpaar von *Ideal* und *Pathologie* einsteigen, sollte vermerkt werden, wie eng das thematische Feld des Selbst mit dem der Emotionen verbunden ist. Nicht nur werden AutorInnen wieder vorkommen, die wir bereits beim Emotionsmanagement kennengelernt haben, auch dort bereits – sozusagen als Vorarbeit – diskutierte Thesen und Theorien wiederholen sich, nun allerdings unter anderen Vorzeichen und mit verschobenen Schwerpunkten. Kontextverschiebungen von bereits bekannten Autoren erlauben uns eine höhere Bohrtiefe und zeigen diskursive Feldverstreungen, die andere, weniger gründliche Untersuchungen meistens ignorieren oder weglassen. Erst durch eine gewisse – manchmal schmerzhaft – Ausführlichkeit, gewinnen wir so den zur Erkenntnis nötigen Grad analytischer Hochauflösung.

Das Selbst wird zur Singularität, besser: zur Singularisierung aufgefordert (vgl. Reckwitz 2017). Wert – auf dem Partnermarkt – genießt das „Besondere“ (vgl. Boltanski und Esquerre 2018). Nichtsdestoweniger ist die eigene Singularität nicht einfach verfügbar, die eigene Besonderheit nicht einfach gegeben. Ihr im Weg stehen zwar „unnötige“, aber dennoch vorhandene „Zweifel“, die in der Frage kristallisieren: „Bin ich gut genug?“. Beseitigen lassen sich solche Zweifel am besten naturmetaphorisch (vgl. 6.2.2.2), indem das Selbst wie eine Pflanze (Petra Bock verwendete oben dasselbe Bild, vgl. 6.2.1.2.5, siehe unten) begärtnert wird. Seine Besonderheit kann so „gedeihen“ und „erblühen“.

Nähren und Kultivieren des Selbst ist für die Partnersuche unabdingbar, denn „das Erste und Wichtigste bei der Partnersuche und Partnerwahl ist, dass Sie Ihre Individualität, also Ihre Eigenarten und Besonderheiten, aber auch Ihre Schwächen und Ängste, *akzeptieren* und dazu stehen“ (Woinoff 2015, 35; meine Hervorheb.; M6-DI-CIF1). Veränderungswille muss erst aufgebunden werden, damit „Sie aus sich selbst das *Bestmögliche* machen“ können. – Doch wie nun soll man verstehen, dass die Aufforderung einerseits lautet, „zu sein, wie man ist“ und andererseits „das Bestmögliche aus sich zu machen“?

Woinoff antwortet darauf durch eine Matrizierung von Persönlichkeitstypen, die er aus Fritz Riemanns tiefenpsychologischen *Grundformen der Angst* von 1961 ableitet und um die Unterscheidung von introvertiert/extrovertiert ergänzt. Die Typologie ergibt dann derer vier: distanziert, Nähe suchend, ordnend-zuverlässig und Grenzen sprengend. Sich selbst inklusive „Schwächen und Ängsten“ „akzeptieren“ (das Hauptideal auch von Robin Norwood, vgl. 6.2.2.1.1) meint also die Einordnung in die Matrizierung unter Absehung des Versuchs, seinen Charaktertyp ändern zu wollen. Umso mehr gilt das, weil jeder Typ, wenn ‚gärtnerisch‘ zur vollen Blüte gebracht, seinen eigenen verführerischen Duft produziert. Jedem Persönlichkeitstyp ist eine Beschreibung dieses Ideals beigelegt. Die „distanzierte“ Frau z.B. ist „schillernd und geheimnisvoll“:

Sie sind die *Sonne*, um die die Männer kreisen, Sie verkörpern den Sinn, der den Männern ihr Leben sinnvoll erscheinen lässt, Sie sind das Licht, das den Männern Orientierung gibt. *Sie sind die Frau schlechthin*. [...] Sie kreisen um sich und ruhen in sich. Sie sind die Ferne und die Nahe. Die, die man glaubt zu haben, aber doch nie wirklich besitzt. Sie sind frei. Das spüren die Männer und bewundern es über die Maßen. (Ebd., 47; meine Hervorheb.; M6-DI-CIF1)

Das ideale Single-Selbst der „distanzierten Frau“ hat den Nähe-Distanz-Konflikt nicht nur aufgelöst, sondern wird mit dieser Selbsterkenntnis in der Tasche zur „Sonne“, deren Gravitation potentiellen Partnern „Orientierung gibt“, gleichzeitig jedoch nicht vereinnahmt werden kann. Ihre vollständige Verkörperung des Autonomie- bzw. Freiheitsideals erzeugt ‚von Natur aus‘ Bewunderung und Begehren. Interessanterweise kennen wir ähnliche Naturmetaphern für das Emotionsmanagement von Alter aus Berufsrategebern (vgl. 6.2.2.1.7 und 6.2.2.2.5) und hielten gleichzeitig fest, dass Liebesratgeber meistens davon abraten (vgl. 6.2.2.1.8). Das Gebot scheint nun außer Kraft gesetzt, solange noch keine Partnerschaft begonnen hat, sondern diese nur angebahnt wird.

Das ideale Single-Selbst soll auf dem Partnermarkt bestehen, indem es die eigenen Anlagen zur Verführung einsetzt, was am besten mit gegengeschlechtlichem Profilkontrast gelingt. „Auf Nähe suchende und einfühlsame Männer“ übt die distanzierte Frau „eine unglaubliche Faszination aus, weil Sie genau das können, was diesen fehlt“: „Grenzen setzen“, unnahbar und „emotional autark“ bleiben. Aus der Polarität verschiedener Persönlichkeitsprofile ergibt sich die „Magie der Anziehung“: „Sie werden spüren, dass auch in der flüchtigsten Begegnung und im harmlosesten Flirt die Anziehungskräfte walten, die sich aus der Ergänzung unterschiedlicher Charaktertypen ergeben“.

Das ideale Selbst lebt demnach von einer gezielten Introspektion, die gefiltert wird durch das Raster von Persönlichkeitsmerkmalen. Ähnlich sehen es auch die uns bereits aus einer vorherigen Daten-Karten (6.2.1.1.1) bekannten Autoren Patrick Hinz und Holger Schlageter: „Wer erfolgreich [...] den Traumpartner finden will, kommt nicht darum herum, zunächst seine persönlichen Träume und Sehnsüchte anzuschauen, zu prüfen und alles Vertretbare dafür zu tun, diese zu realisieren“ (Schlageter und Hinz 2011, 62; M6-D2-CI2). Ihr *Beziehungskurs Liebe lernen* ist zwar auch stark psychotherapeutisch ausgerichtet, doch haben sie keine Typologie zu bieten, sondern spricht nur generisch von der Notwendigkeit „Ich selbst“ zu sein. Ich muss mich kennen, mich annehmen und wertschätzen“ (ebd., 66; M6-D2-CI1). Ihre Vorgabe ist die einer „gesunden Persönlichkeit“, wobei sie sich nicht sicher zu sein scheinen, was genau damit gemeint sein kann. Denn „genau genommen gibt es keine Kranken und keine Gesunden. Nur Menschen, die in gewissen Bereichen ihrer Persönlichkeit ein höheres Maß an gesunden Dimensionen erreichen können und andere weniger“ (ebd., 71; M6-D2-CIF1). Insoweit die Unterscheidung aufgelöst und in eine nicht weiter explizierte „Dimensions“modell aufgelöst wird, verbindet *Liebe lernen* zwar die Gesundheit und Persönlichkeit, hält sich jedoch gleichzeitig davon fern, explizit Ideale zu formulieren. Ebendies macht die Monographie von Hinz und Schlageter zu einem guten

Kontrastfall. Er zeigt, dass nicht alle Ratgeber auf ein Modell des Selbst angewiesen sind, welches LeserInnen mit einer Idealform anleitet.

Keine solche Leerstelle finden wir bei einer uns ebenfalls schon bekannten Autorin. Petra Bocks *Mindfuck love* besetzt auf unserer hiesigen Daten-Karte eine Scharnierstelle, sofern sie ein Modell des Selbst entwirft, welches Ideale und Pathologien systematisch in Relation bringt. Wir müssen uns allerdings erst die Pathologien ansehen, weil sich laut Bock erst „dahinter“ die Ideale verbergen. In der Tat „liegen [die ‚Mindfucks‘] zwischen uns und dem Liebesleben, das wir uns wünschen“.

Halten wir uns die Grundkonzeption daher nochmals vor Augen. Bock geht also davon aus, dass das „größte Hindernis mit denen wir uns selbst und die Liebe sabotieren“ Denkmuster sind, die sie als „Mindfuck“ bezeichnet. Das in den Begriff eingelassene Kraftwort „fuck“ will die kognitive „Penetration“ markieren, mit dem solche Denkmuster das Selbst beeinträchtigen und die Liebe (zer-)stören. Denn „die Liebe ist geradezu ein Eldorado für die gesamte Bandbreite der Selbstsabotage“ (Bock 2014, 13; M6-D3-CIF1a).

Worin bestehen nun diese „selbstsabotierenden“ Kognitionsmarotten? Es gibt laut Bock derer sieben: „Katastrophen-Mindfuck“ meint ein „sich selbst Angst machen“ und die „Angewohnheit immer mit dem Schlimmsten zu rechnen“; für die Partnerschaft heißt das „klammern, überwachen, festhalten“ und ständige Eifersucht. In der „Selbstverleugnung“ „wollen wir es allen recht machen“ und „verleugnen“ daher eigene „Interessen“; Überfürsorglichkeit und Konfliktscheue sind hierfür Symptome in Beziehungen. Mit dem „Bewertungs-Mindfuck“ werden „notorisches Jammern“ bei gleichzeitigem Perfektionismus zur Falle. In romantischen Verhältnissen bedeutet das „Kritik und aufreibende Besserwisserei“, die „gepaart [sind] mit regelmäßiger Abwertung des anderen“ und so den „Tod jeder Liebe“ herbeiführen. „Druckmacher-Mindfuck“ meint das Gefühl permanenter Gehetztheit, was sich in der Liebe als „Deadlines, Forderungen, Ansprüche, die mit direkten Handlungsanweisungen verknüpft sind“ manifestiert. „Regel-Mindfuck“ hat jemand, für den „überkommene und willkürliche“ Regeln stets wortgetreu befolgt werden müssen, was er auch dem Partner gegenüber „auf Biegen und Brechen“ durchsetzen will. „Misstrauens-Mindfuck“ äußert sich im Ich als geringes Selbstwertgefühl und in der Partnerschaft als notorische Eifersucht und Kontrollsucht. „Übermotivations-Mindfuck“ beutet den Zwang zur „extremen Euphorisierung“, einer Daueroszillation zwischen Hoch- und Tiefstimmung, was für die Liebe eine „Sucht nach Verliebtheit“ indiziert, die keine „Zwischentöne“ erträgt. (Ich erläutere das so ausführlich, weil uns das Modell weiter unten noch mehrmals beschäftigen wird.)

Obwohl man gerade beim letztgenannten „Mindfuck“, wo er sich auf das Selbst richtet, von Bipolarität sprechen könnte, besteht die Autorin darauf, dass es sich bei den sieben Denkmustern *nicht* um klinische Diagnosen handelt, sondern um kognitive Alltagsinterferenzen, denen im Prinzip alle Menschen nachhängen. Genau deswegen kann auch der „Coach“ und nicht der (Paar-)Therapeut für ihre Beseitigung zuständig werden. Dazu passt, dass Bocks „Mindfucks“ nicht nur „chronisch“ wirksam sind, sondern auch „situativ“ erscheinen können. Außerdem haben sie die Tendenz, einander gegenseitig zu verstärken, wobei jede Person eine für sie charakteristische Komposition von „Mindfucks“ mit sich herumschleppt. Frequenz, Intensitätsgrad und Komposition bilden Bock zufolge das „Wurzelwerk“ der kognitiven Architektur des Selbst, dessen Ursprung sowohl eine autobiographische wie eine kulturelle bzw. kulturhistorische Komponente hat. Sie äußern sich im Alltag als „innere Stimme“, die die Autorin „inneren Wächter“ nennt. Jener benutzt „Verbote, Gebote und Warnungen“ (ebd., 35; M6-D3-CIF2a), um die Denkmuster in Handlungen zu übersetzen.

Für Liebesbeziehungen meint Bock nun, dass „die meisten Probleme, die wir in Liebe und Partnerschaft haben, hängen aus meiner Sicht mit MINDFUCK zusammen“. Das Selbst und seine Defizite werden so zum Ausgangspunkt, um die problematischen Dynamiken der Dyade anzugehen. Pathologien des Selbst werden, wie die obige Zusammenfassung anzeigt, schnell zu solchen des Paares, sofern sich zwei „Wurzelwerke“ von malizösen Denk- und damit Handlungsweisen ineinanderschieben. An jedem „Mindfuck“ hängen dabei distinkte Emotionsspektren und dysfunktionale Tropen (Typ-I). Fixierung auf die mögliche Katastrophe macht Angst z.B. vor Verlassen-werden; Misstrauen befeuert Eifersucht. Bewertung führt zu Jammerei und begünstigt Kritik; Druck lässt fordern und befehlen. – Pathogene Kognitionsmuster wie diese quellen im Selbst auf und brechen sich sozial in der Dyade bahn. Der Autorin zufolge ist das deswegen so tragisch, weil es „kaum ein aufregenderes und lohnenswerteres Projekt [gibt] als die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit als Liebender oder Liebende“.

Was sind nun die Mittel und Methoden, mit denen jene „Entfaltung“ des „Projekts Persönlichkeit“ im Hinblick auf die Liebe gelingen kann? Und wie stellt sich Petra Bock ein vom Joch des „Mindfucks“ befreites Selbst vor? Die Antwort auf die erste Frage ist überraschend einfach (und kostspielig). Mit Hilfe eines Coaches können die „Mindfucks“ aufgelöst werden: „Wir können diese Muster erkennen, verstehen und uns von ihnen verabschieden“. Für das liebende – und auch das arbeitende (s.u.) – Selbst funktioniert es so: Bock leiht vom kanadischen Psychoanalytiker und Begründer der sog. Transaktionsanalyse Eric Berne das aus dessen Bestseller *The Games People Play* (1964) stammende Schema von

„Ich-Zuständen“ (engl. *ego-images*). Innerhalb dieses topographischen Schemas kennt das Selbst drei Modi: den des hilflosen Kindes (unten), den des strafenden Elternteils (oben) und den des mündigen Erwachsenen (Mitte). „Mindfuck“ beseitigen heißt, von der oberen oder unteren auf die mittlere Ebene des Erwachsenen zu wechseln, weil nur dort die Partnerschaftsnormen frei aushandelbar sind, ohne dass Abhängigkeit oder ein Machtgefällt als Hindernisse intervenieren. Formelhaft auf einen Leitsatz eingedampft: es geht „vom Brauchen zum Wollen“. Entlang dieser Linie will die Autorin ihren KlientInnen klar machen, dass sie „die Wahl haben“ und weist solche Agency zusätzlich als Merkmal der Moderne aus: „Beziehungen sind heute keine Überlebensgemeinschaften mehr [...] , sondern sind für alle Beteiligten eine freiwillige Angelegenheit“. Das ideale Selbst betreibt eine – freilich: angeleitete und daher gut bezahlte – Introspektion, die sich horizontal an der „Mindfuck“-Heuristik entlanghangelt und vertikal am Schema der Ich-Zustände orientiert. Gemeinsam ergibt sich so eine Art Koordinatensystem von individuellen und romantischen Quasi-Pathologien, das durch seinen Informationsgehalt neue Freiheitsgrade gewährt. Es entdeckt damit seine „Potenziale“ – ein Lieblingswort aller Coaches – und erlebt eine neue Daseinsqualität:

Wenn wir uns von MINDFUCK befreien und uns erlauben, zu entdecken, was wir wirklich wollen, ist die Wirkung nachhaltig stark. Sie löst bei vielen etwas aus, das auf mich wie eine *kreative Explosion* wirkt. Viele Menschen singen, spielen wieder Klavier, schreiben Gedichte oder denken an die Länder und Städte, die Hotels, die Landschaften, die sie mit dem geliebten Menschen besuchen möchten. Es ist, als würde eine *innere Tür* zu unserem kreativen, emotionalen und geistigen Potenzial geöffnet. (Ebd., 112; meine Hervorheb.; M6-D3-CF1)

Das ideale Selbst entfaltet sein „Potential“, es „explodiert“ vor Kreativität, wird künstlerisch tätig, geht auf Reisen oder plant diese zumindest. Es erscheint eine „innere Tür“, die all das Gute, Schöne und Wahre aus dem Behälter holt, was vorher schlummerte und durch das „Hindernis“ „Mindfuck“ blockiert wurde. Das ideale Selbst, so wie Bock es möchte, ist „offen, neugierig, großzügig und wach. Phantasievoll und im Bewusstsein eines unantastbaren Kerns innerer Stärke, die ganz natürlich aus [dem] selbstwirksamen Erwachsenen-Ich kommt“ (ebd., 136; M6-D3-CI1). Liebestechnisch muss es gar keine „Beziehungsarbeit“ mehr leisten, denn mit dem Ende der Selbstsabotage „befinden [wir] uns in einem ganz

natürlichen Wachstumsprozess“, der von sich aus abrollt. Wie in einer Gärtnerei „können [die Liebenden zwar] an den Bedingungen arbeiten, aber nicht an der Pflanze selbst“ (ebd., 26; M6-D3-CIF2). Befreit vom „Mindfuck“, „können [sie] neugierig zuschauen, wie etwas Wunderbares entsteht und gedeiht“.

Das ideale Selbst und damit die ideale Liebesbeziehung werden von den Quasi-Pathologien der „Mindfucks“ also lediglich verstellt und behindert. Negative Gefühle und Verhaltensmuster gehören weder zum ‚wahren‘ Selbst, noch zur ‚echten‘ Liebesbeziehung. Zwar haben die „Mindfucks“ ebenfalls ein „Wurzelwerk“, sind unsichtbar als Psychohistorie und Kulturgeschichte verborgen. Nichtsdestotrotz braucht es nicht mehr als die Anleitung durch den Coach, damit das ihnen entstehende emotionale Leid beseitigt, der Garten gejätet werden kann. Diese Anleitung geschieht im Gespräch. Sie visiert die Introspektion an, indem sie ein Deutungsschema vorgibt, das auf einer horizontalen Achse die sieben Arten des „Mindfuck“ aufträgt und auf der vertikalen Achse die drei Ich-Zustände. Davon überzeugt, kann das Selbst erkennen, welche Emotionen und Verhaltensweisen mit welchen Kognitionsmustern verbunden sind und ob es dabei nach „oben“ oder nach „unten“ rutscht. Erkenntnis soll auf diese Weise sowohl gegen Selbst- sowie gegen Beziehungssabotage immunisieren. Von beidem befreit, „explodiert“ das Selbst vor Kreativität, die Verliebtheit kehrt in die Beziehung zurück und macht jede „Arbeit“ an ihr unnötig, sofern „von Natur aus“ „Wachstum“ stattfindet und „Potentiale“ sich verwirklichen.

6.2.3.1.2 Zwischenfazit I

Wie auch immer das ideale Selbst vorgestellt wird – es besitzt eine hochauflösende Expertise hinsichtlich seiner Autoreflexion. Introspektion ist nach den Liebesratgebern oberstes Gebot, vorderste Pflicht, wichtigste Fähigkeit. Sie entbirgt das ideale Selbst als wahres Selbst, als freizulegenden Kern, der intrinsischen Wert besitzt, dessen Autonomie ihn oder sie zum moralischen Akteur erhebt bzw. rehabilitiert. Ist die Innenschau komplett oder zumindest als Kapazität ausgebildet, können darauf andere, externe Ziele und Zwecke aufsatteln. Bei Woinoff konnte die Introspektion zur Singularisierung beitragen, d.h. der Exploration und Inszenierung eigener Besonderheit auf dem Partnermarkt. Bei Bock führte sie zu einer Realisierung verschütteter Potentiale. Bei Hinz und Schlageter wurde so die „gesunde Persönlichkeit“ herangezuchtet, welche ihrerseits eine erfolgreiche Partnersuche oder glückliche Partnerschaft verbürgen mochte. (Die Autoren waren jedoch ein wertvoller

Kontrastfall, da sie kein Klassifikationssystem anboten und so zeigen, dass nicht alle Ratgeber ein Modell des Selbst benötigen.)

Bei Woinoff waren es die Vorzüge einer „distanzierten Frau“ und der Art, wie sie die („Nähe suchenden“) Männer um den Finger wickelt. Bei Bock mussten die „Mindfucks“ zwar beseitigt werden, jeder von ihnen konnte jedoch auch umgekehrt eine Stärke des Selbst anzeigen oder zumindest implizieren. Beide Autoren gaben für das ideale Selbst bzw. für seine Erzeugung eine Reihe von Naturmetaphern an, die sich besonders im Bild der Pflanze trafen. Um das Selbst zu optimieren, sollte es begärtnert werden; dann kann es „erblühen“, „gedeihen“, „wachsen“. Bei Woinoff entsteht „Anziehung“ als ein „Naturgesetz“, das von der Polarität verschiedener Persönlichkeitstypen energetisiert wird, während bei Bock nach dem Ende der „Selbstsabotage“ das Paar nicht mehr für seine Liebe arbeiten muss, sondern einfach bei dessen „natürlichen“ „Wachstum“ zusehen kann.

Ausgehend von ihrer Scharnierposition führte uns Petra Bock bereits an den zweiten Code von den Pathologien des Selbst heran. Bei ihr konnten wir sehen, dass Pathologien, Defizite und Dysfunktionalität des Selbst eng mit bestimmten Emotionslagen korrelieren und sich in ihnen genauso konkret manifestieren wie in einer Reihe schadhafter Verhaltensweisen. Diesem Faden wollen wir nun weiter folgen.

6.2.3.1.3 Die Allegorie der sieben Freunde & Liebe ist wie Alkohol

Pathologien des Selbst in Ratgebern sind nur selten klinische Diagnosen, wie man sie z.B. im *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM) oder der *International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems* (ICD-10) findet. Es sind eher Quasi-Pathologien, Defizite, Probleme des Sub-Optimalen. Zwar gibt es auch dazu Ausnahmen und Kontrastfälle – einen davon werden wir mit Robin Norwood genauer untersuchen. Nichtsdestotrotz schildern Ratgeber selten Szenarien, in denen die Protagonisten für sich und/oder andere eine Gefahr werden. Gerade weil viele Ratgeber der Liebessparte von PsychologInnen geschrieben werden, richten sich diese Bücher nur selten an todkranke, akut suizidale oder schwer depressive Personenkreise. Solche Gruppen gehen weniger in Buchläden als viel mehr in Hospitäler und Psychiatrien. Worauf die Ratgeber abzielen, sind eher moderate Schwierigkeiten, in denen professionelle Hilfe noch keine absolute Dringlichkeit hat. Wissenssoziologisch ist das ein nicht unerheblicher Vorteil, sofern das zu analysierende Material zwar in einem trickle-down-Effekt aus einer hochspezialisierten Sinnprovinz stammt, doch Spielregeln deren nicht mehr gehorchen muss. Wir befinden uns

firm auf dem Terrain der Alltäglichkeit. Weil sie in der Adressierung der Ratgeber sozusagen die Postleitzahl angibt, sind wir von einer Prüfung der *wissenschaftlichen* Quellen entpflichtet und können uns erneut auf die rhetorischen Diskursstrategien konzentrieren, mit denen das Genre seinen Lesern beibringen will, warum sie leiden und woran sie leiden, wenn sie leiden.

Der letztgenannte Punkt ist deswegen nicht zu unterschätzen, weil gerade die stark in der Wissenschaft verankerten Autoren sich wie John Gottman auf „neure Erkenntnisse“ z.B. aus der Neuropsychologie berufen, um ihre Typologien zu untermauern. Ich möchte diesen Autor, welchen wir schon aus einer vorherigen Daten-Karte kennen (vgl. 6.2.1.2), an Bock anschließen, weil sein Klassifikationssystem grob, d.h. numerisch, mit dem ihren korreliert. Es bildet die Basis, auf dem seine Defizitmarkierungen beruhen. Illustrativ beginnt Gottman mit dem Szenario eines Ausflugs von sieben Freunden in die Wildnis.

Alle sieben sind sehr verschieden. Christopher, der „Commander-in-Chief“, hat den Ausflug geplant und schon eine Liste von Aktivitäten (Klettern, Wildwasser-Rafting, Kajak-fahren usw.) zusammengestellt; nach der Ankunft hilft er sofort bei Aufbau der Zelte und dirigiert die anderen. Merill, die „Entdeckerin“, nimmt sofort Karte und Kompass und erkundet sofort neugierig die Umgebung. Carols, der „Wächter“, macht sich um möglichen Kontakt mit Grizzly-Bären sorgen und verteilt Pfeifen. Katie ist der „Energie Zar“, stellt sofort Essenspläne zusammen und checkt die Ausrüstung. Sinnlicher Genuss ist Darrins Domäne, weswegen er nach Ankunft sofort den Status und die Stimmung des weiblichen Teils des Freundeskreises zu inspizieren gedenkt. Peter, der „Spaßvogel“ interessiert sich wenig für die Details der Organisation und baut schon mal den Spieltisch auf. Shelby schließlich ist die „Nest-Bauerin“, welche sich um das Wohlbefinden der anderen sorgt und sich um die gemütliche Ausstaffierung des Gemeinschaftszelts kümmert.

Die sieben Freunde sind sieben Allegorien. Jede steht für das, was Gottman mit Referenz auf den Neurowissenschaftler Jaak Panksepp als „emotional command systems“ bezeichnet (Gottman 2002, 98; M6-D5-CIF1). Er definiert diese anhand einer Metapher: „Imagine your nervous system as a railroad and your emotions as its trains. The *emotional command systems* are the tracks on which your emotions run.“ (ebd., 91; meine Hervorheb.; M6-D5-CI2). Die Metapher der Schienen ist bewusst gewählt: „emotional command systems“ werden neuropsychologische Infrastruktur, die, allegorisch gewendet, eine distinkten Arbeitsteilung vorgibt. Ähnlich wie bei Schulz von Thun haben die allegorischen Anteile nicht nur eigene Aufgaben, sondern, hier noch expliziter, sind mit emotionalen Lagen direkt verkoppelt. Darüber hinaus, und das ist eine weitere Parallele sowohl zu Schulz von Thun wie auch zu

Bock, sind nicht alle „Anteile“ oder „command systems“ immer gleichzeitig aktiv. Mehr noch, die Kombination ihrer typischen Aktivierung chiffriert das Profil einer Person. „Each person has his or her own comfort zone within each emotional command system, a factor that may influence that individual’s personality”.

Was die Allegorie der sieben Freunde beim Wanderurlaub außerdem trägt und für die momentane Diskussion noch einschlägiger ist, sind die *Dysfunktionalitäten* der „command systems“. Wenn, im Bild geblieben, die Freunde also z.B. in Streit und die Handlungsziele einer Situation so in Unordnung geraten. Gottman inszeniert seine Allegorie hierbei um den Konflikt mit Christopher herum, dem „Commander-in-Chief“, der die Gruppe zur Wildwasserfahrt überreden will, dabei auf Widerstand stößt und die anderen Anteile quasi zu erpressen beginnt. Defizite und potentielle Pathologien im Selbst ergeben sich laut Gottman vor allem dann, wenn bestimmte „command systems“ „überaktiviert“ oder „unteraktiviert“ sind. An dieser Unterscheidung hängt seine Problematisierung. Wenn z.B. der „Commander-in-Chief“, verantwortlich für Dominanz, Kontrolle und Schutz, zu viel oder wenig in den Vordergrund tritt, kann das unangenehme Konsequenzen haben: „When your Commander-in-Chief is *overactivated*, you can be driven to *anger, rage*, aggression – even violence – to get what you want.” (ebd., 92; meine Hervorheb.; M6-D5-CIF3). Zu ähnlichen, jedoch entgegengesetzten Schwierigkeiten kommt es, wenn dieser Teil des Gehirns bzw. des Selbst nicht ausreichend oder schnell genug anspringt: „When it’s *underactivated*, you may feel *impotent, frustrated*, and overly passive especially in the face of obstacles, injustice, or personal attack”. In der Mitte liegt jeweils ein „optimaler“ Zustand, wo „you feel confident about the challenges you face, because you’re not afraid to assert yourself to get what you need“. Unter veränderten Vorzeichen gilt dasselbe Prinzip auch für die anderen sechs „command systems“. Sind ihre Aktivitätsprofile dauerhaft auf- oder abgedreht, kann es durchaus zu nachhaltigen Veränderungen kommen:

Your ability to regulate how much stimulation each of your emotional command systems receives can affect your life moment by moment as well as over the long term. In the short term, feeling out of sync with your current lifestyle or with those around you may put you in a bad mood. Over lengthy periods, it can influence your whole personality. (Ebd., 91; M6-D5-CI2).

Die Pathologien des Selbst sind bei Gottman also gleichgesetzt mit einer misslingenden Emotionsregulation. Detektiert das Selbst am Anfang lediglich einen Asynchronität von

zwischen sich und der Welt, kann diese, wenn dauerhaft vorhanden, seine Grundstruktur verändern, sprich: die Persönlichkeit. Einige „command systems“ beginnen zu verkümmern, während andere verstärkt werden und so schließlich die neurophysiologische Infrastruktur beeinflussen bzw. beeinträchtigen.

Was wir bei Gottman beobachten, ist, strukturell gesehen, ein ähnlicher Aufbau, wie Petra Bock ihn vorlegt. Stünden in ihrem Koordinatensystem von Beginn an die Pathologien im Vordergrund, ist das jedoch bei Gottman nicht der Fall. Seine Klassifikation ist neutraler und auch einheitlicher, sofern er die sieben „command systems“ als horizontale x-Achse aufträgt und dann die Unterscheidung von Über- und Unteraktivierung auf die vertikale y-Achse legt. Der Mittelbereich – bei Bock: der erwachsene Ich-Zustand – markiert die optimale, ausgewogene, balancierte Funktionsweise der sieben Systeme. Abweichungen nach oben und/oder unten verweisen zuerst auf Defizite und härten schließlich in Persönlichkeitsmerkmal – „as pessimism, irritability, fearfulness, belligerency, or melancholy“ – aus. Die neuroanatomische Fundierung dieser Taxonomie verleiht dem Selbst, anders als bei Bock und anderen bisherigen Autoren, jedoch eine neue Substantialität. Aus den materiellen Lokalisierungen wird die Totalität des Weltbezugs abgeleitet. Was entsteht, ist eine Taxonomie, die alle sozialen Funktionen des Selbst – Dominanz und Durchsetzung, Erkundung und Entdeckung, Sexualität, Ruhebedürfnis, Erholung, Verteidigung etc. –, umfassen will. Sie verbindet die Funktionen mit den dazugehörigen Praktiken – Machtausübung, Lernen, Flirten, Kämpfen etc. – und fängt so die emotionalen Ladungen jener Praktiken – Selbstvertrauen, Neugier, Freude, Angst, Wut usw. – ein. Gottman bietet damit ein Tableau, mit dem die Rezipienten ihre Introspektion organisieren können. Dazu passen auch die vom Autor vorgeschlagenen Vermeidungsstrategien für Ungleichgewichte im Selbst bzw. einem oder mehrerer der sieben Systeme. Über mehrere Seiten soll den die Leser einen Fragebogen ausfüllen, welcher ihnen das Profil und die Komposition jener „command systems“ enthüllt. Ausgestattet mit dieser Kenntnis, sollen Leser „awareness of your own emotional needs“ trainieren, sofern Antworten „may shed light on why you’re attracted to certain people“. In der Tat, „better knowledge of your own comfort zone within each emotional command system may help in planning your leisure time, guiding your career, choosing friends, or finding a mate“.

So umfassend die Taxonomie, so umfassend auch ihre Nützlichkeit. Mit Rekurrenz auf den von Gottman zu Beginn eingeführten Begriff der „bids for connection“ (vgl. 6.2.1.2.3), muss die Kenntnis der eigenen emotionalen Bedürfnisse – verankert durch die sieben Kontrollsysteme – nun in die Verbesserung der Fähigkeit zu diesen „bids“ umgemünzt

werden. Das betrifft sowohl ihre Ausführung, wie ihre Identifikation in anderen, sofern die Taxonomie nicht nur auf das Selbst, sondern auch auf sein Gegenüber anwendbar ist. Wenn das Selbst nun weiß, warum es was braucht, gibt die Taxonomie „a structured way to consider how others in your life are affected by their own emotional command systems, and how these effects may color your relationships with them“. Für die Liebe gilt dies genauso wie für Arbeitskollegen. Das Modell der sieben Kontrollsysteme löst Defizite auf (oder verspricht dies zumindest), indem es Verbindungen schaffen hilft, die ihrerseits die Ressourcen des Emotionshaushalts sind und seiner Ausgeglichenheit dienlich.

Der letzte Text, den wir nun hinsichtlich des Pathologie-Codes beleuchten werden, ist durch die obige Diskussion (vgl. 6.2.2.1.1) bereits recht bekannt. Es handelt sich um Robin Norwoods *Wenn Frauen zu sehr lieben*. Das Buch liefert uns einen weiteren Kontrastfall zur bisherigen Diskussion, sofern es *kein* Modell des Selbst entwirft. Stattdessen eröffnet oder entwirft es eine neue Klasse von pathogenen Liebessubjekten (bereits im Titel): Frauen, die zu sehr lieben. Die Monographie möchte damit eine Reihe an Charakteristika dysfunktionaler Liebesbeziehungen zusammenbinden und zeigen, dass die Fehlleistungen auf einem relativ einheitlichen Verhaltensmuster beruhen, welches sehr nahe an eine Psychopathologie heranrückt. Norwood tritt an, um ihre Leserinnen davon zu überzeugen, dass sie nicht nur einfach „Pech mit Männern“ gehabt haben, sondern dass sie krank sind. Wodurch nun zeichnet sich die ‚Liebeskrankheit‘ aus? Hören wir uns dafür Norwoods Definition an:

„Zu sehr lieben“ bedeutet: sich für einen Menschen bis zur *Selbstaufgabe* zu *verzehren*, diese *Besessenheit* mit Liebe gleichzusetzen, zuzulassen, dass sie die eigenen Gefühle und einen Großteil des Verhaltens bestimmt, zu erkennen, dass sie sich auf die eigene *körperliche und seelische Gesundheit negativ auswirkt* – und trotzdem *nicht loslassen zu können*. Es bedeutet, den Grad der Liebe zu einem anderen Menschen am Grad der mit ihr verbundenen *Qualen* zu messen. (Norwood 1986, 20; meine Hervorheb.; M6-D4-C11)

Liebeskrank-sein heißt nicht, von einem Virus oder einem Bakterium heimgesucht werden, welches zufällig durch den Raum schwebt. Liebeskrank-sein bedeutet eine kontinuierliche Entscheidung zugunsten von Alter, die den Charakter der Freiwilligkeit eingebüßt hat und nun wie eine unabwendbare Notwendigkeit erscheint. Petra Bock würde hier von

„Mindfuck Selbstverleugung“ sprechen. Bei Norwood jedoch wird diese Dynamik im Selbst ebenso übermächtig wie undurchsichtig und hat jede Harmlosigkeit abgeworfen. Als Opfer seiner eigenen Opazität, büßt das Selbst seinen moralischen Kern ein, d.h. verliert seine Autonomie oder „gibt“ sie vielmehr „auf“. Fixiert auf Alter, internalisiert und inthronisiert es einen fremden Willen, wird „besessen“. Von diesem Introjekt getrieben, gefährdet es chronisch sein eigenes Wohlbefinden.

Alle „Frauen, die zu sehr lieben“, teilen gemäß der Definition außerdem zwei Eigenschaften. Sie sind, erstens, unfähig „loszulassen“. Wie wir aus der obigen Analyse wissen (6.2.2.1.1), meint das sowohl die Verlassensangst wie auch das Gefühl des und die Sucht nach dem Gebraucht-werden. Das Selbst gibt sich also auf, indem es einerseits vor sich, d.h. den eigenen Emotionen, wegläuft, d.h. sie vermeiden will, und andererseits ihnen nachhängt, sie erhalten möchte. Daher wurden „Akzeptanz“ und „Emotionsverantwortung“ als normativ hochgehaltene Heil(s)mittel veranschlagt. Sie sollen die Dauervermeidung genauso beenden wie das ‚Festhängen‘ am Partner, in dem das potentielle Beziehungsende in Kauf genommen wird.

Die zweite Eigenschaft ist eine Verwechslung von Lieben und Leiden, ja eine Gleichsetzung der beiden, wobei das eine (Leiden) der Maßstab des anderen (Lieben) wird. Befeuert durch die Popkultur, welche allenthalben diese Botschaft in Romanen, Chansons und „Chick-Flicks“ propagiert, resoniert ihre Botschaft mit den Kindheiten von „Frauen, die zu sehr lieben“. Als Echokammer stützt die Popkultur legitimatorisch jenes Deutungsschema, das Leiden und Wahrheit, Intensität und Authentizität korreliert.

Auch wenn diese makrostrukturelle Erklärungsweise bei Norwood vorkommt, bleibt sie ihrer psychoanalytischen Linie doch treu und verortet die Ursprünge der Pathologie des weiblichen Selbst, das „zu sehr liebt“ vor allem in dessen primärer Sozialisation: „Im typischen Fall stammen Sie aus einem *gestörten Elternhaus*, in dem Ihren emotionalen Bedürfnissen nicht entsprochen wurde“; „weil es Ihnen nicht gelang, die liebevolle, zärtliche Zuwendung, nach der Sie sich gesehnt haben, *von Ihrem Vater und/oder Ihrer Mutter zu bekommen*, reagieren Sie unbewusst auf den vertrauten Typus ‚emotional nicht zugänglicher Mann‘“ usw. (ebd., 23; meine Hervorheb.; M6-D4-CI2). Während der Kindheit wird so die Pathologie der „Sucht“ nach dem Gebraucht-werden im Selbst installiert.

Norwoods komplette Konzeption dieser Pathologie gipfelt in einer Analogisierung der dieser mit der Sucht nach Alkohol. Sie legt eine Liste der gut ein Dutzend Gemeinsamkeiten vor. Sie umfasst u.a.: Alkoholiker sind vollkommen auf Alkohol fixiert, Frauen, die zu sehr lieben auf ihre Beziehung; beide leugnen das Problem; beide lügen, einmal über das Ausmaß des Konsums und das andere Mal, was in der Beziehung geschieht; beide haben

„unerklärliche Stimmungsschwankungen“, neigen zu „irrationalen Handlungen“ und leiden oft unter „Wut, Depression und Schuldgefühlen“ (ebd., 251; M6-D4-CIF1). Auf dieser Basis zeichnet Norwood nun die Verlaufsschemata als analog. Denn „wenn nun Beziehungssucht eine mit Alkoholismus vergleichbare Krankheit ist, dann sind auch ihre einzelnen Stadien gleichermaßen feststellbar, und ihr Verlauf ist genauso vorhersehbar“. Auf eine Anfangsphase („gelegentliches Entlastungstrinken“/„überzogene Fürsorglichkeit“) folgt die kritische Phase (z.B. „vermeiden von Familie“), die bald von einer chronischen abgelöst wird, in der die „vollständige Fixierung“ auf den Partner bzw. Alkohol einrastet und das abhängige Selbst von „undefinierbaren Ängsten“ geplagt wird. Sodann es einen Ausgang aus dem „Teufelskreis“ der Abhängigkeit gibt, ist der erste Schritt ein „ehrliches Suchen nach Hilfe“. Damit beginnt die „Rehabilitierung“. Sie durchläuft etwa ein Dutzend Schritte wie dem „Erwachen von Hoffnung“ oder der (Re-)Etablierung eines Freundeskreises und kulminiert – bestenfalls – in der „Perspektive eines neuen Lebens, das Glück und Erfüllung auf einer höheren Stufe bietet, als dies je zuvor erlebt wurde“. Solch ein Ende wartet jedoch nur auf diejenigen, welche eine Psychotherapie beginnen und jene mit dem regelmäßigen Besuch von Selbsthilfegruppen kombinieren.

Norwood bietet uns im Vergleich zu den bisher diskutierten AutorInnen einen faszinierenden Kontrastfall. Bock und Gottman warteten mit Modellen des Selbst auf, die global applikabel waren, d.h. zwar an der Liebe als Beispiel erprobt wurden, letztlich aber den Anspruch mitbrachten, das Selbst in vielerlei Kontexten beschreiben zu können. Das ist bei Norwood nicht so. Sie entwirft eine Klasse von – weiblichen – Subjekten, die ausschließlich durch ihre „Krankheit“ systematisch zusammengehalten wird. Geknechtet von Angst und Ohnmacht, hat für sie die Liebe als Ganzes ihren positiven Grundcharakter verloren. Im nach Liebe süchtigen Selbst ist der moralische Kern – seine Autonomie – erodiert. Das lässt die Autonomie des – männlichen – Gegenübers unerträglich werden, sofern sie die Möglichkeit einer Auflösung der Dyade beinhaltet, die um jeden Preis verhindert werden muss. Teil der Pathologie des Selbst ist daher ein überzogenes, weil unerfüllbares Bedürfnis nach Kontrolle, welches sich, wie wir oben gesehen haben, auf Alter richtet und so die eigene Emotionsverantwortung umschifft. All das bleibt dem Selbst „unbewusst“. Einzig eine professionell angeleitete Introspektion, die, ganz im Geiste der Psychoanalyse, auf die Kindheit des Subjekts zielt, verspricht „Heilung“. Ohne sie kann das weibliche Selbst nicht das „Loslassen“ erlernen. Nur die Psychotherapie kann das Selbst hinsichtlich seines Missverständnisses aufklären, das Leiden und Leiden fälschlicherweise in eins gesetzt hat. Sie allein hält mit den Idealen der „Akzeptanz“ und „Verantwortung“ die Schlüssel zur Wiederherstellung des moralischen Fundaments in Händen, mit dem das

Selbst wieder über sich souverän herrschen kann. Und mehr noch. Die Psychotherapie, unterstützt durch Selbsthilfegruppen, wird die dann vergangene Abhängigkeit – die überwundene „Sucht“ nach „emotional unverfügbaren Männern“ – zum Wendepunkt des ganzen Lebens machen. Glückt die „Rehabilitation“ kann das Selbst einen Vergleich ziehen zwischen sich einer „abhängigen“ und einer „unabhängigen“ Version. Während erstere im „Teufelskreis“ aus Lügen, Betrug, Angst, Hilflosigkeit und Isolation befangen war, kann die spätere, „unabhängige“ Version des Selbst „ein neues Leben“ beginnen, „das Glück und Erfüllung auf einer höheren Stufe bietet, als dies je zuvor erlebt wurde“. Wie bei Bock auch ist die Krise zugleich Chance – Chance auf Glück, Erfüllung, Transformation, eine Art Wiedergeburt.

6.2.3.1.4 Zwischenfazit II

Pathologien des Selbst tauchen in Liebesratgebern in zwei Varianten auf. Eine davon haben wir eben mit Norwood ausführlich kennengelernt. Sie verzichtet, wie Hinz und Schlageter bei den Idealen auch, auf Modellbildung, die die Liebe lediglich als Beispiel für eine psychosozial holistische Konzeption nimmt. Im Gegenteil, die Liebe als Ganzes wird zum moralisch-emotionalen Hasard. Für die emotionale und sogar physische Gesundheit des Liebessubjekts gefährliche Normvorlagen dröhnen durch die popkulturelle Echokammer und laden zur Verwechslung von Liebe und Leiden ein. Wenn resonierend mit den Kindheiten psychologisch vulnerabler Frauen, kann das Leibesverhältnis zu einer Sucht sui generis werden. – Eine Diagnose, die es Norwood erlaubt, ihre Überlegungen an einen selbstkonstruierten Adressatenkreis zu richten, der einer Krankheit anheimgefallen ist, die dem moralischen Gebäude des Selbst seine Mauern schleift. „Besessen“ von Liebe als Sucht, inthronisiert das weibliche Selbst einen gegengeschlechtlich fremden Willen und gräbt sich dabei immer tiefer in die Misere. Kern von Norwoods Befund ist die Analogie mit dem Alkohol. „Frauen, die zu sehr lieben“ teilen sowohl einen Katalog an Verhaltensweisen mit Alkoholikern, wie auch das typische Verlaufsschema der Sucht, welches auch die Maßnahmen zur Rehabilitation einschließt. Entkommen können „Süchtige“ ihrer Sucht nur durch eine professionell aufgezugene Psychotherapie inklusive Selbsthilfegruppen, deren Ziel ein „neues Leben“ ist, „das Glück und Erfüllung auf einer höheren Stufe bietet“. Damit korreliert die schwere des quasi-klinischen Befundes mit der Höhe der Verheißung, die auf nichts weniger als eine Transformation des Selbst hinausläuft.

Die zweite Variante von Pathologie-Konzeptionen des Selbst erfreut sich einer größeren Verbreitung und impliziert weniger Lebensgefahr als die erste. Vorgestellt wird nicht eine einzelne Diagnose, die in ihre Tiefen verfolgt wird und auf einen bestimmten Adressatenkreis abzielt bzw. diesen diskursiv erschafft. Eher bekommen wir es in dieser zweiten Variante mit einem Modell des Selbst zu tun, das angibt, wie und wo das Selbst aus dem Gleichgewicht gerät. Die Liebe ist nicht das Feld, aus dem jenes Modell heraus entwickelt, sondern auf den es lediglich angewendet wird. Beide Varianten divergieren damit deutlich hinsichtlich ihrer Reichweite. Interessant an den Modellen, wie wir sie bei Bock und Gottman sahen, ist, dass sie beide wie ein Koordinatensystem funktionieren. Horizontal tragen beide ihre aus sieben Teilen zusammengesetzten Typologien auf. Bei Bock sind das ihre „Mindfucks“, bei Gottman „emotional command systems“. Orthogonal auf der y-Achse notieren sie eine weitere Unterscheidung: bei Bock die drei Ich-Zustände und bei Gottman die Trennung einem über-, unter- und optimal „aktivierten“ Zustand. So spannt sich ein Raum auf, in die Mittelwerte jeweils als positiv verbucht und die oberen und unteren Bereiche als pathogen beschrieben werden. Verschiebungen in jenes mittlere Areal werden als Ziel ausgelobt. Bei Bock kann die Liebesbeziehung nur im „Erwachsenen-Ich“ die sie plagenden „Mindfucks“ reflektieren und so schließlich auflösen. Bei Gottman müssen die „emotional command systems“ optimal eingestellt sein, damit „bids for connection“ gelingen und das Wir-Gefühl in der Liebesbeziehung (erneut) spürbar wird. Pathologien der zweiten Variante sind eher moderate emotionale Regulationsprobleme. Sie betreffen nicht einen kleinen Kreis von Frauen, sondern prinzipiell alle Menschen und behalten ihre Gültigkeit in vielerlei Kontexten.

6.2.3.1.5 Entfaltungscodes, Status-Artisten & Innerer CEO

Auf dieser Seite der Daten-Karte sind ausschließlich Autoren versammelt, die wir aus vorherigen Abschnitten bereits kennen. Alle Grundkonzeptionen können also bereits als bekannt vorausgesetzt werden, was es uns ermöglicht direkter zu fokussieren. Aus vorherigen Daten-Karten, insbesondere denen zum Emotionsthema, wissen wir bereits, dass Berufsratgeber sehr viel stärker an organisationalen Zielen und Standards orientiert sind als Liebesratgeber. Nahe liegen würde daher die Vermutung, dass das berufliche Selbst in seiner idealen Gestalt stromlinienförmiger an Effizienz- und Produktivitätsstandards entlangläuft. Gibt es demnach eine größere Differenz der Modelle des Selbst, wenn nach Sparten unterschieden wird? Obwohl die Vermutung naheliegt, könnte genauso gut das

Gegenteil zutreffen. Denn wie wir bereits beobachten konnten, zeigte sich zumindest bei der dominanten Variante der Pathologien des Selbst eine Tendenz zur Ausweitung der Gültigkeit des dort vorgestellten Modells. Gibt es also – eher – eine Homologie der Modelle des Selbst in Liebes- und Berufsratgebern?

Spiegelbildlich zu *Mindfuck Love* finden wir auf der Berufsseite *Mindfuck Job*. Dieselbe Autorin war sich keineswegs zu schade, 2015 (also nur ein Jahr später) ihrem Liebesratgeber einen Nachfolger hinterherzuschieben, der ziemlich genau dasselbe Schema nun auf das Berufsleben anwendet. Damit folgt die promovierte Politikwissenschaftlerin – „Coach“ ist auch offenbar eine Karriereoption für mehr oder minder gescheiterte GeisteswissenschaftlerInnen – einer in der Ratgeber-Szene beliebten Methode: die einmal erfolgreich gewesene Idee immer wird neu aufgekocht und auf verschiedene Themengebiete angewendet.

Mindfuck Job funktioniert vom Prinzip her genauso wie *Mindfuck Love*. Es gibt sieben Arten des „Mindfucks“ – Katastrophen-, Misstrauens-, Regel- usw. „Mindfuck“. Alle sind kognitive Alltagsinterferenzen, die jetzt statt dem Liebenden den Arbeitnehmer „blockieren“. Weiterhin benutzt Bock auch das transaktionsanalytische Schema der Ich-Zustände von Eric Berne, wo das Kindheits- und Eltern-Ich als pathogen und die Erwachsenen-Position als freiheitsbildend markiert werden. Die Ursprünge des „Mindfucks“ bleiben ebenfalls gleich: „Sie stammen aus einer früheren Phase unserer eigenen Biographie oder sind Teil eines kollektiven kulturellen Erbes von Überzeugungen über uns selbst und die Welt, die wir über Generationen hinweg erlernt haben“ (Bock 2015, 22; M6-D6-CIF3). Beides, die individuellen Kindheitstraumata und die kollektiv-kognitiven „Erb“schulden gälte es – durch im Coaching methodisierte Introspektion – zu überwinden.

Eine Ergänzung in *Mindfuck Job* bietet die sechsteilige Klassifikation in verschiedene „Grundmotivationen“, die ArbeitnehmerInnen nach den Zweckorientierungen ihrer Tätigkeit unterteilt. Existenz- und „Lifestyle“-Arbeiter sind vor allem an finanzieller Unabhängigkeit – Geld – interessiert, während z.B. „Berufungs-“ und „Visionsarbeiter“ in einer Identifikationsbeziehung mit ihren Aufgaben stehen und sie für ihre „Selbstverwirklichung“ dringend nötig haben. Die Typologie soll es ArbeitnehmerInnen ermöglichen, ihren idealen Arbeitsplatz zu finden und die Suche danach an ihren „Werten“ zu orientieren. Verpackt in eine Metapher, sieht Petra Bock es vor diesem Hintergrund als einen „wesentlicher Teil“ ihrer Aufgabe, „Sie dabei zu unterstützen, Ihren *Inneren Kompass neu auszurichten*“ (ebd., 27; meine Hervorheb; M6-D6-CF1).

Wenn das Selbst mit Hilfe des Coaches seinen „inneren Kompass“ neu ausgerichtet hat und sich in Richtung seiner „wirklichen Bedürfnisse“ bewegt, beginnt es mit der schrittweisen „Entschlüsselung“ seines „Codes“. Dieser kommt in zwei Varianten: einem „Störungs-“ oder „Blockadecode“ und dem „Entfaltungscod e“. Der Sinn der Metapher besteht im „Lesen“ der „unsinnig und destruktiv erscheinenden Denkmuster“, die eine „Entschlüsselung“ zum Ziel hat, welche jene Impulse freischaltet, welche „wir eigentlich brauchen, um uns in einer konkreten Situation [...] voll zu entfalten. Hinter jedem Störungscode liegt also ein bislang durch die Blockade verborgener Entfaltungscod e“ (ebd., 23; M6-D6-CIF2). Hat das Selbst ihn – mit Hilfe des „inneren Kompass“ – in sich aufgespürt, erreicht es seine Idealform. Sie tauf t Bock den „natürlichen Modus der Potentialentfaltung“. Ist er erreicht,

sind wir ganz von selbst aufgeschlossen, mutig und unerschrocken.
Wir sind originell und individuell, können wunderbar mit anderen zusammenarbeiten, ohne uns selbst dabei zu verlieren. Wir sind bewertungsfrei, aufmerksam, verfügen über eine sensible, großzügige und breite Wahrnehmungsfähigkeit, ein sicheres Unterscheidungsvermögen und eine klare Urteilskraft. Wir leisten hervorragend und nachhaltig und haben ein Gefühl für unsere Kräfte und unser eigenes Timing. Einfach, weil es uns Freude macht.
Wir sind kreativ und phantasievoll. (Ebd., 107; M6-D6-CII)

So soll es also aussehen: das *beste* Selbst. Arbeit ist für es keine Mühsal mehr, sondern wird freudig verrichtet. Die darin enthaltene Emotionsnorm könnte kaum klarer sein: Arbeit und Spaß gehören zusammen. Wirtschaftlich bringt das Profit. Denn das ideale Selbst, welches die Arbeit nicht mehr als leidvoll erlebt, weder gelangweilt noch überfordert ist, „leistet hervorragend“. „Innerlich und äußerlich erwachsen“, bringt es seine Talente ganz in den Berufsalltag ein, ist „individuell“, „originell“, kooperativ, „aufmerksam“, „großzügig“, ausgeglichen, „kreativ“, „phantasievoll“. Jede Krise wird für das optimale Selbst fast zwangsweise zur Chance. Pessimismus und Negativität haben in ihm nichts zu suchen. Sie gehören in den unlängst beseitigten „Mindfuck“. Insofern er überwunden werden musste, um das ideale Selbst hervorzubringen, war der „Mindfuck“ nie nur ein Hindernis. Ebenso fungiert er in Bocks Ideengebäude als eine *Brücke*, die vom blockierten ins entfaltete Selbst führt. Ziel des Coachings ist die *Transformation* von ersterem in letzteres. Diese Transformation ist gleichzeitig eine Rückkehr. Denn wie Bock meint, handelt es sich beim idealen Selbst um eine „natürliche Grundhaltung“, die lediglich von ansozialisierten und

ererbten negativen Denkmustern übertüncht und verstellt wurde. Das Selbst erschafft damit nicht seine Idealform, sondern entdeckt sie lediglich neu, wiedererinnert sich daran, wie die platonische Seele es mit den Ideen tut. Argumentationsstrategisch gleich dieses Manöver dem in *Mindfuck Love*, wo die anfängliche Verliebtheit die wahre, echte, ursprüngliche Paaridentität anzeigte, welche der „Mindfuck“ erst allmählich zugeschüttet hatte. Ideale Liebende und ideale Arbeitnehmer haben bei Bock außerdem ähnliche Eigenschaften. Sie sind „offen“, „neugierig“, „erwachsen“, „sensibel“, „wach“ usw.

Dass das Selbst-Ideal einen Kontaktpunkt zwischen Liebes- und Berufswelten markiert, dürfte uns nicht überraschen. Schon auf der Daten-Karte zum Wissenstransfer haben wir erahnen können, wie hier eine Homologie-Beziehung eingerichtet wird. Besonders extrem viel dies bei Michael Esser und Tom Schmitt auf. Bei ihnen fanden wir das Ideal der „Status-Artisten“ (vgl. 6.2.1.2.7). Zu Erinnerung: Dieser Ratgeber richtete sich primär auf den Beruf, beschrieb aber auch den Rest des Alltags mit einer Bühnen-Metapher und erklärte das soziale Leben insgesamt zur Kampfzone um „Status“. Aus der Kombination von „hohem“ und „tiefem“ Status, mit „Innen“ (Selbst) und „Außen“ Welt, einwickelten sie eine Klassifikation typischer Kampfstrategien: „Charismatiker“ z.B. fühlen sich „Innen“ „hoch“ und spielen „Außen“ „tief“, während „Arrogante“ das Umgekehrte tun. Nachgiebige „Teamplayer“ fühlen sich „tief“ und spielen auch so, während für durchsetzungsstarke „Macher“ wiederum das Gegenteil gilt. An diese „Grundtypen“ knüpfen sich in unterschiedlicher Verteilung immer zwei Ziele: „Sympathie“ und „Respekt“. Während die „Teamplayer“ ersteres – Sympathie – wollen, trachten die „Macher“ nach letzterem: Respekt.

Im Unterschied zu den bisher besprochenen Klassifikationssystemen finden wir hier keinen Mittelbereich, der als gesund, „erwachsen“, optimal oder dergleichen beziffert wird. Vom Prinzip her haben – bis auf den „arroganten“ – alle Typen ihre Berechtigung, ihre Vor- und Nachteile. Beide Ziele, Respekt *und* Sympathie, sehen die Autoren als legitim. Wie durch die Spiel- und Kampf-Metapher nahelegt, geht es nicht primär um das optimale Selbst, dessen Wohlbefinden von Moment zu Moment den Maßstab abgibt. Anschaulich wird diese Verschiebung an Esser und Schmitts Beschreibung eines (nicht nur im Genre) klassischen (Selbst-)Wertes: der *Authentizität*. „Gleichklang“ mit sich selbst, hier liegt „das Geheimnis der Glaubwürdigkeit“ einer Person: „Fühlen, Denken, Sagen und Tun stimmen überein“. „In diesem Zustand ist man *stark und in der Lage, seine Interessen gut zu vertreten*. Authentizität ist die *optimale Grundlage* zur Einnahme des stimmigen Status“ (Schmitt und Esser 2014, 28; meine Hervorheb.; M6-D7-CI1). Authentizität ist kein Zweck, sondern ein Mittel. Es kann

benutzt werden, um „seine Interessen gut zu vertreten“. Sie ist die „optimale Grundlage“ für das effiziente Verfolgen und Erreichen der eigenen Ziele. „Stark“ und „hoch“ im „Innen“ sein, wird zum Instrument für das Bestehen im „Außen“, d.h. dem meist (ant)agonistisch verfassten sozialen Verkehr. Oder, in einer metaphorischen Unterscheidung der Autoren: „Im Spiel um den Status bildet der *innere Zustand das Gerüst* und die äußere Darstellung die Fassade. *Ist das Gerüst stabil, kann es jede Fassade tragen*“ (ebd., 16; meine Hervorheb.; M6-D7-CIF1).

Das Ideal des „Status-Artisten“ hängt insofern mit dieser Metapher zusammen, als dass sein oder ihr „Gerüst“ stets stabil ist und gerade deswegen die Fassade je nach Bedarf gewechselt werden kann. Er (oder sie) weiß: „Ist man innerlich entschieden und kennt sein Ziel, wird man in der Umsetzung automatisch kreativ“ (ebd., 179; M6-D7-CIF2). Weil das Ziel nicht Recht haben, sondern gewinnen ist, muss der „Status-Artist“ „kreativ“ in seiner Herangehensweise werden, was z.B. auch bedeuten kann, sich im sozialen Gegeneinander kurzfristig unterzuordnen, um langfristig am Ende den Sieg davonzutragen zu können. Psychoemotionale Stabilität bedingt sozialstrategische Flexibilität.

Einer der wichtigsten Pointen am Ideal des „Status-Artisten“ versucht, diese potentiell anrührige Haltung moralisch wieder einzufangen. U.a. dazu dient der Rekurs auf die romantische Liebe. Die Autoren betonen erstens, dass „es nicht möglich [ist], virtuos um den Status zu spielen, wenn man dabei nur die eigenen Interessen verfolgt“. Status-Artisten seien in ihrem Vorgehen „also nicht per se manipulativ“. Ihre jeweilige Kommunikationsstrategie „entfaltet [...] volle Wirkung erst im Zusammenhang mit der Verfolgung der Interessen *aller* Beteiligten“.

Romantische Verhältnisse dienen als Vorbild für eine „natürliche“ Status-Artistik, sofern sie eine dauernde Oszillation erzwingen: „den eigenen Status ohne zu zögern, ohne Zaudern, ohne Wenn-und-Aber-Barrieren, ohne Angst und Sorge, ohne Beharren auf bekannten Standpunkten mühelos zu wechseln“. Paritätische Interessenrelevanz macht es einfach, eine Grundregel der Status-Artistik zu beachten: „dem anderen eine Brücke zu bauen“, d.h. ihn oder sie ohne Gesichtsverlust z.B. aus einer Streitsituation davonkommen zu lassen. Liebt man den anderen, ist das – zumindest nach Esser und Schmitt – einfach. Eingewoben in ihr Ideal-Selbst finden wir – in etwas widersprüchlichem Kontrast zur sonstigen Rhetorik – ein moralisch aufgeladenes Gebot zur Kooperation.

Dieses Gebot zur Kooperation haben wir auch schon bei Bock gesehen, wo es eines – unter vielen – Kennzeichen des optimalen Selbst ist. Die Direktive bringt uns außerdem hinüber zu unserem nächsten und letzten Autor, den wir zu den Idealformen des Selbst befragen wollen. Bei ihm werden wir schon aufgenommene Stränge wie den Wert der Authentizität

wiederfinden und weiter forschen, ob die Idealform des Selbst in Liebes- und Berufsratgebern eher homo- oder eher heterolog gebaut sind.

Strukturell sitzt der Hamburger Coaching-Papst Friedemann Schulz von Thun, den wir bereits recht ausführlich besprochen (vgl. 6.2.2.1.5) und nun unter einem neuen Gesichtspunkt befragen wollen, an einer ähnlichen Stelle wie Petra Bock bei den Liebesratgebern. Als Scharnier zwischen den Codes von Ideal und Pathologie umfasst sein Modell des Selbst beides. Außerdem ist sein Ratgeber zwar auf den Beruf geeicht, enthält jedoch eine ganze Reihe an Anekdoten, Beispielen und Geschichten aus dem privaten Bereich – von Familie, Freunden und Liebespartnern, deren „innere Anteile“ sich in der „Verbannung“ befinden und von dort aus dem Selbst und seinem sozialen Umfeld das Leben schwer machen. Dies gehört allerdings schon in den Bereich der Pathologien, die wir erst dann vollständig verstehen können, wenn wir herausgefunden haben, wie Schulz von Thun sich die Idealform vorstellt.

Was wir bereits ausführlich behandelten, war von Thuns Vorstellung der „inneren Pluralität“. Das Selbst besteht gemäß dieser Idee aus einer Anzahl, ja einer Vielzahl verschiedener „innerer Anteile“, die zwar nicht mit distinkten Einzelemotionen gleichgesetzt werden können, jedoch jeweils nur bestimmte Abschnitte der emotionalen Klaviatur bespielen. Als Parzellen der Persönlichkeit haben alle „Anteile“, wenn sie denn erst einmal benannt sind, eine eigene „Stimme“. Sie erfüllen bestimmte Funktionen innerhalb des intrapsychischen Ensembles („Innendienst“) und gleichzeitig auch bestimmte Aufgaben im sozialen Verkehr („Außendienst“). Allerdings ist nicht immer klar, wer wann welche Funktionen und vor allem Aufgaben zu übernehmen hat; „innere Anteile“ können sich verstreiten, blockieren, betrafen, ignorieren usw. Daher braucht es das, was von Thun das „Oberhaupt“ nennt, den „Vorsitzenden deiner selbst“ (Schulz von Thun 2002, 67; M6-D8-C1I). Im Selbst, das seiner optimalen Form entgegenarbeitet, gibt es eine starke, effektive „Chairperson“. Solch ein CEO des Selbst muss die „innere Führung“ übernehmen. Gelingen kann dies aber nicht mit der Brechstange, sondern er muss, um eine Wendung von Ulrich Bröckling (2017) zu leihen, als „guter Hirte sanft führen“: „Da jedes Mitglied versucht, seine eigene Politik zu machen, ist der Chef gut beraten, in wichtigen Fragen die maßgeblichen Leute an einen Tisch zu kriegen, damit in seinen Entscheidungen und Handlungen die versammelte Weisheit und Energie der einzelnen koordiniert zur Geltung kommen können“ (Schulz von Thun 2002, 69; M6-D8-C1F2). „Koordination“ ist die wichtigste Aufgabe des „inneren Oberhauts“. Als CEO kontrolliert er den „Außendienst“, „moderiert“ „innere Teambesprechungen“, in denen das Selbst mit ‚kollektive‘ Entscheidungen trifft und

„integriert“ die inneren Anteile zu einem „Team“. Jener letzte Aspekt führt uns zur Kernaufgabe des CEO und verrät uns zugleich die erstrebenswerte Form des Selbst. „Integration“ wird nämlich nochmal unterschieden in „Teambildung“ und „Teamentwicklung“; beides ist mit jeweils unterschiedlichen Maßgaben, d.h. Idealen verknüpft.

Schauen wir zuerst auf die „Teambildung“. Sie meint die Bemühungen des „inneren Oberhaupts“ für eine gegebene Aufgabe die richtigen „inneren Anteile“ zu finden und zusammenzustellen. Wie oben (6.2.2.1.5) bereits erwähnt, ergeben sie im beruflichen Kontext die „professionelle Vordermannschaft“, verantwortlich für Verhandlungen, Konfliktgespräche, Meetings usw. Orientiert ist „Teambildung“ am Ideal der „Stimmigkeit“, ihrerseits definiert als „die doppelte Übereinstimmung sowohl mit mir selbst als auch mit dem Charakter der Situation“. Gemeinsam ergeben sie, ähnlich wie bei Schmitt und Esser, eine *authentische* Kommunikation. Bei den „Status-Spielen“ jedoch hat das Selbst ein aus den „Grundtypen“ fließendes, ein spontanes Ziel (Respekt und/oder Sympathie), während bei Schulz von Thun das „Oberhaupt“ eine Vorformatierung als „innere Führung“ organisiert, die die Interaktionsziele des Selbst am Kontext mit ausrichtet. Von Thun berücksichtigt, anders als Schmitt/Esser, damit die Eigenlogik des sozialen Geschehens, die er als „Wahrheit der Situation“ fasst und baut sie in sein Kommunikationsideal ein. Gleichzeitig erhöht seine Konzeption des managerialen Durchdringungsgrad des Selbst-Ideals, sofern „innere Teambildung“ eine notwendige und vorgängige Gelingensbedingung für das „richtiges“ Kommunizieren darstellt. *Erst* muss das Selbst vom „Oberhaupt“ – durch verschiedene Methoden wie die „innere Ratsversammlung“ oder das „innere Meeting“ – integrierend feinjustiert werden, *und dann* kann es „situationsgerecht“ interagieren.

Noch deutlicher wird der „Durchdringungsgrad“ managerialer Logik am zweiten Teil der Unterscheidung, dem Begriff der „Teamentwicklung“. Sie ist ein situationsübergreifendes Langzeitprojekt“ und umfasst die Kultivierung einer „Kommunikations- und Streitkultur, Integration von Neuen und von Außenseitern, Herausbildung eines Wir-Gefühls bei gleichzeitigem Ich-Bewusstsein, Herausbildung von anerkannten Regeln, Normen und Kooperationsstilen“ (ebd., 65; M6-D8-CIF1). Generell soll „Team-“ auch als „Persönlichkeitsentwicklung“ gefasst werden. Persönlichkeit ist nicht primär – wie bei Bock oder Schmitt/Esser – ein quasi natürliches Phänomen, entsprungen aus einer komplexen Interaktion zwischen ‚nature‘ und ‚nurture‘. Sie ist zuvorderst ein „Projekt“. Die Laufzeit: lebenslang. „Innere Teamentwicklung“ kann und soll vom „inneren CEO“ bewusst über Jahre und Jahrzehnte willentlich beeinflusst, gestaltet und verwaltet werden. Schulz von Thun hebt hierbei die eigentliche, d.h. normative Bedeutung des Untertitels seiner

Monographie hervor: „Der Begriff des ‚Inneren Teams‘ versteht sich als Kompasswort, lässt ein *Ideal*, eine Entwicklungsrichtung, anklingen“. Ähnlich wie Bocks „natürliche Grundhaltung“, auf die der „innere Kompass“ eingenordet werden sollte, ist auch der Begriff des „Teams“ ein „Kompasswort“. Es signalisiert ein „inneres Betriebsklima“, wo alle inneren Anteile versöhnt sind. Aus Koordination wird im *Idealfall* Kommunikation und Kooperation. Wenn die „inneren Anteile“ als „Team“ agieren, dann stehen sie *zueinander* im bewussten Verhältnis; auf der „inneren Bühne“ wechseln sie sich *miteinander* ab; wenn es ans situative Bewältigen von Aufgaben im „Außendienst“ geht, arbeiten sie *füreinander*. In diesen drei Phasen sehen wir die durch Schulz von Thun modellierten Realisationsstufen seines idealen Selbst, dessen Teilaspekte vollständig koordiniert und zu einem „Team“ integriert sind.

6.2.3.1.6 Zwischenfazit III

Zu Beginn des letzten Abschnitts zu den Idealen des Selbst in Berufsratgebern hatten wir gefragt, ob sie, weil mehr an Effektivitätsstandards orientiert, anders gebaut sind als die der Liebesratgeber. Nun hat sich herausgestellt, dass die Prämisse falsch war. Petra Bock benutzt ihre „Mindfuck“-Typologie aus der Liebe genauso für den Beruf weiter; Schmitt und Esser sehen die „Status-Artistik“ in der Liebe gar exemplifiziert und promovieren sie zum Vorbild für Berufswelten; Schulz von Thuns Modell der „inneren Anteile“ lässt sich mühelos auf die Romantik anwenden, was er in seinen Anekdoten und Szenarien auch rege tut. Nichts davon entkräftet das Ziel der drei Autoren: Ihren LeserInnen zeigen, wie sie erfolgreicher werden. Die Arbeit soll dem Selbst im „natürlichen Modus der Potentialentfaltung“ Spaß machen (Bock); eigene Interessen möchten konsequent verfolgt werden (Schmitt/Esser); der CEO im Selbst koordiniert und integriert geschickt für den professionellen Rahmen (von Thun). Obwohl im Berufskontext in verschiedenen Varianten ausgerichtet auf Produktivität und Effektivität, gleichen sich die Modelle des Selbst für beide Sphären, wenn man ihre diesbezüglichen Ideale anschaut. (Wir werden am Ende der Daten-Karte darauf zurückkommen.)

Die interne Mechanik dieser Ideale in Bezug auf das Selbst bewegt sich vor allem durch zwei ineinandergreifende Zahnräder. Das erste könnte man *Orientierung* nennen. Bock sieht ihre Hautaufgabe im Helfen beim „Justierens“ des „inneren Kompasses“ ihrer Klienten; Schmitt/Esser bauen ein Schema, das an den Unterscheidungen von „hoch“ und „tief“, „innen“ und „außen“ hängt; Schulz von Thun rahmt das „innere Team“ als „Kompasswort“. Das ideale Selbst gleicht – wie wohl alle *Werte* – einer Ortsbestimmung, wo das aktuelle und

als defizitär imaginierte Selbst *noch nicht* ist aber dieses erreichen soll. Beschreibungen der Ideale, ihre Auspinselung, geben dann Kennziffern an die Hand, wie weit das Selbst seiner Realisierung schon gekommen ist. Sie laden tendenziell zur Enttäuschung ein, sofern jene Zustände in all ihrer Blumigkeit nur schwer – wenn überhaupt – erreichbar sind oder einen transitiven Zustand markieren, dessen Aufrechterhaltung schnell an die strukturellen Begrenzungen des Alltags stößt.

Obschon diese letzte Einschätzung spekulativ bleiben muss, können wir doch anhand unserer Diskussion nachverfolgen, wie genau jene Orientierung von statten geht. Sie wird angetrieben vom Prozess der *Vereinheitlichung*. Bei Bock gibt es *viele* Arten des „Mindfuck“, aber nur *einen* „Modus der Potentialentfaltung“; bei Schmitt und Esser finden sich *mehrere* Typen von Status-Spielern, aber nur *eine* Art von Status-Artist; bei Schulz von Thun gibt es *viele* „innere Anteile“, aber nur *einen* CEO des Selbst. Alles, was vorher an Komplexität von den AutorInnen in Richtung Typenbildung angehäuft wurde, wird auf das jeweils eine Ideal hin gebündelt *und zugleich* in ihm aufgelöst. *Egal* mit welchen Voraussetzungen die Lektüre begonnen wird und auch egal, mit welchem Ergebnis die durch den jeweiligen Ratgeber angeleitete Introspektion geendet ist – verbindlich bleibt die Vorstellung des besten Selbst so oder so.

Natürlich hat die obige Diskussion der Ideale noch mehr Aspekte zutage gefördert. Sie betreffen z.B. den Umgang mit negativen Emotionen, das Problem der Moralität und das der Psychologisierung. Auf sie wollen wir allerdings erst in den nächsten Paragraphen zu den Pathologien des Selbst eingehen, wie wir sie in zwei Berufsratgebern finden. Das Fazit wird die thematischen Stränge dann erneut zusammenbinden.

6.2.3.1.7 Intrapsychische Anomie, oder: Die Stufen der Verbannung

Zwei Berufsratgeber werden wir als abschließende Beispiele für die Pathologien des Selbst heranziehen. Zwar stammen sie von zwei verschiedenen AutorInnen, doch man kann ohne viel Umwenden sagen, dass Sybille Unique (ganz entgegen ihres Künstlernachnamens) ihre Modellierung von Friedemann Schulz von Thun mit ganz leichten Veränderungen abgekupfert hat. Zwar schränkt das die Varianz ein, zeigt uns aber doch, wie ungebrochen hoch der Einfluss der Schulz von Thuns auf den gesamten deutschsprachigen Diskurs des beruflichen Coachings ausfällt. Beginnen bzw. setzen wir daher die Diskussion mit ihm fort.

Erinnern wir uns daran, dass das Oberhaupt des Selbst für die Koordination und Integration der „inneren Anteile“ zuständig ist und, im Ideal gedacht, dabei stark, effektiv, diplomatisch und fürsorglich „innere Führung“ organisiert. Seine Aufgabe besteht in der Bildung eines „inneren Teams“. Das ist jedoch bei weitem nicht der Normalzustand des Selbst. Als Resultat jener „Team-“ bzw. „Persönlichkeitsentwicklung“, weist die innere Harmonie als „gutes Betriebsklima“ bereits auf die erfolgreiche Durchführung eines Langzeitprojekts der Transformation des Selbst hin. Bevor jenes Projekt begonnen wurde, herrschten im „pluralen“ Selbst verschiedene Grade *intrapsychischer Anomie*. Sie ist der „seelische Alltag“. Aufsteigend sortiert, gibt es drei solcher Grade: Es besteht (a) ein Mangel an Kontakt und Koordination: das „Nebeneinander“ der „Anteile“. Noch problematischer ist es (b), wenn Defizite in der Struktur der „inneren Mannschaft“ auftreten: es dominiert ihr „Durcheinander“. Wahrlich katastrophal wird die Lage jedoch erst (c), wenn Rivalität und Feindseligkeit regieren: die „Anteile“ arbeiten „gegeneinander“.

Diesen drei Schweregraden entsprechen bei Schulz von Thun drei Stufen dessen, was er „Verbannung“ nennt. Um sie zu verstehen, müssen wir den Metaphernwechsel des Autors miteinbeziehen und sein zentrales Szenario berücksichtigen. Schulz von Thun beschreibt das Selbst im Rahmen seiner Theorie der „Verbannung“ als „Bühne“. Sie ist zunächst in „Vorder-“ und „Hinterbühne“ aufgeteilt. Auf der „Vorderbühne“ befinden sich „Hauptdarsteller“, die dort durch positives soziales Feedback und/oder ihre Funktion innerhalb des „Ensembles“ zu Prominenz gelangt sind. Jeder dieser „Hauptdarsteller“ besitzt jedoch auch einen „Antipoden“, der sich tendenziell auf der „Hinterbühne“ aufhält. Damit sind die ungeliebten, ungewollten „Anteile“ gemeint. Sie sind es, die ggf. der „Verbannung“ anheimfallen.

Wie genau dies geschieht, veranschaulicht von Thun am Szenario der Berufsrolle des Animateurs. Sein „Erwartungsprofil“ enthält z.B. den „locker-flockigen Sunnyboy“, welcher „gleichbleibend gute Laune ausstrahlt“ und „den Urlaubern hilft, der Schwere und Ernsthaftigkeit ihres Alltagsdaseins zu entkommen“. Sein „Antipode“ ist der „einsame Traurige“, welcher unter dem Gemeinschafts- und Spaßzwang leidet. Ähnlich sind den „Hauptdarstellern“ „gleichbleibend freundlicher Mr. Smalltalk“ und „taktvoller Diplomat“ die Antipoden „stilles Wasser“ – dürstend nach Tiefe und echter Verbundenheit – und ein „Angewiderter“ – vom Ekel vor der urlauberischen Vulgarität geplagt – zugeordnet. Auf der ersten Stufe der „Verbannung“ werden die drei „Antipoden“ vom „Oberhaupt“ zwar noch deutlich gespürt und gewertschätzt, aber aus Opportunitätsgründen weggepackt. Leitsatz erster Verbannungsstufe: „So sollte ich hier besser nicht in Erscheinung treten!“ (Schulz von Thun 2002, 226; M6-D8-CIF2a). Während der zweiten „Verbannungs“stufe sind die

„Antipoden“ vom „Oberhaupt“ in ein „Gefängnis“ aus Scham gesperrt. Nun sind „die inneren Wortmelder im eigenen Haus nicht gern gesehen, kriegen einen Maulkorb verpasst, werden, wenn möglich, hinter Schloss und Riegel gehalten“. Gemäß dem Leitsatz dieser Stufe – „So sollte ich nicht sein!“ – fängt der Animateur an, seine Traurigkeit immer weniger wahrzunehmen und, tut er es doch, sich ihrer zu schämen. Ebenso verfährt er mit seinem Kontaktwunsch und Ekel. Auf der dritten und letzten Verbannungsstufe schließlich kommt ein zusätzlicher Raum ins „Haus“ des Selbst: der *Untergrund*. Mit dem Leitsatz: „So bin ich nicht!“ werden unerwünschte „Anteile“ nun soweit „abgespalten“, dass das Selbst sie kaum oder nicht mehr wahrnehmen kann. „Sie bleiben nicht nur dem Publikum verborgen, sondern weitgehend auch dem Regisseur“. Der Animateur glaubt nun, nicht mehr traurig, einsam oder angeekelt zu sein. Deswegen hören jene „Anteile“ nicht einfach auf, ihre Forderungen zu stellen. Weil sie sie jedoch nicht durchsetzen können, gründen sie eine „Untergrundbewegung“ und verüben „Sabotageakte“: „Vielleicht vermässeln sie uns den Erfolg, lassen uns im entscheidenden Augenblick Fehler machen, hindern uns daran, in allen Lebenslagen ‚optimal zu funktionieren‘“ (ebd., 227; M6-D8-CIF3a). Dem Animateur kann es, wenn z.B. jene drei „Antipoden“ in ihm eine solche „Untergrundbewegung“ gründen, passieren, dass er Urlauber unerwartet zu beleidigen anfängt und sich selbst ‚nicht wiedererkennt‘, unerklärbare Migräneerscheinungen entwickelt oder seine Motivation verliert und in eine Depression abstürzt.

Dieses Szenario des Animateurs ist nicht zufällig gewählt. Es verdeutlicht Schulz von Thuns Kritik an neoliberalen Dienstleistungsgesellschaften, die das Selbst vereinnahmen und so krank machen. „In einer marktwirtschaftlich organisierten Welt“, schreibt er, „sind wir herausgefordert, nicht nur mit Leistungen und Produkten in gutem Licht zu erscheinen, sondern zunehmend auch mit unserer *Persönlichkeit*“. Die Chance [sic!] bestehe darin, dass „Persönlichkeitsentwicklung“ zur „professionellen Herausforderung“ werde und jeden zwingt „sich selbst in den Blick“ zu nehmen. Auf der Gegenseite liegt die Gefahr darin, dass die Persönlichkeit zum „Markenkennzeichen“ werde, die sich an Kunden und Auftraggebern orientiere und infolgedessen „alles zu verbannen, was zwar den ganzen Menschen ausmacht, aber das Erfolgsimage gefährden könnte“.

Bevor wir nun auf diese Kritik und Schulz von Thuns Ansatz insgesamt interpretatorisch zugreifen, bleibt eine letzte Autorin auf der Daten-Karte übrig. Wir müssen uns nicht lange mit ihr aufhalten. Erstens haben wir sie oben (6.2.1.2.7) auf dem thematischen Feld des Wissenstransfers bereits besprochen und zweitens, was der triftigere Grund ist, übernimmt oder – man darf wohl sagen: – plagiiert sie den von Thun'schen Gedankengang konzeptuell

so gut wie vollständig. Nichtsdestotrotz werden wir bei ihr eine kleine Zahl von Modifikationen finden, die uns einen interessanten Kurzschluss mit den Pathologien des Selbst in Liebesratgebern erlauben wird. Außerdem kann sie als ein letztes Beispiel nicht nur für die jene Pathologien herhalten, sondern ihre Modifikationen des Modells der „inneren Anteile“ werden uns auch einen letzten Hinweis auf die normative Topologie des Selbst insgesamt liefern.

Wie wir schon wissen (vgl. 6.2.1.2.7), benutzt Unique ebenfalls die Metapher der (Theater-)Bühne. Sie modifiziert das Bild allerdings insofern, als dass sie der Bühne eine „Empore“ beigibt, was ungefähr der „Vorderbühne“ bei von Thun entspricht; sein „Untergrund“ wird bei ihr zum „Theaterkeller“. Das so aufgebaute Schema nennt sie „Permeagramm“, den „Bauplan der Psyche“. Es beinhaltet ebenfalls „Spieler“, d.h. „Teilpersönlichkeiten“, die (eine weitere Ergänzung) immer als antagonistische Doppelfiguren vorkommen. Zwischen ihnen besteht eine „Spannung“, die Unique mit folgender Metapher fasst:

Die Verbindung zwischen den beiden gegensätzlichen Spielern, auf der Empore und im Keller, kann man sich als *Gummibänder* vorstellen. Je stärker ich die Aspekte ausspiele, *je höher sie steigen, um so tiefer* muss ich die Antipoden verstecken. Der Emporenspieler hasst seinen Gegenspieler, die Kellerassel, am selben Gummiband und *verbannt* ihn in den Theaterkeller. Dadurch wird dieses Gummiband auseinandergezogen und *angespannt*. (Unique 2009, 34; M6-D9-CIF2)

„Kellerassel“ und „Emporenspieler“ sind also strukturell aneinandergebunden. Zu viel Aufmerksamkeit auf einem der beiden, belastet den jeweils anderen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Moderation, gemeint als Mäßigung und Koordination zugleich. Koordination geschieht durch den „Regisseur“ – das Äquivalent des „Oberhaupts“ oder „CEO“ –, welcher die „Theater-Truppe“ beaufsichtigt und das „Drehbuch“ schreibt. Er soll dafür sorgen, dass alle „Spieler“ im „ent-spannten“ bzw. „gesunden Bereich“ verbleiben. Dort sind sie jeweils „spontan, tolerant, humorvoll und kooperativ“, dort „wechseln sie sich gerne ab“ und es kommt „nicht zu psychosomatischen Belastungen und Krankheiten“. Die Pathologien des Selbst ergeben sich in den beiden „ungesunden Bereichen“ – der „Empore“ und des „Kellers“ – als „Überspanntheiten“. Auf der Empore werden aus „Hartarbeitern“, die „sich als lebendig erleben, wenn sie gegen Widerstand arbeiten“, „eisenfressende“ „Schwerstarbeiter“, welche nur unter äußersten Qualen mit sich zufrieden sein können

(ebd., 36; M6-D9-CIF3). „Zweifler“ werden „kritiksüchtig“, „Skeptiker“ werden „Neider“. Im „Keller“ hingegen werden aus „Leichtarbeitern“, die sich souverän fühlen, wenn die Arbeit keinen Widerstand bietet und Spaß macht, zu „Luftkussen“, welche sich vor Aufgaben drücken und „unter ihren Möglichkeiten bleiben“. Der Keller macht aus „Toleranten“ „Wegseher“, aus „Selbstzufriedenen“ „Angeber“, aus „Lässigen“ „Versager“. Unique spricht ebenso wie Schulz von Thun von „Verbannung“, sollten die letztgenannten Anteile von ihren „Antipoden“ ‚überspielt‘ werden.

Einen wesentlichen Grund, warum jene beiden „ungesunden Bereiche“ so regelmäßig im Arbeitsleben ‚bespielt‘ werden, sieht Unique in Zwängen des Wirtschaftslebens, dessen Motor die Psychologie regelmäßig ölt: „Eine Vielzahl auch der modernen [psychologischen] Methoden versucht, uns auf gewisse Rollen und gemäß wirtschaftlicher Anforderungsprofile zu funktionalisieren und weiter zu verformen“ (ebd., 18; M6-D9-CII). Letztlich übernimmt Unique auch diesen Punkt, den wir schon bei Schulz von Thun fanden.

Was zeigen uns nun die Pathologien des Selbst jener beiden Berufsratgeber? Sie zeigen uns ein zutiefst soziales Selbst, das an seiner Sozialität zerbricht, mindestens zu zerbrechen droht. Sie zeigen uns ein fragmentiertes Selbst, dessen intrapsychische Anomie – und folglich: Agonie – es in der sozialen Welt lahmlegt, sprachlos oder kommunikativ widersprüchlich macht. Sie zeigen ein Selbst, das *in* sich *mit* sich kämpft.

Um diesen Befund auszubauen, gehen wir zurück zu einem der zentralen Begriffe beider Autoren: der „Verbannung“ (in den „Keller“/„Untergrund“). Sie ist, soziologisch betrachtet, ein bestimmter Modus des Emotionsmanagements, der die Introspektion des Subjekts graduell einschränkt. Die drei durch Schulz von Thun beschriebenen „Stufen“ haben jeweils einen „Kernsatz“, der als Überschrift die ‚Tiefe‘ von Gefühlsregeln markiert. Weniger metaphorisch handelt sich dabei um verschiedene Klassen. „So sollte ich hier besser nicht in Erscheinung treten!“ kennzeichnet die erste „Stufe“ der „Verbannung“, wo das „Oberhaupt“ die jeweiligen „Anteile“ oder emotionalen Lagen noch toleriert, von der kognitiven Haltung her sie anerkennt. Lediglich der situative Kontext – z.B. die Berufsrolle – erlegt dem Selbst Beschränkungen auf, die jedoch in einem anderen Kontext – z.B. den der Familie oder Partnerschaft – wegfallen können. Der „Kernsatz“ beschreibt damit eine Klasse von Gefühlsregeln, die kontextabhängig sind und die Introspektionsfähigkeit des Selbst weitestgehend intakt lassen. Mit dem zweiten Kernsatz – „So sollte ich nicht sein!“ – geht diese Kontextsensibilität verloren. Zwar kann z.B. Traurigkeit, Einsamkeit, Ekel usw. noch wahrgenommen werden. Doch was das Selbst an Wünschen, Bedürfnissen und vor allem (negativen) Emotionen in sich fühlt, wird durch die Ausrichtung auf ein bestimmtes (Berufs-

)Ideal mit Verboten besetzt. In von Thuns Sprache „verschmilzt“ das „Oberhaupt“ mit einem anderen „Anteil“, der die Position eines „Hauptdarstellers“ innehat und „inhaftiert“ unerwünschte „Anteile“. Scham wird nun das maßgebliche, dunkle Metagefühl und markiert ein – vermeintlich – misslingendes Emotionsmanagement. Auf der letzten „Stufe“ geht mit dem Kernsatz „So bin ich nicht!“ auch die Scham noch verloren. „Soll“ kommt nicht mehr in diesem Satz vor und wird durch „bin“ ersetzt. Der Austausch des Modal- durch ein Hilfsverb deutet das vollständige Einbüßen des subjektiven Introspektionsvermögens an. Hyperpolarisiert in „Vorder-“ und „Untergrund“, „Empore“ und „Keller“ rücken die unangenehmen, vermeintlich unangemessenen „Anteile“ vollständig unter die Schwelle des Bewusstseins. Durch die Teilung, den Riss des inneren Raumes verliert der „Regisseur“ den Überblick über das „Ensemble“. Orientierungsverlust in der inneren ‚Topologie‘ (dazu gleich mehr) ist die Folge, was das „innere Oberhaupt“ die Fähigkeit einbüßen lässt, die inneren „Anteile“ zu koordinieren und im nächsten Schritt zu integrieren. Das Selbst kann in seinem fragmentierten Zustand nicht mehr vereinheitlicht werden.

Wenn das Selbst, wie oben gesagt, zutiefst – wenn auch metaphorisch – sozial ist, dann beschreiben die Pathologien des Selbst eine *intrapsychische Anomie*, die die *Topologie des Selbst* polarisiert. Graduell wird der innere Raum gespalten, was zu einer *Selbst-Entfremdung*, definiert als Beziehung der Beziehungslosigkeit „innerer Anteile“, führt. Sie geht mit einem Verlust an Introspektionsfähigkeit einher, den man auch als *emotionale Taubheit* umschreiben kann.

6.2.3.1.8 Resümee

Das Selbst ist *das* Scharnier, welches Liebes- und Berufsratgeber verbindet. Kaum überraschen dürfte uns das, weil ja bereits das Genre überhaupt – *Selbsthilfe* – es im Titel trägt. Und gerade, weil das so offensichtlich ist, wurde die Bedeutung des Selbst *für die Ratgeber* von den bisherigen soziologischen Kommentatoren sowohl unterschätzt wie nur oberflächlich beschrieben. Wenn man meinen Interpretationen hier Glauben schenkt, wurden sie sogar bis zur Verzerrung unvollständig beschrieben.

Konsens in der Forschungsliteratur: das Selbst wird von Ratgebern als atomisiert, geschichtslos, a-sozial, unabhängig, wettbewerbswillig usw. porträtiert. Und es stimmt, dass die Ideale des Selbst durchaus vereinbar, ja in vielerlei Hinsicht fast deckungsgleich mit den Vorgaben neoliberaler Subjektivierungsregime sind, sofern sie durch das Human Relations Bewegung, die Psychologie der Persönlichkeit, psychotherapeutische Ideale mentaler

Gesundheit etc. informiert wurden. Sicher ist es genauso wahr, dass gerade die Ideale wie auch die Pathologien mit dem Gedanken der *Verbesserung* im Bunde stehen. Das Selbst soll das „Beste aus sich machen“, sein „volles Potential entfalten“, „alles Vertretbare dafür tun, [seine Träume und Sehnsüchte] zu realisieren“, seine Regulationsmechanismen „optimal aktivieren“, „Glück und Erfüllung auf einer höheren Stufe“ erfahren, „stark“ und flexibel in jeder Situation seine „Interessen“ vertreten, mehr Spaß bei der Arbeit haben, das „Projekt Persönlichkeit“ akribisch vorantreiben und dabei „natürlich“ stets „entspannt“ bleiben.

All diese Prämissen stützen die kritischen Befunde der kritischen SozialwissenschaftlerInnen. Wieso sollte sich dann dennoch behaupten lassen, dass jene (Befunde) oberflächlich, unvollständig, gar verzerrend seien? Dafür möchte ich fünf Thesen aufstellen – sie werden später (6.2.3.2) wiederauftauchen – und anschließend kurz erläutern.

1. Werden die Ideale des Selbst lediglich als kritikwürdiger Ausdruck von diversen, ebenso kritikwürdigen Makrostrukturen gesehen, dann bleibt die Funktion der Ideale unsichtbar und verschleiert so die Topologien des Selbst als diskursiven Kontext jener Ideale. Übersieht man diese Topologien, wird das Selbst in der Interpretation ein monolithischer Block, dessen kultursemiotische Statik unergründet bleiben.

2. Ideale des Selbst sind vielfach mit seinen Pathologien verstrebt. Wir können die persuasive Kraft der Ratgeber nicht verstehen, ohne das Zusammenspiel beider Pole zu begreifen. Nötig ist die Identifikation der symbolisch-diskursiven Mechanismen, die von einem zum andere führen. So erst wird einsichtig, wie z.B. die Transformation des Selbst bewerkstelligt werden soll.

3. Wenn das Selbst nicht anhand oder mindestens inklusive seiner – normativen – Metaphern und Modelle ausführlich kartiert wird, kann es nicht als *tertium comperationis* für den Vergleich verschiedener Sparten von Ratgebern herhalten. Die große These hinter unserer Interpretation, welche sich auf das Verhältnis von Liebe und Ökonomie richtet, kann das Selbst als Maßstab nur dann einsetzen, wenn sowohl die Ausweitung der Gültigkeit seiner Modellierung wie auch Kontrastfälle einbezogen werden.

4. Sowohl die Ideale wie die Pathologien des Selbst enthalten starke moralische Vorgaben. Sie rechtfertigen vorgeschlagene Methoden, grundieren Rezepte und leiten Szenarien an. Einseitige Kritik des Selbst bestreitet deren Validität quasi *a priori* und entzieht sich nicht nur der Explikation eigener moralischer Standards, sondern macht das Anliegen der Ratgeber zu einem leichtentzündlichen Strohmann. Sowohl die Kritik der Ratgeber an gesellschaftlichen Missständen muss geprüft, wie auch ihre moralischen Begriffe in eine wie auch immer ausfallende Bewertung miteinbezogen werden.

5. Schließlich ist das Selbst der Nexus des Emotionsmanagements. Erst in den Tiefen der Selbst-Konzeptionen können wir dessen Mechanismen genauer erkennen.

Ad 1) Anhand verschiedener Metaphern und Typologien, spannen sowohl Liebes- wie Berufsratgeber einen ‚inneren Raum‘ auf: Sie entwickeln *Topologien des Selbst*. Unter ihr liegt meistens eine Blaupause, die wie ein Koordinatensystem aufgebaut ist. Horizontal können die x-Achsen dabei z.B. aus sieben „Mindfucks“ oder sieben „command systems“ bestehen, während dann die y-Achsen drei „Ich-Zustände“ respektive drei Arten der „Aktivierung“ wären. Verschiedene Konzeptionen kreieren dabei immer neue Varianten solcher Koordinatensysteme, was nicht weiter verwunderlich ist, da sie meistens eng oder lose mit Theorien oder Persönlichkeit verbunden sind. Noch wichtiger für die Topologien ist jedoch folgendes: Sie wird bevölkert von den „inneren Anteilen“ des Selbst, ob sie nun innere „Kinder“, „Wächter“, „Stimmen“, „Mitglieder“, „Spieler“ oder wie immer sonst heißen. Zwar kann je nach Entwurf das Ich auch seine Integrität behalten und einsam durch seine Innenwelt wandern. In den meisten Fällen aber konstituieren solche Populationen eine *intrapyschische Sozialität* des Selbst. All diese metaphorischen Personen oder Allegorien sind in den Arealen auf eine bestimmte Art konstelliert. Die Ideale des Selbst markieren sowohl die Grenzen der Räume – z.B. den Unterschied zwischen „Vorder-“ und „Hinterbühne“ –, geben die Laufrichtung innerer Anteile vor und skizzieren deren interagierende Zusammenstellung. So gewinnen die Ideale des Selbst ihre Orientierungsfunktion für die Navigation intrapsychischer Topographien.

Ad 2) Auch die Pathologien haben eine Orientierungsfunktion. Eher wenig überraschend: Sie zeigen die problematischen, gefährlichen Areale jener Topographien des Selbst an. Allerdings gibt es wichtige, strukturelle Differenzen zu den Idealen. Die Pathologien sind in sich komplexer, weil sie verschiedentlich Staffelungen aufweisen. Topologisch gesehen, wird ihnen meistens mehr als ein Gebiet zugeordnet: „Empore“ *und* „Keller“, „über-“ *und* „unteraktiviert“, „Kind-“ *und* „Eltern-Ich-Zustand“. Es gibt *viele* Pathologien, aber nur das *eine* Ideal. Außerdem tauchen sie im Unterschied zu Idealen in verschiedenen Schweregraden auf. Überwiegend handelt es sich um Quasi-Pathologien, die eher einen moderaten Mangel an Ausgeglichenheit anzeigen, der mit relativ geringem Aufwand behoben werden kann. In einigen Fällen jedoch kippt die Persönlichkeitsbalance in Sucht oder Depression. Das Selbst büßt infolgedessen seine Fähigkeit zur Introspektion ein und entwickelt Autoreflexionsbarrieren, die Opazität und Selbstfeindschaft erzeugen. Vollständige „Abspaltung“ und ohnmächtige „Besessenheit“ können nur durch externes Personal aufgehoben werden. Gleichzeitig geschieht hier die entscheidende Drehung.

„Hinter“ den Pathologien, egal ob moderat oder extrem, liegt die Transformationschance. Je dramatischer die intrapsychische Anomie, umso gewaltiger die Anstrengung zur erneuten Kohäsion, der Re-Zentrierung des Selbst. Die Pathologie macht das Ideal erst möglich.

Ad 3) Nicht alle hier besprochenen Ratgeber entwickeln elaborierte Modelle des Selbst. Aber die, die es tun, limitieren ihre Gültigkeit nicht auf Liebes- oder Berufswelten. Diese Einsicht ist entscheidend für die Bestimmung des Verhältnisses von Liebe und Beruf im Kosmos der Ratgeber. Sie zeigt das Selbst als Transmissionsriemen, durch den auf normativ-konzeptueller Ebene ein Angleich zwischen beiden Sphären geschieht. Obwohl Berufs- und Liebesratgeber mit den Modellen ggf. andere Ziele verfolgen mögen, resultieren die unterschiedlichen Zweckbestimmungen *nicht* in unterschiedlichen Modellen des Selbst.

Ad 4) Ratgeber vertreten moralische Werte. Sie sind eingebacken vor allem in die Ideale und bedingt auch in die Pathologien des Selbst. Untersucht man die diesbezüglichen Konzeptionen, findet man sie früher oder später: Forderungen nach Freiheit und Autonomie, Wohlbefinden und Glück, Kooperation und Wir-Gefühl, Offenheit und Authentizität. All diese Wertvorstellungen grundieren Narrative, rechtfertigen Methoden, durchziehen Metaphern. Sind sie lediglich ein Ausdruck „neoliberaler“ „Ideologie“? Ein diskursiver Nebeneffekt des Genres? Eine ethisch getarnte Verkaufsstrategie? Arrogantes Gutmenschentum bürgerlicher Mittelschichten? Lügen? Heuchelei? Naive (Selbst-)Missverständnisse? Wieviel Skepsis kann oder darf der Interpret, mit seiner „theoretischen Einstellung“ ihnen entgegenbringen? Insbesondere, wenn er oder sie diese Werte teilt – wie könnte man gegen das subjektive Wohlbefinden oder personale Autonomie sein? –, erschließt sich so ein Dilemma, das mit dem Verweis auf wissenschaftliche Objektivität bloß umgangen, nicht aber gelöst wird. Das wird nur umso deutlicher, wenn, auf Basis dieser Werte, Ratgeber Kritik an gesellschaftlichen Missständen üben. Wie ist sie zu sehen? Muss man sie ähnlich verdächtigen, wie jene Wertevorstellungen, welche sie grundieren? Meine bisherige Lösung war eine „immanente Kritik“ der Kritik und Wertvorstellungen im Sinne eines Zeigens interner Widersprüchlichkeiten. Aber auch das verschiebt die Problematik letztlich nur. Ich lade die LeserInnen dieser Zeilen dazu ein, sich selbst darüber Gedanken zu machen und das Dilemma in die soziologische Diskussion zu tragen. Auf der letzten Daten-Karte zu Krise und Utopie (6.2.6.1) wie auch am Schluss (7.1) werden wir nochmals darauf zurückkommen und es im Rahmen dieser Untersuchung weiter beleuchten.

Ad 5) An allen Idealen und Pathologien des Selbst hängen entweder bestimmte Emotionen, mindestens aber *Spektren emotionaler Lagen*, Stimmungen, könnte man sagen. Sie haben jeweils klare Vorzeichen: Ideale sind mit positiven Emotionsspektren aufgeladen, Pathologien mit negativen. Das ideale Selbst ist neugierig, freudig, mutig, etc., während das

suboptimale oder sogar kranke Selbst meist ängstlich, einsam, traurig, ohnmächtig etc. bleibt. Zwar besteht eine offensichtliche Polarität, allerdings auch ein Wechsel- oder besser Transformationsverhältnis. Wie oben notiert, entsteht das ideale Selbst durch möglichst fundamentale Introspektionsprozesse, die die je eigenen Pathologien auf- bzw. entdecken und dann beseitigen. Negative Emotionen werden nicht geleugnet, sondern – als Information und Energie (vgl. 6.2.2.2.6) – benutzt. Das ideale Selbst überwindet seine negativen Emotionen, indem es sie integriert und so seine Einheitlichkeit sichert. So werden, vom Emotionsmanagement her gedacht, Ideale und Pathologien des Selbst sowohl in Berufs- wie in Liebesratgebern aneinander gebunden. Als normative Vorlage haben wir damit den tiefsten Mechanismus des emotionalen Selbst gefunden.

6.2.3.2 Zusammenfassende Thesen III: Thematisches Feld *Das Selbst*

- Das Selbst kann als diskursives *tertium comperationis* für den Vergleich zwischen Liebes- und Berufsratgebern dienen; dennoch lassen sich Kontrastfälle finden, die keine Modelle des Selbst entwickeln.
- Während Berufs- und Liebesratgeber mit ihren Selbstkonzeptionen verschiedene Ziele verfolgen – z.B. mehr Produktivität versus mehr Verbundenheit –, weisen die Modelle doch strukturelle Homologien auf; sie bauen damit normative Brücken für den Wissenstransfer zwischen beiden Sphären, beruhend auf Theorien der Persönlichkeit.
- Mit ihren Metaphern und Typologien konstruieren Ratgeber eine Topologie des Selbst, dessen Struktur einem Koordinatensystem ähnelt.
- Innerhalb dieser Topologie erfüllen Ideale und Pathologien des Selbst verschiedene Funktionen; erstens zirkeln sie verschiedene Areale geben insofern Orientierung.
- Ideale und Pathologien des Selbst hängen eng mit der Metaphorik ‚innerer Anteile‘ zusammen; sie bevölkern die inneren Räume und stiften allegorisch die intrapsychische Sozialität des Selbst.
- Ideale und Pathologien des Selbst beschreiben – als zweite Funktion – die Position, Konstellation und Interaktion ‚innerer Anteile‘; während Ideale deren Kooperation und Kohäsion an- und vorgeben, zeigen Pathologien ihre Kompetition und Anomie.
- Pathologien des Selbst haben einen höheren Komplexitätsgrad als die dazugehörigen Ideale; für sie sind stets mehrere ‚Innenräume‘ reserviert, sie haben mehrstufige Verläufe und verschiedene Schweregrade; einem stehen Ideal meist mehrere Pathologien gegenüber.
- Das ideale Selbst ist introspektionsgenau und emotional achtsam; das pathogene Selbst ist introspektionsblockiert und emotional taub.
- Ideale korrelieren mit positiven Emotionsspektren, Pathologien mit negativen. Beide hängen jedoch insofern zusammen, als dass die Ideale nur realisiert werden können, wenn die Pathologien zuvor überwunden wurden; der

Transformationsmechanismus nutzt die negativen Emotionsspektren als Vehikel zur Integritätssicherung des Selbst, das nun erst wahrhaftig leistungs- wie beziehungsfähig wird.

- Ratgeber formulieren moralische Wertvorstellungen und gründen darauf vielfach eine Kritik gesellschaftlicher Missstände. Die angegebenen Maßstäbe und die darauf gründende Kritik, sowie die Tatsache von deren Formulierung an sich, bedürfen einer soziologischen (Er-)Klärung, die ihre eigene Hermeneutik des Verdachts zugunsten der Eigenlogik des Gegenstandes und dessen Geltungsansprüchen suspendiert.

6.2.4 Geschlechterverhältnisse

Auf den folgenden Seiten werden wir uns einem Thema widmen, das schon während der ganzen bisherigen Analyse präsent ist: das Geschlechterverhältnis. Als perennierende Bifurkationslinie des Alltagsdenkens hat die sozial-obligatorische Aufteilung in Männer und Frauen fast selbstverständlich auch im Genre der Ratgeber eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Wie wir auf den ersten beiden thematischen Feldern schon notieren konnten, gilt eine solche Feststellung allerdings – wenig überraschend – viel stärker für Liebes- als für Berufsratgeber (was sich in der Gestalt der Daten-Karte widerspiegelt). Letztere zeigen zweifellos deswegen so viel mehr Interesse für die Geschlechterdifferenz, weil sie darin einen wichtigen explanatorischen Hebel sehen, um die Dynamiken der (heterosexuellen) Dyade aufzuarbeiten. Berufsratgeber ignorieren das Thema meistens ganz oder streifen es nur. Das ist als solches schon ein genauso aussagekräftiger und gleichzeitig erklärungsbedürftiger Befund. Ihr beredtes Schweigen endet allerdings oft dort, wo sie sich explizit an Frauen richten und damit aus ihrem üblichen Adressatenkreis – von Männern – ausbrechen. Es lohnt sich daher, ebendiese herauszupicken. Sie mögen uns ein Porträt der Geschlechterdifferenz geben, das den Abgleich mit der Liebessphäre erlaubt. Die Fragen, welche uns beschäftigen werden: Welche Merkmalskataloge für soziale Zuordnung verwenden die Ratgeber der jeweiligen Sparten? Und woher nehmen sie bzw. wie begründen sie ihre Selektionen? Welche normativen Verhaltensvorlagen für Interaktionsprozesse finden wir, und fallen diese spartenspezifisch ähnlich oder unterschiedlich aus? Wenn sie überlappen, ergäbe sich daraus eine weitere Evidenz für die Konvergenz der Wissenssysteme? Oder wird die Geschlechterdifferenz zu einer Wasserscheide von Liebes- und Berufswelt?

6.2.4.1 Männer & Frauen¹⁰⁶

Obwohl es „natürlich“ mehr als zwei Geschlechter bzw. Geschlechtsidentitäten gibt, tauchen sie weder in Liebes- noch in Berufsratgebern auf.¹⁰⁷ Das Genre ist insofern konservativ, als dass nur Männer und Frauen dort Berücksichtigung finden. Ausschluss von

¹⁰⁶ Auf den folgenden Seiten werde ich – wie schon bei *Natur und Ressource* (6.2.2.2) – erneut auf Teile des Korpus zugreifen, die nicht auf der Daten-Karte verzeichnet sind. Diese Abweichung, welche vor allem die Liebesratgeber betreffen wird, soll dazu dienen, die Reichweite und trotzdem Homogenität der Thematisierung der Geschlechterdifferenz aufzuzeigen.

¹⁰⁷ Zumindest nicht in jenen, die dem hiesigen Korpus zugrunde liegen.

transgender-Personen geschieht indes nicht explizit durch die Verneinung von deren Relevanz oder sogar Existenz. Sie geschieht implizit durch Weglassung. Ratgeber richten sich an Mehrheiten, nicht an Minderheiten. Nicht selten sind sich die AutorInnen dessen bewusst und heben ihre eigene Stereotypie hervor. Sie begründen die Reduktionen einerseits mit der approximativen Überlappung mit dem Gewöhnlichen („Zumindest einige der Erklärungen werden auch auf Sie zutreffen!“) und andererseits mit der angeblichen Alltagsnützlichkeit jener Verallgemeinerungen („Und was davon auf Sie zutrifft, könnte Ihnen helfen!“). Für das Geschlechterverhältnis trifft das auf besondere Weise zu, sofern ihm zumindest lebensweltlich ein kaum hintergehbare Anschein von Naturhaftigkeit zueignet. Ratgeber haben die Tendenz ihn legitimatorisch zu reifizieren. Aber wie genau tun sie das? Hierin liegt eine der Fragen, die wir auf den folgen Seiten beantworten wollen.

Es geht weiterhin um die Art und Weise der diskursiven Inszenierung der Geschlechterdifferenz von Mann und Frau, ihr textuelles „doing gender“. Wie West und Zimmerman in ihrem klassischen Text schreiben, kompilieren populärkulturelle „books and magazines [...] idealized depictions of men and women“ und operieren dabei mit der „assumption that doing gender merely involves making use of discrete, well-defined bundles of behavior that can simply be plugged into interactional situations to produce recognizable enactments of masculinity and femininity“ (West und Zimmerman 1987, 135). Was uns dabei interessieren soll, betrifft jedoch nicht die Interaktionsebene als solche, sondern das klassifikatorisch-diskursive Sediment: die „discrete, well-defined bundles of behavior“, welche dazu gedacht sind „to produce recognizable enactments of masculinity and femininity“.

Wie West/Zimmerman am Ende ihres Aufsatzes sehr klar machen, laden aus soziologischer Sicht all diese Darstellungen und „enactments“ zu einer Kritik ein, die auf ungleiche Machtverhältnisse, unfaire Arbeitsteilung, quasi-sexistische Stereotype und tief in die Sozialstruktur eingeschliffene Rollenmodelle zielt (für den Ratgeberdiskurs, siehe Bänziger et al. 2010, Schindler Zimmerman, Haddock, und McGeorge 2001, Scholz, Lenz, und Dreßler 2013b, Simonds 1992). All das ist bekannt. Viel weniger untersucht und oft nur und wenn überhaupt marginal berücksichtigt, sind die semiotischen Mittel, mit denen die Differenz zwischen den Geschlechtern inszeniert wird. Bei aller Kritikbedürftigkeit geht die Frage nach diesen Mitteln eine Schicht tiefer, sofern sie die symbolische Infrastruktur erfasst, durch die das Material erst seine rhetorische Wirksamkeit entfaltet. Die soziologische Rhetorik wird uns erlauben, das Arsenal der Argumentationsfiguren genau jener Bedeutsamkeiten zu inventarisieren, die von Liebes- und Berufsrategebern benutzt wird, um der Differenz zwischen Männern und Frauen Bedeutung zu verschaffen

6.2.4.1.1 Gehirnsoftware, Konkurrenzkampf & der emotional unfähige New-Age-Mann

Liebesratgeber malen ein Porträt von Männern, das von zwei Figuren bestimmt ist: erstens ihrem ‚natürlichen‘ Ausgerichtet-sein auf Konkurrenz(-kampf), Status und die Arbeit, und zweitens ihrer emotionalen Unfähigkeit. Wie genau diese beiden Aspekte das Bild dominieren, möchte ich primär anhand von zwei amerikanischen Ratgebern nachweisen. Sie stammen zwar beide aus der Mitte bzw. dem Ende der 1990er Jahre, wurden aber gemeinsam über 20 Millionen Mal verkauft und in dutzende Sprachen übersetzt. John Grays *Männer sind anders, Frauen auch* (engl. *Men are from Mars, women from Venus*) kennen wir bereits aus vorherigen Daten-Karten (6.2.1.3 und 6.2.2.1).

Es ist nur wenig berühmter als Allan und Barbara Pease's Klassiker *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* (engl. *Why men don't listen and women can't read maps*). Beide haben das Genre der Liebesratgeber geprägt und ihre respektiven Titel wurden zu geflügelten Worten. Dass ihr Echo bis heute nachhallt und die beiden erwähnten Aspekte keineswegs nur in ihnen prominent sind, sondern in Variationen das Genre durchziehen, soll mit der ausnahmsweisen Zuhilfenahme anderer Monographien aufgezeigt werden.

Männer sind „natürlicherweise“ Eroberer, Krieger, Kämpfer, „Beschützer“ als Folge der evolutionsgeschichtlichen Arbeitsteilung der Geschlechter. Laut dem Ehepaar Pease ist „unser modernes Gesellschaftsleben [...] nicht mehr als ein kleiner leuchtender Punkt auf dem Bildschirm der menschlichen Entwicklungsgeschichte“ (Pease und Pease 2010, 213; M7-DI-CI4). Die Evolution hat ‚den Mann‘ zu einem „Beutejäger und Problem-Löser“ gemacht. Daher definieren sich Männer, basierend auf ihrem phylogenetischen Erbe, über „ihre Arbeit und ihre Leistungen“. „Im Unterschied zu Psychologen und Soziologen“, die nachzuweisen versuchten, dass es die gesellschaftsspezifische Sozialisation (*nurture*) sei, welche die Differenzen der Geschlechter bestimmte, sähe die Lage eigentlich anders aus. „Seit den 1990er Jahren“ liegen dem Autorenehepaar zufolge „überzeugende Beweise“ (aus Evolutionspsychologie, Soziobiologie und Neuropsychologie) dafür vor, dass

wir in der Tat bereits *mit vorprogrammierter Gehirn-Software* auf die Welt kommen. Die Tatsache, dass die Männer in der Regel auf die Jagd gingen und die Frauen sich um die häuslichen Angelegenheiten kümmerten, bestimmt auch heute noch unser Verhalten, unsere Überzeugungen und Prioritäten. (Ebd., 34; M7-DI-CI1)

Prähistorische soziale Arbeitsteilung hatte sowohl physiologische wie, darauf aufbauend, psychologische Konsequenzen. DAS GEHIRN IST EIN COMPUTER wird zur ausschlaggebenden Metapher. Wertvorstellungen, Prioritäten, Verhaltensweisen, ja die gesamte Kultur wird zu „Software“, in deren Quellcode die evolutionären Ziele von Überleben und Reproduktion eingraviert wurden. Weil die neuropsychologische „Hardware“ in Jahr(hundert)tausende dauernder Interaktion mit evolutionären Imperativen anpasst hat, gibt es kaum ein Entrinnen aus den „Vorformatierungen“ des Gehirns. Wie bei John Gottman gibt es neuroanatomische „tracks“, auf denen die Züge der Emotion und Kognition durchrollen. Solche evolutionspsychologisch inspirierten Argumente ziehen sich durch viele Erklärungsmuster der Sparte Liebesratgeber. Ihnen zufolge „befinden [Männer] seit geraumer Zeit“ – es sind immer mindestens „Jahrtausende“ – „in einem erschöpfenden Konkurrenzkampf mit ihren Geschlechtsgenossen. Kräftemessen, Siegen und Unterwerfen ist *in jeder ihrer Zellen abgespeichert*“ (Zurhorst 2009, 188; meine Hervorheb.). So ziemlich sämtliche lebensweltlichen Orientierungen des männlichen Geschlechts haben insofern eine „natürliche“ Basis, einen gemeinsamen Nenner. Ihr stammesgeschichtliche Erbe ist organismisch angelegt und physiologisch „abgespeichert“. Weil „der Mann [...] mindestens zu 99,7% der Menschheitsgeschichte Jäger und Krieger“ (Blume 2002, 28) war, „schätzen

[Männer] es, Macht zu haben, kompetent zu sein, effizient zu arbeiten und etwas zu leisten“ (Gray 1998, 31; M7-D2-CI1). „Es liegt also in der Natur des Mannes, wenn er auch heute noch beruflich wie privat eine dominante Position anstrebt“; beim männlichen Machtstreben handelt es sich um „genetisch *vorprogrammierte* Instinkte (Blume 2002, 30, 36; meine Hervorheb.).

Preis für den tief in die korporale Feinstruktur eingesenkten Willen zur Macht, das Streben nach Geltung, Sieg, Gewinnen, Erfolg etc. ist folgender Nachteil: Aus diesen Orientierungen erwächst für Liebesbeziehungen ein fundamentales Hindernis. Bindungen dieser Art sind sozio-emotional extrem anspruchsvoll. „Männer mussten weder gute Unterhalter sein noch sich um die emotionalen Bedürfnisse anderer kümmern. Folglich entwickelten sie auch keine großen Gehirnbereiche für den Umgang mit ihren Mitmenschen“ (Pease und Pease 2010, 82; M7-DI-CI8). Emotionale Kommunikation ist keine „typisch männliche“ Stärke, weil das Jagen und Krieg-Führen auf Signale zugeschnitten war, die zur Problemlösung dienten und nicht als Medium des Bindungsaufbaus gedacht waren. Als Folge geschlechtlicher Arbeitsteilung, welche das männliche Denkorgan in seiner Struktur formte, ist es eine „falsche Hoffnung“, „dass ein Mann jederzeit seine liebevollen Gefühle zeigen kann“ (Gray 1998, 49; M7-D2-CI3). Kommunikation wird von ihnen nicht benutzt, um das eigene Innenleben transparent zu machen. Sie ist – im besten Fall – ein Bewältigungsinstrument für praktische Schwierigkeiten. Und selbst diese will „der Mann“ am liebsten noch alleine überwinden und zieht sich deswegen Gray zufolge in seine „Höhle“ zurück, schweigt dort, sucht Ablenkung und bastelt für sich an einer Lösung. In der Partnerschaft wird dann die Lösung ausgegeben: „Je mehr ihr [Frauen] uns [Männer] zum Reden bringen oder aus unserer Höhle herausholen wollt, desto länger dauert es“ (ebd., 95; M7-D2-CIF2). Die „Höhle“ dient als sicherer Raum zur Erholung von den Mühen täglicher Berufsarbeit. Mögen „unzählige Männer“ auch „kreative, strategisch erfahrene Eroberer“ sein, wenn die Übernahme einer feindlichen Firma ansteht. Im „emotionalen Alltagsleben“ einer Partnerschaft geht ihnen oft „die Luft aus wie einer Luftmatratze mit einem Loch“. Das ist kein individuelles oder sozialstrukturelles Problem, sondern der Fall, weil „auf einer tieferen Ebene [...] *Männer im Lauf ihrer nach Erfolg und Siegen jagenden Geschichte gelernt [haben], sich von unliebsamen Gefühlen abzuschneiden* und dafür Stärke vorzutäuschen“ (Zurhorst 2009, 191; meine Hervorheb.). Dass Männer immer „gewinnen wollen“, ständig „beweisen müssen, dass sie Rekorde brechen, besser und schneller sind und mehr arbeiten“ (Pohle 2004, 73), ist bei den meisten AutorInnen ein Faktum, mit dem frau rechnen muss. Sie soll es, mehr noch, sogar begrüßen und nichts anderes wollen. Allan und Barbara Pease,

ganz im Mainstream-Tenor mitsingend, geben ihrer schlussfolgernden Deutung einen affirmatorischen Anstrich. Die folgende Polemik verdient ausführliche Zitation:

Vom sensiblen New-Age-Mann erwartet man hingegen, dass er jederzeit und überall in Tränen ausbricht. Er wird zum Weinen ermutigt, von Therapeuten, Lebensberatern, Artikeln in Zeitschriften und Selbstfindungsseminaren, bei denen sich Männer in den Wald zurückziehen, um dicht um ein Lagerfeuer zusammenzusitzen und sich gegenseitig zu umarmen. Dem modernen Mann wird vorgeworfen, er sei kalt oder würde unter einer Funktionsstörung leiden, wenn er seine Gefühle nicht bei jeder Gelegenheit heraushängen lässt. [...] „Ganze Männer“ weinen auch, allerdings nur, wenn ihr Gefühlssegment in der rechten Gehirnhälfte aktiviert ist, und das wird ein Mann nur selten in der Öffentlichkeit zulassen. Seien Sie also auf der Hut vor einem Mann, der so etwas regelmäßig in aller Öffentlichkeit tut! (Pease und Pease 2010, 232-233; M7-DI-CI7)

Zwar finden sich hier immer noch die Ideale des Emotionsmanagements von „Akzeptanz“ oder „Vulnerabilität“, wie wir sie oben (vgl. 6.2.2.1) kennengelernt hatten. Allein, die Polemik verkehrt die Ideale und verwandelt sie in soziokulturelle Pathologien. In dieser Kehre wird der „sensible New-Age-Mann“ dem „ganzen“, d.h. echten, wahren, richtigen Mann gegenübergestellt, der sein Selbst in der Öffentlichkeit abriegelt, den Container verschließt und seine Öffnung dem privaten Bereich allein vorbehält. „Schmerzense Männer“¹⁰⁸ – sind mit ihrer emotionalen Zugänglichkeit zu nah am Wasser gebaut und nur neuestes Symptom einer übertherapeutisierten Kulturgeste, die emotionale „Kälte“ und männliche Schweigsamkeit allzu leicht verfemt. Damit (heterosexuelle) Partnerschaften funktionieren, dürfen die Unterschiede nicht kaschiert oder gar verleugnet werden. Es gilt vielmehr ihrem Alter und (daher) Unabänderlichkeit Respekt zu zollen, sofern auf diese Weise sich die (sonst) kaum vermeidbaren Missverständnisse zwischen den Geschlechtern umschiffen oder durchbrechen lassen.

¹⁰⁸ Der Begriff war ursprünglich für Christus reserviert, wird heute jedoch sogar vom Duden auch für ‚weichgewaschene‘ Männlichkeiten mitbenutzt. https://www.duden.de/rechtschreibung/Schmerzense_mann und im Klagelied des Feuilletons <https://www.zeit.de/2012/02/Maenner> [zuletzt abgerufen am 10.07.2018].

6.2.4.1.2 Zwischenfazit I

Aus ihrer evolutionären Vergangenheit erwächst – gemäß den Liebesratgebern – den Männern sowohl eine Aufgabe wie auch ein Dilemma. Sie sind von ihrer prähistorischen Stammesgeschichte auf Erfolg und Leistung gepolt. Ihre „Software“ wurde „einprogrammiert“ und hat, „über Jahrtausende“ ihre „Hardware“ geformt. Deutungsschema und mit ihm verknüpfte Metapher legen die Unausweichlichkeit der psychologischen Ausrichtung nahe und uniformieren gleichzeitig die Bedeutsamkeit männlicher Existenz. Ihre Aufgabe ist Arbeit, Versorgung, Schutz. Sie stehen dabei in konstantem Konkurrenzkampf zueinander. Unnachgiebiger Wettbewerb ist das männliche Medium schlechthin, Status seine Bestimmung. Ablesbar an und gebündelt in Eigenschaften wie strategischem Denken, Aggressionsbereitschaft und Dominanzgebaren, wird das Arsenal an Fähigkeiten, welches im Berufsleben Vorteile bringt, im Liebesleben zur Falle. Dort gilt nämlich das Gebot offener Kommunikation. Partnerschaftliche Intimität wird, wie das thematische Feld zum Emotionsmanagement gezeigt hat, durch Ideale der emotionalen Vulnerabilität und Akzeptanz geleitet. Mit ihnen, so nun die Ratgeber, kollidiert das „männliche Erbe“ und führt zu Konflikten, Missverständnissen und unerfüllbaren Erwartungen. Weil die (Neuro-)Physiologie, die bis auf das Verhalten durchschlägt, unhintergebar ist, müssen Strategien zu ihrer Integration entwickelt werden. Sie beginnen stets mit dem Verständnis der „natürlichen Gegebenheiten“ über die die Liebesratgeber ‚aufklären‘ wollen und enden mit der Erkenntnis, dass Männer und Frauen nichts für ihren Streit können, weil die Schuld die Geschichte trägt. Nun wollen wir uns ansehen, wozu – nach Ansicht der Ratgeber – dieselbe (Evolutions-)Geschichte Frauen bestimmt hat.

6.2.4.1.3 Nesthüterinnen, hochentwickelte Sensoren & Wellentäler

Wie bei einem Schlüssel-Schloss-Prinzip gibt die Mann/Frau-Unterscheidung Komplementarität vor, welche eine Inferenz von einem aus dem anderen ermöglicht, ja zwingend werden lässt. Aus dem Männerbild ergibt sich ohne viel Verschleiß das Frauenbild. Was das Geschlechterstereotyp für Frauen leistet, ist die Zementierung des Sphärendualismus, welcher Frauen einerseits dem Haus im Gegensatz zum Büro zuordnet, und sie andererseits mit Attributen emotionaler Geschicklichkeit ausstattet. Laut dieser

Logik hängt beides (wie bei den Männern auch schon) eng zusammen. Sehen wir uns nun diese beiden Aspekte im Detail an.

Wenn Männer sich dem Kampf, Wettstreit, Leistung und Erfolg verschrieben sehen und all dies in der beruflichen Sphäre stattfinden soll, wollen viele Liebesratgeber für Frauen das Gegenteil zutreffen lassen. Ihr ‚angestammter‘ Bereich: das Haus. Biologisch mit der unbestreitbaren Tatsache der Gebärfähigkeit ausgestattet, muss dies – wie bei den Männern schon – zu einer „Jahrhundertausende“ alten Arbeitsteilung geführt haben: „Männer gingen auf die Jagd, Frauen sammelten. Männer beschützten, Frauen ernährten. Die Folge war, dass sich ihre Körper und Gehirne vollkommen anders entwickelt haben“ (ebd., 27; M7-D2-CI3). In das Jäger-Sammler-Motiv wird somit eine vergeschlechtlichte Unterscheidung eingelassen, die wiederum Physiologie wie Psychologie umfasst und sie aneinanderbindet. Es ist ihre Fähigkeit zur Mutterschaft, die sie an das Heim mehr oder minder fesselt. „Die Frau ist eher auf das ‚Nest‘ gerichtet. Kinder austragen, gebären, versorgen, erziehen und ein wohnliches Zuhause schaffen“ (Schoenaker 2001, 146). Solche Aufgaben haben insofern kognitive Konsequenzen gezeitigt, als dass sie sich in den generellen Wertorientierungen widerspiegeln. So zitieren das Ehepaar Pease – bequemerweise ohne genaue Quellenangabe – eine Studie, die Frauen nach ihrem idealen Selbst fragte und dabei folgende Liste von Adjektiven herauskam: „warmherzig, liebevoll, großzügig, mitfühlend, attraktiv, freundlich und wohlthätig“ (Pease und Pease 2010, 210; M7-D2-CI2). Während Männer Adjektive präferierten, die mit „Prestige, Macht und der Besitz von materiellen Gegenständen“ assoziiert waren, stellten Frauen eher „Dienst am anderen und die Begegnung mit interessanten Menschen“ in den Vordergrund. So wird dann sowohl der Stil im beruflichen erklärt – in erneut quellenlosen ‚Studien‘ waren „weibliche Führungskräfte [...] in der Regel entgegenkommender“ (ebd., 21; M7-D2-CI1) – wie gelegentlich auch die Berufswahl. „Fürsorglichkeit wird für uns sehr häufig zum Berufs- oder gar zum Lebensinhalt. Frauen aus dysfunktionalen Familien [...] sind in den sogenannten Helferberufen überrepräsentiert, arbeiten als Krankenschwestern, Beraterinnen, Therapeutinnen oder Sozialarbeiterinnen“ (Norwood 1986, 34). Norwood bezieht sich hier zwar auf eine bestimmte Klasse von Frauen (solche, die „zu sehr lieben“), macht jedoch ebenfalls „Fürsorglichkeit“ zu einem Wesenszug von Weiblichkeit.

Wie festgenagelt Frauen im Bild der Ratgeber auf das biologisch begründete, feminine Wertespektrum sind, wird in exquisiter Schärfe dann deutlich, wenn wir herüberschwenken in das Untergenre der Partnersuche. Bereits aus unserer allerersten Daten-Karte zur Zwei-Welten-Hypothese (6.2.1.1.1) lernten wir Ellen Fein und Barbara Schneider mit ihren *The*

Rules kennen. Beide sind Advokatinnen der *Hard-to-get*-Strategie. Deren zentrales Element: eine ‚Rückbesinnung‘ auf klassische Geschlechterrollen. Vor allem „Karrierefrauen“ müssen, wenn es um die Männersuche geht, die egalisierende Logik der Arbeitswelt abschütteln und sich daran erinnern, dass bei der Partnerwahl ein anderes Kalkül gilt: „biologisch [!] gesehen [ist der Mann] der Angreifer“. Daher muss die Frau „wie eine Dame“ „ruhig und geheimnisvoll“ tun. „Schlagen Sie die Beine übereinander und lächeln Sie. Reden Sie nicht so viel. Tragen Sie dünne schwarze Seidenstrumpfhosen und ziehen Sie den Rock ein Stückchen hoch, um Ihr Gegenüber zu verführen“ (Fein und Schneider 2013, 30; M7-D3-CIF1). Aus der Mutter und „Nesthüterin“ wird eine *femme fatale*, die genau kalkuliert, wie ihre Wirkung auf den Mann ausfällt. Beides sind zwei Seiten derselben Medaille. Ihre weibliche Ausstrahlung und das sexuelle Begehren des Mannes dienen der *femme fatale* als Mittel, den potentiellen Partner an sie binden. Dafür jedoch muss sie vor allem ihr „erotisches Kapital“ (Hakim 2011) kultivieren: „Verlassen Sie nie ohne Make-up das Haus. Tragen Sie sogar beim Joggen Lippenstift! Tun Sie alles nur erdenklich Mögliche, um sich von Ihrer schönsten Seite zu zeigen. Wenn Ihnen Ihre Nase nicht gefällt, lassen Sie sie operieren; färben Sie graues Haar; lassen Sie Ihr Haar wachsen“ (Fein und Schneider 2013, 29; M7-D3-CI1). Schönheit feiern die beiden Autorinnen als jenen Hebel, der Frauen ans Ziel ihrer Wünsche bringen soll: Liebe, Ehe, Kinder (in dieser, genau dieser Reihenfolge). Geglückte Verführung misst sich (sehr) langfristig gesehen wieder an in die Ehe eingebettete Mutterschaft. Sie ist die biologische Basis für die Arbeitsteilung der Geschlechter. Sie weist Frauen eine bestimmte Aufgabe zu, die ihrerseits wiederum zur Hochentwicklung emotionaler Fähigkeiten führt. Das ist das Hauptargument der Liebesratgeber. Im Familienleben zeigt es sich auf mannigfache Art. „Eine Frau kennt die Freunde, Hoffnungen, Träume, Romanzen und heimlichen Ängste ihrer Kinder, sie weiß, was sie denken, wie sie sich fühlen und in der Regel auch, was sie gerade aushecken. Männer dagegen sind sich höchstens vage der Tatsache bewusst, dass auch ein paar Pimpfe im Haus leben“ (Pease und Pease 2010, 49; M7-D2-CI5). Wenn Emotionen häufig als Informationen metaphorisiert werden, verleihen Liebesratgeber ihr eine vergeschlechtlichte Note, sofern Frauen besser darin sind, diese Informationen zu sammeln. „Wenn eine Frau einen Raum betritt, schalten sich automatisch ihre *hochentwickelten Sensoren* ein, die ihr in unglaublich kurzer Zeit melden, welches Paar gut miteinander auskommt, welches zerstritten ist, wer mit wem flirtet, [...] und wo sich diejenigen aufhalten, die entgegenkommend und freundlich wirken“ (ebd., 60; M7-D2-CIF2). Ihre „hochentwickelten Sensoren“ sind wiederum die Folge ihrer Rolle als Mutter und „Nesthüterin“. Denn damit sie dieser Funktion nachkommen kann, „ist ihr Gehirn darauf programmiert, offen, vertrauensvoll und kooperativ zu sein,

Schwächen und Gefühle zu zeigen“ (ebd., 219; M7-D1-CI5). John Gray beschreibt diese „Programmierung“ mit seiner Metapher der beiden Planeten, Mars und Venus. „Auf der Venus war Psychologie Pflichtfach in der Schule, und jede Venusfrau verfügt über Qualifikationen als Psychotherapeutin“ (Gray 1998, 22; M7-D2-CI2). Zwar gibt Gray zu, dass in seinem „Buch viele Verallgemeinerungen über Männer und Frauen zu finden sind“, die der Unterschiedlichkeit *innerhalb* einer sozialen Geschlechtszugehörigkeit nicht immer gerecht werden. Dennoch zeichnet seine verschiedene-Planeten-Metapher den Umriss einer einheitlichen Spezies, deren kultureller Kosmos mit den biologischen Anlagen seiner Population vollständig korrespondiert, ja deren Ausdruck ist.

Für ihre emotionale Geschicklichkeit bezahlt das weibliche Geschlecht dem Autor zufolge jedoch ebenfalls, wie die Männer auch, einen Preis. Frauen werden mehr als Männer von ihren Emotionen beherrscht. Gerade weil sie „gesprächsbegabter“ sind ihre männlichen Gegenstücke, werden sie auch „gefühlsnäher, angstoffener und situationsgebundener“ (Moeller 2014, 33). Gray will das einer Metapher modellieren, die wir in einiger Variationsbreite schon weiter oben (6.2.2.2.1) kennengelernt haben: *Frauen sind Wellen*.

Wenn sie sich gut fühlt, erreicht ihre Welle einen Höhepunkt, aber *plötzlich* kann sich ihre Stimmung ändern, und die Welle stürzt in sich zusammen. Dieser Zusammenbruch ist jedoch nur kurz. Wenn sie die Talsohle erreicht hat, wird sich ihre Stimmung plötzlich wieder ändern und sie fühlt sich wieder gut. *Automatisch* steigt ihre Welle wieder. (Gray 1998, 129; meine Hervorheb.; M7-D2-CIF1)

Wie oben gezeigt, markiert Naturmetaphorik stets eine Grenze der Kontrollierbarkeit von Emotionen. Nun wird eine solche Metaphorik explizit dem Weiblichen zugeordnet. „Plötzlichkeit“ und damit Unberechenbarkeit sind die Insignien weiblicher Gefühlsdynamik. Dritte sind zwar mit den „hochentwickelten Sensoren“ abtastbar, doch das Innenleben wird deswegen nicht automatisch beeinflussbarer. Dabei ist der „Zusammenbruch“ in der wellenmäßigen „Talsohle“ auch stets eine „Reinigung“, ohne die „Männer und Frauen allmählich ihre Liebesfähigkeit verlieren [würden] und nicht mehr gemeinsam in Liebe wachsen können“ (ebd., 137; M7-D2-CIF2). Emotionale Katharsis ist Teil der dyadischen Liebesgesundheit; sie kann und soll nicht verhindert werden.

Interessanterweise nimmt Gray in seiner Wellenmetapher in Hinblick auf die Berufswelt eine Einschränkung vor. „Wenn eine Frau in ihre Arbeitskleidung schlüpft, entfernt sie sich

für eine Weile von ihrem emotionalen Auf und Ab“ (ebd., 138; M7-D2-CI5). Erst im Privaten kommt die Unbeherrschbarkeit zum Tragen. Schnell schiebt der Autor hinterher, dass „es keineswegs die Kompetenz einer Frau verringert, wenn sie in ein emotionales Wellental gerät“. Ihre Arbeitstüchtigkeit wird nicht eingeschränkt. „Lediglich die Kommunikation mit den Menschen, die sie liebt und denen sie ganz nahesteht, ist stark betroffen“. Damit wird die Grenzziehung zwischen beruflicher und intimer Welt nochmals verstärkt, sofern die „Wellennatur“ von Frauen in ersterer nicht oder nur begrenzt zum Tragen kommt. Daraus ergibt sich für unseren Sprung zu den Berufsratgebern, welche sich in der hiesigen Auswahl ja direkt an Frauen richten, die spannende Frage: Welche Rolle spielt dort explizit weibliche Emotionalität?

Bevor wir die Frage beginnen zu beantworten, tut ein kurzes Zwischenfazit Not.

6.2.4.1.4 Zwischenfazit II

Nicht alle Liebesratgeber zeigen, wenn es um die Geschlechterdifferenz geht, eine auf maximalen Kontrast zugespitzte Attitüde. In der Tat teilen nicht einmal alle die Position, es handle sich (a) um eine primär biologische Unterscheidung, noch dass sie (b) fundamental divergierende Persönlichkeitsprofile und Verhaltensdispositionen begründet. Jones und Schechter (6.2.2.1.3) sehen hierbei „Klischeevorstellungen“ am Werk, die über Jahrhunderte zu Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder auskristallisiert sind; sie könnten nur sekundär mit Biologie begründet werden, was vor allem daran deutlich würde, dass in den USA verschiedene Ethnien ganz unterschiedliche Ideen davon hätten, was die „Definitionen des Weiblichen und Männlichen“ anbeträfe (Jones und Schechter 1993, 94). Susan Johnson und Ursula Nuber halten „die Vorstellung eines unverwundbaren Kriegers, der dem Leben und jeder Gefahr allein entgegentritt“ (Johnson 2011, 29) für einen „Mythos“ und den generell an Empathie-Armut leidenden Mann für ein „verbreitetes Vorurteil“ (Nuber 2006, 74). Ähnliches gilt für das Gebot der Mutterschaft und die damit automatisch verbundene Ausrüstung mit Emotionsgeschick.

Solche abweichenden Positionen bespielen zwar auch die Geschlechterdifferenz, leiten sie aber anders her und inszenieren sie mittels kultureller Deutungsschemata (Erziehung, Sexismus, Sozialisation etc.). So wird die Differenz zwischen den Geschlechtern tendenziell sowohl individuell interpretierbar wie sozial formbar gehalten. Derartige Argumentationsstrategien schrumpfen außerdem die Unterschiedlichkeit zwischen

Männern und Frauen, sofern Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfe z.B. zwischen Ethnien in ihrer Varianz höher angesetzt werden.

Nichtsdestotrotz scheinen derartige Ausrichtungen in der Minderheit. Meistens wird nicht mit Kultur-, sondern mit Naturgeschichte argumentiert. Das häufigste Deutungsschema ist die Naturalisierung. Zwar wird sie von den Ratgebern nicht selten mit evolutionspsychologischen, soziobiologischen und neurophysiologischen Befunden – deren Validität hier nicht zur Debatte steht! – aus der Wissenschaft legitimiert. Damit emulieren Liebesratgeber leicht vermeintliche Gewissheiten, die dem Alltagsdenken und -handeln als Selbstverständlichkeiten zugrunde liegen. Einerseits wird so die interaktive Konstruktionsleistung der Teilnehmer – ihr „doing gender“ – invisibilisiert, wie auch die letztlich moralische Valenz der Unterscheidung zementiert. An einer Einordnung in das Schema führt kein Weg vorbei, was *Abweichung* und *Abwertung* potentiell miteinander verschaltet (vgl. Garfinkel 1967, 116-185, Schilt 2016). Wie bereits erwähnt, ist diese Kritik heute ein Gemeinplatz, dessen Wiederholung kaum Erkenntnismehrwert bringt (vgl. allgemein Bourdieu 2005, vgl. speziell für Redundanzbeispiele bei Kommentaren zur Ratgeberliteratur Denes 2011, Ehrenreich und English 2005, Hazleden 2011, 2014, Pohl 2013, Schindler Zimmerman, Holm, und Haddock 2001).

Interessanter scheint ein anderes Problem. Mit ihren evolutionspsychologischen und soziobiologischen Argumenten nehmen die hier herangezogenen Liebesratgeber eine Trennung vor, die wir schon auf dem ersten thematischen Feld (6.2.1) vielfach beobachtet haben. Dort stellte sich nun heraus, dass Liebesratgeber zwar ein stärkeres Bewusstsein für die Trennung von Liebe und Arbeit zeigen und „Grenzen ziehen“ wollen, dabei jedoch auf Ebene der symbolischen Infrastruktur häufig qua Wissenstransfer nicht *ein-* sondern *entgrenzend* wirken. Sieht man sich jedoch solche Liebesratgeber an, die die Geschlechterdifferenz als explizites Erklärungsmodell benutzen, stößt man auf eine Batterie von Unterscheidungen, wie sie umstandslos aus dem 19. Jahrhundert stammen könnte. Männern wird Konkurrenz, Kampf, Wettbewerb, Leistung, Beruf, Erfolg, Kälte, Schweigen und Rationalität zugeordnet. Frauen dagegen sind ausgezeichnet durch Kooperation, Fürsorge, Hilfsbereitschaft, Erziehung, Heim, Kinder, Kommunikation, Wärme und Emotionalität. – Wie passen diese beiden Befunde zusammen? Sicher gibt es andere Interpretationslinien und jeder Leser ist eingeladen, sie zu entwickeln, doch mir erscheint Folgendes plausibel: Wir haben es mit einem Teufel/Beelzebub-Dilemma zu tun. Zwar stimmt es, dass Liebesratgeber, wie obige Analysen gezeigt haben, eine entgrenzende Argumentation fahren. Gleichzeitig haben sie ein viel höheres Bewusstsein von den Konflikten, die zwischen den Sphären bestehen und bemühen sich, wenn auch oft auf

paradoxe Weise, den Dualismus beizubehalten und sogar zu stärken. Wenn und wo sie das tun, versuchen sie gleichzeitig, die Immigration ökonomischer Imperative zu verhindern. Die Analyse der symbolischen Infrastruktur zeigt zwar, dass diese Bemühungen auf einer tieferen Ebene, die unter der Schwelle auktorialer Aufmerksamkeit liegt, den gegenteiligen Effekt haben. Aber der Versuch ist da. Wird Geschlecht als Ordnungskategorie herangezogen, *dann funktioniert die Abschirmung*, eben weil sie genau auf jener fundamentalen Ebene der symbolischen Infrastruktur ansetzt. Heim, Haus und Herd sollen als Bereich der Wärme, des Emotionalen, der Beziehungen und Begegnungen bewahrt werden vor dem Einsickern des Zweckrationalen, der Kälte, des Wettbewerbs usw. Um das zu erreichen, wird jedoch ein Arsenal an Dichotomien und Metaphern aufgefahren, dessen Valenzen einen zutiefst konservativen Farbton haben. Schicksalsbiologie wird jener Beelzebub, der den Teufel neoliberaler Ökonomisierung austreiben oder zumindest fernhalten soll.

Diese Deutung könnte falsch sein, weswegen wir nun bei den Berufsratgebern nachsehen wollen, wie dort die Lage ist.

6.2.4.1.5 Dethematisierung, Hierarchie & Machtkämpfe

In und vor den 1950er Jahren mag es noch möglich gewesen sein, das weibliche Geschlecht aus der Arbeitswelt herauszuhalten. 20 Jahre später wird das zunehmend schwieriger. Nach weiteren zehn kommt ein Vorschlag, der die Zeit zurückdrehen wollte, politischem Suizid gleich. Heute ist die Selbstverständlichkeit weiblicher Berufsarbeit (in der Westlichen Welt) ein so zementiertes Faktum, dass jeder Versuch es zu annullieren selbst den konservativsten Sprecher der Lächerlichkeit preisgeben müsste. Darin besteht eine der Erklärungen, warum Berufsratgeber Gender dethematisieren. Gültig sollen – oder vielmehr wollen – sie für beiderlei Geschlecht sein. Von den Rezeptionsstudien zu Ratgebern wissen wir allerdings, wie wenig solch ein Anspruch eingelöst wird, sofern es meistens Männer sind, die Berufsratgeber lesen. Ob dergleichen Symptom oder (Teil-)Ursache folgender Tatsache ist, sei dahingestellt, denn fest steht sie in jedem Fall: Berufswelten privilegieren vielfältig das männliche Geschlecht (vgl. Geißler 2014, 383-391, Kreimer 2009). An den Rändern des Genres franst die diskursive Androgynität aus und gibt mit an Frauen gerichteten Berufsratgebern den Blick frei für das mächtige Differential, welches sonst so gern verschwiegen wird.

Die Frage ist, wie genau die Berufsratgeber Geschlecht thematisieren, *wenn* sie es denn tun. Passiert das nämlich auf eine ähnliche Art, wie bei den Liebesratgebern – ähnlich kontrastiv,

ähnlich stereotyp, ähnlich biologisch –, mag uns das als Bestätigung für die Funktion von Gender als Trennwand zwischen Liebes- und Berufswelten dienen. Entwickelt das Differential dort eine symbolische Intrastruktur, gibt das den Hinweis auf die Dicke jener Wand und eine echte, nicht bloß oberflächliche Grenzziehung. Finden wir dagegen weiche Spektra vergeschlechtlicher Verhaltensweisen, universalisierte Modelle und androgyne Metaphoriken, dann müssen wir die Vermutung des letzten Zwischenfazits (6.2.4.1.4) überdenken und ggf. als falsifiziert ansehen.

Mit dieser Vorüberlegung im Hinterkopf kommen wir nun zu unseren wichtigsten Referenzgebern auf dieser Daten-Karte: Peter Modler mit seinem 2012 im Fischer verlegten und langsam zur größeren Hausnummer avancierenden Monographie *Das Arroganz-Prinzip: So haben Frauen mehr Erfolg im Beruf* soll genauso befragt werden wie Lutz Herkenrath mit seinem 2015 erschienen Titel *Böse Mädchen kommen in die Chefetage: Strategien für mehr Durchsetzungsvermögen*.

Schon ein flüchtiger Blick in diese beiden Monographien neuesten Datums offenbart eine geradezu erstaunliche Überlappung mit den Liebesratgebern. Männerbilder machen das besonders deutlich. Beruflichem Zusammenleben liegt bei ihnen als maßgebliches Organisationsprinzip die *Hierarchie* zugrunde. Das „hierarchische System“ (Herkenrath 2015, 67; M7-D5-CIF1) regelt die Verteilung von Status innerhalb einer gegebenen Gruppe. Evident ist für den Autor, „dass die Beziehungen zwischen Jungs [...] von Natur aus hierarchisch sind“ (ebd., 66; meine Hervorheb.; M7-D5-CIF2). Zwar wird dieser Punkt nicht im theoretischen Detail ausbuchstabiert. Doch als Indiz halten frühere Lebensphasen von Männern her, die noch vor jedem Berufshandeln liegen. Modler gibt dafür folgendes Szenario eines „schmerzlichen Jugenderlebnisses, das „fast alle Männer irgendwann durchgemacht haben“. Es soll beleuchten, wie „sich Männer in Gruppen fühlen und verhalten“; es beginnt nach der Schule. „Kumpels“ treffen sich „irgendwo zum Kicken“ und bilden dafür *Mannschaften*.

Einer nach dem andern ging zu seinem Team – und man selbst blieb übrig. Was für ein elendes Gefühl! Eine Demütigung. Dies ist eine strukturell sehr bezeichnende Erfahrung, denn den beteiligten Jungen geht es nicht einmal in erster Linie darum, der Anführer einer Mannschaft zu sein. Das Allerwichtigste ist, überhaupt eine Rolle in einer Mannschaft zu haben. Dabei ist auch nicht das Schlimmste, der Letzte in der Hierarchie zu sein. Das Schlimmste ist, keinerlei Platz

in der Gruppe zu bekommen. (Modler 2012, 140; meine Hervorheb.; M7-D4-CIF4)

In Modlers Mannschaftswahl wird die Exklusion aus der Hierarchie zum Kollektivtrauma des Männlichen. Ausschluss bedeutet die schwerstmögliche „Demütigung“. Hierarchie wird über diesen Umweg zum ultimativen Allokationsmechanismus männlichen Selbstwerts. Wenn Exklusion einem sozialen Tod gleichkommt, eröffnet die Inklusion sofort eine vertikale „Status-“ Dimension. In ihnen wird nicht nur über die Funktion des einzelnen Mannes entschieden, sondern auch darüber, wieviel er Wert ist und sich dementsprechend fühlen darf. „Status“ ist deswegen unter „Jungs“ ein „*kostbares Gut* [...]“. Je höher mein Status, desto freier bin ich von Anweisungen anderer. Dahinter steckt letzten Endes die Sehnsucht *unabhängig* zu sein: „Mir kann keiner was“ (Herkenrath 2015, 65; meine Hervorheb.; M7-D5-CIF2). Obere Hierarchiepositionen werden als knappe Ressource zum Objekt der „Sehnsucht“, weil sie moralisch bedeutsam sind. „Autonomie“, hieß es schon bei John Gray, „ist für sie [die „Marsianer“, d.h. Männer] ein Symbol von Effizienz, Macht und Kompetenz“ (Gray 1998, 32; M7-D2-CI2). Er dreht zwar die Symbolbeziehung zwischen Macht und Autonomie um, erhält aber die Proportionalität zwischen ihnen. Männliche Berufsidentität folgt einem einfachen Hierarchiegesetz: Mit dem Verlust an Macht verbindet sich der (proportionale) Verlust an Autonomie und damit der (proportionale) Verlust an Selbstwert. Ohne Bezug auf Gender aber mit Bezug auf die Natur heißt es in einem anderen Berufsratgeber hierzu: „Genauso wie in den veränderlichen Hierarchien des Tierreichs haben Individuen hier [im Berufskontext] die Chance aufzusteigen, aber auch das Risiko abzustiegen. Das zeigt sich in offenen oder verdeckten Machtkämpfen und in Gefühlen von Ehrgeiz, Eifersucht [und] Angst“ (Kellner 2000, 76).

Fluktuationen in der hierarchischen Struktur, die im Medium der „Machtkämpfe“ stattfinden, gehen mit Gefühlen einher – in Kellners Darstellung vor allem „Ehrgeiz, Eifersucht und Angst“ –, die sowohl positive wie negative Valenzen tragen. Härtet die Struktur jedoch aus, garantiert sie Stabilität – „es gibt bei jedem Spiel Gewinner und Verlierer“ (Herkenrath 2015, 65-66; M7-D5-CIF2). An die jeweiligen Positionen knüpfen sich dann tendenziell positive und negative emotionale Lagen, Freude für „Gewinner“ und Frustration für „Verlierer“. Laut Modler ist das aber nicht entscheidend. Es handelt sich, wie schon sein Szenario zur Mannschaftswahl andeutete, um ein *Spiel*. Das Geschehen wird von Männer auch „tatsächlich“ als solches wahrgenommen und muss daher „noch lange nicht beleidigend oder verletzend von den Beteiligten empfunden [werden]: Es ist eher eine Art *sportlicher Wettkampf*“ (Modler 2012, 122; meine Hervorheb.; M7-D4-CIF2). Mindestens

genauso wichtig wie das Ergebnis ist für den einzelnen Mann die Gewissheit, wo er steht. Nach dem Bestreiten des „Wettkampfs“ „können sich nämlich viele Männer erst in ihrer Umgebung verorten: ‚Ich habe das ausgetestet, meine Grenzen erlebt, und jetzt bin ich ganz zufrieden damit, dass ich weiß, an welchem Platz in der Gruppe ich mich legitim aufhalte‘“ (ebd.). Sofern Hierarchien Ordnungen schaffen, die die Gruppendynamik navigierbar machen und damit Gewissheit erzeugen, haben Männer nach Modler und Herkenrath kein Problem mit temporären „Machtkämpfen“. Denn „sobald die Rangordnung geklärt ist, kehrt Ruhe ein. Bis zum nächsten Spiel“ (Herkenrath 2015, 65-66; M7-D5-CIF2).

6.2.4.1.6 Zwischenfazit II

Auch Berufsratgeber greifen auf die Figur der Natur(alisierung) zu, wenn sie ihre Männerbilder entwickeln. Zwar tun sie dies weniger theoretisch fundiert und viel spärlicher, doch im Ergebnis kommt etwas sehr Ähnliches heraus. Schon wesentlich vor ihrem Einstieg in den Berufsalltag steht das Organisationsprinzip von Gruppen fest: Hierarchie. Dort wird um „Status“ „gespielt“; „Wettkampf“ ist das Medium der Aushandlung; Macht und Autonomie gelten als Ziele männlichen Strebens. Am Erreichen solcher Positionen messen Männer ihren Wert, wobei der Ausschluss aus den „hierarchischen System“ dessen Nullpunkt markiert. Das männliche Selbst wird in der und durch die Gruppe stabilisiert und damit orientiert. Hierarchien sind somit in die männliche Kognitionsarchitektur eingelassen. Jene sind nicht, wie Herkenrath gelegentlich betont, für emotionale Kommunikation gebaut, weswegen Männer oft „große Sehnsucht nach sogenannter Sachlichkeit“ haben, die im alltäglichen Sprachgebrauch in Adjektiven wie „nüchtern/pragmatisch/rational/neutral“ ausgedrückt wird, was ein Zeichen dafür ist, dass „sich [viele Männer] auf dem Gebiet der Gefühle unsicher fühlen“ (ebd., 68, M7-D5-CI2). Wenn auch weniger stark, findet sich dieses Motiv des emotional ungeschickten Mannes also ebenfalls wieder. – Wir können damit die obige Vermutung (vgl. 6.2.4.1.4) als bestätigt verbuchen. Liebes- und Berufsratgeber korrespondieren insofern, als dass beide Status, Leistung, Hierarchie, Kampf, und „Sachlichkeit“ zu zentralen Bestandteilen von Männlichkeit rechnen. Weiterhin liegt daher die Lesart von Gender als Trennwand zwischen den Sphären von Liebe und Beruf insofern nahe, als das Berufswelten auf die kognitive Architektur eines Geschlechts ausgerichtet sind. Um das weiter zu erhärten, wollen wir nun jedoch die Seite der Frauen anschauen. Die Frage lautet dann: Verbürgt Gender auch innerhalb dieses Codes die Sphärensegregation? Wenn nein, dann wären es

die zum Männerbild komplementären, „weiblichen“ Eigenschaften, welche betont werden sollen und zum Erfolg führen. Wenn die Trennung besteht und Gender als Chiffre für sie herhält, dann müsste wohl das Gegenteil erkennbar werden: die Anpassung von Frauen an männliche Logik und Erfolgsstrategien. Prüfen wir nun also, was der Fall ist.

6.2.4.1.7 Moralisation, Dominanz & Parkplätze

Bevor wir zum Profil der Weiblichkeitsentwürfe und den darauf angesetzten Erfolgsstrategien und Verhaltensmodellen kommen, muss ein Motiv erwähnt werden, das die Sparte kontinuierlich durchzieht. Kein Berufsrategeber, der ein weibliches Publikum adressiert, kommt ohne einen institutionellen Tadel aus, der die Dringlichkeit des je eigenen Anliegens signalisiert. Berufswelten verschleißen „jede Menge gut ausgebildeter, motivierter Frauen in Firmen und Institutionen, die oft von Anfang an schlechter bezahlt werden und die auf lange Sicht auch nicht in die Verantwortungspositionen gelangen, für die sie eigentlich befähigt wären“ (Modler 2012, 13; M7-D2-CI1). Frauenförderung sei häufig nicht mehr als organisationales „Lippenbekenntnis“, von dem Modler hervorhebt, dass es ihn „persönlich anwidert“. Herkenrath schlägt in die gleiche Kerbe, findet „in den Chefetagen“ den Frauenanteil „nur im einstelligen Prozentbereich“ und bemängelt: „Alle Gleichstellungsbeauftragten, alle Quotenregelungen haben, gemessen an ihrem Aufwand, beschämend wenig bewegt“ (Herkenrath 2015, 19). Petra Bock bedauert die „traurige Tradition, die Frauen über Jahrhunderte untergeordnete Positionen zuwies und sie zum großen Teil aus dem öffentlichen und beruflichen Leben fernhielt“ (Bock 2015, 82; M7-D5-CI2).

Gesellschaftliche Makrostrukturen werden gleichzeitig Ziel von missbilligender Kritik und Anlass für individuellen Handlungsbedarf. Die AutorInnen transportieren dazu ihre eigene Empörung – sind „angewidert“, finden bisherige Bemühungen „beschämend“ und den Traditionsbestand „traurig“. Tugendsignale fungieren als Vehikel für Persuasionseffekte, die Leserinnen emotional anstecken sollen. Durch den Bau solcher „Affektbrücken“ (vgl. 5.4.1) sollen Leserinnen rezeptiver gemacht und das Projekt der Verhaltensanpassung im Berufskontext moralisch nobilitiert werden. Zweckdienlich für das weibliche ‚Empowerment‘ wird eine solche Moralisation, weil sie motivationale Energien freischaltet, die zur Überwindung weiblichen Überbescheidenheit benötigt wird, denn Frauen „melden sich nicht, sie bringen sich trotz höchster Qualifikation zu selten oder gar nicht ein, sie ducken sich, wenn es darum geht, gesehen zu werden und Gehör zu finden“

(ebd., 82; M7-D5-CI2). Berufsratgeber treten an, dem weiblichen Duckmäusertum ein Ende zu setzen. Schauen wir uns nun etwas genau an, wie genau sie dies erreichen wollen.

Die Methodik von Petra Bock werde ich dabei nicht weiter erörtern, weil ihr Modell des Selbst (vgl. 6.2.3.1.1 und 6.2.3.1.4) auf Universalität zielt und daher einen stark androgynen Zug enthält. Sie reiht sich mit der weitflächigen Indifferenz hinsichtlich der Gender-Thematik in den Mainstream der Berufsratgeber ein. Dennoch kann ihr „Mindfuck“-Ansatz noch knapp als Kontrastfall dienen, da „beide Geschlechter MINDFUCK im Job an vielen Stellen in für ihre Geschlechterrollen bis heute typischen Varianten“ erleben (ebd., 74-75; M7-D5-CI1). Insgesamt sei der weibliche Kampf um berufliche Anerkennung schwerer als der männliche. Der Kontrast zu den Ratgebern von Modler und Herkenrath ergibt sich also daraus, dass sie ihre Konzeption nicht an Geschlechtsidentitäten ausrichtet, dabei aber nicht blind für den Faktor Gender ist. Da wir jedoch wissen wollen, wie Weiblichkeit in Berufsratgebern vorgestellt wird, konzentrieren wir uns nun auf das Modell von Peter Modler, dessen Ideen exklusiv an ein weibliches Publikum gerichtet sind.

Gleich zu Beginn von *Das Arroganz-Prinzip* erzählt der Autor eine Geschichte, die er als Beispiel gelungenes Auftreten einer weiblichen Führungskraft an ihrem ersten Arbeitstag rahmt. Sie synthetisiert einen ganzen Strauß an Aspekten, den Modler als Erfolgsgaranten beruflichen Handelns sieht und veranschaulicht zugleich den zentralen Punkt seines Kommunikationsmodells.

Protagonistin ist Frau Meier, die neue Leiterin der Marketingabteilung eines größeren mittelständischen Betriebs, der „zum ersten Mal [...] eine weibliche Führungskraft eingestellt hat“. Als sie an ihrem ersten Arbeitstag vorfährt, steht bereits ein PKW auf „dem mit ihrem Kennzeichen markierten Parkplatz“. Bereits mit den „Hürden eines ersten Arbeitstags im neuen Betrieb vertraut“, verliert die Managerin keine Zeit und lässt ohne Zögern den Abschleppdienst rufen. Trotz wortreicher Bekneigungen durch den Pförtner, „bestand sie unbeirrt“ darauf und wartete „in aller Seelenruhe“ am Empfang.

Als der Abschleppwagen dann tatsächlich den anderen Wagen am Haken hatte, stürzte ein Herr in weißem Hemd und Krawatte aus dem Gebäude. Er sei doch gleich wieder weg! Dafür könne man doch Verständnis haben, da müsse man doch aus einer Mücke keinen Elefanten machen und so weiter und so fort. Frau Meier blieb in ihrem Businesskostüm völlig unbeeindruckt und erklärte dem Herrn kühl, dass das alles nicht ihr Problem sei. Dass jeder lesen könne, dürfte in dieser Firma wohl vorausgesetzt werden. Die Kosten für den

Abschleppwagen musste der Mann zahlen. (Modler 2012, 23; M7-D2-CIF2)

Frau Meier ist in diesem Narrativ „kühl“, lässt kein Zögern zu, bleibt „völlig unbeeindruckt“, reagiert schlagfertig. Unter den Augen des Pförtners und, wie Modler weiter unten erwähnt, den der anderen Mitarbeiter, die schaulustig von den oberen Etagen Zeugen des Spektakels werden, demütigt die neue Chefin einen Angestellten. Ihr Manöver bringt Frau Meier in der Folge „einen enormen Ruf“ ein, welcher dem männlichen Teil der Belegschaft beweist, „dass man sie ernst zu nehmen hatte“. Resolute Härte gegenüber Beschwichtigungsversuchen porträtiert das Narrativ als Signum der Selbstbehauptung, die Respekt verschafft und so künftig Effizienz und damit Erfolg verspricht. Es zeigt damit ein Profil idealer Weiblichkeit im Berufskontext, welches sich durch abgebrühte Professionalität, kühle Dominanz und gnadenlosen Durchsetzungswillen auszeichnet.

Das ist jedoch nicht die einzige Absicht der Geschichte. Sie erzählt ebenfalls vom ‚richtigen‘ Umgang mit dem, was Modler begriffsmetaphorisch eine „territoriale Verletzung“ nennt. Frauen verhandeln gemäß dem Autor ihre Positionen innerhalb beruflicher Kontexte auf einer Beziehungsebene und mittels verbaler Kommunikation. Männer jedoch tun dasselbe mittels dessen, was der Autor „move-talk“ nennt, also eine bestimmte Art sich durch den Raum zu bewegen, ihn als Territorium abzustecken und auf diesem Weg ihr „Revier“ zu markieren. Machtkämpfe unter Männer werden häufig spatial geführt, d.h. durch Besetzung, Verschiebung, oder eben „Verletzung“ von Territorien im Sinne von Revieren – seien dies Büros, Sofas oder eben Parkplätze. Frau Meiers Abschleppaktion war eine so klare Botschaft an die männliche Belegschaft, weil sie ihr von der Geschäftsleitung zugewiesenes Revier verteidigt hat. Sie bediente sich damit der „männlichen Sprache“, in der non-verbale Kommunikation am effektivsten funktioniert, wenn sie mit Verräumlichungsstrategien operiert – z.B. dem ungekündigten Betreten eines fremden Arbeitsplatzes, dem Abstellen von Gegenständen auf dem Tisch des Kollegen, oder dem Parken auf einem bereits zugewiesenen Parkplatzes.

Anwenden des *Arroganz-Prinzips* bedeutet für Frauen vor allem, sich den territorialen Machtspielen ihrer männlichen Kollegen nicht mit einer abwertenden „ach, wie kindisch“-Taktik zu verschließen, sondern Bewusstsein für Machtsymbole, „männliche Sprache“ als „move-talk“ und damit das eigene Revier zu entwickeln. Sie sollen die ihnen so wichtige „Beziehungs-Dimension“ vernachlässigen und sich stattdessen auf die „Status-Dimension“ konzentrieren (ebd., 98; M7-D2-C14). Ist der weibliche Aufstiegszwill stark, wird Verzicht auf Duckmäusertum, welches als gefährlichste Pathologie weiblichen Berufshandelns gilt,

unabdingbar. „Am Ende dreht sich einfach generell alles um die Frage, ob man es gut aushalten kann, wenn man auffällt“. Denn wenn „im beruflichen Kontakt mit Männern eine territoriale und nonverbal akzentuierte Kommunikation stattfindet“, in deren Rahmen „Weichen für künftige Karrieren und Führungsrollen gestellt werden“, geschieht dies nicht „im stillen Kämmerlein“ (ebd., 169; M7-D2-CIF3). Offensive Zurschaustellung, aggressives Raumgreifen, aktive Aufmerksamkeitsbündelung – all das sind die Tugenden männlicher Führungsadepten, die das weibliche Personal übernehmen soll bzw. muss, wenn es innerhalb von Dominanzhierarchien nicht ins Hintertreffen geraten will.

Wir können mit diesen Beobachtungen unsere obige Frage nun beantworten. Zumindest im Blick auf die hier infrage stehenden Berufsratgeber werden Frauen *nicht* dazu aufgefordert, ihre „typisch weiblichen“ Interessen, Talente und Fähigkeiten einzubringen. Sie werden *nicht* dazu aufgefordert, die „Beziehungs-Dimension“ zu bedienen. Sie werden *nicht* dazu aufgefordert, sich fürsorglich, nachsichtig, nachgiebig, entgegenkommend etc. zu verhalten. Tun sie es dennoch, so die moralisierende Warnung der Ratgeber, droht das Untergetbuttertwerden in einer Welt, die ohnehin Frauen ungerecht behandelt, sie nicht zum Zuge kommen lässt und ihren Aufstieg in beruflichen Hierarchien blockiert. Will Frau sich – durch die ratgeber-rhetorischen Affektbrücken zur Empörung aufgestachelt – mit dieser Situation nicht zufriedengeben, bleibt nur die individuelle Anpassung an eine männlich dominierte Berufswelt.

6.2.4.1.8 Resümee

Das wichtigste Ergebnis der Daten-Karte zur Geschlechterdifferenz: Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder sind erstaunlich kongruent, wenn man beide Ratgebersparten aufeinander projiziert. Zwar haben wir auch einige, wenn auch sporadische Kontrastfälle ausfindig machen können. Überwiegend funktionierte die Merkmalsselektion in beiden Klassen jedoch qua Naturalisierung. Bei den Liebesratgebern wurde das besonders deutlich, sofern sie explizit evolutionspsychologische, soziobiologische und neurophysiologische Argumente als Hebel benutzen, um die Dynamik in der Dyade zu erklären. Prähistorische Arbeitsteilung – die Männer jagten und die Frauen sammelten – formte die Gehirne und deren „Software“ unterschiedlich. Hier liegt die Erklärung für Missverständnisse und Konflikte zwischen den Geschlechtern.

Obwohl – oder gerade, weil – sie meistens von Männern gelesen werden, thematisieren Berufsratgeber demgegenüber Gender in aller Regel nicht. Sie wollen ein gemischtes

Publikum adressieren, wobei die Geschlechterdifferenz eine Einschränkung bedeuten würde, da sie die vermeintliche Universalität der Verhaltensmodelle infrage stellen müsste. *Nur dann und dort, wo der Adressatenkreis strategisch auf Frauen eingeschränkt wird, werden Geschlechterdifferenzen angesprochen.* Es entsteht dann schnell ein ähnlich starker Kontrast wie in den Liebesratgebern. Zwar ist das nicht immer so, wie Petra Bock als Kontrastfall zeigen mag. Aber wenn mit der Verschiebung des anvisierten Publikums die Dichotomie ins Feld geführt wird, dann dominiert sie blitzartig den gesamten Diskurs, durchzieht andere Unterscheidungen, grundiert Narrative, prägt Metaphern. Gerade in den Männerbildern wird unmittelbar die Überschneidung mit den Liebesratgebern deutlich. Männer in beiden Sparten werden getrieben vom Kampf um Status, vom Wettbewerb um Positionen der (Unternehmens-)Hierarchie und generell den Willen zur Macht. Wollen sie Erfolg, sollen sich Arbeitnehmerinnen an dieser männlichen Logik orientieren. Ihre Emotionalität und „Wellennatur“, wie Gray es nennt, haben sie zu suspendieren und an der Pforte abzugeben. Kühle Professionalität, Dominanz und Aggressionsbereitschaft darf nicht unterdrückt, sondern muss kultiviert werden. Nur so ist in einer männlich bestimmten Berufswelt Überleben und Aufstieg möglich. Berufsberater äußern an diesen Umständen eine moralisch motivierte Kritik und legitimieren so, mit dem Verweis auf Ungleichheit, die Emulation eines ebensolchen Verhaltens. Empörte Moralisierung zur bestehenden Ungerechtigkeit hat den Effekt der Entmoralisierung auf Ebene der Verhaltensskripte. Weil Männer im sportlichen Wettkampf um Prestige und Position einander demütigen, ist Demütigung das Mittel der Wahl, um sich Respekt zu verschaffen. Zwar wird das männliche Ethos für seine Exklusionswirkung kritisiert, dann aber in der Empfehlung weiblicher Anpassung affirmiert und damit perpetuiert.

Wenn wir diese Befunde nun mit denen aus vorherigen Daten-Karten abgleichen, ergibt sich ein paradoxes Bild. Es hat zwei bemerkenswerte Aspekte.

Erstens konnten wir auf dem thematischen Feld der Emotionen feststellen, dass und wie Emotionen zu wichtigen Ressourcen geworden sind, denen (vor allem Berufs-)Ratgeber eine wirtschaftliche Relevanz zusprechen. „Emotionales Kapital“, mithin verstanden als Fähigkeit, sowohl eigene wie fremde Emotionen zu managen, wurde vor allem in Berufsratgebern als Mittel gefeiert, den Arbeitsalltag besser navigieren und Interaktionen effizienter und produktiver zu gestalten. Nun jedoch begegnet uns eine Beschreibung der Berufswelt, welche von Männern dominiert wird, die in Liebesratgebern emotional unfähig sein sollen und in Berufsratgebern unemotional konkurrieren, Wert auf „Sachlichkeit“ legen, nüchtern, pragmatisch, rational sein möchten. – Wie ist diese merkwürdige Widersprüchlichkeit zu erklären? Eine mögliche Erklärung liegt im reaktionären

Konservatismus der Mann/Frau- bzw. Männlichkeit/Weiblichkeits-Unterscheidung. An ihr hängt ein ganzer Strauß an Dichotomien, deren Ursprünge ganz klar im 19. Jahrhundert liegen und sich bis heute erhalten haben, weil sie fest eingebacken wurden in die biologistischen Selbstverständlichkeiten unserer westlichen Kulturwelt. Dass Emotionen zu wirtschaftlichen Ressourcen werden, ist demgegenüber eine Tendenz oder Trend, der erst seit den 1970er Jahren und dem Aufkommen der Dienstleistungsgesellschaft an Fahrt aufnimmt. Soziostrukturell gedeckt durch das Strömen von Frauen auf die Arbeitsmärkte, erleidet die Kategorie Geschlecht (zumindest im Diskurs) einen „Bedeutungsverlust“ (Knapp 2002, Pasero und Weinbach 2003). Das fällt in den Modellen des Selbst und des Emotionsmanagements besonders ins Gewicht: sie dethematisieren Geschlecht und androgynisieren ihre Ansätze. Wenn die Ratgeber Geschlecht dennoch als eine Art verkaufsfördernde Spezialisierung in den Fokus stellen und so eine bestimmte Marktnische bedienen, fallen sie zurück in eine „alteuropäische Semantik“ (Luhmann 2003), die nur polare Gegensätze denken kann. Bei den Liebesratgebern ist etwas Ähnliches der Fall, nur dass ihr ganzer Diskurs auf Gender abgestellt ist und daher noch mehr dazu neigt, entlang der polaren Linie zu denken. Nichtsdestotrotz haben wir auch dort eine Loslösung beobachten können, die nicht mehr auf ‚klassische‘ Polaritäten setzt.

Zweitens konnten wir auf dieser Daten-Karte immer wieder beobachten, wie die Gender-Thematik mit ihrem krassen Gegensatz zwischen Männern und Frauen eine Trennung einzieht zwischen Privatem und Öffentlichem, Beruf und Heim, Status und Beziehung, Fürsorglichkeit und Wettbewerb, Wärme und Kälte, Emotionalität und Rationalität usw. Liebesratgeber im Speziellen verorteten Frauen auf der einen und Männer auf der anderen Seite der Bifurkation. Daraus ergab sich der Kontrast zur Tendenz einiger Liebesratgeber, die Trennung zwischen den Sphären auf der Ebene symbolischer Infrastruktur infrage zu stellen, ja auflösen zu wollen. Liebes*coaching* stand paradigmatisch für diese Verschiebung und damit den Trend der Liebesökonomisierung. Auf einer subtilen Ebene war es die psychologische Rationalität, welche zur Entgrenzung beiträgt und Liebe mit individuellem Autonomiebewusstsein ausstattet, sie vertragsförmig werden lässt (vgl. 4.3.1). – Wie passen nun *diese* beiden Befunde zusammen? Eine obige Erklärung dafür war, dass der Konservatismus der Geschlechterdifferenz zwar der Ökonomisierung entgegenwirkt, diese Abschirmung aber mit einem reaktionären Ethos bezahlt. Wir hatten das die Teufel/Beelzebub-Dilemma genannt. Dies passt auch zu dem erhöhten Bewusstsein, welches Liebesratgeber für Love-Work-Conflicts haben und sich bemühen „Grenzen zu ziehen“. Mit Schicksalsbiologie als radikal reaktionärer Strategie soll die ökonomische aus

der Liebeswelt ausgetrieben werden, indem die Sphärentrennung vergeschlechtlicht und so gesichert wird.

6.2.4.2 Zusammenfassende Thesen IV: Thematisches Feld *Geschlechterverhältnisse*

- Die Thematisierung von Geschlecht ist spartenspezifisch; Liebesratgeber benutzen die Differenz als explanatorischen Hebel für die Dynamik der Dyade, während die meisten Berufsratgeber nicht über Gender sprechen, indem sie androgyne Verhaltensmodelle bauen; tun sie es doch, verengen sie ihren Adressatenkreis auf Frauen.
- Liebesratgeber erklären die Wertorientierungen von Männern und Frauen durch eine Mischung aus Evolutionspsychologie, Soziobiologie und Neurophysiologie; beide Sparten naturalisieren (so) die Geschlechterdifferenz.
- Steht Männlichkeit im Fokus, werden ihr von beiden Sparten ähnliche Attribute zugeschrieben; sie drehen sich um Stichworte wie Jagen, Wettkampf, Hierarchie, Status, Leistung, Rationalität, Kälte, Autonomie und Arbeit.
- Steht Weiblichkeit im Fokus, werden ihr von beiden Sparten ähnliche Attribute zugeschrieben; sie drehen sich um Stichworte wie Sammeln, Kooperation, Symmetrie, Kinder, Emotionalität, Wärme, Beziehung und Heim.
- Während Männer in Liebesratgebern – phylogenetisch bedingt – als emotional unfähig porträtiert werden, dominiert ihre hierarchische Denk- und Kommunikationsweise das Arbeitsleben; laut den Berufsratgebern, die auf Geschlechterverhältnisse fokussieren, sollen sich aufstiegswillige Frauen hieran anpassen, um in ihrer Karriere erfolgreich zu werden.
- Wo Ratgeber intentional auf Geschlecht abheben, benutzen sie dazu einen Strauß von sekundären Dichotomien, der aus dem 19. Jahrhundert stammt; damit konservieren sie durch das Gender-Thema die Trennung der Sphären, schirmen gegen Entgrenzungstendenzen ab und bezahlen ihre konservative Bifurkation mit Schicksalsbiologie.

6.2.5 Leitmotive

Alle Ratgeber sind durchzogen von sehr unterschiedlichen Leitmotiven. Gemeint sind damit thematische Strukturen, die sich meist um einen Begriff ranken und zu ihm Geschichten erzählen, Szenarien entspinnen, Metaphern produzieren, Unterscheidungen vorschlagen etc. Beispiele für Leitmotive, die im hiesigen Materialkorpus auftauchten, wären Konzepte wie Kreativität, Heilung, Tod oder Kindheit. Sie alle gehören zu den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung, können aber nicht im Detail erörtert werden. Nur zwei, der prominentesten und als Codes produktivsten Leitmotive will ich herausgreifen und auf den folgenden Seiten aufarbeiten. Dazu habe ich sie gegenübergestellt, obwohl die Gegenüberstellung als solche nicht automatisch aus einer ihnen inhärenten Polarität folgt. Ob sich ein Spannungsfeld dennoch ergibt, wird den die nun folgenden Passagen testen.

6.2.5.1 Krieg und Religion¹⁰⁹

„Keine Theorie erreicht das Konkrete“ (Luhmann 2005 [1976], 187). Aufgehoben in diesem ersten Satz eines berühmten Aufsatzes von Niklas Luhmann ist eine genauso erhebende wie frustrierende Erfahrung wohl aller Sozialforscher, welche sich in hinreichender Tiefe mit der sozialen Welt bzw. den aus ihr gewonnenen Daten befassen: dem Überrascht-werden. Immer wieder frustriert das Konkrete aus Theorie fließende Erwartungen und sträubt sich erklärender Einordnung. Und wenn etwas Neues auftaucht, tut es das meistens als störende Irritation.

Eine solche störende Irritation begegnete mir beim Lesen und Codieren des Ratgeberkorpus in Gestalt von Krieg und Religion. Beide Sparten sprechen unablässig in martialischen Metaphern, sprechen von Schlachten und Kämpfen, Angriffen und Rückzügen, Waffen und Gefechten. Dabei wird schnell klar, dass beide damit ganze andere Praktiken verbinden, mit der Metapher verschiedene Ziele verfolgen und sie als Grundlage von einander unähnlichen Rezepten verwenden. Worin genau liegen diese Divergenzen? Was sind die Praktiken, Ziele und Rezepte, bei denen die Kriegsmetaphorik zum Einsatz kommt? Welche Interaktionsmuster schildern die Ratgeber jeweils?

¹⁰⁹ Leider wird es auch auf diesem thematischen Feld unumgänglich sein, mehr als die auf der Daten-Karte verzeichneten Codings heranzuziehen; obwohl sie den Kernbestand der folgenden Interpretationen bilden, sind beide Codes – besonders der des Krieges – extrem verstreut im Korpus und um folgen zu können, brauchen wir Belege aus mehreren Dokumenten.

Ähnliche Fragen stellen sich beim zweiten, mindestens genauso unerwarteten Leitmotiv. Gott und/oder das Göttliche erscheinen sowohl in Liebes- wie in Berufsratgebern. Zwar taucht dieses Motiv weniger frequent auf als das des Kriegs. Doch unterstreichen die AutorInnen seine Wichtigkeit, indem sie es meistens ans Ende eines Buches setzen, wodurch es eine Art Schlussfolgerung für ihren jeweiligen Diskurs bildet. Kulturpoetisch ist Gott für die jeweiligen AutorInnen dabei *keine* Metapher. Sie ‚Ihn‘ eher als legitimatorischen Referenzpunkt und eine – z.T. autobiographisch hergeleitete – Erklärungsgrundlage für eigene Motivationen. Doch damit greife ich vor.

Wie erwähnt, stehen Krieg und Religion nicht – wie die anderen Codes – in einem offensichtlichen Spannungsverhältnis. Ob oder inwiefern sich – dennoch – ein solches ergibt, stellt als Frage den experimentellen Aufbau der folgenden Interpretationen dar. Dafür werde ich vom bisherigen Vorgehen abweichen und nicht nach Sparten, sondern nach Codes ordnen.

6.2.5.1.1 *Metaphorische Ausfransung, Militia Amoris & die drei Phasen des Krieges*

Was Krieg ist, lässt sich wissenschaftlich zwar schwer fassen. Doch die kulturelle Vorstellung versteht darunter sehr konkret eine bewaffnete Auseinandersetzung, geführt zwischen Staaten, Stämmen und Verbänden aller Art. Wir alle kennen die dazugehörigen Bilder. Ausgestellt in Museen sind Kupferschraffuren und Holzschnitte des Dreißigjährigen Krieges oder Gemälde der Gewalt wie Eugene Delacroix‘ *Die Freiheit führt das Volk*. Mediale Imagination in der Moderne gleicht einem gigantischen Speicherhort (Pfeiffer 1999), wo der Krieg als dokumentarische Aufnahme explodierenden Napalms in Vietnam oder in Form hunderter Blockbuster über den Zweiten Weltkrieg ganze Regelmeter füllt. Daher nimmt es kaum Wunder, wenn er – als menschheitsgeschichtlich gleichsam universelles Phänomen – unseren linguistischen Repertoires als extremer und extrem ergiebiger Quellgrund dient (vgl. Cherubim 1992). Herfried Münkler spricht hier von einer „*metaphorischen Ausfransung* im alltäglichen Sprachgebrauch: Nahezu jede politische, soziale, ökonomische und kulturelle Konstellation, die eine konfliktbehaftete Phase durchläuft, steht in der Gefahr, mit dem Kriegsbegriff belegt zu werden“ (Münkler 2004, 227; meine Hervorheb.). Wahl- und Klassenkampf, Handelskriege oder *clash of civilizations* – überall spitzt die Metapher das Geschehen zu. Sie blendet auf, was gewaltvoll und brachial ist, blendet ab, was zärtlich und verständnisvoll ist.

Zumindest *prima facie* wirkt es deswegen überraschend, wenn gerade der Liebesdiskurs mit seinem hochhöchsten Glücksversprechen sich aus einer Figuration trinkt, die seiner Aspiration diametral entgegengesetzt scheint. Nur verwunderlicher wird diese Situation, entdeckt man ihr äonisches Alter. Im Kommentar zur Ovids *Ars armatoria* – wahrscheinlich dem ersten Dating-Ratgeber der Geschichte – schreiben die Herausgeber: „Dass die Liebe ein Kriegsdienst (*militia amoris*) ist, ist ein Gemeinplatz der Elegiker und kehrt auch in Ovids *Liebeskunst* immer wieder. Die Metapher lässt sich in der lateinischen Literatur bis zu den Komödien des Plautus (* 250 v. Chr.) zurückverfolgen“ (Ovid 2017, 17). Die Kunst, zumal Theater und später Oper, ‚bespielen‘ den „Kampf der Geschlechter“ unter historisch sich ändernden Vorzeichen also schon ziemlich lange (Kiupel 2010, Rougemont 2007 [1956], 287-321). Uns interessiert hier jedoch weder der Verführungsdiskurs (Kray 2018a), noch die Mythen des antiken Frauenraubes oder die hochmittelalterliche Mystik. Der Fokus liegt im Faktualen: auf moderner Partnerschaft und ihren Pathologien. Außerhalb der Sinnprovinz des Fiktionalen tritt das Sprachbild nämlich auch im linguistischen Beziehungsalltag – z.B. gewalttätiger Ehemänner – auf. Bevor jene ihre Frauen prügeln, sagen sie dann Dinge wie: „When I saw she had *discovered my weakness*, I was *forced to defend* myself. So I went at her“ (Eisikovits und Buchbinder 1997, 489; meine Hervorheb.). Was passiert, ist eine Art radikaler Umschwung, welcher vormalige Beschützer in Täter transformiert. Im Ratgeberdiskurs heißt es: „Liebhaber können zu Feinden werden und die Ehe ein Schlachtfeld sein“ (Chapman 2016, 27). – Doch wie genau kommt es zu diesem radikalen Wechsel? Und was geschieht, zumindest auf einer deskriptiv-diskursiven Ebene, wenn ein Liebeskrieg entbrennt? Um das zu beantworten, müssen wir tiefer ins empirische Material einsteigen.

Ausbruch. „Krieg“ in der Partnerschaft muss keineswegs absichtlich begonnen werden. Oft handelt es sich um Zufälle, Ungeschicklichkeiten oder Missverständnisse. „Ist einer der Beteiligten enttäuscht, fühlt sich zurückgewiesen oder ungeliebt und unverstanden, so wird er in der Regel eine *Strategie* anwenden, mit der er versucht, seine Forderungen durchzusetzen“ (Blume 2002, 64; meine Hervorheb.). Diplomatie macht den Anfang, bildet die initiale „Strategie“ der Bedürfnisbefriedigung und lässt die Paare noch verhandeln. Brenzlich wird es dann, wenn einer der beiden – vielleicht unabsichtlich – das berührt, was Susan Johnson „empfindliche Punkte“ auf der „emotionalen Haut“ nennt (vgl. 6.2.2.2.1). Schon in der Studie von Eisikovits und Buchbinder hörte man einen der männlichen Prügler sagen: „She knows where all my *soft spots* are. She also knows that when she *hits* me, I throw my hands up. But believe me, I *know her soft spots too*“ (Eisikovits und Buchbinder 1997, 488; meine Hervorheb.). Wie es dazu kommt, dass ein Ehemann zu glauben beginnt, *er sei absichtlich* „geschlagen“ worden, entwickelt sich ein Szenario, mit Johnson den Eingang dessen illustrieren will, was sie „Teufelsdialoge“ nennt.

Steve fühlt sich besonders stark *verletzt*, wenn seine Frau Mary sagt, sie hätte gern häufiger Sex mit ihm. Obwohl man dies auch als einen sehr positiven Wunsch auffassen könnte, wirkt diese Erklärung auf Steve wie ein *ferngesteuertes Präzisionsgeschoss*, das seinem sexuellen Selbstvertrauen den Rest gibt. Seine Amygdala brüllt noch „*Achtung, Angriff!*“, und im nächsten Moment *liegt er getroffen am Boden*. (Johnson 2011, III; meine Hervorheb.; M8-D6-CIF3)

Der versehentliche Beginn eines Krieges. Der Wunsch nach mehr Sexualität wird – nolens volens – zum „Projektil“, welches ins Selbst eindringt und dessen „Haut“ durchstößt. Passieren kann das dann und dort, wo die Haut dünn geworden, wundgescheuert ist und so kaum mehr Widerstand bietet. Wieder einmal wird das Selbst ein Container. Dieser bekommt hier eine Hülle, die nicht überall denselben Grad an Integrität, Festigkeit, Stabilität aufweist. Kennt der Partner die emotionale Topographie seines Gegenübers, werden Querschläger schnell zu „ferngesteuerten Präzisionsgeschossen“. Schmerz und chronische Verletzlichkeit (ob seiner mangelnden Potenz) plausibilisieren für Steve seine Zuschreibung von böser Absicht, die sich in der Metapher spiegelt: das Geschoss ist *ferngesteuert* und trifft mit *Präzision*.

Eskalation. Ein Automatismus wird in Gang gesetzt (nicht Steve „brüllt“ „Achtung, Angriff!“, sondern seine Amygdala!). Durch die Zuschreibung von Intentionalität hinsichtlich Marys abgefeuerten „Geschoss“ produziert Steve für die nächste Episode genau das, was rückwirkend seine – fälschliche – Vermutung bestätigt: den Gegenangriff seiner Partnerin, die nun wirklich versucht, ihn zu „treffen“. Von jetzt an scheint es kaum noch ein Entrinnen zu geben. Die Situation stachelt die Akteure an und nimmt sie als Geiseln ihrer beschleunigenden Dynamik. „Es passiert einfach. Es passiert mit mir. [...] In solchen Momenten stelle ich komplett um auf Angriffsmodus und eröffne den Krieg“ (Giesen 2015, 238). Die Eskalationsspirale schraubt sich immer weiter nach oben und das Muster von „Angriff-Rückzug-Angriff“ scheint mit jeder Stufe immer unaufhaltbarer. „Die eine Regierung gibt der anderen die Schuld wegen eines Vorkommnisses und nimmt sich dadurch das Recht Raketen abzufeuern. Der Angegriffene wirft Steine oder schickt ein Selbstmordkommando. Die Raketen werden Bomben.“ (Schoenaker 2001, 72). Nach kurzer Zeit solch eines Hochschaukelns werden die Maßnahmen immer drastischer. Mit den Steinen der Vorwürfe, Raketen der Einschüchterung und Bomben des Liebesentzugs nimmt die dauernd Zerstörungskraft zu, greift weit über den initialen Themenkomplex auf den Beziehungshorizont zu und lässt die Partnerschaft, wie Eva Zurhorst sagt, „ausbluten“ und „zu einem Schlachtfeld verkommen“ (Zurhorst 2009, 220; M8-D2-CIF1). Die Ehe wird ihrerseits zu einem vielgliedrigen Organismus metaphorisiert, dessen einzelne Bestandteile zusehends Kollateralschäden erleiden. „Wenn [dort] zu viele Tote gefallen sind“ (Schoenaker 2001, 72), spielt es irgendwann keine Rolle mehr, was der erste Grund, das erste Missverständnis, die erste Verletzung, die erste Beleidigung war. Wie andere Ratgeber vor ihr kann Johnson eine Klientin sagen lassen: „Ich weiß nicht einmal mehr, womit dieser ganze Mist beginnt“ (Johnson 2011, 79; M8-D6-CIF1). Hat die martialische Autopoiesis erst Fahrt aufgenommen und ihre eigenen Anfänge obfuskiert, wird die Suche danach, wer oder was die Ursache war, lediglich ein weiteres Manöver des Grabenkampfes, ein weiterer Schachzug im „Kreislauf von Beschuldigung und Gegenbeschuldigung“ (Schoenaker 2001, 72). „Solche Beziehungskriege hören auf aus Erschöpfung“ (Moeller 2014, 141); sie enden oft genug in den Büros der Scheidungsanwälte und auf den Bänken der Eherichter. Hat das Paar die Sprachlosigkeit – den Kalten Krieg des Schweigens – als *modus operandi* ihres Konflikts gewählt oder ist von ihm gewählt worden, werden „Stellvertreterkriege“ im Rahmen des Rechts geführt: „Manchmal haben Scheidungsanwälte uns unsere eigenen Möglichkeiten und Rechte zeigen und für sie kämpfen müssen“ (Zurhorst 2009, 222; M8-D2-CIF1).

Befriedung. So ziemlich alle Liebesratgeber treten an, um solche eine Situation zu vermeiden oder sie, wenn es schon so weit gekommen ist, zu ameliorieren. Oft genug lautet ihre Verheißung sogar, die Entwicklung insgesamt umzukehren. Wie geschieht nun die Befriedung? Die Antwort darauf ist dummerweise wesentlich vielgestaltiger als das Problem des Beziehungskonflikts, welches die Kriegsmetaphorik stark vereinheitlicht. Bei Eva Zurhorst ist es die introspektive Entwicklung von Selbstliebe; bei Gary Chapman das Erlernen und systematische Sprechen der Liebessprachen; bei Michael Lukas Moeller das Führen von Zwiegesprächen; bei Susan Johnson das – sechs-stufige – Vergebungsverfahren von Verletzungen. Jeder Liebesratgeber hat eine eigene Methode, wie der Krieg zu beenden und die Liebe am besten wieder herzustellen sei. Einig scheinen sie sich nur in zwei essentiellen Aspekten, die alle ihre Methoden teilen: *Introspektion* und *Kommunikation*. Die Partner müssen verstehen, welche „inneren Truppenbewegungen“ (Zurhorst 2009, 92; M8-D2-CIF1) in ihnen stattfinden, um einzuschätzen, wann und wieso sie sich auf dem Kriegspfad befinden. Weiterhin ist „das Geheimrezept zur Vermeidung rücksichtsloser Kämpfe [...] die liebevolle Kommunikation“ (Gray 1998, 170). Welches davon zuerst kommt und damit die Basis des jeweils anderen bildet, darüber besteht kein Konsens. Nur darüber, dass beide notwendige Bedingungen sind, die erst zusammen hinreichend für den Frieden und die Harmonie in der Partnerschaft sind, darin sind sich alle einig.

6.2.5.1.2 Zwischenfazit I

Für die Liebesratgeber ist der Liebeskrieg ihr *worst case*. Mögen sie noch so verschiedene Resolutionsansätze verfolgen und verkaufen, alle benutzen die Kriegsmetaphorik zur Markierung des ultimativen Krisenzustands einer Partnerschaft, dem es unter allen Umständen zu entrinnen gilt. Hierin liegt wahrscheinlich auch eine schlagende Erklärung, warum ein Diskurs, der sich so sehr auf das Glück zu zweit kapriziert, mit so martialischen Sprachbildern aufwartet. Er legitimiert seine eigene Existenz mit dem Toben von heißen Kriegen gegenseitiger Beschuldigung und dem kalten Krieg eisigen Schweigens. Beide macht er seinerseits zu Gegnern. Dass Menschen durch gemeinsame Feinde verbunden werden, brachte z.B. Johnson auf die Idee, „dass ich Paaren helfen könnte, indem ich sie dazu anleitete, ihre negativen Interaktionsmuster – ihre Teufelsdialoge – als ihren wahren Feind zu erkennen“ (Johnson 2011, 51; M8-D6-CI1). Durch die „Teufelsdialoge“ oder den Ehekrieg als dyadische Dynamik büßen die Liebenden nämlich das ein, was ihre Partnerschaft zur Grundlage hat: die eigene Autonomie. Wie die Protagonisten der Ratgeber verdeutlichen

sollen, gewinnt der Konflikt eine solche Macht über die Psychen der Subjekte, dass sie machtlos werden. Eine interessante Paradoxie: der Machtkampf macht die Liebenden machtlos. Er verschluckt sozusagen die Agency der Protagonisten – nicht aber, indem er sie lähmt, sondern indem er sie immer weiter die Eskalationsspirale hinauftreibt. Das geht so lange, bis beide vor Erschöpfung aufgeben oder von Anwälten zu Ende bringen lassen, wozu sie selbst nicht mehr die Kraft haben. Solche kriegsmetaphorischen Drohkulissen sind der ideale Ausgangspunkt, um sich Rat zu geben, was sie nicht zuletzt zu einem Persuasionsinstrument erster Güte macht. Daneben jedoch gewähren sie uns auch Einblick in die diskursiv aufgearbeitete Krisendiagnostik und klären so auf, warum ein auf Glück geeichtetes Genre mit Bildern maximaler Gewalt hantiert und welche (textuellen) Praktiken damit verknüpft sind.

Schauen wir nun, wie es um die Kriegsmetaphorik in den Berufsratgebern bestellt ist.

6.2.5.1.3 Büropolitik, War Room & Bündnisse

Die Kriegsmetaphorik wandert in die Beschreibung von Arbeitsprozessen über das Feld der Politik ein. Schon Foucault schrieb im Anschluss an Clausewitz, Politik sei „der mit anderen Mitteln fortgesetzte Krieg“ (Foucault 2001, 63). Die Metapher gleicht beide Konfliktformate einander an und tauscht nur die Instrumente aus. Ganz ähnlich funktioniert nun die *metaphorische Ausfransung* als Weiterführung desselben Musters für die Welt der Arbeit: Politik „bedeutet nichts anderes als die Durchsetzung von Interessen und Zielen innerhalb von Organisationen, also in der großen Politik innerhalb von Parteien, Parlamenten und Regierungen, in der Büropolitik innerhalb von Unternehmen (Lürssen und Opresnik 2014, 26; meine Hervorheb.; M8-D6-CIF2). Wenn Politik nun auch im Büro stattfindet, dann liegt es nahe zu sagen: „your workplace is a war zone“ (Chapman, White, und Myra 2014, 146). Beide Metaphoriken verklammern sich ineinander. Weil im Büro Politik gemacht wird und Politik ein verkapptes Kriegsgeschehen ist, wird der Arbeitsplatz seinerseits eine „Kriegszone“.

Diese Zone hat grundsätzlich zwei „Fronten“. Einerseits kämpfen verschiedene Unternehmen gegeneinander. Dafür richten sie u.a. einen „War Room“ ein, d.h. sie erklären ein Büro – z.B. mit einem Pappschild, das an die Tür geklebt wird – zur „Kommandozentrale eines Kampagnenhauptquartiers“. In einem solchen „Nervenzentrum laufen alle Kommunikationsstränge einer Kampagne oder eines Projekts zusammen. Von hier aus ist auch jederzeit eine Sofortreaktion auf Ereignisse möglich (Interventionen, Pressemitteilung, Gesprächstermine etc.)“ (Friedschröder 2005, 122). Von dort aus pariert das Unternehmen

„feindliche Übernahmen“ oder organisiert seinerseits „Angriffsstrategien“. Führungskräfte werden dann zu Generälen, die schon mal einen „raueren Kasernenton“ (Gunkel 2008, 122) anschlagen und sich an „alten militärischen Werten“ orientieren: „an vorderster Front kämpfen, seinen Mann stehen, seine Meriten verdienen, die Truppe zusammenhalten“ (Bock 2015, 76). Mitarbeiter verwandeln sich dann in Soldaten, die während heißer Kriegsphasen „mit den Kameraden im Feldlager leben“. Manager sollen dort „Kriegstechniken wie Destabilisierungsstrategien, Umzingelungstaktiken, subversive Aktivitäten, offensive Informationsbeschaffung und Plünderungspraktiken“ erlernen (Kellner 2000, 160).

Die externe, nach Außen gerichtete Front kommt in den Berufsratgebern zwar vor, erhält jedoch weniger Aufmerksamkeit als die interne, nach Innen gerichtete. Sie ist das eigentliche Thema der Ratgeber. Von Chefs ausgegebene Zielvorgaben müssen zwar erfüllt werden, doch geschehen kann das nur in Gruppen, die als solche ihre eigene Dynamik mitbringen. Eingebunden in eine komplexe organisationale Umwelt, können die meisten Sachaufgaben nur in und mit Teams gelöst werden. „Wer in einer Organisation Entscheidungen herbeiführen und Dinge durchsetzen will, ist in hohem Maße auf andere Menschen angewiesen“ (Lürssen und Opresnik 2014, 16). Interdependenz bringt zwangsweise einen enormen, interpersonellen Koordinationsaufwand mit sich, bei dem gerade unter Bedingungen des Zeitdrucks und der Ressourcenknappheit leicht Konflikte aufbrechen.

Für die Beilegung gibt es dann nach Jürgen Lürssen und Marc Opresnik, die zusammen mit Hedwig Kellner im Zentrum der folgenden Betrachtungen stehen werden, zwei Optionen: Entweder finden die Parteien einen Kompromiss – die Situation bleibt friedlich – oder es kommt zu einem „Machtkampf, an dessen Ende sich einer durchsetzt“ (Lürssen und Opresnik 2014, 19; M8-D6-CIF1). Obwohl der Kompromiss als friedliche Option die bessere scheint, ist sie laut Lürssen und Opresnik keineswegs der Regelfall. „Alles, was in Ihrer Organisation geschieht, ist als Ausdruck und Ergebnis von Machtkämpfen zu interpretieren (ebd., 29; meine Hervorheb.; M8-D6-CIF2). Politisches Denken im Büro schätzt die Machtquanten aller Beteiligten genau ab, erkennt bestehende Abhängigkeiten, weiß, dass die „politische Situation“ nie stabil ist und dass sich „hinter sachlichen Argumenten“ immer „persönliche Interessen verstecken“. Mag das Geschehen auch nicht für alle offen wahrnehmbar eskalatorisch entgleisen, erkennt die büropolitische Denkform doch, „dass in jeder Organisation neben der *sichtbaren Welt der Fakten*, Entscheidungen und Ereignisse eine *zweite Dimension* existiert. Diese gewissermaßen *unsichtbare Welt ist die Bühne*, auf der *alle* Führungskräfte um Einfluss und Karriere *ringen*. (ebd., 29; meine Hervorheb.; M8-D6-CIF3).

Beide „Dimensionen“ laufen stets parallel, wenn auch nicht mit den gleichen Geschwindigkeiten oder mit den gleichen Sichtbarkeiten. Was die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt hier bewirkt, ist eine Scheidung, welche den kriegsähnlichen Zustand latent hält und so verstetigt. Selbst wenn in der manifesten und „sichtbaren Welt der Fakten, Entscheidungen und Ereignisse“ alles friedlich und in Ordnung sein mag, „ringen“ „alle“ Führungskräfte hinter den Kulissen doch ewig um Vorherrschaft. Ein *kalter Krieg*, wo Konfrontationen nur selten offen ausgetragen, der Kampf um Macht und Einfluss aber nicht weniger hart geführt wird. Genauso deswegen gibt es bei Lürssen und Opresnik ein ganzes Kapitel, wo die Unterüberschriften „üble Nachrede“, „Erpressung“, „falsches Spiel“, „Fallen und offene Messer“ und „Abwehr von Intrigen“ heißen.

„Überall, wo es Hierarchien gibt und wo Menschen zusammenarbeiten müssen, spielt Macht eine zentrale Rolle für den Erfolg des Einzelnen. Und überall dort wird im Büro auch Politik betrieben“ (ebd., II). Voraussetzung für die Politik am Arbeitsplatz, für das „Ringen“ der Manager und ihren kalten Krieg ist die Existenz von Status-, Dominanz- und Kompetenzhierarchien. Nach Vorstellung der Berufsratgeber besteht der hauptsächliche Grund, warum jemand überhaupt ein Ratgeberbuch in die Hand nehmen würde, darin, innerhalb dieser Hierarchien aufsteigen zu wollen. Von Unten nach Oben, vom Weisungsgebundenen zum Weisungsbefugten, vom Mitarbeiter zum Chef, vom Fließband zum Vorstand. Dürstend nach Aufwärtsmobilität, „lauern“ immer „potenzielle Jungtiere, die den alten Leitwolf entmachten wollen. Die Jungen unter sich messen immer wieder in Raufereien ihre Kräfte. Der Stärkste wird eines Tages den Alten besiegen und selbst Alphanimal sein“. In Wirtschaftsorganisationen, so fährt Hedwig Kellner fort, findet man eine analoge Situation. Dort lasse sich „oft beobachten, wie sich Karrieristen der Nachwuchsriege direkt unter dem Manager eines Bereichs ständig offen oder hinterhältig bekämpfen. Je älter und schwächer der Manager wird, desto heißer werden die Kämpfe der potenziellen Nachfolger“ (Kellner 2000, 68; M8-D6-CI3). Der kalte Krieg geht also meist dann in eine heiße Phase über, wenn die Hierarchie instabil wird.

Werden neue Positionen geschaffen oder alte frei, schlägt jedoch nicht nur die Stunde heißer Kriege, „hinterhältiger“ Intrigen und „offener Messer“. Was den Berufsratgeber ebenso gut darüber entscheidet, ob jemand die Erfolgsleiter hinaufklettert, ist, wie viele dabei helfen oder hindern. Kaum ein Ratgeber verzichtet innerhalb der Kriegsmetaphorik auf den Begriff der *Bündnisse*.

Strategisch sinnvolle Bündnisse sind wichtige Meilensteine auf dem Weg nach oben. [...] Suchen Sie sich in Ihrer Altersgruppe im Unternehmen die Leute raus, die ebenfalls nach oben streben. Vernetzen Sie sich mit ihnen. [...] Mit Bündnissen vernetzen Sie sich als Erfolgsmensch mit anderen Erfolgsorientierten. (Ebd., 32; M8-D6-CI1)

Mit dem Begriff wird angezeigt, dass es sich beim politischen Handeln im Arbeitskontext und der dortigen Kriegsführung keineswegs um eine rein destruktive Angelegenheit handelt. Zu den Mitteln der Machtausübung gehören ebenso Tauschhandel, Schmeichelei, Opportunismen usw. Lürssen und Opresnik sprechen von den „sanften Methoden“ der Einflussnahme. Gerade weil „wer sich durchsetzt, damit rechnen [muss], dass er sich Feinde schafft“, bleibt die Empfehlung unumgänglich „Freundschaften aufzubauen“ (Lürssen und Opresnik 2014, 58; M8-D6-CI2). Obwohl sie nicht an einem strikten tit-for-tat ausgerichtet sein mögen, haben sie vorwiegend strategische Bedeutung im Kampf um die Führungsrolle und verlieren ihren Wert, wenn sie diese Funktion nicht erfüllen. Auch die Freundschaft wird – als Bündnis – dann zur Kriegshandlung.

6.2.5.1.4 Zwischenfazit II

Die Kriegsmetaphorik hat in den Ratgebern eine eigentümliche Doppelstellung inne. Einerseits bringt sie einen Brückenschlag mit, da beide Sparten großzügig von ihr Gebrauch machen. In beiden Sphären toben Machtkämpfe, finden kalte Kriege statt, werden Schwachpunkte des Gegenübers gesucht und gefunden. Man könnte auf dieser Grundlage meinen, die Kriegsmetaphorik bilde ein ähnliches Scharnier wie das Gender-Thema und das Selbst. Nichtsdestotrotz hat sich der erste Eindruck bestätigt. Schaut man genauer hin und untersucht die Praktiken, Ziele und Rezepte, für welche Liebes- und Berufsratgeber die Kriegsmetaphorik verwenden, dominieren schnell die Divergenzen.

Für die Liebesratgeber ist ihr Ehekrieg der *worst case*. All ihre Anstrengungen sind auf seine Vermeidung oder, wenn schon ausgebrochen, auf seine Beilegung ausgerichtet. Seine Problematizität speist sich aus dem Raub an Autonomie, dem moralischen Fundament des therapeutischen Beziehungsideals. Bricht der Krieg aus, tritt ein beziehungstechnischer Ausnahmezustand ein, der den „Kreislauf von Beschuldigung und Gegenbeschuldigung“ als

Automatismus bis zur ultimativen Erschöpfung – der Scheidung – abrollen lässt, ohne das die Beteiligten ihm entrinnen könnten.

Geradezu das Gegenteil trifft für die Berufsrategeber zu. *Der Krieg ist kein Ausnahme-, sondern der Normalzustand.* Selbst wenn keine offene, *heiße* Konfrontation wahrnehmbar sein sollte, sind alle Führungskräfte stets in einen *kalten* Krieg verwickelt, wo sie in der „unsichtbaren Welt“ – als Nachtseite der „sichtbaren Welt von Entscheidungen, Fakten und Ereignissen“ – um Einfluss und Macht „ringen“. Ratgeber dieser Sparte wollen ihn daher nicht vermeiden, sondern ihren LeserInnen beibringe, wie er richtig geführt wird. Gerade wenn es diese nach Aufwärtsmobilität – aka Karriere-machen – dürstet, müssen sie das Handwerk der Täuschung, der Bündnisse und diverser Strategien erlernen. Kriegsführung erodiert ihre individuelle Autonomie nicht, sondern verstärkt sie – denn, wie wir auf der letzten Daten-Karte (6.2.4.1.5) gesehen haben, sollen Autonomiegewinne und Machtzuwächse zueinander in einem proportionalen Verhältnis stehen.

Was die Kriegsmetaphorik in Kombination als eine doppelte *differentia specifca* markiert: Zwar werden in der Liebe durch Machtkämpfe Asymmetrien installiert, doch diese werden als dysfunktional gebrandmarkt. Beide Partner haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten, teilen sich am besten die Zuständigkeiten sowohl für die Monetarisierung des gemeinsamen (Familien-)Lebens, wie auch den Haushaltsangelegenheiten. Und selbst wenn es hier zu Kompartimentalisierungen kommt, sollte die Summe der Asymmetrien doch wieder symmetrisch sein. Solche Nullsummenspiele haben keinen Ort in Berufsrategebern. Hier dominiert die Hierarchie. Sie ist im Porträt der Berufsrategeber das überdeterminierende Organisationsprinzip jeder wirtschaftlichen Unternehmung. Aus ihrer notwendig hierarchischen Struktur fließt die Unhintergebarkeit von Kämpfen und Kriegen um höhere und niedrigere Positionen. Sofern Hierarchien jedoch nicht auf Dominanz und Status, sondern ebenso auf Kompetenz abheben, verweist das auf eine zweite Differenz. Wirtschaftliche Organisationen haben zwei Fronten, Liebesbeziehungen nur eine. Erstere bewegen sich in einer internationalen „Kriegszone“, wo es mehrere Akteure gibt, die gegeneinander antreten und auf Märkten konkurrieren. Der interne „Kasernenton“ ergibt sich mithin aus dem globalen und mehr oder minder anarchisch funktionierenden Wettbewerb, auf den die hierarchische Struktur reagiert bzw. mithin dessen Effekt ist. Dyaden befinden sich nicht zueinander in direkter Konkurrenz. Sie verfolgen kein offensichtliches Profitmotiv, welches als externer Maßstab für ihren Erfolg dienen und damit ihre interne Arbeitsteilung erzwingen würde. Das war nicht immer so, was deutlich wird, wenn man auf die Eheallianzen des 17. und 18. Jahrhunderts blickt, wo Monarchien – und damit Ehepaare – regelmäßig gegeneinander Krieg führten. Doch heute, mit dem

therapeutischen Beziehungsideal und seiner Egalitätsimperativ im Rücken, wird die Kriegsmetaphorik zum Hiatus zwischen den Welten.

6.2.5.1.5 *Der Gott der Liebe, Pantheismus & die quellende Vagina*

Wenden wir uns nun dem zweiten Leitmotiv zu: Gott. Ihn in den Ratgebern so prominent zu finden, war noch überraschender die vielen Kriegssprachbilder. Dabei wissen Kenner des Genres nur allzu gut um dessen religiöse Wurzeln (Starker 1989, Woodstock 2007, Nehring et al. 2016). Die ersten U.S.-amerikanischen Ratgeberbücher des 17. Jahrhunderts wollten ihren LeserInnen beibringen, wie man ein guter Christ ist/wird. Obwohl heute noch Überreste von Erbauung durchscheinen, hat die Funktion religiösen Gedankenguts sich stark geändert und zielt nicht mehr auf ein Publikum, von dem *a priori* angenommen werden kann, es sei gläubig (Taylor 2007).

Das macht die Fragen um so spannender: Worin genau besteht die Funktion von Religion, Spiritualität und Glauben? Ähneln sie sich in beiden Sparten? Wovon handeln die dazugehörigen Geschichten? Worin sehen die AutorInnen den Mehrwert, welchen die Erwägung des Göttlichen bringt? Und wenn wir seine Funktion später mit dem Krieg vergleichen, was wird dabei herauskommen?

Besehen wir uns nun die Lage in den Liebesratgebern. Da alle AutorInnen für aus dem Kulturkreis des Westens stammen, wo über viele Jahrhunderte das Christentum den Ton angab, ist das Erscheinen Gottes zwar zunächst überraschend, macht auf den zweiten Blick aber schnell Sinn. Es sind nicht nur die religiösen Wurzeln des Genres überhaupt, sondern auch ein noch weiter darunter liegendes Ideengebäude, welches spätestens seit der Romantik ins kulturelle Programm der modernen Liebe eingelassen und stark religiös motiviert ist. Und auch davor schon, ja am Anfang der Liebe überhaupt, mag man starke Affinitäten zwischen beiden sehen. So hat Denis de Rougemont in seiner klassischen Analyse des Tristan und Isolde-Mythos, welcher die Liebe, wie wir sie heute kennen, im Hochmittelalter aus der Taufe hob, die These aufgestellt: „Die im Mythos verherrlichte leidenschaftliche Liebe ist zum Zeitpunkt ihres Auftretens im zwölften Jahrhundert eine Religion in der vollen Bedeutung des Wortes gewesen, und zwar eine historisch bestimmbare christliche Häresie“ (Rougemont 2007 [1956], 170). Diese habe sich über zwar im Laufe der Jahrhunderte „profaniert“. Doch das „anarchistische Einströmen der spiritualistischen Häresie“ sei bis heute in der Popkultur spürbar – z.B. im engen Verhältnis von Liebe und Tod oder dem Motiv des „Hindernisses“, welches die Liebenden in tausend

Gestalten zu überwinden haben, um zur Erfüllung ihrer Sehnsucht zu gelangen. Ideengeschichtlich mäandernde Komplexitäten wie diese mögen dem geschulten Auge des Philologen noch auffallen. Sie verblasen allerdings schnell vor dem viel grelleren Hintergrund der christlichen Schöpfungsgeschichte, kirchlicher Ehegelübde und abrahamitischer Sexualvorschriften. Sie alle werden auch heute noch geglaubt, gelesen und – zumindest nominal – befolgt (um das zu wissen, muss man nicht einmal nach Texas reisen).

Obwohl das die Überraschung beim Erscheinen des Allmächtigen und seiner Weissagung hätte lindern oder sogar verhindern können, erklärt es noch nicht, welche Rolle Gott und/oder das Göttlichen im Genre spielt. Als Leitmotiv hat es nämlich verschiedene Ausprägungen, die von Mal zu Mal variieren. Alle drei Ratgeber, welche auf der obigen Daten-Karte verzeichnet sind, bringen hierbei eine andere Gestalt des Motives hervor. Obwohl es sich nicht um eine zeitliche Sukzession handelt, könnte man mit de Rougemont hier von einer „Profanierung“ sprechen, den Vorgang aber ebenso gut als Verwässerung bezeichnen.

Am höchsten ist die Konzentration bei Claudia und David Arp in ihrem *Liebe ist kein Zufall*. Der Titel ihrer Monographie besagt im Kern, dass Liebe keine *creatio ex nihilo* sein kann, welche jemanden wie Schicksal überfällt und dann als kosmische Garantie Harmonie gutschreibt. Im Gegenteil, sie ist stets eine *Entscheidung* und impliziert – in einer uns gut bekannten Metapher – die *Arbeit* an der Beziehung. Wer den Auftrag zu diesem Projekt gegeben hat, daran besteht für die Arps keinerlei Zweifel:

Das Fundament, auf das wir unsere Ehe gebaut haben, ist schon tausende von Jahren alt und steht im ersten Buch des Alten Testamentes: „Darum verlässt ein Mann seine Eltern und verbindet sich so eng mit seiner Frau, dass die beiden eins sind mit Leib und Seele“ (1. Mose 2,24). *Nach biblischem Verständnis ist die Sehnsucht nach Beziehung zwischen Mann und Frau von Gott in den Menschen hineingelegt. Die Ehe beginnt sozusagen im Paradies.* (Arp und Arp 2002, 17; meine Hervorheb.; M8-D4-CIF4)

Gott wird Stifter dreier Prinzipien – dem „Verlassen, Sich-Verbinden und Eins-werden“ –, welche die Arp'sche Ehe leitet und sie „gesund und entwicklungsfähig“ halten. Sie übersteigen mit ihrer Referenz noch die Naturalisierung der Geschlechter und machen sie

zu einem kosmischen Gesetz, das vom Schöpfer des Universums so eingerichtet wurde. Aus dem Bewusstsein des paradiesischen Ursprungs der Ehe, entspringt für sie eine „spirituelle Gemeinsamkeit [...] was den Sinn des Lebens betrifft“. Aufgeklärt durch biblische Offenbarung gestalten die Arps in für ihre LeserInnen vorbildlicher Weise alle Bereiche des Zusammenlebens, auch die Sexualität. Sie „hat Gott uns mit der Schöpfung mitgegeben. Sex war seine Idee“. Weil Er die Lustfähigkeit divinitorisch dekretiert hat, können die Arps ohne jede Ironie empfehlen: „Mit Gottes Hilfe können wir passionierte Liebhaber werden“ (ebd., 23; M8-D4-CI2). Sexuelle Lust ist Teil ihres dritten Prinzips, dem „Eins-werden“. „Spirituelle Gemeinsamkeit“ insgesamt, dass beide „denselben Ruf zu etwas hin, das größer ist, als wir es beide sind“, spüren. Der Glaube an Gott, „der durch Jesus Christus unser himmlischer Vater ist“, hat den beiden „geistliche *Einheit*“ verliehen, welche „uns in den *Stürmen des Lebens* Halt gegeben hat und ist inmitten einer turbulenten Welt immer wieder eine *Quelle inneren Friedens*“ (ebd., 139; meine Hervorheb.; M8-D4-CIF1). Ihre „persönliche Beziehung zu Gott“ schickte das Ehepaar auf eine „spirituelle Reise“ (ebd., 144; M8-D4-CIF2), deren Ende zwar nicht absehbar ist, doch ein weiteres Mal zusammenschweißt, was Gottes Ratschluss einst verfügte.

Christentum bei den Arps orientiert die Dyade „in den Stürmen des Lebens“, sofern sie den „Sinn des Lebens“ als großen, kosmologischen Gesamtzusammenhang restlos aufklärt. Die Fliehkräfte des therapeutischen Beziehungsideals – eingemeißelt in kontemporäre Liebessubjekte als ewiger Konflikt zwischen Autonomie und Abhängigkeit, Nähe und Distanz – werden entschärft durch das Ultimativformat Ehe, dessen Ursprung außerweltlich ist und, obschon nun verloren, bereits im vorsintflutlichen Paradies ausgegründet wurde. Die Ehe ist der Rahmen, in dem Gott als gemeinsamer Nenner und unerschütterlicher Referenzpunkt dient. Durch den Glauben an Ihn hindurch fungiert „Er“ als Figur des Dritten und stiftet zwischen den Partnern eine spirituelle Homologie. Sofern es immer wieder möglich ist, auf Seine Gebote und Verbote zu rekurrieren, an seine Regeln zu appellieren und dafür – ausgerüstet mit eschatologischen Hintergrundverheißungen – beim anderen Akzeptanz zu finden, etabliert „Gott“ zwischen den (Ehe-)Partnern eine massive Normachse dyadischer Kohäsion.

Eine zweite Variation des Gott-Motives finden wir bei Eva Zurhorst. Ihre Fassung erinnert zwar noch an die Arp'sche Version, hat aber den größten Teil herausgestrichen. Weder hat das Christentum mit seinen Mythen und der Erlöserfigur Jesu darin einen Ort, noch besteht ein explizit normativer Bezug auf die Dyade. Auf der Vorderbühne steht das Selbst. Eva Zurhorsts Gott ist nicht „der Mann mit dem grauen Bart“. Er ist nicht „eine von uns getrennte

großartige Gestalt, die über uns richtet oder uns lobt, uns für Sünden büßen und beichten lässt“ (Zurhorst 2009, 243; M8-D2-CI3). Abgekehrt vom Bild einer Person, die als Prinzipiengeber auftauchen würde und Verstöße – manchmal: mit Höllenfeuer – ahndet, transfiguriert Gott in eine „liebvolle Präsenz“: „Das Konzept von Gott ist allumfassend. Gott ist allumfassende Liebe. Sind wir mit Gott verbunden, sind wir Teil dieser allumfassenden Liebe, Teil eines universellen größeren Ganzen. (ebd., 243, M8-D2-CI3). Insofern nimmt jeder Mensch am Göttlichen teil (ob er will oder nicht). Liebesfähigkeit kommt weder aus Natur geschweige denn aus Kultur. Sie wird zur kosmologischen Konstante. „Unser eigentlicher Quell der Liebe ist *nicht von dieser Welt*, sondern unser innerer unerschöpflicher, *göttlicher Kern*“ (ebd., 291; meine Hervorheb.; M8-D2-CI2). Unverbrüchlich angelegt in jedem Menschen ist die „Verwirklichung unseres *eigentlichen* Selbst, unserer höchsten Potenziale [...] unseres vollkommenen, göttlichen Seins“ (ebd., 270; meine Hervorheb.; M8-D2-CI1). Hierin verbirgt sich auch das Mittel für „Heilung“ der – ja, jeder – Liebesbeziehung. Wie der Titel des Buches – *Liebe Dich selbst, und es egal, wen Du heiratest* – bereits impliziert, erreicht die Introspektion mit der Rückbesinnung auf den „göttlichen Kern“ ihren tiefsten Punkt und tilgt von da aus überzogene Ansprüche an das Gegenüber und „überfrachtet“ den Partner von da aus nicht mehr mit eigenen „Sehnsüchten“. Als ein göttliches erkannt, kann das Selbst nun akzeptiert werden. „Wir lernen, uns anzunehmen, und aus uns selbst heraus zu schöpfen. [...] Wir können in uns selbst ruhen. Wir werden authentisch“.

Was Eva Zurhorst ihren LeserInnen anbietet, ist eine spätestens seit Spinoza bekannte Version Gottes: der *Panthesismus* (vgl. Wolf 2016). *Er* ist nicht fern, nicht abwesend, nicht taub, nicht gleichgültig, sondern emergiert, emaniert und entelechiert in und aus allen Dingen heraus. Gott hat nicht *eine* Form, sondern unendlich viele, ist „allumfassend“. Gott ist die Welt und die Welt daher göttlich. Weil das Selbst daran nicht anders als teilnehmen kann, selbst Schöpfung ist, hat es grundsätzlich Zugang zur kosmologischen Verfasstheit seiner Subjektivität. Wenn es aus dieser Kraft ziehen lernt und die „liebvolle Präsenz“ in sich als sein „höchstes Potential“ entbirgt, kann es „in sich selbst ruhen“, jenen „inneren Frieden“ finden, von dem schon die Arps so empathisch sprachen. Bei Zurhorst wird die Dyade durch eine pantheistische Gotteskonzeption also vom normativen Gerüst des Christentums abgehängt. Sofern die Innenschau allein den göttlichen Kern freilegen kann, liegt nun die Deutungshoheit im Subjekt. Keine Heilsbotschaft außerhalb der Selbsterkenntnis ist mehr gültig oder auch nur möglich. So ermächtigt, weicht Gott als quasi-personaler Vermittler zwischen den Partnern. Er wird nach innen verlegt und durch das Gefühl „liebvoller Präsenz“ ersetzt, auf das sich nun aber niemand mehr als

Normspender berufen kann, was nicht zuletzt an der Weglassung bzw. Irrelevanz des Ehesakrilegs deutlich wird.

Beschreibungen von Gott werden im Zuge der Transfiguration ins Numinose gleichzeitig schwerer greifbar und schwammiger. Solch eine Bewegung des Motives ins Esoterische finden wir in seiner letzten hier zu besprechenden Gestalt bei Robert Betz (*1953). Der Bestseller Autor von über einem Dutzend Werken begann seine Karriere als Industriekaufmann, studierte später Psychologie, war zwischendurch als Werbemann tätig und arbeitet heute als Coach und Therapeut in München.¹¹⁰ Er bereist alle deutschsprachigen Länder und verbreitet die Lehre seiner „Transformations-Therapie“, welche er mit Ideen aus Christentum und Hinduismus anreichert. Wie schon angedeutet, lässt sich sehr schwer bestimmen, worin genau die Kernaussage von Betz eigentlich besteht. Er „empfängt“ seine Thesen und Empfehlungen aus dem, was er „Geistige Welt“ nennt. Als kosmische Instanz und „große Quelle des Wissens und der Weisheit“, klärt sie für den Autor den Menschen „als Wesen göttlichen Ursprungs“ auf und richtet die Aufmerksamkeit vor allem auf das Verhältnis der Geschlechter und die sexuelle Beziehung zwischen ihnen. Hier eine der typisch enigmatischen Stellen dazu:

Was ist im Göttlichen orgastisch? Hat das Göttliche das überhaupt nötig, orgastisch, freudvoll, springend zu sein? Nein, das Göttliche hat das nicht nötig! Es ist das, was das Göttliche in sich trägt. Es hat das in sich. Das Göttliche hat in sich das Gefühl, dass dieses Zu-sich-selbst-Kommen etwas ganz Besonderes ist. Dieser Weg des Zu-sich-selbst-Kommens geschieht über Mann/Frau, über das männlich-weibliche Prinzip. Das Göttliche will zu sich selbst, und zwar in einer absolut orgastischen Art. Und jedes Mal, wenn das Göttliche etwas von sich selber findet, jauchzt es. (Betz 2010, 119; meine Hervorheb.; M8-D4-C12)

Betz hat eine ebenso genaue wie vage Vorstellung davon, wie „das Göttliche“ beschaffen ist. Anthropomorph mit Wünschen, Gefühlen und Begierden ausgestattet, sehen wir, wie bei Zurhorst auch, eine Realisationsbewegung postuliert. Das Göttliche will „zu-sich-selbst-kommen“ und beschreitet dafür einen „Weg“. Allerdings braucht es dafür aufgrund seines „orgiastischen“ Appetits die Geschlechter. In einer der wohl farbenfrohesten Passagen des

¹¹⁰ <http://robert-betz.com/ueber-robert-betz/> [zuletzt abgerufen am 31.07.2018].

eigentlich für Ratgeberverhältnisse recht nüchtern klingenden Titels *Zersägt eure Doppelbetten!* heißt es vom Mann, der als „Macher, Zeuger und Erzeuger“ beschrieben wird: „Wenn er mit seinem Lichtstab in ihre Rose, in ihre quellende Vagina gleitet, dann erinnert sich der Mann an seinen göttlichen Auftrag“ (ebd., 32; M8-D4-CIF2). Beide Geschlechter sind – gerade in ihrer Sexualität – „Mitarbeiter Gottes“, die mit und durch ihren Geschlechtsverkehr einen „göttlichen Auftrag“ erfüllen. Die „Liebe zwischen Mann und Frau“ wird dabei zum „Freudenjauchzer des Göttlichen“ (ebd., 120; M8-D4-CIf).

Wenn bei Zurhorst das Göttliche noch entdeckt werden muss und lediglich eine amorphe, „liebevolle Präsenz“ darstellt, kehrt sich bei Betz das Verhältnis um. Das Göttliche erhält seine Persönlichkeit zurück, ohne allerdings in einer konkreten Ikonographie abbildbar zu sein. Wie bei den Arps hat Sexualität – entgegen z.B. katholischer Doktrin – einen positiven Ausdruckswert und ist gar Vehikel Gottes in der Menschenwelt. Mehr noch, bei Betz begehrt das Göttliche sogar höchstselbst und bedient sich der menschlichen Akteure lediglich instrumentell als „Mitarbeiter“, deren Individualität am Ende relativ irrelevant wird, sofern sie nur – durch ihren Sex – das „zu-sich-selbst-Kommen“ befördern helfen. In einer hochgradig metaphorischen Sprache wird das Göttliche zur esoterischen Allegorie. Ihre Bezüge zur christlichen Heilslehre werden auf kaum durchschaubare Weise mit Gender-Stereotypen amalgamiert, durch sexuelle Sprache aufgeladen und mit allerhand psychotherapeutischen Versatzstücken kreolisiert.

6.2.5.1.6 Zwischenfazit III

In den Liebesratgeber finden wir nun also drei Varianten Gottes. Erstens die *klassische*: Hier ist es der judeo-christliche Gott und sein Sohn Jesus Christus, der als Normgeber auftritt und für die Gläubigen mit, wie Freud einst schrieb: „beneidenswerter Vollständigkeit“ (Freud 1930, 20) den Sinn des Lebens aufklärt, besser: offenbart. Solche Gewissheit stiftet eine spirituelle Homogamie und erzeugt in der Dyade – nicht zuletzt durch das Sakrileg der Ehe als heiligen Rahmen – eine starke psycho-emotionale Kohäsion. Außerdem wird die Rastlosigkeit des ob seines Platzes in der Welt unsicheren Individuum gemildert und durch „inneren Frieden“ ersetzt, der gegen die Unwägbarkeit des (Liebes-)Lebens immunisiert. Die zweite Variante kann man die *pantheistische* Fassung Gottes nennen. Zwar sind hier noch neutestamentliche Reste wie „Gott ist die Liebe“-Motiv vorhanden, doch jede Ikonographie wurde gestrichen und mit ihr die strikte Bindung an eine bestimmte religiöse Tradition. Gott

ist nicht mehr der personale Weltendemiurg abrahamitischer Prägung, sondern transfiguriert in den amorphen Zustand „liebvoller Präsenz“. Gott ist „allumfassend“ insofern er und Welt ineinanderfließen, was die Liebe wiederum zur kosmologischen Konstante heraufstuft. Sie durchdringt alles und damit auch das Selbst, welches durch die introspektive Besinnung auf seinen „göttlichen Kern“ inneren Frieden finden und so auch seine Partnerschaft – die nun für ihre Gottgefälligkeit auch keine Ehe mehr zu sein braucht – entbündet wird von der „Überfrachtung“ mit den Sehnsüchten und wechselseitigen Erwartungen. Spirituelle Gemeinsamkeit wird ersetzt durch spirituelle Autonomie oder sogar Autarkie.

Die dritte Variation kann man die *esoterische* nennen. Hier hat die Gottesmotivik die größte Ähnlichkeit mit der pantheistischen Fassung und ist am weitesten Weg von der orthodoxen Version des klassischen Christentums entfernt. Die esoterische Variation sieht das Göttliche ebenfalls in den Subjekten angelegt. Deren Aufgabe besteht nun darin, es stufenweise zu verwirklichen. In metaphorischer und enigmatischer Sprache wird die Person des Ratgebers selbst zum Sprachrohr einer „Geistigen Welt“ stilisiert. Aus dem Gespräch mit jener Instanz entspringt „das Göttliche“ als Allegorie: Ihm werden Gefühle, ein Wille und sogar sexuelle Begierden andichtet. Zwar bleibt die Gestalt ikonographisch unkonkret, doch holt diese Fassung vom christlichen Glauben das Personale wieder in die Konzeption. Liebe ist auch hier eine göttliche Erfindung, wobei die Geschlechterdifferenz als Medium dient. Sex wird zum „göttlichen Auftrag“, den die „Mitarbeiter Gottes“ zu erfüllen haben.

Allen drei Motiven nun scheint die Funktion einer *dialektischen Sinngebung* gemein. Einerseits drückt sich durch die Ratgebersubjekte ein göttlicher Wille aus, und andererseits sollen sie ihre Bestimmung entdecken und erfüllen. Gott stiftet die Ehe (im Paradies) und die Arps finden durch das Befolgen des Sakraments gemeinsam „inneren Frieden“. Ist Gott eine „liebvolle Präsenz“, hat die Seele einen „göttlichen Kern“, den es zu „verwirklichen“ gilt. Konstituiert das Göttliche in einem „orgiastischen“ „Jauchzer“ das Geschlechterverhältnis, „erfüllen“ Männer – mit ihren „Lichtstab“ – und Frauen – durch ihre „quellende Vagina“ – den „göttlichen Auftrag“ als „Mitarbeiter Gottes“.

Finden wir nun einen analogen Modus der Sinngebung in den Berufsratgebern wieder? Gibt es dort gar ähnliche Motive? Oder werden wir auf eine gänzlich andere Verwendung der Gottesmotivik stoßen? Sollte ersteres der Fall sein, hätten wir eine andere Situation als beim Kriegsmotiv, das beide Sphären von Liebe und Beruf oberflächlich annährte, doch bei genauerem Hinsehen trennte. Finden wir nun heraus, dass die Funktionsweise von Gott als

Leitmotiv keine Ähnlichkeit mit den bisherigen Befunden aufweist, würde das eine weitere Grenzlinie zwischen den Welten von Liebe und Beruf implizieren.

6.2.5.1.7 Gottes Arbeit

Beide Autoren, die wir nun untersuchen wollen, haben zusammengerechnet bis heute mit ihren in viele Dutzend Sprachen übersetzten Monographien über 40 Millionen Exemplare verkauft und gehören seit den 90er Jahren damit zu den meistgelesenen Berufsratgebern weltweit. Stephen Coveys *7 Habits of Highly Effective People* (dt. *Die sieben Wege der Effektivität*) und Richard Bolles *What Color is your Parachute* (dt. *Durchstarten zum Traumjob*) gehören als Giganten des Genres indes zu zwei verschiedenen Untersparten und Ratgebertypen. Covey legt ein holistisches, d.h. in sich geschlossenes System zur Optimierung sowohl des privaten und (dann) des beruflichen Lebens vor, welches davon ausgeht, dass die Leser in mehr oder minder hohen Managementpositionen schon angekommen sind. Bolles, den wir schon weiter oben kennengelernt hatten (vgl. 6.2.1.1.5), will Arbeitssuchenden helfen, einen neuen Job zu finden und bietet dafür ein buntes Potpourri an „Techniken“, mit denen das suchende Arbeitslosensubjekt seine Chancen verbessern kann. Das Gottesmotiv taucht in beiden Ratgebern am stärksten zum Schluss auf.

Besonders in Coveys Fall wird damit der ganze Ansatz sozusagen von hinten noch einmal rekontextualisiert. Um das zu verstehen, muss man erst wissen, wie das System von *7 Habits* aufgebaut ist. Obwohl sich seine ganze Komplexität hier nicht abbilden lässt, folgt das System einem recht einfachen Schema. Es gibt sieben Prinzipien, unterteilt in drei Abschnitte. Im ersten behandelt Covey das Privatleben bzw. die Aus- oder Zurichtung des Selbst. Es soll (*Habit I*) „proaktiv“ werden, d.h. sein Schicksal frei und selbstverantwortlich wählen. Das „effektive“ Selbst muss „vom Ende her denken“ (*Habit II*), d.h. eine persönliche Vision entwickeln, die die persönlichen Lebensziele und -schwerpunkte (egal, ob Geld, Besitz, Familie, Partnerschaft, Lust, Arbeit oder Freunde) bestimmt und festlegt. Schließlich wird das „effektive“ Selbst aufgefordert, sich seine Zeit richtig einzuteilen, also ein Zeitmanagement zu betreiben, welches zwischen wichtigen und unwichtigen, dringend und nicht dringenden Aufgaben unterscheidet. Auf diesen drei privaten Überprinzipien bauen drei öffentliche auf: die Führungsprinzipien des Schaffens von Win/Win-Situationen (*Habit IV*), jene der empathischen Kommunikation und des aktiven Zuhörens (im Originalton: „See first to understand... then be understood“ = *Habit V*) und schließlich das Prinzip der

„Synergie“ oder der „Kreativen Kooperation“ (*Habit VI*). Covey nennt das den „Inside-Out“-Ansatz, der von „private to public victories“ führt.

Was uns nun interessieren wird, sind die letzte „Gewohnheit“ der „Erneuerung“ und die Natur bzw. der Ursprung der Prinzipien insgesamt. In beidem steckt der Kern des Gott-Motives. Das Erneuerungsprinzip (*renewal*) hat neben der physischen, emotionalen und mentalen auch eine spirituelle Komponente. Letztere ist die bedeutsamste, denn sie beschreibt „your core, your center, your commitment to your value system“. Spirituelle Erneuerung „draws upon the sources that inspire and uplift you and tie you to the timeless truths of all humanity“. Zwar lässt er offen, ob jemand das Lesen von „großer Literatur“ oder den Aufenthalt in der Natur dafür nutzt. Über sich schreibt er gleich danach jedoch: „I find renewal in daily prayerful meditation on the scriptures because they represent my value system. As I read and meditate, I feel renewed, strengthened, centered, and recommitted to serve“ (Covey 2004, 292; meine Hervorheb.; M8-D7-CIF4). Über das ganze Buch hinweg erwähnt Covey seine Religiosität in persönlichen Anekdoten oder über biblische Gleichnisse. Zwar ist er, wie auch im Zitat, vorsichtig, seinen LeserInnen nicht zu messianistisch zu erscheinen, doch wird sein Glaube durchweg als Instrument und Ressource genommen, welches seinem privaten wie auch professionellem Erfolg dient und sich so, über sein eigenes Exempel, dem Rezipienten anempfiehlt. In Coveys Person werden – zumindest diskursiv – die Prinzipien lebendig, welche er skizziert. Gerade dies verleiht dem Text seine hohe Persuasionskraft. Doch woher kommen, ja was sind diese Prinzipien? Covey beschreibt sie als „*natural laws that cannot be broken*“ (ebd., 33; meine Hervorheb.). Sie sind „woven into the fabric of every civilized society throughout history“. Und obwohl keines der von ihm ausgewiesenen Prinzipien „unique to any specific faith or religion, including my own“ ist, verrät die letzte Seite den Autor doch noch. In seiner *Personal Note* heißt es:

I believe that correct principles are natural laws, and that *God, the Creator and Father of us all, is the source of them* and also the source of our conscience. I believe that to the degree people live by this inspired conscience, they will grow to *fulfill their natures*; to the degree that they do not, *they will not rise above the animal plane*. I believe that there are parts to human nature that cannot be reached by either legislation or education, *but require the power of God to deal with*. I believe that as human beings, *we cannot perfect ourselves*. To the degree to which we align ourselves with correct principles, *divine*

endowments will be released within our nature in enabling us to fulfill the measure of our creation. (Ebd., 319; meine Hervorheb.; M8-D7-CI1)

Besteht hier nicht eine bestechende Ähnlichkeit im ‚Modus dialektischer Sinngebung‘, wie wir ihn schon bei den Liebesrategebern vorfanden? Eine göttliche Instanz – hier ganz konkret der christliche Gott Vater – hat „natürliche Gesetze“ eingerichtet und das Bewusstsein überhaupt als Gabe in die Welt gesenkt. Wenn sich die Menschen mit „Seinen“ Prinzipien in Einklang bringen, erfüllen sie ihren Auftrag – und haben Erfolg. Ihre Unfähigkeit sich selbst zu perfektionieren, erfordert eine Abgleichung an und Ausrichtung auf den göttlichen Willen. So werden „divine endowments“ freigeschaltet, wodurch die göttliche Bestimmung aktualisiert wird. Obwohl Covey – anders als die Liebesratgeber – ein Scheitern und die Möglichkeit des Versagens einräumt, verwirklicht zumindest er (sowohl privat wie beruflich), was als Anlage in ihn im eines „natural law“ hineingelegt wurde.

Mit Covey nun haben wir einen ersten Hinweis auf mögliche Analogien von Liebes- und Berufsrategeber. Fahnden wir nun weiter und analysieren die Situation bei Richard Bolles. Sein Ansatz ist weniger einheitlich als der von Covey und deswegen schwerer zu fassen. Von der ersten Daten-Karte (6.2.1.1.5) wissen wir schon, dass das Kernstück seines Buches eine Persönlichkeitsmatrix ist, mit der die Interessen, Talente und Fähigkeiten des Arbeitssuchenden herausgefiltert werden und so den Rezipienten bei seiner Jobjagd orientieren sollen. Mit seiner Übertragung der Logik des Dates auf die des Vorstellungsgesprächs zeigte sich in ihm ein Entgrenzer der Sphären. Schauen wir nun auf ein anderes Element in seiner Methodensammlung.

Das Gottesmotiv kommt bei ihm wie bei Covey auch ganz am Schluss zum Tragen. Am prägnantesten erscheint es in der Unterscheidung von gesunder und ungesunder Religion und der Parabel des zerbrochenen Stuhls. Wenden wir zuerst der Unterscheidung zu. Sie findet sich als letztes von vierzehn Gegenmitteln gegen die Depression aufgrund von Arbeitslosigkeit. Nach regelmäßigen Spaziergängen, dem Austausch mit Freunden, dem Lesen von Büchern etc. kommt: „Wir können uns auf Gottes Wirken in dieser Welt besinnen und unser Gottesbild überdenken“. Zwar werde allgemein angenommen, persönlicher Glaube sei ein „Fels in der Brandung, [...] während wir eine Phase der Arbeitslosigkeit durchleben“ (Bolles 2012, 337; M8-D8-CIF1). Dies, so Bolles, sei allerdings nicht immer richtig, denn Gottvertrauen könne bei andauernden Enttäuschungen bei der Jobsuche auch zur Quelle von Bitterkeit und Ressentiment werden. „Der Glaube kann uns aus der Depression herausheben oder in sie hineinstürzen“. Entscheidend wäre, welche

Konsequenz er habe, d.h. ob er „gesund oder ungesund“ sei. An dieser Unterscheidung hängt eine lange Liste von Merkmalen (ebd., 339-340; M8-D8-CIF3). Gesunde Religion sei „durchdrungen von Dankbarkeit“, ungesunde „besessen von Schuld“; gesunde Religion konzentriere sich „auf die Anwesenheit Gottes in der Welt“ und betrachte „alles als heilig“, während ungesunde Religion auf das Böse fokussiert und die Welt als „vergiftet“ sähe; für gesunde Religion sei die Welt ein „großes ‚Wir‘“, für die ungesunde gelte „‚Wir‘ gegen ‚Sie‘“. Weitere nachgeordnete Unterscheidungen stellen Bescheidenheit und Arroganz gegenüber, Vergebung und Rache, Taten und (bloße) Worte.

Wieder sehen wir das instrumentelle Moment an Stärke gewinnen, diesmal allerdings mit einem psychologischen Unterton (es geht um „mentale Gesundheit“). Was das Individuum soll unterscheiden lernen, sind die sowohl verschiedene Arten oder Begründen von „feeling rules“ (Dankbarkeit versus Schuld). Außerdem generiert die Unterscheidung eine konsequentialistische Metaethik, mit der das Subjekt seinen bisherigen religiösen Ideenteppich abklopfen oder sogar neu knüpfen kann. Noch interessanter allerdings ist die Wiederholung eines der Motive, welches wir schon aus den Liebesrategebern kennen. Gott ist überall „anwesend“; die Welt ist ein „großes ‚Wir‘“; „alles ist heilig“. Zwar nicht so explizit wie bei Eva Zurhorst, doch Bolles schneidet einen durchaus erkennbaren pantheistischen Zug in seine Unterscheidung ein. Beide sakralisieren die Welt und geben dem Individuum damit einen Auftrag. Am deutlichsten wird das bei Bolles allerdings erst in seiner Parabel des zerbrochenen Stuhls.

Stellen Sie sich vor, dass Sie in Ihrem Esszimmer einen eleganten Holzstuhl hätten, dessen Lehne von einem Gast vollkommen zerstört worden wäre - und zwar in viele kleine Splitter. Sie rufen einen Schreiner zu Hilfe, der in Ihrer Nachbarschaft lebt. Er kommt gleich vorbei und sieht sich den kaputten Stuhl an. Die Lehne kann seiner Ansicht nach nicht wieder instand gesetzt werden. „Aber“, sagt er, „ich glaube, ich könnte aus dem Rest einen hübschen hölzernen Schemel für Sie machen.“ Und so arbeitet er lange daran, formt, poliert und feilt daran herum, bis er den früheren Stuhl in einen eleganten Schemel verwandelt hat, der prächtiger ist als Sie es sich je hätten träumen lassen. Er verziert ihn noch mit kostbaren Metallintarsien, und schon bald ist der Schemel ein Kleinod in Ihrem Haus. (Ebd., 339; M8-D8-CIF2)

Die allegorischen Beziehungen in der Parabel sind nicht leicht zu durchschauen. Wer ist der Hausgast, wer der Schreiner und welche Bedeutung haben Stuhl und Schemel? Mir scheint folgende Lesart plausibel: Der Hausgast ist die Arbeitslosigkeit, der Stuhl das arbeitslose Individuum. Das Splittern der Lehne steht für das Hereinbrechen der Depression durch Arbeitslosigkeit, während der Schreiner den gesunden Glauben bzw. Gott symbolisiert. Gott trug keine Schuld an der Arbeitslosigkeit und er kann sie auch nicht rückgängig machen. Das durch die Depression versehrte Individuum kann zwar nicht in den Ausgangszustand zurückversetzt werden. Aber etwas Besseres kann aus ihm werden, welches „prächtiger ist, als Sie es sich je hätten träumen lassen“. Gesunder Glaube „verwandelt“ – natürlich: durch harte Arbeit –, was schon immer angelegt war. Die aus Arbeitslosigkeit erwachsene Krise erweist sich als spirituelle Chance. Gott

verwirklicht in unvorhergesehener und unvorhersehbarer Weise das im Individuum angelegte Potential. Im besten Fall wird die Welt in der gesunden Religionsfassung als Manifestation göttlichen Wirkens aufgefasst, in dem das Stuhl-Individuum immer wieder und aus eigener Kraft als Schemel wiedergeboren werden kann.

Auch bei Bolles finden wir, wenn man die Unterscheidung von gesunder und ungesunder Religion mit der gebrochener-Stuhl-Parabel zusammenzieht, recht starke Parallelen zu den Liebesratgebern. Das pantheistische Motiv – die Welt ist durchdrungen von Gottes Anwesenheit, alle Dinge sind heilig, jedes menschliche Geschöpf hat an Gott teil – kehrt wieder und wird dann kombinatorisch herübergezogen zur Stuhl-Parabel, in der eine heilende Transformation stattfindet, die entbirgt, was vor einer etwaigen Krise schon angelegt war und durch sie mit harter Arbeit hervorgetrieben wird. Dennoch gibt es auch bedeutsame Unterschiede zwischen den Genres, die vor allem den Aspekt der Instrumentalisierung Gottes bzw. des Glaubens treffen. Auf sie jedoch werde ich nun im Resümee der Daten-Karte insgesamt zu sprechen kommen.

6.2.5.1.8 Resümee

Krieg und Religion sind zwei Phänomene, die in jeder Kultur vorkommen und die es wohl, in welcher Form auch immer, zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte gegeben hat. Trotzdem darf man es überraschend nennen, wenn sie in Ratgebern prominent auftauchen. Keine mir bekannte Untersuchung des Genres ist bisher auf sie gestoßen oder hat gar ihre kulturpoetische Bedeutsamkeit dort herausgestellt. – Was nun sind die wichtigsten Ergebnisse der geleisteten Interpretationsarbeit?

Es war nicht von Anfang an klar, ob – wie bei den anderen Doppelcodes der übrigen Daten-Karten – ein Spannungsverhältnis zwischen Krieg und Religion existiert. Mag es auch nicht offensichtlich sein, wurde es überraschenderweise erkennbar. Jenes Spannungsverhältnis ist strukturell noch komplexer als die der anderen Karten. Es speist sich auf der ersten Ebene aus der recht schlichten Tatsache, dass der Krieg in den Ratgebern (jedoch mehr in denen für Liebe als bei denen für Beruf) für einen negativen Zustand sozialer Beziehungen steht – Kampf, Verletzung, Schmerz, Demütigung etc. sind ein unangenehmes Geschäft. Glaube und Religion hingegen werden mit positiven Valenzen ausgestattet. Sie stiften Sicherheit, Sinn und Sakrament. Zweitens beschreibt der Krieg – als Metaphorik – eine bestimmte (Konflikt-)Form sozialer Beziehungen, während Gott und Glaube entweder auf ein idiosynkratisches Selbstverhältnis zielen oder eine Relation betonen oder etablieren wollen, in der das Subjekt auf eine bestimmte Weise zum Weltganzen steht. Drittens unterscheidet sich die symbolische Verfasstheit beider Codes. Als extremer und extrem ergiebiger Bildspender, kommt der Krieg ausschließlich als Metapher vor. Herfried Münkler sprach dabei von seiner *metaphorischen Ausfransung*. D.h. egal in welchem gesellschaftlichen Bereich Konflikte aufbrechen, können sie potentiell als „Krieg“ metaphorisiert werden: es gibt Glaubenskriege, Wirtschaftskriege, Drogenkriege, Wissenschaftskriege etc. Gott und Religion hingegen sind nicht an eine bestimmte symbolische Form gebunden – sie mobilisieren Parabeln, Allegorien und Unterscheidungen. *Beide Leitmotive haben folglich eine unterschiedliche kulturpoetische Flexibilität.*

Dies ist einer der spannendsten Punkte. Die beiden Leitmotive signalisieren differente Näherungswerte der beiden Sparten. Das ist für die übergeordnete Fragestellung der vorliegenden Untersuchung zum Verhältnis von Liebes- und Berufswelten, wie sie ihn Ratgebern dargestellt werden, von Bedeutung. Die Kriegsmetaphorik taucht zwar in beiden Ratgebersorten auf und entfaltet ihr gewalttätiges Feuerwerk. Analysiert man jedoch komparativ in ausreichender Tiefe die Funktionsweisen und Formatierungen der symbolischen Infrastruktur, dann bleibt von der beiderseitigen Rede von kalten Kriegen und Machtkämpfen nicht mehr viel übrig. Ganz klar überwiegt bei diesem Leitmotiv die Differenz. Das zeigt sich an folgenden Darstellungsaspekten: In Liebesrategebern führt das Paar einen Ehekrieg gegeneinander, wobei sich die Partner wechselseitig zu Feinden erklären und dementsprechend – manchmal mit der Hilfe von Anwälten – bekämpfen. Bei den Berufsrategebern werden jedoch zwei Fronten statt nur einer eröffnet. Unternehmen bekriegen einander und machen Manager zu Generälen, einfache Mitarbeiter zu Soldaten, das Büro zum Kriegslager, das Besprechungszimmer zum *War Room*. Neben der externen gibt es jedoch auch eine interne Frontlinie: die Führungskräfte bekriegen sich auch

untereinander, „ringen“ um Macht und Einfluss, betreiben ständig „Büropolitik“ und schmieden dazu untereinander Bündnisse. In der Liebe gibt es – heutzutage – nur eine, im Beruf stets zwei Fronten. Der Grund für diesen Unterschied liegt in einer zweiten Divergenz. Wie die Berufsratgeber schon auf der letzten Daten-Karte (vgl. 6.2.4.1.5) nicht müde wurden zu betonen, kommt es innerhalb von Wirtschaftsunternehmen dann und deswegen zu internen Kriegshandlungen, weil sie hierarchisch organisiert sind. Aufstiegsaspirationen und das Nachfolgeproblem tragen maßgeblich dazu bei, dass immer neue Mächte und Gegenmächte aufgebaut und abgebaut, Strategien ersonnen und Taktiken erfunden werden müssen. Liebesbeziehungen, so die Ratgeber, sind nicht hierarchisch sondern – in Übereinstimmung mit dem therapeutischen Beziehungsideal – heterarchisch. In ihnen gibt es kein institutionell einbetonierte Gefälle. Zumindest moderne Ratgeber versuchen spätestens seit den 1970er Jahren nicht mehr, eine „natürliche“ Überlegenheit z.B. von Männern gegenüber Frauen zu rechtfertigen. Warum und vor allem worum in der Liebe und im Beruf „Krieg geführt“ wird, unterscheidet sich innerhalb des Ratgeberuniversums klar. Und die hell leuchtende Grenzziehung berührt noch zwei weitere Aspekte. Nicht nur divergieren das Warum und Worum, sondern auch das Wann des Krieges. Weil in Berufsratgebern die Hierarchie kein vorübergehender Zustand, sondern eine auf Dauerhaftigkeit angelegte Einrichtung darstellt, gilt dasselbe für die internen Konflikte, welche mit ihr einhergehen. Der Krieg ist eingebaut in die Vorstellungen des *Normalitätszustandes* der Berufsratgeber. In der Liebe ist es genau anders herum. Sie betrachten den Krieg als *Ausnahmezustand*. Ihn zu verhindern oder, wenn schon ausgebrochen, ihn zu beenden, hierin liegt ihr erstes Anliegen. Auch wenn sie dazu unterschiedliche Ansätze verfolgen mögen, sind sich doch alle einig in der Grundsatzempfehlung, ihn unbedingt zu vermeiden. Neben dem Schmerz und Leid, welches durch ihn hervorgerufen wird, besteht einer der Gründe, warum sie den „Ehekrieg“ vermeiden und/oder verhindern wollen, in seiner expansiven Zerstörungskraft, die immer mehr an Momentum gewinnt, je länger er dauert. Der „Kreislauf von Beschuldigung und Gegenbeschuldigung“ raubt den Liebessubjekten ihre Agency, sofern sie sich gegenseitig in ein zyklisches Interaktionsmuster verwickeln, in das eine Eskalationsspirale eingelassen ist und es am Ende keinen Gewinner geben kann. Geradezu das Gegenteil solch eines Befundes finden wir in den Berufsratgebern. Zwar dauern auch dort die Kriegshandlungen an, aber es gibt hier klare Gewinner und Verlierer, die zumindest temporär in der Lage sind, Frieden zu stiften. Kriege und die Machtkämpfe in ihnen lassen die Beteiligten nicht – oder nicht automatisch – ohnmächtig werden, sondern tragen tendenziell zur Erhöhung ihrer Autonomie bei. Im Kampf werden Fähigkeiten angeeignet, „Durchsetzungsvermögen“

entwickelt, Resilienz gesteigert usw. In summa lässt sich aus diesen Ergebnissen leicht der Schluss ableiten, dass die Kriegsmetaphorik trotz oberflächlicher Einheitlichkeit in beiden Sparten sie auf einer tieferen Ebene zwischen sie eine Divergenz einzeichnet, die auf fundamental andere Norm- und Wissensstrukturen hindeutet.

Das Spannungsverhältnis zwischen Krieg und Religion nun zeichnet sich mithin dadurch aus, dass der Fall beim Religions-Code anders, ja gegenteilig zu liegen scheint. Auch in dieser Sparte konnte das Auftauchen des Motives überraschend, obwohl es auf den zweiten Blick nicht unwahrscheinlich ist, dass Gott und Glaube hier einen Ort finden. Wie wir von Denis de Rougemont wissen, war die leidenschaftliche Liebe von ihren mythologischen Anfängen im 12. Jahrhundert her ganz wesentlich von religiösen Gedanken getragen. Und für den Beruf darf, wie die klassischen Arbeiten Webers (vgl. 2.2.1) schon lange gezeigt haben, etwas Ähnliches gelten. Beruf kommt gut lutherisch von Berufung und der Calvinismus methodisierte die Lebensführung der Gläubigen, damit Zeichen des Erwählseins erwirtschaftet werden konnten. Mögen diese ideengeschichtlichen Hintergründe auch in der Ahnenreihe moderner Ratgeber schwelen, übrig hat die moderne Fassung des Genres davon wenig gelassen. Kaum etwas zwänge Liebesgott und Arbeitsgott zur Annäherung.

Die Entfernung der Religionskonzeptionen beider Sparten kann dementsprechend mit einer Reihe von Abstandhaltern bemessen werden. Zu diesen gehört der instrumentelle Charakter, welchen der Glaube in den Berufsratgebern erhält. Er ist eine kognitive Ressource, welchen den Lesern helfen soll, sich nicht von ihrer Arbeit ermüden und stattdessen sich von Gebet und Heiligen Schriften spirituell „erneuern“ zu lassen. Eine „gesunde“ Religion immunisiert gegen wegen Arbeitslosigkeit drohende Depression, zu deren Abwendung man sich an Gott wenden kann. Gleichzeitig ist, anders als bei den Liebesratgebern, die Möglichkeit des Scheiterns eingebaut, wenn Glaube oberflächlich oder falsch gelebt wird. Covey sagt in diesem Fall: „they will not rise above the animal plane“ und Bolles sieht durch „ungesunde“ Religion Arbeitslose bitter, vorwurfsvoll, verzweifelt, angstvoll und noch depressiver werden. Liebesratgeber haben ihrerseits einen esoterischen Zug und betonen, wie so oft, die Geschlechterdifferenz, hier in ihrer spirituellen Aufladung, welche bei den Berufsratgebern wieder komplett fehlt.

Was würde es also rechtfertigen, dennoch von einer Annäherung von Liebes- und Arbeitsgott zu sprechen? Die Antwort liegt in der Funktionsweise des Gottesmotives. Sie habe ich oben *dialektische Sinngebung* genannt. In die Welt eingebaut sind Gesetzmäßigkeiten, die divinitorisch entworfen und unverbrüchlich das soziale Zusammenleben und/oder die psychische Architektur des Individuums durchdringen. In der klassischen Fassung (bei den Arps und Stephen Covey) tritt Gott als Schöpfer auf, in der eher pantheistischen (bei Eva

Zurhorst und Richard Bolles) ist Gott das allumfassende Strukturprinzip der Welt. Das ist die allgemeine Seite der Dialektik. Die Seite des Besonderen repräsentiert das lesende Individuum. Es folgt den göttlich dekretierten Gesetzen, welche z.B. im Sakrileg der Ehe ihren Ausdruck finden oder in den von Covey beschriebenen Prinzipien. Es erkennt wie bei Zurhorst seinen „göttlichen Kern“ oder sieht sich, wie bei Bolles, als einen Teil einer „heiligen“ Mitwelt. Im Zusammenspiel beider Teile geschieht eine ‚Aufhebung‘. In und mit ihr vollzieht sich die Transformation des Selbst, seine Erneuerung und Gesundung, seine Erfüllung und Authentizität fließen können. Beide Sparten wenden diese Figur in verschiedenen Fassungen an, wenn es um Gott und Glaube geht. Die Arps tun es mit und in ihrer Ehe, Eva Zurhorst erlebt so inneren Frieden und Robert Betz lässt seine Leser ihren göttlichen Auftrag erfüllen. Stephen Covey richtet sein Leben an Prinzipien aus und Richard Bolles macht in seiner Parabel aus dem kaputten Stuhl einen kleinodhaften Schemel.

Krieg und Religion trennen und verbinden als Leitmotive die beiden Sparten der Ratgeber auf je unterschiedliche Weise. Während die Kriegsmetaphorik die beiden Welten trennt, nährt das Leitmotiv der Religion sie an. Dieser Befund, erarbeitet durch die soziologische Rhetorik, ist ein kultur- und wissenssoziologisches Novum, das unser Verständnis der Komplexität des Ratgebergenres vergrößert und von künftiger Forschung zu diesem berücksichtigt und vor allem mit besseren Erklärungen vertieft werden sollte, als ich sie hier angeboten habe.

Nach einer thesenhaften Zusammenfassung wollen wir nun zur letzten Daten-Karte und damit dem Abschluss des empirischen Teils der vorliegenden Untersuchung vorstoßen.

6.2.5.2 Zusammenfassende Thesen V: Thematisches Feld *Leitmotive*

- Leitmotive bündeln Metaphern, Narrative, Szenarien und Klassifikationen; zwei der wichtigsten Leitmotive in Liebes- und Berufsratgebern sind Krieg und Religion, wobei Krieg vorwiegend eine Metapher ist und Religion vorwiegend als komplexe Klassifikation auftaucht.
- Kriegsmetaphorik in Liebesratgeber hat eine lange Geschichte; sie ist unter dem Titel *militia amoris* bereits seit circa 2500 Jahren literarisch nachweisbar. Zeitgenössische Liebesratgeber benutzen sie, um ein einheitliches Problemfeld in Partnerschaften zu beschreiben; der „Kriegszustand“ dient ihnen als metaphorisches *worst case scenario*, das in aller Regel mehrere Phasen hat – Ausbruch, Eskalation und Befriedung – und als Drohkulisse für ihre Lösungsansätze herhält.
- Kriegsmetaphorik in Berufsratgebern wird über den Umweg der Politik eingeführt und hat eine doppelte Richtung: erstens – extern – den „Krieg“ zwischen Unternehmen und zweitens – intern – jenen zwischen den Angestellten selbst, gefasst als „Büropolitik“. Wegen des ständigen Taktierens innerhalb derselben aber auch zwischen Hierarchiestufen, sowie des unaufhörlichen Marktgeschehens, wird Krieg hier als unhintergebar Normalfall gesehen.
- Das Religionsmotiv spielt im Ratgebergenre schon lange eine große Rolle, sofern die ersten Autoren Christen waren. In Liebesratgebern taucht Gott und das Göttliche in drei Varianten auf – klassisch christlich, pantheistisch und esoterisch – wobei Er/es einmal als Normspender des Ehesakrilegs, als Epiphanie des göttlichen Kerns des Selbst und sexueller Transformator erscheint; in allen drei Varianten findet eine dialektische Sinngebung statt, mittels derer die Gläubigen ihre Bestimmung entdecken in einer von Gott bestimmten Welt.
- Zwei Motivtypen aus den Liebesratgebern finden sich bei den Berufsratgeber wieder; auch dort erscheint Gott einmal Schöpfer der Welt, dessen ewige Gesetze einfließen in die Prinzipien des Zusammenarbeitens (klassisches christlich) und zum anderen als alles durchdringende Energie (pantheistisch); ebenso findet man dort, in Parabeln aufgehoben, die Logik dialektischer Sinngebung wieder.

- Insgesamt ist das Religionsmotiv in Berufsratgebern viel instrumenteller angelegt als in Liebesratgebern; in ersteren dient es unter anderem der Effektivitätssteigerung und dem Vorbeugen von Depression bei Arbeitslosigkeit und in letzteren der Stabilisierung von Beziehungen.
- Krieg und Religion trennen und verbinden als Leit motive die beiden Sparten der Ratgeber auf je unterschiedliche Weise. Die Kriegsmetaphorik, obwohl von der semantischen Oberfläche her nicht ersichtlich, fungiert als Abstandhalter zwischen den Sphären, während das Religionsmotiv sie über den Modus dialektischer Sinngebung näher zusammenrückt.

6.2.6 Kritik

Self-help is an activity presumed to be voluntary and individualistic. Based upon notions such as choice, autonomy and freedom, self-help relies upon the principle of individuality and entails self-modification and 'improvement'. These preoccupations with self-liberation and self-enlightenment are the social and political results of a hyper-individuality promoted by an extensive essentialist psychologization of the self in everyday life. (Rimke und Brock 2012, 62)

Seit den fast zwanzig Jahren, als Heidi Rimke diese Einschätzung prominent publizierte, hat die soziologische Forschung zu Selbsthilfe-Ratgebern ihr weiträumig zugestimmt (Duttweiler 2007, Hazleden 2004, 2014, McGee 2005, 2012, Maasen 2011, Traue 2011, Klein 2017). Gerade in der „kritischen“ Debatte gilt heute als Konsens, dass das Genre kaum mehr als der verlängerte Arm des gouvernementalär verfahrenen Neoliberalismus ist. Leserinnen und Lesern würde von den einschlägigen Büchern eingebläut, es gäbe nur das Selbst und zur Arbeit an ihm keine Alternative. Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung als oberste und letztlich einzige Werte des Genres durchherrschen gebieterisch, so die soziologische Meinung, den gesamten Diskursraum. Scheitere das Hyper-Individuum an diesem Projekt, gäbe es nur einen einzigen Schuldigen dafür, auf den stets sein eigener Finger zurückzeige. Solch ein Manöver, so die Kritiker, könne nur funktionieren, weil die soziale Einbettung des Subjekts aus dem Erklärungsrepertoire gestrichen wird. Ausgerüstet mit einer psychologisch-psychotherapeutischen Kulturhegemonie, verdampfe das Genre jeden kritischen Impuls und beschränke alle utopischen Energien auf den Radius strikt individueller Handlungsspielräume. So opfere es schließlich alles Soziale auf den Altären einer Ungleichheit-produzierenden Makrostruktur, deren neoliberale Bewegungsgesetze sie gleichzeitig verschleiern helfe. Damit werde das gesamte Genre zu einem industriell produzierten und in gedruckter Form vermarkteten Ideologem, dessen moralischer und analytischer Mehrwert gegen Null tendiere und vor allem der Kritik bedürftig sei. Und die Soziologie ist natürlich prädestiniert (und allzu gerne allzeit bereit) eben diese zu liefern. Freilich stelle ich den Argumentationsgang damit verkürzt dar und die Gefahr besteht, aus der soziologischen Kritik des Ratgeber-Genres ihrerseits einen Strohmann zu bauen. Fatal wäre das deswegen, weil Vieles in dieser Kritik durchaus zutrifft. Zweifellos bestimmt die Psychologie das Genre auf eine kaum überschätzbare Weise. RatgeberautorInnen sind oft

ausgebildete, langjährig praktizierende TherapeutInnen, die mit ihren hochgradig partikularen Modellen anrücken, den Geist mit wenig Rest aufzuklären. Sie beanspruchen Verbindlichkeit für ihre meist völlig unabhängig von Klasse, Milieu, Ethnie, Geschlecht operierende Interpretation. Zweifellos wahr ist außerdem, dass sie das Selbst ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen (vgl. 6.2.3). Dessen Autonomie und Verantwortung bildet den moralischen Gravitationskern ihres Diskurses, seine Optimierung und „Entfaltung“ zeichnet teleologisch den Spannungsbogen ihres Strebens. – Die vorliegende Untersuchung hat all dem eine Dopplung des Vorwurfs hinzugefügt, nämlich die Ökonomisierung der romantischen Normstruktur – man denke an das „Liebescoaching“ und die „Beziehungsarbeit“ – und die zunehmende Kapitalisierung von Gefühlen – man denke an die emotionale Managerintelligenz und die Ressourcenlogik.

All diese Einwände und Vorwürfe treffen sicher auf einen nicht unbeträchtlichen Teil des Genres zu. Und sicherlich ließen sich noch wesentlich mehr ausfindig machen (vgl. 5.2.3). Nichtsdestotrotz glaube ich, dass die bisherige Forschung die Komplexität der Lage in jedem einzelnen Ratgeber und die Vielfalt des Genres insgesamt bisher (zu) stark unterschätzt hat. Oft begnügt man sich mit oberflächlichen Interpretationen und übergeneralisierenden Homogenitätsannahmen. Es werden Strohmänner errichtet, die ihrerseits unsichtbar machen, inwiefern das Genre keineswegs gänzlich affirmativ und kritiklos ist. Wie wir auf mehreren thematischen Feldern beobachten konnten, melden die RatgeberautorInnen an vielen Stellen Bedenken gegenüber gesellschaftlichen Makrostrukturen an. In mindestens genauso vielen Stellen kümmern sie sich nicht nur um das Individuum und seine „Selbstverwirklichung“, sondern beschreiben soziale Beziehungen. Soziologischen Kommentatoren mögen jene Thematisierungen und Diskussionen nicht weit, nicht tief, nicht durch empirische Forschung gedeckt und von Gesellschaftstheorie informiert genug erscheinen. Und sicher haben sie damit Recht. Aber man kann einem Igel schlecht vorwerfen, er sei kein Stachelschwein.

Für den ehrlichen Sozialforscher gibt es daher keine Alternative zur Würdigung des Genres in Form von genauer, offener Interpretation. Am besten geht das, indem wir jene Aspekte in Augenschein nehmen, von dem die bisherige Forschung annahm, sie würden nicht existieren. Dazu gehört erstens die Kritik an gesellschaftlichen Makrostrukturen und, zweitens, Ideen davon, wie die beste Version menschlichen Zusammenlebens beim Lieben und Arbeiten aussehen könnte. Diese beiden Aspekte fasse ich hier mit den Codes *Krise und Utopie*.

6.2.6.1 Krise und Utopie

Intuitiv haben wohl die meisten bildungsbürgerlichen Menschen ein relativ solides Verständnis davon, was mit den Begriffen Krise und Utopie gemeint ist. Krisen referierten zu etymologisch früheren Zeiten auf *Entscheidungen*, Beurteilungen und etwas später dann *Zuspitzungen*. Heute verbindet man in der Soziologie mit dem Wort häufig Wendepunkte mit stark negativem Vorzeichen, ein „plötzliches Auftreten massiver Probleme, die nicht ohne größere Schwierigkeiten gelöst werden können“ (Reinhold zit. nach Preunkert 2011, 436). Werden Krisendiagnosen gestellt, geht damit meist Kritik einher. Sie fragt nach den Gründen für jene diagnostizierten Probleme und prangert an, was in der gegenwärtigen Situation schief läuft. – Ratgeber mit Krise und Kritik in Verbindung bringen zu wollen scheint im Lichte der einschlägigen, sozialwissenschaftlichen Forschungsliteratur schwer zu rechtfertigen, wenn nicht gar absurd. Ist das Genre nicht fast per definitionem „affirmativ“ eingestellt? Für weite Teile des Genres trifft das sicher zu, aber eben keineswegs auf alle. Die folgenden Seiten wollen diesen Faden der Kritik aufnehmen und bündelnd verflechten. Entstehen soll ein Bild, das diese bisher unbeachtete und hochgradig kontraintuitive Seite des Genres zeigt.

Gegenüber von Krise und Kritik postieren sich gleichsam automatisch Ideal und Utopie. Ihr Referenzrahmen ist nicht die Gegenwart, nicht der Ist-Zustand, sondern die Zukunft und der Soll-Zustand (vgl. Mannheim 1929, 169-191, Eickelpasch 1996, Bloch 1978, Funke 1987, Heyer 2007, Kilminster 1982, Magris 2002, Stoltenberg 2016, Voßkamp 1982). Als regulative Idee geben Ideale und Utopien Ziele vor, ohne dass irgendjemand wissen kann, ob sie jemals – auch nur annäherungsweise – erreicht werden. Manchmal wurden Utopien als eine Art des „sozialen Träumens“ (Sargent 2005, 11) gesehen, manchmal sogar als soziologische Methode vorgeschlagen (Levitas 2013). Ob gerade das soziologische Denken sich soviel Normativität erlauben darf (dagegen wäre: Weber 1988), kann man vorerst dahingestellt lassen. Ratgeber, die keinen Anspruch auf Objektivität geltend machen, fürchten sich nicht vor jener Normativität, sondern nehmen sie als ihre bevorzugte Haltung ein. Ohne Skrupel oder Scheu zeigen sie ihren LeserInnen, wie das gute, ja das beste Leben aussehen mag. Und natürlich wie dieses zu erreichen sei. Ihr Anspruch bei diesen Anstrengungen liegt indes nicht beim „Ganzen“, wie es bei den klassischen Gesellschaftsutopien Platons, Thomas Morus' bis hin zu Marx gewesen war. Es geht ihnen nicht um die Umgestaltung aller sozialen Beziehung. Ratgeber wollen selten Revolutionen, stattdessen suchen sie Reformen.

Die folgenden Ausführungen werfen sodann einen Blick auf die Ideale und das „utopische Bewusstsein“, wie es für Liebesbeziehungen und Arbeitsverhältnisse wirkt und mit den Semantiken der Krise und Kritik verbunden wird.

6.2.6.1.1 Patriarchat & Sprachlosigkeit

Zwei Titel sollen uns als Beispiele für Kritik und Krise der Liebeswelt dienen, die beide je unterschiedliche Weg wählen. Der erste ist eher radikal und durch zwei feministische Sozialarbeiterinnen gezeichnet, die ihre Arbeit mit geschlagenen Frauen auf ein politisches Fundament stellen wollen. Der zweite Weg verläuft moderater, kommt von einem Psychologen, der mit seiner Makrodiagnose seine Methode gewichtiger erscheinen lassen will.

Beginnen wir also mit einem der außergewöhnlichsten Ratgeber des Korpus, *Die wahre Liebe ist das nicht* von Ann Jones und Susan Schechter. Wir haben ihre Empfehlungen beim Emotionsmanagement von Alter (6.2.2.1.3) gründlich studiert. Zentral für die obigen Überlegungen war das Bild männlicher „Kontrollierer“, die ihr weibliches Gegenüber durch Scham, Schuld und falsche Hoffnungen in psycho-emotionale Gefängnisse einsperren.

Die Autorinnen sind der Ansicht, dass solche emotionalen Kontrollmanöver entweder gar nicht hätten entstehen können oder schlicht unwirksam blieben, wären sie nicht systemisch gedeckt. Im Fadenkreuz ihrer Kritik steht zunächst die Ehe. Sie ist eine Institution, „welche dem Mann durch eine jahrhundertealte Tradition das Recht verleiht, in ‚seinem‘ Haushalt zu herrschen, ihn auch dazu ermutigt, seine Macht gegenüber Frauen und Kindern zu missbrauchen“ (Jones und Schechter 1993, 27; M9-DI-CI1). Es liegt nicht ausschließlich in den Psychen männlicher Subjekte, was sie an Macht haben und an Gewalt ausüben, sondern gründet in der langen Ahnenreihe von Asymmetrien. So rufen Jones und Schechter den (U.S.-amerikanischen) Rechtsbestand auf, demzufolge „Eheleute bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nach dem Gesetz als eine Person betrachtet wurden (und das war der Ehemann); rechtlich wurde die Ehefrau durch ihren Mann ‚vertreten‘“ (ebd., 96; M9-DI-CI3). Ohne die Möglichkeit zur Scheidung oder einem durchsetzbaren Anspruch auf Sorgerecht wurde dem Mann über Jahrhunderte suggeriert: „er sei der Boss. Und dies mag ihm auch noch völlig natürlich erscheinen. Im traditionellen Ehegelübde soll die Braut versprechen, ihren Mann zu lieben, zu ehren und ihm zu gehorchen“.

Naturalisierter Gehorsam ist männliche Annahme und weiblicher Reflex zugleich, eingebaut in die Ehe als Mechanismus männlicher Herrschaft. Jene gründet den Autorinnen zufolge jedoch nicht nur in der Ehe allein. Sie werde gestützt „von allen bedeutenden Institutionen unserer Gesellschaft“, wo „Männer an deren Spitze stehen“, wie es „im Rechtswesen, bei den Kirchen, in der Regierung, in allen Einrichtungen, die zum sogenannten System gehören“ der Fall sei (ebd., 27; M9-DI-CI1). Das „System“ sei den Männern „wohlgesonnen“ und erzeuge bei Missbrauch einen quasi-konspiratorischen Deckel:

Der Polizist, der mit dem Mann einen Plausch macht oder bei einem Notfall gar nicht kommt; der Pfarrer, der einer Frau rät, nach Hause zu gehen und zu beten; der Arzt, der ihre Verletzungen behandelt, ohne sich zu erkundigen, wer sie verursacht hat. Sie alle kooperieren mit dem Täter. Der merkt, dass seine Taten, selbst seine Gewalttaten, ohne Folgen bleiben; er kann „seine“ Frau verprügeln, wann er will, ihm wird nichts passieren. (Ebd., 97; M9-DI-CI4)

An allen wichtigen Schaltstellen, die bei Gewaltausübung gegen die Partnerin intervenieren könnten, sitzen Männer. Durch ihre Sozialisation empfinden sie eine subtile Solidarität mit ihrem Geschlechtsgenossen und lassen dessen Taten ungeahndet und werden dadurch zu Mittätern. Um die misshandelte Ehefrau spannt sich damit ein genauso unsichtbares wie undurchdringliches Netz, in dem die Ehe nur einer von vielen Fäden ist. Jeweils Vertreter ihrer Institutionen, vereinen sich Ehemann, Polizist, Pfarrer und Arzt; sie konstituieren gemeinsam ‚das Patriarchat‘.

Zu ihm gehört auch eine mediale Komponente: „Filme offerieren uns ein facettenreiches Bild des Mannes: Er hat alles im Griff, er ist gerissen, zäh, cool, aggressiv, gutaussehend, sexy, reich und hat Stil“ (ebd., 94; M9-DI-CI2). Laut den Autorinnen fällt der Effekt dies industriekulturell verkauften Männerbildes paradox aus. Einerseits genügen ihm die wenigsten Männer, andererseits vermitteln sie ihm ein Ideal der Überlegenheit, welches sein Besitzdenken seiner Frau gegenüber steigert und nach aufreibender Arbeit Zuhause einmal mehr sein Tyrannentum legitimiert. „Dort kann er ein Mann sein, der alles im Griff hat, indem er wieder und wieder demonstriert, dass er Sie in seiner Gewalt hat“.

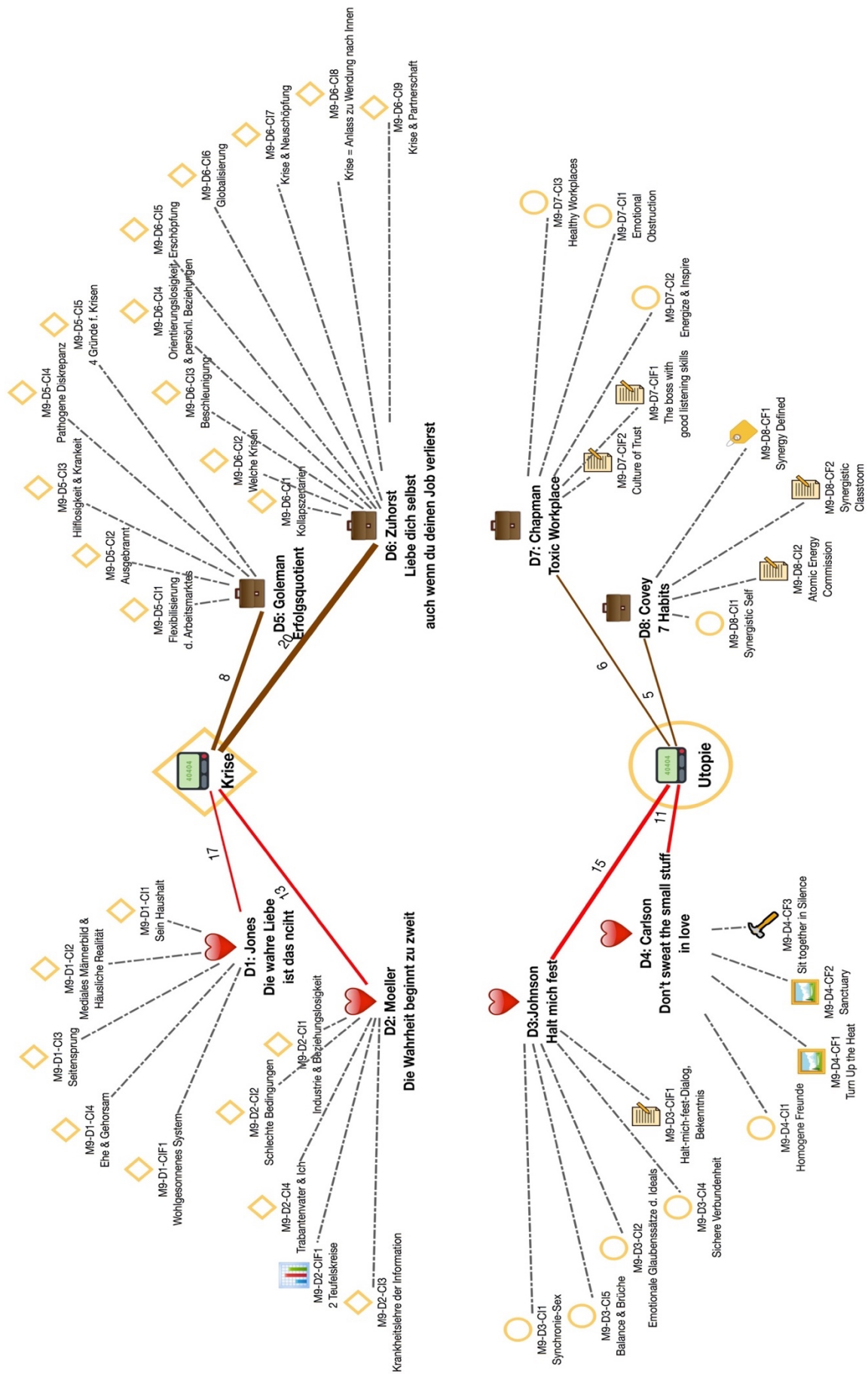


Abb. XII: Daten-Karte IX: Kritik

Die so verbrüdernde und heute medial aufgeputschte Männerwelt ist zum – Jahrhunderte alten – „System“ geronnen. Das Patriarchat wird für die Jones und Schechter zum überspannenden Erklärungsprinzip für die Misshandlungsmisere weiblicher Subjektivität. Daher empfehlen die Autorinnen die Selbstorganisation von Frauengruppen, in denen (Leidens-)Erfahrungen ausgetauscht und insgesamt ein solidarischer Schutzraum für versehrte weibliche Selbst entsteht. Ann Jones und Susan Schechter leiteten, ihrem eigenen Rat folgend, ein Frauenhaus, wo sie Misshandlungsoptionen Zuflucht gewährten. Mit ihrer feministischen Lesart der sozialen Verhältnisse und Missstände geht der Ratgeber ebenfalls in starke Opposition zum Rest des Genres, insbesondere und explizit zu Robin Norwood. Psychotherapie und deren individualisierende Erklärungsmuster seien bestenfalls nutzlos und schlimmstenfalls fehlleitend.

Mit dieser stark feministischen Variante haben wir einen Fall, den es laut den soziologischen Kritikern eigentlich nicht geben dürfte. Bevor wir ihn tiefer besprechen und weiter analytisch fruchtbar machen, müssen wir ihm allerdings an einen weiteren Fall zur Seite stellen, dessen Kritik zwar auch scharf, aber bei Weitem nicht so radikal ausfällt und aus einer gänzlich anderen Blickrichtung erfolgt.

Michael Lukas Moeller, den wir mit seiner Methode des Zwiegesprächs oben schon recht genau kennenlernten (vgl. 6.2.2.1.1 und 6.2.3.1.1), ist wie die meisten AutorInnen von Liebesratgebern von Hause aus Psychotherapeut und formuliert demgemäß keine Fundamentalkritik an seiner eigenen Zunft (wohl aber am Genre, siehe unten) oder dem eigenen Geschlecht als Herrschaftskaste. Auch steht er der Ehe nicht ablehnend gegenüber, sondern bedauert deren Niedergang und partnerschaftliche Entfremdung. Dieser habe „klare Ursachen“, da wir „in einer Zeit leben, die denkbar schlechte Bedingungen für die Beziehung und die Liebe bietet“ (Moeller 2014, 15; M9-D1-CI2).

Was genau sind nun diese „schlechten Bedingungen“? Es gibt derer drei: Zeitdruck, Arbeitsregime und Informationsflut. Sie rufen als gesellschaftliche Hintergrundströmungen das hervor, was Moeller den „communication gap“ nennt, die fatalste Fehlentwicklung moderner Partnerschaften und wichtigster Grund für deren Scheitern. Dem Zeitmangel haben wir weiter oben eine eigene Daten-Karte (6.2.1.3) gewidmet. Für Moeller ist er „politisch, vor allem ökonomisch verursacht. Paaren fehlt heute Zeit für sich selbst. Zeit ist Geld – auch die sogenannte private Zeit. Die *Durchfunktionalisierung* des Menschen vom Kindergarten an fordert ihren Tribut. Die Sprachlosigkeit der Paare ist im Klartext Beziehungslosigkeit“ (ebd., 37; meine Hervorheb.; M9-D2-CI1). Geplagt von strenger Taktung bleibt für die Dyade nicht ausreichend „quality time“, was sie in den „Teufelskreis

der Sprachlosigkeit“ (ebd., 48; M9-D2-CIF1) hineintreibt: Zeitdruck führt zu Kommunikationsmangel, der einen Mangel an Abstimmung der Bedürfnisse hervorruft, was in Enttäuschungen resultiert, aus denen Missstimmung fließt und so eine weitere Abnahme von Absprachen und Sprechen überhaupt erzeugt. Eng zusammen hängt der Zeitmangel mit geschlechtlicher Arbeitsteilung und dem „Schrumpfen“ der Klein- auf die „Einzelkindfamilie“, die als neuer Standard etabliert würde und letztlich auf in der „Mutter-Einzelkind Union mit einem Trabantenvater“ ihren anomischen Höhepunkt finde. „Das seelische Ergebnis ist nur in der Mehrgenerationenperspektive zu erfassen: Es ist das zunehmende Brüchig-Werden der Instanz, auf die der Einzelne so stolz ist und aufbegehend immer stolzer wird: das Ich“ (ebd., 195; M9-D2-CI4). Seine Kommunikationsunfähigkeit rührt zwar von „Ich-strukturellen Mängeln“, wird von diesen ge- und betroffen. Doch jene alltagspsychopathologischen Störungsbilder haben ihren Ursprung auf einer subjektiv unsichtbaren Ebene, die er „Mehrgenerationenperspektive“ nennt und damit – wahrscheinlich – die Gesellschaft und ihre Entwicklungstrends meint oder mitmeint.

Am deutlichsten wird die nicht-individuelle Natur für und bei Moeller, wenn er über Wissen spricht. Ein Grund für die Krise im gegenwärtigen Paargeschehen sei die „Beschleunigung der Wissensproduktion“ in unserer „Informationsgesellschaft“. Sie mache die Menschen „informationsabhängig, informationssüchtig, informationskrank“, weil nur selten klar sei „ob Wissen uns orientiert oder verwirrt“ (ebd., 31; M9-D2-CI3). Gesellschaftliches Überangebot an Deutungsmöglichkeiten wird für ihn ein weiterer Baustein zur Liebesentfremdung, weil nicht klar oder immer unklarer ist, was die Spielregeln bzw. die beste Methode sei, mit denen die Paare ihre Sprachlosigkeit überwinden können. Außerdem, und so schließt sich der Kreis, hechelten die auf Selbstverwirklichung fixierten Individuen immer atemloser hinterher: „Das Angebot in der Psychoszene ist uferlos – von Meditationen auf südlichen Inseln bis zur Tanztherapie im Wald. Sie [die TeilnehmerInnen der Informationsgesellschaft, T.K.] sind aktiv und aktiv und nochmal aktiv. Sie zerfleischen sich in Terminen“. Dies ginge soweit, dass sie „ihrem wesentlichen Partner [...] kaum noch [begegnen], weil sie die Selbstwerdezeiten einhalten müssen“. Sicherlich geht die Ironie an Moeller nicht gänzlich vorbei, dass auch sein Ratgeber zu diesem „uferlosen Angebot“ der „Psychoszene“ zählt.

6.2.6.1.2 Zwischenfazit I

Beide Bücher nehmen nicht nur den Einfluss von Makrostrukturen auf die individuelle Psyche wahr und thematisieren sie, sondern üben harsche Kritik an den ‚bestehenden Verhältnissen‘. Moeller glaubt an die Sinnigkeit der Ehe, an die Möglichkeit, Partnerschaften aus sich heraus zu stabilisieren und durch ein Mehr an Kommunikation die Sache ins Reine zu bringen. Jones und Schechter hingegen, die *keine* Psychologinnen sind, sondern starke Vorbehalte gegen die Zunft hegen, haben in dieser Hinsicht weit weniger Hoffnung. Inspiriert durch den klassischen Feminismus der 1970er Jahre haben sie ein klares Täterprofil vor Augen und sehen dieses unterlegt bzw. unterfüttert durch eine gleichsam konspirative Kooperation zur Knechtung von Frauen. Eigentlich alle Bereiche, bei denen misshandelte Frauen Hilfe bekommen können, verdächtigen sie der subtilen Mittäterschaft und prangern dafür nicht nur die Institution der Ehe an, welche Frauen heute noch und historisch sowieso zum Gehorsam verpflichtet. „Das Patriarchat“ hat überall seine männlichen Vertreter sitzen und ist – schon über Jahrhunderte hinweg – ein Strukturprinzip von Gesellschaft überhaupt. Bei Moeller dominiert hingegen der Versuch mit seiner Kritik eine Art Zeitdiagnose zu liefern. Erst moderne Industriegesellschaften erzeugen Zeitdruck, zerreißen Familien in Mutter-Kind-Unionen und „Trabantenväter“. Sie bombardieren Liebende mit so viel Informationen, dass romantische Ratlosigkeit eintritt. Für Moeller laufen all diese Kritikpunkte auf seinen „communication gap“ zu, der durch Sprachlosigkeit um sich greifenden Entfremdung. „Beziehungsarbeit“ bedeutet die sich-Zeit-nehmende Überwindung jenes Zustandes, die er, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, durchaus für möglich hält. Gerade seine Methode soll dazu den Anstoß geben und das Rahmenwerk liefern. Die Zeitdiagnose hat eher den Charakter eines Anlasses und könnte für einem skeptischen Beobachter eher zur Makulatur und Marketing-Strategie sein. Wollte man Moeller hingegen die beste Absicht und dem Genre mehr Integrität unterstellen, so ändert das Zwiegespräch und Ratgebergenre insgesamt einfach die Blickrichtung. Sozialer Wandel, wenn er den möglich werden soll, kann schwerlich bei den Institutionen ansetzen, sondern muss „von unten“, d.h. von den Individuen initiiert werden, die im gesammelten Effekt dann Veränderungen anstoßen. Zu solch einem Gedanken und Vorgehen stehen Jones in Schechter wiederum in scharfem Kontrast. Sie glauben nicht daran, dass individuelle Frauen die Gesellschaft umkrempeln und das Patriarchat beseitigen können. Sie wählen die Buch- und Ratgeberform als Verlängerung einer Bewusstseins-schaffung, welche sie in ihrem professionellen Streben durch die Beförderung von weiblicher Solidarität sowieso schon betreiben. Hier müssen institutionelle Lösungen

gefunden werden, die dann im „trickle-down“-Effekt das systemische Problem der Misshandlung eindämmen helfen. Insofern haben wir in den beiden Liebesratgebern zwei Arten oder Modi der Kritik. Die eine, radikale, geht davon aus, dass es ein pyramidenförmiges Netzwerk an gesellschaftlichen Institutionen gibt, welches über lange Zeiträume historisch gewachsen und von individuellen Akteuren nicht oder wenn überhaupt sehr schwer beeinflussbar ist. Das Schaffen von Solidarität unter Betroffenen, die sich dann kollektivieren, eröffnet den Horizont intentionalen sozialen Wandels. Die andere Art der Kritik ist moderater und hat einen zeitdiagnostischen Charakter. Sie legt nicht automatisch eine Täter-Opfer-Dichotomie zugrunde und markiert damit keine klare Schicht von Nutznießern eines gleichsam a priori feststehenden Hierarchieverhältnisses. Dennoch wandern für sie Makrostrukturen unbemerkt in die Subjektivitäten der Akteure ein und gestalten deren Möglichkeitsspielräume. Solche Bedingungen lassen sich zwar auch nicht einfach ändern, aber, wenn doch dies doch passiert, geschieht es nicht intentional, sondern als Folge einer Heilung der Dyade, die gegen den Strom schwimmt und so das Flussbett verschiebt.

Mit diesen Feststellungen haben wir gezeigt, dass Liebesratgeber durchaus in der Lage sind, Kritik zu üben und sogar verschiedene Modi für sie entwerfen. Zwar muss sofort festgehalten werden, dass sie damit in der Minderheit sind und der Großteil des Genres eher von solchen Argumentationslinien vorsichtigen Abstand hält, doch, obwohl selten, vorhanden sind sie doch. Wie wir bereits auf dem ersten thematischen Feld gesehen haben, üben auch Berufsratgeber Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen und diagnostizieren Krisen. Sie tun dies zwar ebenso oder noch sporadischer als die Liebesratgeber, allerdings kommt auch dort Ähnliches zustande.

6.2.6.1.3 Beschleunigung & Unsicherheit

Berufsratgeber haben das Ziel Methoden zu vermitteln, die im Berufsalltag für den Leser nützlich sind, d.h. zu mehr Erfolg und im besten Fall beruflicher Erfüllung führen. Angesichts einer solch instrumentellen Haltung und starken Fokussierung nimmt es kaum Wunder, wenn hier ein eher „affirmativer“ Wind wehen würde. Überraschenderweise finden sich innerhalb des für diese Untersuchung zusammengestellten Korpus immer wieder „kritische“ Bücher. Sie schrecken nicht davor zurück, ihren Lesern und Leserinnen Befunde vorzulegen, welche für der Berufswelt in ihren negativen Seiten des Spiegel vorhalten wollen.

Einige davon haben wir auf dem ersten thematischen Feld schon kennengelernt. Gelegentlich wird aus der Kritik eine Anklage. Diesen Grundton fanden wir vor allem beim Ehepaar Zurhorst. In deren zweiter Monographie berichten sie über die Krise der Arbeitslosigkeit von Wolfram Zurhorst.

Öfter als solche sehr persönlichen, ausgedehnten Geständnisnarrative begegnet man einer recht allgemein gehaltenen Zeitdiagnostik. Sie spiegelt vieles von dem, was auch in der soziologischen Debatte vorhanden ist. Obwohl bei den Ratgebern keine gesellschaftstheoretische Grundlage geschaffen wird, geben sie ihren LeserInnen einen recht klaren Eindruck von den situationstranszendenten Trends und von transindividuellen Organisationsproblemen, welche deren Lebenswelten durchströmen und bedrohen. Die nun zu besprechenden Monographien zeigen besonders deutlich, mit was für einer Art von Kritik wir es in Berufsratgebern zu bekommen, wie auch, welche intrinsischen Spannungen in ihr vorkommen.

Besehen wir uns die Lage zuerst bei den Zurhorsts. Wie bereits erwähnt, handelt *Liebe Dich selbst, auch wenn Du Deinen Job verlierst* – die einzige Monographie, welche bisher noch nicht besprochen wurde – von Wolfram Zurhorst. Das Nachfolgebuch von *Liebe Dich selbst und es ist egal, wen Du heiratest* erschien 2009, wurde danach mehrfach wiederaufgelegt und dreht sich autobiographisch um den Verlust des Arbeitsplatzes bzw. die daraus resultierende Sinnkrise des Ehemannes von Eva Zurhorst. Seine Kündigung stilisieren die Autoren im Verlauf des Buches als unerwarteten Glücksfall, sofern damit eine „Reise“ nach „Innen“ begann („Die berufliche Krise rüttelt uns wach, zwingt uns aus unserem sicheren Trott in die Präsenz und Aufmerksamkeit unserem Inneren gegenüber“ (Zurhorst und Zurhorst 2009, 42; M9-D6-CI8). Geplagt von „psychosomatischen“ Beschwerden, erzählt Wolfram Zurhorst, wie er seine Position als – wie Michael Lukas Moeller sagen würde: – „Trabantenvater“ aufgeben und sich in den familiären Kontext re-integrieren musste. In mehreren Phasen des Trauerns und der resultierenden Introspektion geschieht die berufliche Neuorientierung als – wie überraschend – Berufs- und „Life-Coach“ an der Seite seiner Frau. Damit ziehen die Zurhorsts die Konsequenz aus ihrer Forderung, die Grenze zwischen Beruflichem und Privatem zugunsten von letzterem aufzulockern oder sogar aufzulösen (vgl. 6.2.1.1.1).

Die Notwendigkeit zur Veränderung ihrer Arbeitsweise ergibt sich aus mannigfachen Krisen: „Banken-, Finanz- und Immobilienkrisen, Kurzarbeit, Kündigungswellen, Konkurs, Insolvenz, Burn-Out“ (ebd., 41; M9-D6-CI2). Hauptsächlich liege das Problem „unserer

Gesellschaft“ jedoch in der „immer höheren Geschwindigkeit“, mit der sich die „tiefgreifendeste Transformation seit der industriellen Revolution“ ereigne.

Niemand glaubt mehr daran, dass dieser *temporeiche Wandel* einfach nur in niemals endende Prosperität und in ungetrübtes, lineares Wachstum führen kann. [...] Selbst in Firmen, denen es noch gut geht, sitzt den Mitarbeitern die *Angst im Nacken*. Mittlerweile befürchtet ein Drittel der Menschen hierzulande, dass sie im Zuge der anhaltenden Wirtschaftskrise gesellschaftlich abrutschen könnten. *Orientierungslosigkeit und die Angst vor Statusverlust breiten sich aus*. Das Sicherheitsgefühl ist erschüttert. Niemand weiß, wie sicher sein Job morgen noch ist. Die Globalisierung reißt alle Grenzen ein. Das Tempo der Entwicklungen verwandelt Unternehmen und die Menschen, die in ihnen arbeiten, rasant. (Ebd., p. 24-25; meine Hervorheb. M9-D6-CI3)

Das Buch der Zurhorsts erschien ein Jahr nach der Finanzkrise 2007/08 und atmet noch deren Geist. Nichtsdestotrotz würden auch Soziologen wie Hartmut Rosa (2013, 2005) oder Oliver Nachtwey (2016) sicher der These anschließen, dass die Taktung des kollektiven Lebens sich erhöht hat und die Angst vor dem sozialen Abstieg tiefer geworden ist. Ob die Ratgeberautoren mit ihren konkreten Behauptungen recht haben, können wir dahingestellt lassen. Bemerkenswert genug ist, dass ihr Diskurs eine kollektive Stimmungslage aufnimmt und individuelle Emotionen – all voran: die Angst – keineswegs mit gebrochenen Kindheiten und personalen Defiziten erklären möchte. Die „Globalisierung“ trägt Schuld und „reißt alle Grenzen ein“. Prämissen des „Wachstums“ setzen den Angestellten „die Angst in den Nacken“.

Trotz all dessen nehmen die AutorInnen das Individuum als Ausgangspunkt ihres Programms: „Wir alle sind Teil dieser Krise, haben sie mit verursacht, und jedem von uns wohnt die Kraft zur Lösung und zur Neuschöpfung inne“ (Zurhorst und Zurhorst 2009, 26; M9-D6-CI7). Eine verrückte Volte: Zwar wird die Makroperspektive eingenommen, gleichzeitig entschulden die Autoren das Individuum aber nicht. Schuldzuweisungen, gespeist aus der Involviertheit ins Wirtschaftssystem, wollen sie zur Ermächtigungsstrategie umdeuten, die aus dem Opferstatus herausführen soll. Kündigung gerinnt zur Überwindung von Orientierungslosigkeit. Klassisch zeichnen sie die Figur der *Krise als Chance*. Gleichzeitig, und das ist die zweite Volte, soll diese Orientierung weggleiten von den

Leistungsimperativen des Beruflichen und zurückführen ins Private, oder zumindest dessen Aufwertung bewirken. Die Kritik am Wirtschaftssystem erfolgt also in Form einer Zurückweisung der Ideale des Erfolgs, der materiellen Werte und der Statusgewinne.

Ähnlich wie bei Moellers Liebesratgebern macht sich eine intrikate Spannung bemerkbar: Die Diagnose der Zuhörers bezieht sich auf ein kollektives Geschehen über den Verständnishorizonten individueller Akteure. Gleichzeitig bleibt der Therapievorschlagn genau jener Ebene der Einzelsubjekte.

Man kann das als fatalen Fehler sehen und die Kritik des Genres als hohl abtun. Aber reicht das, um die Ratgeberliteratur als gedruckten Propaganda-Arm des Neoliberalismus zu demaskieren? Eine freundlichere Lesart könnte das bezweifeln und aus Vorgehen der Ratgeber die Hoffnung herauslesen, dass Quantität (von tausenden Lesenden) in Qualität (eines sozialen Wandels) umschlägt.

Für unsere Zwecke muss diese Frage hier nicht zwingend beantwortet werden. Es geht nur darum, die verschiedenen Ansätze zu beleuchten, wie Ratgeber Kritik formulieren. Ein weiterer Autor, der einen kritischen Anspruch formuliert, ist Daniel Goleman. Oben (6.2.2.1.7) haben wir Goleman als Emotionspsychologen kennengelernt, den das Konzept der emotionalen Kompetenz beschäftigt. In seinen Anmerkungen war er alles andere als kritisch gegenüber der bunten Warenwelt – z.B. der Disney-Worlds – und verfocht die Idee einer Hochzüchtung des emotionalen Teils des Humankapitals. Arlie Hochschilds Thesen zur Gefühlskommodifikation nahm er dabei sogar zur Kenntnis, schmetterte sie aber mit dem Hinweis ab, psychologische Studien hätten gezeigt, es gehe ArbeitnehmerInnen besser, wenn sie sich mit ihrer Arbeit identifizierten. Das Siemens Bootcamp zur Steigerung des emotionalen (Human)Kapitals der Mitarbeiter begrüßte er lebhaft. Was sollte von einem solchen Autor an Kritik zu erwarten sein? – „Nicht viel, aber dennoch mehr als gedacht“, könnte die Antwort lauten. Er eröffnet seine Monographie mit der Beobachtung, die den „ständige Abbau von Arbeitsplätzen“ betreffen, welcher „von den Ökonomen als ‚Flexibilisierung des Arbeitsmarktes‘ beschönigt“ würde und erklärt diesen einer „besorgniserregenden Erscheinung“. „Und er ist Bestandteil einer globalen Flutwelle, die über alle führenden Wirtschaftsmächte der entwickelten Welt hinwegfegt, in Europa genauso wie in Asien und Amerika. Eine blühende Konjunktur ist keine Garantie für Beschäftigung“ (Goleman 2008, 20; M9-D5-CI1). Druckvolle Unsicherheit gehört für ihn zum Kernbestand gegenwärtiger Arbeitsregime. Sie ist in allen Industrienationen dauerhaft präsent, eine „globale Flutwelle“.

Im Abschnitt „Ausgebrannt? Selber Schuld!“ lässt er die Führungskraft eines „rasch expandierenden Unternehmens“ sagen: „Die Leute an der Spitze haben vor lauter Arbeit praktisch keine Freizeit mehr; viele stehen kurz davor, sich scheiden zu lassen. Unsere Vergütung ist phantastisch, aber wenn man nicht Jahr für Jahr bessere Ergebnisse vorzuweisen hat, wird man gefeuert. Hier gibt es keine Arbeitsplatzsicherheit“ (ebd., 349; M9-D5-CI2). „Solche Klagen“, schreibt Goleman weiter, seien die „neue Kehrseite einer Technologie- und Wettbewerbslandschaft“. Auf seiner Liste stehen bereits Unsicherheit des Arbeitsplatzes, Freizeitmangel und erodierende Intimität. Nun addiert Goleman Arbeitsüberlastung, unzureichende Autonomie und Bezahlung hinzu, gipfelnd im „Verlust der sozialen Einbindung“ (ebd., 351; M9-D5-CI5). Obwohl Unternehmen in ihrem „Mission-Statement“ sich zur Pflege, Förderung und dem generellen Schutz ihrer Mitarbeiter verpflichteten, ließe sich allzu oft eine „eklatante Diskrepanz zwischen der expliziten Vision eines Unternehmens und der praktischen Realität“ deutlich wahrnehmen. „Unausbleiblich“ dann die Konsequenzen, die von „zynischem Selbstschutz bis zu Wut und sogar Verzweiflung reichen“ (ebd., 341; M9-D5-CI4). Mitarbeiter dann vorzuwerfen, an ihren negativen Befindlichkeiten „selber Schuld“ zu sein, hält Goleman für eine fadenscheinige Ausrede. Organisationen könnten wesentlich mehr tun als nur mit immer höheren Boni zu locken. An seine Kritik schließen sich *institutionelle* Lösungsvorschläge an, die vor allem auf den systemischen Einbezug des Emotionalen in die Arbeitswelt ausgerichtet sind. Dazu gehören ganz maßgeblich Programme zur Stärkung der „emotionalen Kompetenz“ des Individuums. *Aber* „man kann Kompetenzen nicht von dem sozialen Strukturgefüge trennen, das diese unterstützt“. Was verändert werden muss, ist die Unternehmenskultur insgesamt; auf Organisationsebene bedeutet, das, „die Wertehierarchie umzugestalten und der emotionalen Intelligenz Priorität einzuräumen“.

Das Bild bei Goleman vereinigt faszinierende Spannungen. Er bringt einen ganzen Katalog von Beschwerden und „Klagen“ mit, die zwar zu Anfang angedeutet, aber erst am Schluss in konzentrierter Form in Stellung gebracht werden. Darin finden wir zu den Zurhorsts einiges an Überscheidungen. Auch er sieht die Arbeitsplatzunsicherheit und die „Flutwelle“ an „Flexibilisierungen“ als Problem und benennt den Burn-Out. Im Unterscheid zu den Zurhorsts lässt Goleman keinen Zweifel daran, dass Organisationen dafür verantwortlich zeichnen. Negative Emotionen der Einzelnen, wo sie im Beruf als Dauerzustände auftreten, sind für ihn Ausdruck und Erzeugnis misslingender Unternehmenskulturen, einer heuchlerischen Diskrepanz zwischen offizieller Außendarstellung und inoffizieller Praxis. Nur auf einer institutionellen Ebene kann das Problem angegangen werden. Auch wenn das Stärken von individuellen, „emotionalen Kompetenzen“ zu den wichtigsten Ansätzen

gehört, kann das nur unter Berücksichtigung des „sozialen Strukturgefüges“ geschehen. Auch bedeutet, was er an einer für unsere Fragestellung bemerkenswerten Passage betont, die Entwicklung einer „emotional intelligenten Organisation“ nicht heißen, das „Unternehmen zu Orten zu machen, an denen die Mitarbeiter sich gegenseitig ihr Herz ausschütten“. Dergleichen entspräche „einer alptraumhaften Vision des Büros als einer Art fortwährender Selbsterfahrungsgruppe“ und würde „den Unterschied zwischen Berufs- und Privatleben verwischen“ (ebd., 348). Solch ein Ansinnen muss läuft auf einem dünnen Drahtseil. Denn wenn man auch all die kritischen und ernst zu nehmenden Beschwerden von Goleman gültig sein und sie nicht als unbewusst-neoliberales Gewäsch abtun möchte, verpflichtet der Autor sich vollends einem strikten Leistungsprinzip. Unter dessen Ägide steht folgerichtig auch der Einsatz und die Entwicklung emotionaler Kompetenz sowie die ganze Umgestaltung der Organisation. Er gibt sofort zu, dass „emotionale Intelligenz kein Zauberstab“ ist, der nicht allein eine „stärkere Marktposition und keine gesündere Ertragslage“ verbürgt. Nichtsdestotrotz gilt das Leistungsprinzip als letztes Maß und das Profitmotiv der von ihm beschriebenen Organisationen wird zu keinem Zeitpunkt auch nur mit einem Stirnrunzeln goutiert. Seine Kritik möchte das Streben nach Gewinn mit der Zufriedenheit und dem Wohlbefinden der Mitarbeiter versöhnen. Dafür muss die Organisation als ganze umgemodelt werden, ohne dabei in die „alptraumhafte Vision des Büros“ als „Selbsthilfegruppe“ abzugleiten und den Unterschied zwischen beruflich und privat völlig einzuebnen.

Man sieht hier einerseits die Expansion des psychologischen Denkens tief und sehr gezielt in das wirtschaftliche Geschehen eindringen und andererseits dessen Leistungsorientierung vollständig übernehmen. Gleichzeitig wird die Funktionsweise von Wirtschaftsprozessen kritisiert und das Individuum als Bezugsgröße transzendiert. Während „emotionale Kompetenz“ für beide Sphären potentiell Gültigkeit beansprucht, soll die Grenze zwischen Berufs- und Privatleben doch instandgehalten werden. Golemans Kritik ist mit großen Hypothesen intrinsischer Spannungen belastet, die ich nun in einem zweiten Zwischenfazit kurz aufsummieren und auf die Kritikseite insgesamt zurückblicken werde.

6.2.6.1.4 Zwischenfazit II

Auch die Sozialwissenschaften müssen anerkennen, dass ihre Kritik nicht die einzige oder gar die einzig möglich ist. Es gibt verschiedene Modi und Formate der Kritik. Auch das

Genre der Ratgeber hat einen legitimen Anspruch darauf. Und das Ziel, wie wir gesehen haben, ist oft genug die Gesellschaft mitsamt ihren Institutionen.

Jeder soziologisch informierte Beobachter wird schon nach einem flüchtigen Blick auf das kritische Geschehen und Gedankengut in diesem Genre konstatieren können, wie vergleichsweise tiefer, reifer, empirisch fundierter und gesellschaftstheoretisch durchdachter die sozialwissenschaftlichen Befunde und Diagnosen ausfallen. Immerhin liegt dort das Brot-und-Butter-Geschäft einer ganzen Wissenssparte, deren methodisch-theoretischer Erkenntnisapparat für die genaue Durchleuchtung von Makrostrukturen geschaffen wurde. – Aber entwertet solch ein solcher Vergleich das kritische Ansinnen oder sogar das kritische Potential des Ratgebergenres? Nein, ich glaube nicht. Dergleichen zu behaupten, wäre schon deswegen absurd, weil vieles von dem, was da an Kritik vorgebracht wird, aus den Sozialwissenschaften selbst stammt. Die Rede von Arbeitsplatzunsicherheit, Beschleunigung, der Informationsgesellschaft, dem Patriarchat etc. – das alles sind Schlagworte, die längst und lange schon in der soziologischen Debatte zirkulieren. Auch wenn man den Thesen der „Verwissenschaftlichung der Gesellschaft“ nicht immer vollen Glauben schenken mag (vgl. Kray 2015), ist doch unleugbar, dass die Sozialwissenschaften, in wie immer verdünnter Form, ihre Wissensextrakte ins große Bassin der zivilgesellschaftlichen Debatte einleiten. Mag die Dreingabe in ihren Wirkungen nur selten genau feststellbar sein und bleiben, müssen wir doch zumindest in Betracht ziehen, dass das Ratgebergenre einer der Botschafter sozialwissenschaftlichen Wissen ist.

Das Genre bringt, und hier fangen die Einschränkungen an, dabei seine eigenen Voraussetzungen mit. Der Botschafter hat einen Eigensinn, der eklektisch prozessiert und auch nur schwer Vereinbares munter synthetisiert. Hinzu kommt das eine der Hautquellen, aus denen das Genre sich speist, nicht die Soziologie sondern die Psychologie ist. Deren kulturelle Hegemonie scheint oft jenen Stachel wieder zu ziehen, den sich kritisch eingestellte SozialwissenschaftlerInnen wünschen und dessen Mangel in ihren Augen das Genre „affirmativ“ werden lässt. Solch ein Urteil ist allerdings vorschnell, gleitet leicht in die Pauschalität ab und beruht nicht selten auf oberflächlichen Lektüren.

Bei aller Kritik der Kritik darf man natürlich nicht verschweigen, dass der Ratgeberdiskurs insgesamt von sehr speziellen intrinsischen Spannungen geplagt wird. Davon möchte ich nun einige rekapitulieren, bevor wir dann zu der Frage des Utopischen übergehen und hieraus das bisherige Fazit ziehen.

Nehmen wir zuerst die Liebesratgeber. Bei Jones und Schechter finden den klaren Ausdruck einer klassischen Kritiklinie, die schon lange, d.h. seit den 1970ern wohl bekannt ist und auf

die sich die beiden Autorinnen recht klar berufen: die feministische Anklage des Patriarchats. Hier wird ganz klar die Gesellschaft in den Blick genommen, keineswegs das Individuum. Vor allem die Institution der Ehe wird verantwortlich gemacht für die jahrhundertlange Unterdrückung und Misshandlung von Frauen. Selbst wenn man davon absieht, dass die heutige Debatte den Begriff der Frau überhaupt in Zweifel gezogen hat (Winker und Degele 2009), wird die Rede vom Patriarchat schnell verschwörungstheoretisch. Überall sind Männer Mittäter, kooperieren halb heimlich, halb bewusst. Sie lenken das gesellschaftliche Geschehen an den Hierarchiespitzen und decken die Vergehen und Verbrechen ihrer Geschlechtsgenossen. Niemand würde bestreiten, dass Alltagssexismus, ja Misshandlung und sogar Vergewaltigung (in der Ehe) gestern wie heute Probleme sind und die Autorinnen bekommen eine Menge davon zu sehen. Doch sie leiten davon eine stark politisch motivierte Gesellschaftstheorie ab, die geschlechtliche Diskriminierung zum maßgeblichen Strukturprinzip von Sozialität macht.

Was in ihrer Sicht an Misstrauen überschießt, geht einem Autor wie Michael Lukas Moeller weitgehend ab. Sein Vertrauen sowohl in die eigene Methodik wie ihre transformative Kraft übersteigt die Beharrungskraft der von ihm diagnostizierten Mangelerscheinungen vielfach. Sie wirken auf die Akteure bzw. die jeweilige Dyade als „Bedingungen“, die einfach hingenommen, mit denen schlicht gerechnet werden muss. Sie sind, anders als bei Jones und Schechter, jedoch historisch sehr flexibel, sofern Befunde zum Zeitdruck, zu Arbeitsregimen und Informationsflut als Zeitdiagnosen angelegt sind, die nicht nur in den Horizonten der Dyade auftauchen, sondern ganz akut ihr Zusammenleben beeinflussen und Entfremdung zwischen ihnen erzeugen. Gesellschaftliche Kontextbedingungen müssen zwar hingenommen werden, haben aber Struktureffekte, die nicht gänzlich ignorierbar sind. Interessanterweise nimmt Moeller, wenn auch mit viel weniger Vehemenz und mehr Ironie, seine eigene Zunft als „Psycho-Szene“ aufs Korn und schreibt ihnen einen Anteil an der Orientierungslosigkeit zu, die mit dem Imperativ zur Selbsterfüllung gepaart wird und so wieder zu neuem Zeitdruck führt.

Orientierungslosigkeit als Befund verbindet Moellers Kritik mit der von Eva und Wolfram Zurhorst. Beide glauben eben ähnlich stark außerdem daran, dass ein beratendes Ansetzen an der Dyade früher oder später zu Veränderungen gesellschaftlicher Natur führen wird. Solch eine Argumentations- durchzieht als Spannungslinie große Teile des Genres überhaupt. Die Zurhorsts sehen, wie Moeller und andere Autoren auch, einen Großtrend von Zeitdruck und, sofern das Ehepaar den Berufskontext thematisiert, von Arbeitsplatzunsicherheit durch die Leben der Einzelnen rauschen und ihnen Angst einflößen. Sie teilen damit eine Ansicht, die auch unter Soziologen verbreitet ist, schlagen

aber als Hilfs- und Heilmittel eine Neuorientierung auf das Privatleben vor, welches der beruflichen Welt nicht mehr untergeordnet oder gar geopfert werden soll. Um aus der depressionsanfälligen Opferrolle hervorzutreten, erklären sie die Individuen an der Wirtschaftskrise für mitschuldig und bauen daraus eine Aufforderung zur persönlichen Verantwortung, einem der Lieblingsschlagworte des Genres überhaupt.

Erstaunlicherweise ist es Daniel Goleman, ein großer Verfechter eines anderen Schlagwort-Prinzips – der „Leistung“ (engl. *performance*) –, welcher diese Gleichung genau umdreht. Zwar betont auch er das Individuum und dessen Verantwortlichkeit für das Ausbauen eigener „emotionaler Kompetenzen“, sieht aber wesentlich das jeweilige Unternehmen in der Pflicht, etwas am „sozialen Strukturgefüge“ zu ändern. Dort mit negativen Gefühlen gefangene Individuen spricht er gleichsam schuldfrei. Gleichwohl zeigen seine Überlegungen zur emotionalen Intelligenz wiederum eine der faszinierenden Spannungslinien, weil, wie Jones und Schechter – wenn auch bei weitem nicht so politisch motiviert –, die Dynamik einer gesellschaftlichen Makroebene benennt und auch eben dort, bei den Institutionen nämlich, ansetzen will, um jenen Krisenerscheinungen entgegenzuwirken. Gleichzeitig hat die psychologische Deutungshegemonie in ihm einen formidablen Vertreter, weil er nicht nur das arbeitnehmende Selbst optimieren will, sondern sich mit nichts weniger als der gesamten Unternehmenskultur zufriedengibt, welche gemäß den Prinzipien der emotionalen Intelligenz umgekrempelt werden soll.

An diesen Beispielen wird deutlich, dass *alle* hier analysierten Ratgeber eine Kritik an Makrostrukturen vorbringen, die z.T. mit starken sozialwissenschaftlichen Begriffen oder zumindest Schlagworten hantiert, obwohl ihre Ursprünge systematisch weggelassen werden. Veränderungen auf institutioneller Ebene halten einige für geboten, während der andere Teil die Hoffnung hegt, Krisen ließen sich auf Interaktionsebene umschiffen und sogar dort sogar beheben.

Gewisse Teile des Genres haben also durchaus ein starkes Bewusstsein für die krisenhaften ‚Fehler im System‘ und üben eben daran Kritik. Wie ernst diese Kritik genommen werden muss, wie weit sie trägt, ob die angebotenen Lösungen tragen, ob sie nur wieder eingespeist werden oder gar ein verkappter Ausdruck jener Probleme sind, zu deren Lösung sie beitragen wollen, das kann hier nicht mit letzter Sicherheit entschieden werden. Gleichwohl wird klar, dass die sozialwissenschaftliche Debatte wesentliche Aspekte übersehen hat und gut daran tun würde, Selbsthilferatgeber noch einmal neu und mit weniger Vorannahmen lesen und interpretieren würde.

Es ist nun Zeit und dem letzten Code der vorliegenden Untersuchung zu widmen: der *Utopie*.

6.2.6.1.5 Reale Utopien

Kaum jemand traut heute noch Utopien. Waren sie, bevor die Karten allzu exakt waren, stets an schwer oder sogar unerreichbaren Orten zu suchen, musste man später einfach auf sie warten – die Zukunft versprach ihre Ankunft. Solche Hoffnungen hat dann das 20. Jahrhundert mit seinen Kriegen und Katastrophen begraben. Es wurde absurd, die klassenlose Gesellschaft als geschichtsphilosophische Notwendigkeit, als unabdingbar kommend zu erwarten. Wenn wir Utopien heute haben oder wiederhaben wollen, so muss zumindest der Maßstab verkleinert werden. Sollen sie an Realität gewinnen, verengen sich die Ziele auf konkrete Institutionen und Modi sozialer Interaktionen. Plötzlich werden dann die partizipative städtische Haushaltsplanung im brasilianischen Porto Alegre, die selbstverwaltete Kooperative des Mondragón-Konglomerats im spanischen Baskenland, Wikipedia oder das bedingungslose Grundeinkommen zu „realen Utopien“ (Wright 2017). Möglicherweise büßen diese Projekte ihr utopisches Potential mit ihrer Konkretisierung auch ein, sofern – nach Karl Mannheim – das Kennzeichen des „utopischen Bewusstseins“ ja eben darin bestehen soll, dass es „die jeweils bestehende Seinsordnung zugleich teilweise oder ganz sprengt“ (Mannheim 1929, 169). Nichtsdestoweniger scheint eine ernst gemeinte und ernstzunehmende Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse heute kaum ohne ein Durchdenken von – gangbaren – Alternativen möglich. Als Leitbild braucht jede utopisches Bewusstsein. Das gilt auch unter der Bedingung, dass das utopische Moment mehr einem Ideal, einem unbedingt wünschenswerten Zustand gleicht, für dessen Erreichung – gerade ob jenem Verzicht auf die „Sprengung der Seinsordnung“ – Wege angegeben werden können.

Ratgeber nun haben die unübersehbare Stärke auf ihrer Seite, dass sie – anders als die allermeisten sozialwissenschaftlichen Schriften – keinerlei Verzicht oder auch nur Zurückhaltung darin üben, klare Vorgaben bereitzustellen, welche Gestalt sozialer Interaktionen idealerweise annehmen sollen. Solche Vorgaben findet man, anders als das Üben von Kritik, eigentlich in allen Ratgebern. Andeutungsweise haben wir das schon bei den Idealen des Selbst beobachten können (6.2.3.1.1 und 6.2.3.1.4). Dort ging es jedoch, wie der Code schon nahelegt, wesentlich um ideale *Selbstverhältnisse* und *nicht* um soziale Beziehungen. Was wir uns nun ansehen werden, ist, welche Visionen Ratgeber für das ideale Lieben und das ideale Arbeiten entwickeln.

6.2.6.1.6 Visionen der Verbundenheit

Liebesratgeber entwerfen Szenarien dazu, wie die Liebe sich im besten Fall anfühlt und wie, demgemäß, die Erfüllung des therapeutischen Beziehungsideals aussieht. Zwar kommen in den nächsten Passagen nur zwei AutorInnen zu Wort, doch sie stehen stellvertretend für viele andere, mit denen sie die *Vision der Verbundenheit* teilen. Springen wir nun ins Material hinein und verfolgen nach, wie diese Visionen in verschiedenen Szenen ausfallen, was für Metaphern für sie benutzt und welche Rezepte angeboten werden, um sie herzustellen.

Richard Carlson haben wir mit *Don't sweat the small stuff in love* vor allem beim Thema Wissenstransfer (vgl. 6.2.1.3.1) kennengelernt. Mit einer harschen Kritik an zu eng getakteten Arbeitszeitregimen, die Liebesbeziehungen belasten, erzählte er dort die Geschichte von Ray und Joanne, die mit ihren verschiedenen Kommunikationsmodi – „rational“ versus „emotional“ – Schwierigkeiten hatten. In seiner Pointe ging es wesentlich um das Problem der Synchronisierung – er war ihr zu schnell, sie ihm zu langsam. Soziologisch gelesen, stellte sich die ‚exemplary tale‘ als Warnung heraus, sofern Joanne die von Rays durch die Arbeit vorgegeben Denk- und Kommunikationsgewohnheiten letztlich übernahm, also eine Art Kolonialisierung stattfand. Bezieht man die ‚exemplary tale‘ nun unter einem noch anderen Aspekt, nämlich dem der Visionen, Ideale und Utopien, scheint darin eine weitere Anlage auf, verbürgt durch das Motiv der *Synchronisation*. Synchronisation, wie sie in dem Narrativ geschildert wurde, steht für das Ziel, welches sie zu erreichen suchten: die Verbundenheit als Paar. Was Ray und Joanne noch suchten, haben der Autor selbst und seine Frau Kristine längst gefunden. In seinem Geständnis-Narrativ, welches gleichzeitig seine Autorität auf dem Gebiet bescheinigt, beschreibt Carlson seine eigene Partnerschaft als ruhend auf dem soliden Fundament weiträumiger Homogamie. Er und Kristine teilen die Liebe zu ihren Kindern, „similar values and goals, many of the same friends, shared interests, and mutual respect, as well as an attraction for one another. We are also blessed with the same spiritual values and beliefs“. Wertorientierungen, soziale Zirkel, Hobbies, Sexualität und Spiritualität – all das garantiert ihnen Eheglück und markiert intakte Resonanzachsen zwischen ihnen. Allerdings bieten solche quasi-demographischen Merkmale und Eigenschaften noch keine Garantie für langlebiges Eheglück. Hinzutreten muss die *Freundschaft*. „If I had to choose a single characteristic that has made our relationship remain special, fun, and vibrant over the years, it would probably be that the two of us are, first and foremost, really good pals“ (Carlson und Carlson 1999, 5; M9-D4-CI1). Freundschaft ist dann sowohl ein bestimmter Typus der Intimität, welcher weniger heftig

von den Wechselfällen der Leidenschaft geschüttelt wird und damit eine stabilere Verbundenheit verbürgt. Ebenso gut gerinnt bei Carlson Freundschaft jedoch zur kognitiven Haltung. Sie entspricht der Losung: „Keep reminding yourself that your goal is to treat your partner with the same kindness, appreciation, and respect as you would your very best friend in the world“. Unter ihrer Berücksichtigung wird die Partnerschaft zum „sanctuary“, zum Zufluchtsort, welcher „mutually nourishing and enriching both spiritually and emotionally“ ist und das Leben einfacher macht, „not more complicated and filled up with demands and the need to be constantly explaining yourself“ (ebd., 106; M9-D4-CF2). Solch ein Zufluchtsort, in dem müheloses Verständnis, Wertschätzung, Freund(schaft)lichkeit und Respekt vorherrschen, muss dauernd kultiviert werden. Im Szenario, das gleichzeitig eine soziale und korporale Trope ist, soll das Paar nebeneinander oder gegenüber sitzen, die Augen geschlossen halten und gemeinsam schweigen – und sie dann wieder öffnen und dem anderen ins Angesicht schauen.

Something magical happens when two people who share a connection sit together in silence. Defenses tend to drop and hearts open wide. By the time you open your eyes, you'll feel more peaceful and loving – to one another as well as to yourselves. Any friction you may have between you will have dissolved, or will at least be headed in that direction. It will be easier to see the innocence in each other and to love your partner for who he or she is, rather than insisting that they change in order to meet your expectations. You'll discover that any irritation you may have been feeling [...] will be fading away. You'll feel wiser and more compassionate and will probably feel like smiling. (Ebd., 132-133; meine Hervorheb.; M9-D4-CI5)

Das Wort „sanctuary“ bedeutet nicht nur Zufluchtsort, es kann auch mit „Heiligtum“ übersetzt werden. Und das ist genau, wohin jene Übung führen soll. Schweigen, wenn es als bewusste Praxis inszeniert wird, findet man sodann meist in Klöstern, wo es der konzentrierten Andacht dient, dem genauen Spüren der Anwesenheit des Göttlichen und der Verbundenheit mit ihm. In dieser Szene passiert denn etwas nicht ganz dem Unähnlichen oder, wie es im Zitat heißt: „something magical“. Und zwar genau in dem Moment, wo die Augen geöffnet und das Gesicht – nach Lévinas (2002) das Heilige des menschlichen Körpers – des anderen erblickt wird. Eine Begegnung findet statt, die von den Alltagsproblemen ablöst, die Herzen der Liebenden „weit öffnet“, ihre „Schutzschild fallen“

und ihre „Reibereien“ enden lässt. „Irritationen“ schmelzen genauso dahin wie das Insistieren auf Veränderung und Erfüllen-müssen von Erwartungen. Was die beiden Freunde, welche auch Liebende sind, finden oder wiederfinden und im Gesicht des anderen erschauen können, ist „the innocence in each other and to love your partner for who he or she is“. In der oder durch die Verbundenheit entsteht so ein mehr an „Weisheit“ und „Mitgefühl“.

Zwar ruht Carlson Vision der ultimativen Verbundenheit fest auf dem Boden psychosozialer Homogamie, muss aber dennoch ständig gepflegt und instandgehalten werden. Dies geschieht mit und durch den Code der Freundschaft, welche die leidenschaftliche Liebe supplementiert bzw. unterfüttert. Ist das gelungen, kann die Partnerschaft ein Zufluchtsort werden, in dessen Innerem Heiligtum das Paar die Riten der Verbundenheit vollziehen und einüben kann. Verbundenheit, in ihrer idealen, quasi-utopischen Form bekommt bei den Carlsons eine gleichsam religiöse oder zumindest „magische“ Note. Die ideale Partnerschaft kennt in ihren höchsten Momenten eine Art alltagsrituell inszenierter Kommunion, die das wahre, „unschuldige“ Selbst des jeweils anderen enthüllt. Das Besondere an Carlsons Übung, die zum Inneren Heiligtum der Partnerschaft führt bzw. es rituell *aufführt*, ist, dass es einem zentralen Gebot des therapeutischen Beziehungsideals eigentlich widerspricht: dem der Kommunikation. Gerade der – natürlich nur temporäre – Verzicht auf sie, konstituiert das utopische Moment: Verstehen ohne Worte, Eins-werdung, Rückversetzung in den (paradiesischen?) Zustand der Unschuld.

Bei der zweiten nun zu diskutierenden Autorin finden wir eine Vision der Verbundenheit, die geradezu vom Gegenteil ausgeht. Susan Johnson, deren Ansatz wir schon oben bei der Analyse von Natur- und Kriegsmetaphorik ausführlich kennenlernten (6.2.2.2.1 und 6.2.5.1.1), zeigt schon in ihrem Titel *Halt mich fest* an, worauf es ihr ankommt. Beschädigte Partnerschaften, in denen bitter bekriegt und verletzt wird, sollen lernen, wieder miteinander in Verbindung zu treten und sich verbunden zu fühlen. Das geschieht bei ihr auf über das Umlernen von Gesprächsformen bzw. das Vermeiden dessen, was sie „Teufelsdialoge“ nennt. Solche nehmen oft die metaphorische Gestalt von Kriegshandlungen an. In ihrem Ansatz spielt der Ausgang aus jenen „Teufelsdialogen“ die zentrale Rolle, wobei die von ihr erzählten Geschichten davon handeln, wie über andere Dialoge „sichere Verbundenheit“ (re-)etabliert werden soll. Jenes Gefühl ist nämlich in „einer gesunden Liebesbeziehung von zentraler Bedeutung und gleichzeitig eine gewaltige Kraftquelle für beide Partner“ (Johnson 2011, 30; M9-D3-CI4). Für das Anzapfen dieser „Kraftquelle“ spielt offenes Kommunizieren schmerzhafter Emotionen die maßgebliche

Rolle. Weil wir uns auf vorherigen Daten-Karten bereits mit den „Teufelsdialogen“ recht ausführlich befasst und die Richtlinien Johnsons aus dem therapeutischen Beziehungsideal recht bruchlos herleitbar und daher wenig überraschend sind, wollen wir nun eine zweite Herstellungsart von Verbundenheit in den Fokus rücken, die einen wichtigen Aspekt hinzufügt: „Synchronie-Sex“.

Das Sex-Thema führt uns voran und gleichzeitig zurück zu einem Begriff, der schon in Carlsons Narrativ von Joanne und Ray vorkam: *Synchronisierung*. Verbindung geschieht über eine Synchronisierung sowohl von Kommunikationsmodi, wie auch den darin zum Ausdruck kommenden Innenwelten. Dient Sex *nicht* diesem Zweck, spricht Johnson entweder von „Trost-Sex“, der lediglich „Bindungsängste lindern“ soll oder, noch prägnanter, von „Abschottungs-Sex“, bei dem sich die Partner „nicht öffnen wollen oder die sich in Gegenwart ihres Partners nicht sicher fühlen“. Bei letzterem ist die „Bindung zum Partner zweitrangig“ und kann in einer „echten Liebesbeziehung“ sogar „schädlich“ wirken, da sich der Partner „benutzt“ und „zum Objekt herabgewürdigt“ fühlt. Gesund für die „echte Liebesbeziehung“ ist einzig der „Synchronie-Sex“:

Beim Synchronie-Sex kommen *emotionale Offenheit*, emotionale *Resonanz*, zärtliche Berührung und erotisches Erforschen zusammen. *So sollte Sex eigentlich immer sein*. Diese Art von Sex erfüllt, befriedigt und *verbindet zwei Menschen wirklich miteinander*. Wenn zwischen den Partnern eine *sichere emotionale Verbindung* besteht, kann die körperliche Intimität ihre *anfängliche Glut* und Kreativität und *noch einiges mehr wiedererlangen*. (Ebd., 204; meine Hervorheb.; M9-D3-CI1)

Wenn auch nicht wie bei den Carlsons an eine konkrete Trope gebunden, die kleinschrittig Verhaltensweisen vorgibt, hat auch der „Synchronie-Sex“ einen leicht kommunionsartigen Charakter. Entstehen soll „emotionale Offenheit“ und „Resonanz“, ein wechselseitiges „erotisches Erforschen“. Dabei hat diese Art von Sex jede instrumentelle Haltung der Lustbefriedigung abgestreift und wird vollständig in den Dienst der Liebe gestellt, deren Kern die „sichere Verbundenheit“ ist. Wird Sexualität ihr verpflichtet, hat sie nicht nur heilende Qualitäten, sondern lässt auch in späteren Phasen der Partnerschaft die „anfängliche Glut“ wieder an Hitze gewinnen, was zur Erneuerung der Liebesbeziehung führt.

Der beste, ideale Sex ist nicht nur integraler, sondern doppelt-dialektischer Teil der Liebe. „Doppelt-dialektisch“ soll hier meinen, dass es sich um zwei, ineinander verwobene

dialektische Bewegungen in der Beziehungsentwicklung handelt. Erstens bringt der „Synchronie-Sex“ das Paar zu früheren Phasen ihrer Verbindung zurück, übersteigt diese aber zugleich und hebt sie in der Erfahrung und Reife auf, welche durch die bisherige Geschichte gewonnen und ‚erarbeitet‘ wurde. Die Partner können sich „immer wieder neu verlieben“ und dabei ihre Bindung vertiefen, wegen des nun aufgebauten Vertrauens dabei nun mehr „Kreativität“ „und noch einiges mehr“ entwickeln. Gleichzeitig, und das ist der andere Teil der Dialektik, „entsteht die Erregung nicht durch das Bemühen, die anfänglichen Augenblicke schwärmerischer Leidenschaft wieder und wieder zum Leben zu erwecken“; vielmehr können die Partner nun „das Risiko eingehen, in jedem Augenblick im Hier und Jetzt offen zu bleiben und in diesem Zustand emotionale und körperliche Verbundenheit zu erleben“. Erst durch die über Jahre hin aufgebaute „sichere Bindung“, also eine Geschichtlichkeit *sui generis* im Sinne eines dyadischen Gedächtnisses kann das „Hier und Jetzt“, der Einzelmoment in seiner Einzigartigkeit wahrgenommen, verstanden und genossen werden. Um das zu veranschaulichen erzählt Johnson von einem „seit Langem verheirateten Paar“, dessen Sex „wie argentinischer Tango“ ist. Dabei seien die Partner „völlig präsent und aufeinander fokussiert“ und befinden sich in „einem so überwältigenden Zustand der Harmonie und reagieren so perfekt aufeinander, dass ihnen bei diesem fließenden, improvisierten Tanz nie ein falscher Schritt oder eine missglückte Drehung unterläuft: Sie bewegen sich als ein Ganzes, mit Anmut und Gespür“ (ebd., 208; meine Hervorheb.; M9-D3-CII).

In der Metapher SEX IST TANZ verkoppeln sich nun beide Ebenen der Dialektik. Geschichte und Gegenwart der Beziehung sind dort verschwistert, sofern der „Synchronie-Sex“ im zyklischen Durchlauf vergangene Phasen vergegenwärtigt. Deren Leidenschaftlichkeit extrahierend, sind im „Synchronie-Sex“ mit dem immer wieder als sicher empfundenen Verbundenheitsgefühl angereichert, das seinerseits im und durch den Sex weiter feinkalibriert wird, bis ein „überwältigender Zustand von Harmonie“ eintritt. Dann und dort wird aus den beiden Tanzenden im Tanz „ein Ganzes“. Zwar diesmal in weniger religiös aufgeladenem Vokabular und im Modus der Bewegung begriffen, begegnet uns das Schweigen der Carlsons wieder. Kommunikation geschieht nur noch non-verbal. Die Liebenden transzendieren den Diskurs und sind dennoch oder gerade deswegen in perfekter Synchronie aufgehoben. *Das* ist die zweite, quasi-utopische Vision der Verbundenheit.

6.2.6.1.7 Zwischenfazit III

Obwohl beide Autoren von gegensätzlichen Ausgangspunkten her ihre Visionen der Verbundenheit entwickeln, kommen sie zu überraschend ähnlichen Resultaten. Carlson und seine Frau Kristine stehen als hyper-homogames Pärchen bereits in tiefer Freundschaft zueinander, während die von Johnson beratenen Ehen von „Teufelsdialogen“ getrieben, ja heimgesucht werden, sich in immer neu aufflammenden Kriegen gegenseitig die Hölle heiß machen. Was die Einen an Kohäsion bereits mitbringen, wiegen die Anderen mit Anomie auf. Wie verschieden die Ausgangspunkte auch sein mögen, die Visionen der Verbundenheit bleiben, als fokussierte Quasi-Utopien, erhalten. Hierin zeigt sich auch, dass Ratgeber – zumindest, wenn sie über die Liebe sprechen – keineswegs nur das Selbst kennen und die Sozialität verkennen. Im Gegenteil, die Verbundenheit ist ein Modus sozialer Interaktion, eine Gestimmtheit der Reziprozität – und wird hier ins Höchste valorisiert und nobilitiert. Gekoppelt mit dem kulturellen Code der Freundschaft, laden die Carlsons ihn sogar religiös auf und sakralisieren damit die Liebe, machen sie zum „sanctuary“, also gleichzeitig – wie in den Bildern des 19. Jahrhunderts – zum Zufluchtsort und Heiligtum. Mit dem Augenaufschlag erblicken die Partner das Angesicht des anderen und gewinnen in, mit und durch Schweigen ihre Unschuld wieder. Damit transzendieren sie das therapeutische Beziehungsideal, welches personale Autonomie und psychologisch regelgeleitete Kommunikation betont. Ähnliches kann man auch bei Johnson sehen, die, zumindest in dem hier besprochenen Ausschnitt, den „Synchronie-Sex“ als Verbundenheitsmedium anzeigt. Zwar wurde auch in ihn zunächst das Kommunikationsideal der Offenheit hineintransferiert. Über die doppelte Dialektik von Vergangenheit und Gegenwart kann sich die Synchronie bis zur Maximum steigern. In der Metapher SEX IST TANZ kulminiert, wie auch schon bei den Carlsons, eine Art der Kommunion. Tänzer werden im Tanz „ein Ganzes“. Sie reagieren ohne Worte im „überwältigenden Zustand der Harmonie“ „perfekt“ aufeinander.

Derartige Visionen der Verbundenheit transzendieren das therapeutische Beziehungsideal. Sie ersetzen die personale Autonomie durch „sichere Verbundenheit“ oder fast-sakrale Kommunion. Offene Kommunikation wird – im Schweigen und im Tanz – überflüssig. Könnte es also doch sein, dass, wie Mannheim meinte, Ratgeber damit die „Seinsordnung“ „teilweise oder ganz sprengen“ und so im vollwertigen Sinne ein utopisches Bewusstsein enthalten? – Möglich wäre es, müsste aber weiter erörtert werden, als wir es hier tun können. Fahren wir daher lieber fort und gehen weiter zum Abschluss der Daten-Karte und damit dem empirischen Interpretationsteil unserer Untersuchung überhaupt.

6.2.6.1.8 Visionen der Kooperation

Berufsratgeber sind deutlich ärmer an utopischen Entwürfen als Liebesratgeber. Sie interessieren sich kaum für die Kommunion der Seelen, richten keine Rituale dazu ein und, was leicht erklärlich ist, proklamieren Sex nicht als Medium der Verbundenheit. Was man stattdessen findet, sind pragmatisch gehaltene Methoden, deren Ziel in einer verbesserten Kooperation besteht. Für die Koordinationsoptimierung werden ebenso jene uns von der Anlage her schon bekannte Ideale des Selbst in Anschlag gebracht.

Es wird nun zu prüfen sein, mit welchen symbolischen Mittel solche Visionen der Kooperation ausstaffiert werden. Ihre diskursive Inszenierung soll in zwei Ratgebern gezeigt werden, die wir beide schon kennen. Der erste stammt von Gary Chapman und Paul White, der zweite vom Stephen Covey, der zwar schon auf der letzten Daten-Karte beim Religionsthema wichtig war, doch dessen Berühmtheit und komplexes Denken einen zweiten Blick rechtfertigt.

Beginnen wir sodann mit Gary Chapman, der durch *Die 5 Sprachen der Liebe* bekannt wurde, wobei er das Konzept gemeinsam mit einigen Koautoren auf die Arbeitswelt übertrug. Einige Jahre später verfasste er dann, wieder mit Unterstützung aus der Wirtschaft, einen dritten Ratgeber *Rising above the Toxic Workplace*. Zentral ist, wie der Titel bereits sagt, die Metapher der Toxizität, ein aus der Natur entlehntes Bild, das wir oben bereits recht ausführlich diskutiert haben (6.2.2.2.5). Für das Fragen nach Utopien scheint sich genau dieser Ratgeber auf den ersten Blick gerade nicht zu eignen. Dort werden Geschichten gesammelt, die von Demütigung, Schmerz, Enttäuschung, Erschöpfung, Ungerechtigkeit, und Missständen am Arbeitsplatz handeln. – Wieso sollte man gerade hier utopische Momente vermuten? Die Antwort darauf ist recht simpel: Weil ein Ratgeber, der nur aus Negativität besteht, genauso unwirksam bleiben müsste wie einer, der keine Warnungen beinhaltet. Wie ich oben (6.2.6.1.5) bereits anmerkte, braucht die Kritik regulative Ideen, deren visionäre Positivität als Richtwert dient. Kaum verwunderlich kann es daher sein, wenn die Autoren feststellen: „When a workplace becomes toxic, its poison spreads beyond its walls and into the lives of its workers and their families. In contrast, *positive organizations energize and inspire* their workers. [...] Their leaders know: organizations thrive when employees thrive” (Chapman, White, und Myra 2014, 14; meine Hervorheb.; M9-D7-CI2). Mit ihrem Hinweis auf das, was wir oben (6.2.1.2.5) unter dem Stichwort *Love-Work-Conflicts*

ausführlich erörtert haben, geben Chapman et al. zwei Attribute an, die „positive“ Unternehmen haben: sie wirken „energetisierend“ und „inspirierend“ auf die dort angestellten Mitarbeiter. Wie genau sie das tun, erklärt sich schnell aus Chapmans vorherigen Büchern: „Healthy workplaces *grow from high mutual respect and sensibility to others*. They are created when employees and managers *learn how to express appreciation* for positive traits” (ebd., 11; M9-D7-CI3). Was hier beschrieben oder wenigstens angedeutet wird, sind die emotionalen Grundlagen der Kooperation. Sie erfordert nicht allein einen Katalog an Spezialfähigkeiten wie Buchhaltung, das Beherrschen von *Java* oder *Stata*. Nach Chapman müssen Mitarbeiter wie auch Manager die „Sprachen der Wertschätzung“ erlernen (vgl. 6.2.1.1.4). Sie sind das immaterielle Werkzeug für die Beziehungsdimension. „Gesunde“ Arbeitsorte können nicht mechanistisch auf Knopfdruck hergestellt und nicht streng logisch wie eine mathematische Formel gelöst werden. Sie erfordern „sensibility to others“ und „wachsen“ nur langsam. Geschieht dies jedoch, dann „wachsen“ mit der Firma auch die dort Angestellten. In einer ‚cautionary tale‘ erzählen die Autoren von einem CEO, der das „Betriebsklima“ vollständig zerstörte, indem er öffentlich seine Mitarbeiter demütigte und durch beschuldigende Standpauken demoralisierte, bis 85 Prozent der Belegschaft kündigte. Vor diesem „turn to toxicity“ beschrieb einer der Angestellten das Leben der Firma so:

For hundreds of people, the *organization made possible life-changing growth* dealing with *emotional obstructions*. It was common for staff to cite working there as the *single most important thing they had ever done*, with *gratitude* for an *endless stream of insights*, self-development, and acquired wisdom. (ebd., 109; meine Hervorheb.; M9-D7-CI1)

Das „warm, illuminating light“ verschwand dann schnell, nachdem der Direktor zum „toxic leader“ geworden war. Bevor jene toxische Peripetie erreicht wurde, ermöglichte das „emotional climate“ eine (wieder derselbe Begriff:) *Synchronität* des „Wachstums“ von Individuum und Organisation. Innerhalb dieses Ideals erzeugt der Arbeitsplatz nicht nur keine Probleme im Rest der Einzelleben. Es löst sie sogar auf, beendet im psychologischen Haushalt vorhandene „emotional obstructions“. Das Arbeiten innerhalb solcher Atmosphären gewinnt an sich eine transformatorische Qualität. Nicht das Selbst transformiert den Arbeitsplatz, sondern der Arbeitsplatz transformiert das Selbst, bildet in ihm „Dankbarkeit“, quellt einen „endlosen Strom von Erkenntnissen“ und lässt „Weisheit“ gewinnen.

Mögen sie auch verstreut sein, kann man in Chapmans Büchern noch mehr Mini-Utopien finden, wo dann von einer „oasis of friendliness“ (6.2.2.2.5) oder einer „culture of trust“ die Rede ist. Meistens werden Naturmetaphern verwendet, um ein Optimum anzustecken, die Unternehmen zu „Organismen“ machen, welche unter gewissen Konditionen gedeihen und unter anderen dahinsiechen und sterben. Die „Gesundheit“ jedes Unternehmens hängt davon ab, ob mit den „Sprachen der Wertschätzung“ jenes „emotionale Klima“ geschaffen werden kann, welches ein doppeltes Wachstum von Mitarbeitern und Organisation erlaubt. „Taking people where they are and helping them develop their potential often brings greater emotional satisfaction as well as financial profitability“ (ebd., II; M9-D7-CI3). Innerhalb dieser quasi-utopischen Vision haben Manager den Wunsch, ihre hierarchisch bedingte Überlegenheit zum Wohle der Mitarbeiter einzusetzen, sie zu fördern und wertzuschätzen – und gerade dadurch Profite zu erwirtschaften. Das ideale Unternehmen koordiniert und kultiviert *erst* die Beziehungsebene sowohl innerhalb wie zwischen Hierarchieebenen und macht dies *dann* zur Grundlage des Profits. In dieser Vision der Kooperation besteht dann kein oder kaum noch ein Unterschied zwischen den Interessen des Unternehmens, seiner Leitungsebene und den Mitarbeitern. Alle gewinnen gleichermaßen. Es entsteht das, was Stephen Covey eine „Win/Win-Situation“ nennt.

In seiner Konzeption, die ich oben bereits kurz dargelegt habe (vgl. 6.2.5.1.7), nimmt die „Win/Win-Situation“ den Platz der vierten „Gewohnheit“ an. Schon darin deutet sich seine Idee der „Interdependenz“ an. Im Kern besagt sie, alles sei mit allem verbunden, die Welt ein geschlossenes System kausaler Beziehungen und in letzter Instanz von Gott höchstpersönlich erdacht und erschaffen.

Coveys Vision der Kooperation hat jedoch noch zwei weitere Teile oder *habits*. Nummer fünf ist das „Prinzip“ der empathischen Kommunikation, mit der ein echtes Verständnis des Gegenübers erreicht werden soll; daher der Grundsatz *Seek first to understand... Then be understood*. Die Krönung jedoch – und das, worauf wir uns nun konzentrieren wollen – ist „Gewohnheit“ Nummer sechs: *Synergie*.

Synergie ist „the *highest activity in all life* – the true test and manifestation of all the other habits put together. [...] All the habits we have covered prepare us to create the *miracle* of synergy“ (Covey 2004, 262; meine Hervorheb. M9-D8-CF1). Heruntergebrochen lässt sich das Synergie-Prinzip definieren als „the whole is greater than the sum of its parts“. Durch eine Art von „Emergenz“ (für den Begriff, vgl. Krohn 1992, Renn 2008, Schwarz 2016), wird ein unvorhersehbarer Prozess angestoßen, der „Gefahren und Herausforderungen“ beinhaltet und daher dem Synergetiker viel abverlangt: „It takes an enormous amount of internal

security to begin with the spirit of adventure, the spirit of discovery, the spirit of creativity. Without doubt, you have to leave the comfort zone of base camp and confront an entirely new and unknown wilderness". Die Suchen nach Synergie macht die „effektive Person“ zum „trailblazer“ und „pathfinder“, der „new possibilities, new territories, new continents“ entdeckt und erkundet.

Wie genau Synergien entstehen und was passiert, wenn sie es tun, will Covey durch ein Geständnisnarrativ verdeutlichen, das sich um die Ereignisse eines seiner Universitätsseminare dreht. Drei Wochen nach Kursbeginn hält einer der Studierenden eine Präsentation, gefüllt mit „very powerful personal experiences which were both emotional and insightful“. In der Klasse schlägt das durch: „A spirit of humility and reverence fell upon the class – reverence toward this individual and appreciation for his courage“. Jener „spirit“ wird zum „fruchtbaren Boden“ für „a synergistic and creative endeavor“. Ein Domino-Effekt tritt ein: „Others began to pick up on it, sharing some of their experiences and insights and even some of their self-doubts“. Ausgehend davon nimmt das ganze Seminar eine unerwartete Richtung:

The spirit of trust and safety prompted many to become extremely open. Rather than present what they prepared, they fed on each other's insights and ideas and started to create a whole new scenario as to what that class could mean. [...] I was almost mesmerized by it because it seemed so magical and creative. (; meine Hervorheb.; M9-D8-CF2Covey 2004, 265-266)

In der Folge lockert Covey die ursprüngliche Struktur des Seminars, „sensing entirely new possibilities“. Was sich ausbreitet ist ein „sense of maturity and stability and substance which transcended by far the old structure and plan“. Alle Beteiligten sind so begeistert davon, was Neues in der Klasse entsteht, dass sie eigenständig Projekte leiten, Aufgaben verteilen und gemeinsam Ziele definieren. „Out of this experience emerged an extremely unique, cohesive, and synergistic culture that did not end with the semester“.^{III}

Was sich im Klassenraum verwirklicht, ist Covey zufolge ein „natürliches“ Prinzip: „All nature is synergistic“. Die „Magie“ liegt hier nicht im Einzelnen. „It's in the relationship that creative powers are maximized. [...] The more genuine the involvement, the more sincere and sustained the participation in analyzing and solving problems, the greater the release of everyone's creativity“ (ebd., 283; M9-D7-CI1).

^{III} Später entsteht auf dieser Grundlage Coveys Buch *Principle-Centered Leadership* (Covey 1990).

Kreativität ist, wie längst bekannt, seit langem eines der großen Buzz-words von Ratgeber aller Arten und fester Bestandteil des neoliberalen Anforderungskatalogs an das Selbst. Immerhin lautet der Untertitel des Prinzips der Synergie nicht umsonst „*creative cooperation*“. Gleichzeitig, und das ist das eigentlich Bemerkenswerte hier, geht es *nicht* um die Steigerung, die Optimierung des Selbst als atomisierte Entität, sondern um dessen soziale Einbettung. Synergie beschreibt deren Modus, die Art der Relation zwischen den Arbeitssubjekten. Es sind die sozialen Beziehungen, welche Kreativität freischalten und *nicht* allein ein Potential, das in das Selbst hineingeboren und nun als Ressource angezapft und dann ausgebeutet werden soll. Gleichzeitig fordert die radikal positive Emergenz den Subjekten „an enormous amount of internal security“ ab, verspricht gleichzeitig jedoch ein „Abenteuer“ und das Neue als Erkundung der sozialen *terra incognita* schlechthin. – In Coveys Narrativ beginnt diese „Reise“ mit der emotionalen Offenheit eines Kurspartizipanten; sie wirkt sofort ansteckend (für dieses Motiv, vgl. 6.2.2.1.7) und erzeugt einen „spirit of humility and reverence“. Der Begriff des „spirit“ ist mit Sicherheit nicht zufällig gewählt, da eng verknüpft mit jener christlichen Metaphysik, an deren Validität Covey mit ganzem Herzen glaubt (vgl. 6.2.5.1.7). Vor diesem Hintergrund wird auch erklärlicher, warum er von Synergie als einem „Wunder“, einer Art *sozialer Magie* spricht („I was almost mesmerized by it because it seemed so magical“). Seine Vision der Kooperation ist, um es nochmals zu sagen, sozialmagisch und damit alles andere als auf das Selbst als alleinigem Träger von Kreativität und Erfolg zugeschnitten. Das Selbst bildet zwar, wie die erste drei *habits* ganz deutlich machen, das Fundament seiner Überlegungen, doch kommt es erst zur vollständigen Reife – auf dem „maturity continuum“ –, wenn es sich als vollständig vernetzt, als interdependent mit anderen erkennt und seine Arbeit synergetisch konzipiert, d.h. in harmonischer Kooperation mit seinem sozialen Umfeld.

Es ist nun Zeit vorzustoßen zum letzten Resümee der letzten Daten-Karte. Darin wollen wir auch noch die Ergebnisse Revue passieren lassen, die dieser letzte Abschnitt zu Tage gefördert hat.

6.2.6.1.9 Resümee

Keiner der hier diskutierten Ratgeber huldigt dem Hyper-Individualismus. Keiner zeichnet ein atomisiertes Bild des Selbst, dessen alleiniger Zweck seine eigene ‚Verwirklichung‘ wäre. Keiner leugnet die Sozialität des Selbst oder die wirkmächtige Existenz gesellschaftlicher Makrostrukturen.

Sicher muss man nochmals betonen: Es gibt genug Ratgeber im Selbsthilfekosmos, die all das zu Genüge tun. Diese Daten-Karte wollte jedoch jene – z.T. sehr prominente – Minorität zu Wort kommen lassen, auf die die soziologische Kritik gerade *nicht* zutrifft. Meines Wissens hat keine andere Untersuchung, zumindest keine deutschsprachige, das bisher getan. Mit einer solchen, für die wissenschaftliche Selbstkorrektur wichtigen Innovation rechtfertigen sich sowohl die vielen Seiten detaillierter Interpretation.

Mittels der beiden Codes von Krise und Utopie wurden jene Stellen herauspräpariert, welche einerseits die Negativität betonen, mit welcher sich Subjekte unter dem Gewicht sozialer Makrostrukturen herumschlagen müssen. und andererseits, wie die „beste aller Welten“ zumindest in Momenten starker Positivität aussehen könnte. Misere und Vision sind dabei Teil ein und derselben Gleichung, da kein Ratgeber nur eines von beidem allein verkaufen könnte. Recht evident dabei ist, dass das Genre insgesamt sein Geschäft vor dem Hintergrund einer „Ökonomie der Verheißungen“ (vgl. 4.3.2) abwickelt. Werfen wir nun, zum Abschluss, einen Blick zurück auf die Ergebnisse der kontraintuitiven Krisen-Seite .

Innerhalb des Krisen-Codes lassen sich, wenn auch nicht immer ganz eindeutig, zwei Typen auseinanderhalten. Beide findet man halb und halb in Liebes- und Berufsratgebern. Den ersten könnte man den *institutionellen* Typus nennen. In diesem Register werden ansonsten sehr verschiedene AutorInnen zu Nachbarn: Jones/Schechter und Daniel Goleman. Zwar liegen feministische Sozialarbeit und Emotionspsychologie denkbar weit auseinander, doch beide sehen ganz klar Institutionen als Ursachen und Schauplätze von Krisen. Bei Jones/Schechter ist es die Ehe und „das Patriarchat“, welche die (weiblichen) Individuen knechten und Missbrauch aller Arten und Schweregrade begünstigen. Ihre Lösung liegt, einzig möglich, in der solidarischen Kollektivierung der Opfer, welche durch die Institution und ihre konspirierenden Vertreter versehrt wurden. Bei Goleman gibt es keine genderte Trennung in Opfer und Täter, keine die gesamte Gesellschaft überspannende Struktur, die Zugunsten einer bestimmten Gruppe arbeitet. Dennoch sieht er Institutionen am Werk, die in oft schädlicher Weise das Innenleben der Akteure, ihre Emotionen, bedingen und so gestalten. Zu Unrecht werden die Akteure beschuldigt, wenn sie unter „Burn-Out“ zu leiden beginnen, wütend und verzweifelt einer institutionellen Wirklichkeit gegenüberstehen, die ihre Intimitäten erodiert, die ihre Freizeit raubt oder ihre soziale Einbettung stückweise abbaut. Seine Lösung liegt zwar auch im Stärken der „emotionalen Kompetenzen“ der Belegschaft, doch nützen solche Bemühungen nichts, wenn nicht das „soziale Strukturgefüge“ mitbedacht und die Unternehmenskultur insgesamt umgestaltet wird.

Beide, Jones/Schechter und Goleman haben auf Liebe resp. auf den Beruf einen institutionsfokussierten Blick.

Der zweite Typ von Krisenbeschreibung kann *zeitdiagnostisch* heißen. Er begegnete uns am prägnantesten bei Michael Moeller und den Zurhorsts. Beide beschreiben die Krisen der Gegenwart, und treffen sich dabei vor allem in ihrer Kritik der Beschleunigung sozialer Verhältnisse und eines Verlusts kultureller Orientierungen. Für Moeller äußert sich ersteres im ständigen Zeitdruck, der zwischen den Liebenden einen „communication gap“ erzeugt und damit in die sprachlose Beziehungslosigkeit bzw. Entfremdung führt. Orientierungslos werden die Liebenden durch die „Informationsflut“, welche sich – gerade in der „Psycho-Szene“ – durch ein massives Überangebot an Selbstverwirklichungsmaßnahmen zeigt.

Bei den Zurhorsts, die gleich multiple Krisen am zerstörerischen Werk sehen, findet heute die „tiefgreifendste Transformation seit der industriellen Revolution“ statt. Einerseits kann niemand mehr seines Arbeitsplatzes sicher sein, weil globale Märkte schon morgen hinwegfegen können, was gestern noch sicher schien. Zum anderen führt solch ein rapider Wandel zur unlösbaren Frage, welche Existenzsicherungen überhaupt noch greifen. Sieht Moeller Orientierungslosigkeit um sich greifen, weil es zu viele Deutungsangebote gibt, beklagen die Zurhorsts den Mangel an haltbaren Gewissheiten. Was der beide ebenso teilen, ist – im Gegensatz zu Jones und Goleman – die Hoffnung, dass jene Krisen, wenn auch nicht letztlich lösbar, auf der individuellen Ebene zumindest handhabbar sind. Bei den Zurhorsts soll über den Weg der Introspektion die Rekonfiguration der Grenze zwischen Arbeits- und Privatleben zugunsten von letzterem stattfinden- Bei Moeller über Zwiegespräche die Entfremdung gelindert oder sogar beseitigt werden. Beide hoffen auf einen sozialen Wandel, der auf der individuellen Ebene in den Privatleben stattfindet und von dort aus in als Mentalitätswandel in die Institutionen einsickert.

Beide Krisen-Typen haben also eine jeweils entgegengesetzte Vorstellung davon, wie den Krisen entgegenzuarbeiten ist: die institutionellen Kritiken setzen ‚oben‘, auf der Makroebene an, und die zeitdiagnostischen eher auf der Mikroebene. Gleichzeitig findet man in allen Krisendiagnosen oft recht große Spannungen, die aller Art seltsame konzeptionelle Blüten treiben. Jones und Schechter kritisieren „das System“ und rutschen dabei öfter in eine verschwörungstheoretisch angehauchte Sprache, die überall nur Täter oder mindestens Mittäter sieht; Frauen werden zu Opfern, die kaum eine Chance haben, Veränderungen herbeizuführen – obwohl es genau das ist, wozu sie ausrufen. Moeller sieht seinen eigenen Ansatz als *das* Mittel, welches die Entfremdung auflösen soll, beschwert sich

aber gleichzeitig über all die Angebote, welche sonst noch um Aufmerksamkeit kreischen. Er tut dies wohl weißlich, dass er selber mit in diesem Konzert spielt, also jene Orientierungslosigkeit erzeugt, welche er anprangert. Die Zurhorsts sehen große Transformationen stattfinden, auf die das Individuum keinen Einfluss hat – erklären das Subjekt aber gleichzeitig als mitverantwortlich für die Misere. Goleman will ArbeitnehmerInnen entlastet, mit mehr Freizeit ausgestattet und sozial wieder eingebettet sehen und dafür die Unternehmenskultur umkrepeln – gleichzeitig hält er am Leistungsprinzip fest und hebt die „Leistungs-Asse“ narrativ auf ein hohes Podest.

Immanente Widersprüche wie diese finden sich wohl in jeder Art von Kritik, sicher auch der sozialwissenschaftlich fundierten. Entwerten sie deswegen die kritischen Bemühungen gänzlich oder als solche? Ich weiß es nicht. Für die Ratgeber steht jedenfalls fest, dass sie mehr zu bieten versuchen als Kritik. Sie ist nicht ihr Hauptgeschäft. Worin sie noch besser scheinen, ist das Angebot von Visionen oder Idealen, die ich oben „reale Utopien“ genannt habe. Obwohl auch hier sich die Liebes- und Berufsratgeber in manchen Punkten überraschend stark annähern, kann man auch hier – allerdings spartenspezifisch – zwei verschiedene Typen auseinanderhalten: Liebesratgeber entwickeln *Visionen der Verbundenheit* und Berufsratgeber *Visionen der Kooperation*.

Die *Visionen der Verbundenheit*, wie wir sie hier kennengelernt haben, starteten von jeweils sehr unterschiedlichen Ausgangspunkten. Während die Carlsons eine hochgradig homogene Ehe führen, deren Basis feste Freundschaft ist, versorgt Johnson die durch Ehekrise auf der „emotionalen Haut“ geschlagenen Wunden. Ihr quasi-utopisches Ziel ist dabei dasselbe. Sie wollen Empfehlungen aussprechen, die, wenn in die Praxis umgesetzt, ihren LeserInnen *Verbundenheit* ermöglichen. Bei den Carlsons soll die Partnerschaft zum Zufluchtsort werden. Jener erhält, durch die sozio-korporale Trope des gemeinsamen Schweigens hergestellt, einen sakralen Grundcharakter, sofern dort, im Schweigen und Angesicht des anderen, „etwas Magisches“ geschieht: die säkulare Seelenkommunion der Liebenden. Dem nicht ganz unähnlich aber weniger spirituell aufgeladen, gipfelt die Vision der Verbundenheit von Johnson im „Synchronie-Sex“, der zum Tanz wird. Dort gewinnt das Paar doppelt dialektisch seine Verliebtheit in reifer Spätheife zurück und erlebt sich „als Ganzes“, ohne dass dafür Worte nötig wären, weil das beziehungs geschichtliche Wissen umeinander bereits fundamental in die Körper einbetoniert wurde. Beide Visionen der Verbundenheit transzendieren auf ihre je eigene Art das therapeutische Beziehungsideal. Wenn Verbundenheit ihr Maximum erreicht, bestehen sie nicht mehr diskursiver Kommunikation zur Bedürfnisverhandlung, sehen den Nähe-Distanz-Konflikt als gelöst

und keine Notwendigkeit mehr, auf personale Autonomie zu pochen; das Selbst wird in der Dyade im Hegel'schen Sinne ‚aufgehoben‘. Ob damit die Mannheim'sche „Seinsordnung“ doch „gesprengt“ und das utopische Moment voll trägt, konnte hier nur als Frage gestellt, nicht aber entschieden werden

Einer der wichtigsten Begriffe, die die Visionen der Verbundenheit mit jenen der Kooperation verschalten, ist jener der *Synchronisation*. Bei Chapman taucht er, so könnte man ihn lesen, chiffriert auf, sofern bei einer „gesunden“ Organisation die sonst ewig konfligierenden Interessen zwischen Management und Mitarbeiterschaft übereinandergelegt und ‚synchronisiert‘ werden. In der Vision von Covey lässt sich eine Wahlverwandtschaft von Synchronität und Synergie leicht feststellen, sofern auch dort eine geradezu perfekte Abstimmung stattfindet. Ob hier jedoch eine symbolisch-infrastrukturelle Brücke existiert, muss bis auf Weiteres dahingestellt bleiben. Endgültiger steht fest, dass die Visionen der Kooperation nicht die Sachaufgaben in den Mittelpunkt stellen, sondern die sozio-emotionale Dimension der Arbeit. Bei Chapman werden die Arbeitsselbste durch die Organisation bereichert, ja sogar „transformiert“. Sie gewinnen an Erkenntnis und Weisheit, erleben eine Auflösung von „emotional obstructions“. Während der dritten Woche von Coveys Universitätsseminar gibt einer der Studierenden mit seiner emotionalen Offenheit den ansteckenden Anstoß und löst einen „synergetischen“ Dominoeffekt aus. Daraufhin passiert, wie auch schon in Carlsons Liebesratgeber, „something magical“: das Neue entsteht. Es kommt dabei nicht aus den Einzelnen, deren vereinzelter „Kreativität“, sondern als Resultat harmonischer wie herausfordernder Sozialität. Das utopische Moment folgt aus der Logik einer metaphysisch aufgeladenen Naturanthropologie, welche das „soziale Wesen“ des Menschen verbürgt und die soziale Magie der Kooperation bedingt. Deswegen sind bei Chapman Organisationen Organismen, die gesund oder krank werden können. Sind sie gesund, sind es auch die Menschen und Kooperation floriert. Für Covey war das Prinzip optimaler oder „kreativer Kooperation“ selbst eines der Natur: „Synergy is everywhere in nature. If you plant two plants close together, the roots co-mingle and improve the quality of the soil so that both plants will grow better than if they were separated“ (Covey 2004, 263; M9-D8-CF1). Man könnte also sagen, dass zumindest jene Ratgeber den sozialen Kern des Selbst nicht verkennen, sondern ihn zur Grundlage ihrer Quasi-Utopien gemacht haben.

Mit dieser provokativen Feststellung wollen wir unsere empirische Untersuchung abschließen. Was jetzt noch zu tun bleibt, ist den großen Rückblick über das zu geben, was diese Untersuchung insgesamt an empirischen Ergebnissen zu bieten hat.

6.2.6.2 Zusammenfassende Thesen VI: Thematisches Feld *Kritik*

- Die soziologische Kritik an Ratgebern macht aus dem Genre zu oft einen Strohmann, wodurch sie ihre eigenen „kritischen“ Annahmen bestätigt sieht. Genaue und offene Interpretation kann dem entgegenwirken, vor allem, wenn sie auf die Kritik fokussiert, welche die Ratgeber selbst üben und deren utopisches Potential prüft.
- Auch wenn ein Großteil der Ratgeber keine Kritik bestehender Makrostrukturen versucht, trifft das nicht auf alle zu. Hierzu benutzen Ratgeber, wenn auch recht verwässert, oft Ansätze, die aus den Sozialwissenschaften selbst stammen.
- Zwei Typen der Kritik ließen sich in der Analyse ausmachen: ein *institutioneller* und ein *zeitdiagnostischer*. Beide überspannen die Sparten und beschreiben Krisenerscheinungen.
- Die erste Variante sieht Akteure eingespannt, ausgebeutet und geknechtet von Institutionen, die deren emotionale Innenleben durchherrschen; Lösungen bestehen in Kollektivierung gegenüber und Umbau derselben Makrostrukturen. Die zweite, zeitdiagnostische Variante beschreibt den gegenwärtigen Moment des Kollektivlebens als geprägt von Beschleunigung und Orientierungslosigkeit; sie verortet die Lösung auf der individuellen Ebene und hofft auf Emergenz-Effekte.
- Alle Krisendiagnosen und Kritikansätze enthalten starke, immanente Widersprüche. Sofern selbiges auch für viele (sozial)wissenschaftlichen Versuche gilt, besteht darin keine automatische Entwertung der Ratgeberkritik.
- Ratgeber entwerfen in ihren Verheißungen Visionen, wie das beste Arbeits- und Liebesverhältnis aussehen kann; auch wenn man darin keine vollwertigen Utopien sehen mag, ist doch ein lokal begrenztes, utopisches Moment in sie eingekapselt.
- Liebesratgeber entwerfen *Visionen der Verbundenheit*, in denen die Synchronisierung der Partner perfekt und das therapeutische Beziehungsideal transzendiert wird. Berufsratgeber entwerfen *Visionen der Kooperation*, in denen das Individuum vollständig in der Gruppe/Organisation aufgeht und positionell bedingte Interessengegensätze aufgelöst werden.

- Beide Visionen stellen das soziale Wesen des Menschen in den Mittelpunkt, beschreiben es mit Naturmetaphoriken und geben der Sozialität eine sakrale, gleichsam magische Note.

7. Fazit

Die Interpretation ist nun zu Ende. Wir können uns an den Rückblick wagen und dabei, mit soviel Einsichten ins Material, über dessen Rand hinausschauen. Hinter diesem Rand liegt denn eine milliardenschwere Industrie globalen Ausmaßes, die jedes Jahr hunderttausende von Textseiten publiziert, youtube-Videos produziert, Seminare abhält, Podcasts veröffentlicht und überhaupt Weisheiten jeder Art und Couleur verbreitet, die nicht nur Liebe und Beruf betreffen. Mit den empirischen Früchten genauer Textarbeit im Rücken möchte ich nun etwas spekulieren und im Sinne der „Reflexivität“ etwas über die Erfahrung der Interpretation als solcher sagen. Beides, Spekulation wie Reflexivität, sollen sich um folgende Fragen drehen: Warum es sich lohnt, Ratgeber zu lesen? Hat sich die Soziologische Rhetorik als hausgemachte Methode als fruchtbar erwiesen? Welchen Mehrwert bringt der Vergleich von Liebe und Beruf hier und allgemein? Was sind die überraschendsten Ergebnisse der Untersuchung? Und schließlich, welche Aussagen kann man nun über jene Makrotrends machen, die in Kapitel 2 und 3 herausgestellt wurden?

7.1 Warum es sich lohnt, Ratgeber (genau) zu lesen

Eines der erstaunlichsten Zitate, welches ich in der Sekundärliteratur zu Ratgeber gefunden habe, stammt verrückterweise von deren wohl schärfster Kritikerin. Zwar beschwert sie sich vor wie nach jener Passage über die neoliberale Grundlage und den Psychozentrismus des Genres. Aber gut zwölf Jahre, nachdem sie ihren berühmt gewordenen Aufsatz *Governing citizens through self-help literature* veröffentlichte (vgl. 4.2.2), schien Heidi Rimke zumindest teilweise ihre Meinung geändert zu haben. Obwohl die Normalitätsvorstellungen immer noch ein Problem darstellen würden, gibt sie für – einige – Selbsthilfe-Bücher zu:

[T]hey really can help. They may actually provide some useful or practical advice on how to get along better with one another, or how to feel better about ourselves. Maybe we will learn to be more understanding and forgiving of other people, as we learn to do the same toward ourselves. Perhaps we *will* become ‘better’ people [...].
(Rimke und Brock 2012, 195; Hervorheb. im Orig.)

Und das ist keine bloße Vermutung oder Behauptung (mehr). Scott McLean und sein kanadisches Team haben in umfangreichen Rezeptionsstudien genau das nachgewiesen. Die meisten Leser und Leserinnen lernen aus und profitieren von ihrer Lektüre (vgl. 6.1.2.1). Und auch ich selbst habe durch die Lektüre von gut 18.000 Seiten Ratgeber Manches mitgenommen, einige ‚praktische‘ Hinweise für meine Lebensführung implementiert, bestimmte Ereignisse in meiner Partnerschaft durch Metaphern aus Liebesratgebern erklärt und mich von Narrativen aus der Berufswelt sowohl inspirieren wie erschrecken lassen. Manch einer mag das als ein „going native“ abtun oder sogar verurteilen. Als Interpret ist solch eine Wirkung jedoch ein schlagender Beweis dafür, dass die Textgattung nicht nur persuasives Potential beinhaltet. Sie kann dieses Potential selbst dann entfalten, wenn man an den Text nicht mit einer „natürlichen“, sondern – in phänomenologischer Diktion – einer „theoretischen Einstellung“ herantritt. Selbst eine streng soziologische Fragestellung schützt nicht vor dem gelegentlichen inneren Kopfnicken oder kognitiven Aufhorchen, wenn AutorInnen fesselnd ihre Geschichten vom eigenen Scheitern in Liebesdingen oder offensichtlichen beruflichen Fehlentscheidungen erzählen. Sicher ist es möglich, durch massive Skepsis und nie abflauendes Misstrauen solchen Immersionen vorzubeugen. Derartige Haltungen, so glaube ich, wären jedoch – interpretatorisch – kontraproduktiv. Sie würden letztlich verhindern, sich auf die Eigenlogik der Ratgeber einzulassen und damit wirklich zu dem vorzudringen, was sie – soziologisch – so interessant macht. Warum ist es nämlich so einfach, in ihre Welten abzutauchen und ihnen, wenn auch nur vorübergehend, Glauben zu schenken? Der Grund kann nur dieser sein: Sie sind ein fester Bestandteil unserer kollektiven Wissensvorräte. Das allein reicht aber noch nicht, weil diese Wissensbestände in modernen Gesellschaften allgemein sowohl hochgradig fragmentiert wie spezialisiert sind. Ihre Aneignung erfordert meist jahrelange Ausbildungswege. Einen Überblick haben oft nur Experten, denen andere Experten widersprechen. Mögen Wikipedia und die Bibliotheken dieser Welt auch einige Abhilfe schaffen, ist in konkreten Alltagssituationen noch lange nicht klar, wie sich das Organigramm eines Unternehmens oder die Bindungstheorie John Bowlbys in praktische Anweisungen gießen lässt. Sicher gibt es viele Erklärungen dafür, warum so viele Menschen heute Ratgeber konsultieren. Eine davon ist, dass diese Literaturgattung im kollektiven Wissensvorrat die sehr spezielle Funktion eines Übersetzungsmediums innehat. Man stimmt einem Szenario zu, weil man es so oder in etwaiger Variation schon erlebt hat und nun eine Kodifizierung angeboten bekommt, die (rein fiktional) nur eine Geschichte liefert oder (rein faktual) eine abstrakte Modellierung hinwirft. Erst in der Mischung von beidem, von persönlicher Narration und überindividuellen Schema, nehmen Ratgeber ihre Position als Übersetzer ein. Man mag sie

dafür sowohl inhaltlich wie formal mit hundert verschiedenen Argumenten verdammen. Aber es ist unbestreitbar, dass Ratgeber durch die beschriebene Kombination aus Wissen Weisheit machen. Wie schon die Sophisten der Antike bieten sie jene Weisheiten dann auf den Marktplätzen dieser Welt feil.

Sicher ist das eine wichtige Stelle, wo die soziologische Kritik ansetzen kann. Wo sie die *Kontextbedingungen* der Ratgeber in den Blick nimmt, wird schnell klar, wie und warum das Genre unintendierte Nebenfolgen produziert. Mögen ihre Absichten auch noch so nobel sein, kann keiner der AutorInnen sehen, wie ihre Weisheitsproduktion jenen Mechanismen – z.B. im Wirtschaftsleben – füttert, durch die das Leid produziert wird, welches sie zu lindern oder sogar zu beseitigen hoffen. Verschlissen bleibt den Ratgebern außerdem – wie allen historisch Uninteressierten – die Genealogie ihrer eigenen Bemühungen, und damit gleichzeitig deren Relativität und generelle Limitation. Bestärkt durch und getragen von der kulturellen Deutungshegemonie der Psychologie sehen sie weder Grund noch Notwendigkeit, ihre eigenen Voraussetzungen zu hinterfragen. Viel zu selbstverständlich scheint ihnen – und uns im Alltag ebenso! –, dass Kindheitstraumata für die unbewusste Partnerwahl zuständig ist, und nicht die Algorithmen von Online-Dating Partnerbörsen. Dass das Selbst im Beruf seine Erfüllung und Entfaltung sucht, und nicht in spiritueller Praxis oder der Betrachtung von Kunst. Dass personale Autonomie unhintergebar notwendig und wertvoll ist, und nicht die Einbettung in ein soziales Netz. Dass in Kommunikation der wichtigste Schlüssel sowohl zum Glück wie zum Erfolg liegt, und beides nicht z.B. an unseren Genen liegt.

Heidi Rimke und ihre Kollegen haben immer wieder darauf hingewiesen, dass die Wahrheiten der Ratgeber *moralische* Wahrheiten sind. Sie wollen angeben, wie ein *gutes* Selbst, eine *gute* Liebesbeziehung, ein *guter* Arbeitsplatz und insgesamt das *gute* Leben aussieht. Es geht ihnen dabei um das Wohlbefinden der Lesenden. Zu ihm wollen sie beitragen. Was, so fragte ich mich während der Interpretation immer wieder aufs Neue, sollte daran schlecht, verwerflich, unredlich sein? KritikerInnen – wie Heidi Rimke – argumentierten, dass die Standards und Normalitätsvorstellungen ein Problem mitliefern und Erreichbarkeiten suggerieren, wo keine vorliegen oder durch institutionell verfasste Gegebenheiten stark erschwert werden. – Aber entwerten die diesbezüglichen blinden Flecken des Genres sein Anliegen insgesamt? Nein, das tun sie nicht. Wenn es so wäre, müsste jede soziologische Kritik, die ebenfalls blinde Flecken hat, ebenso wertlos sein. Und welcher soziologische Kommentar würde dergleichen zugeben wollen? Außerdem – und hier fangen die Ungereimtheiten zwischen Kritik und Kritisiertem wirklich an, schmerzhaft

zu werden – haben die soziologischen Beobachter meist dasselbe Ziel wie die Autoren der Ratgeber: das Leben der Einzelnen und das Zusammenleben der adressierten Gemeinschaften zu verbessern. Ginge es nur um den „reinen“ Erkenntnisgewinn einer vollständig genügsamen Sozialwissenschaft, die keinerlei Interesse am sie erhaltenden Sozialgefüge hat, würden auch ihre Geldgeber schnell streiken. Die moralischen Wertmaßstäbe der Ratgeber und die ihrer sozialwissenschaftlichen Kritiker überlappen zu weiten Teilen!

7.2 Die Ergebnisse der Interpretationen, kurzgefasst

Zwei Welten. Liebesratgeber haben ein kritisches Bewusstsein für die Gefahr, dass Partnerschaften in der Konkurrenz mit dem Arbeitsplatz um Aufmerksamkeit und vor allem Zeit zu kurz kommen. Sie erzählen Geschichten darüber, wie notwendig eine „klare Grenze“ zwischen beiden Sphären ist, weil der Berufskontext sonst alles zu verschlingen droht, was an psycho-emotionalen Ressourcen nach langen Arbeitstagen noch übrigbleibt. Hierin könnte man zunächst eine Gegenbewegung zur Ökonomisierung sehen, die Liebesratgeber als symbolisches Bollwerk. Das wäre jedoch verfrüht, denn, paradoxerweise, wollen sie solchen Schwierigkeiten entgegenwirken, indem sie ökonomische Modelle – besonders des Coachings – aus dem Dienstleistungssektor in die Beziehung importieren. Etwas Ähnliches trifft auf die Berufsratgeber zu. Sie ziehen zwar ebenfalls starke Trennungen ein, lösen sie dann aber auf Ebene der Narrative und Modelle wieder auf. Das kann deswegen funktionieren, weil die Emotionsregime und Kommunikationserfordernisse, welche auf der Arbeit wirken, als ähnlich gebaut konzeptualisiert werden, sofern die sie grundierenden Bedürfniskataloge analoge Register haben sollen.

Emotionen. Emotionsmanagement ist eines der wichtigsten Themen der Ratgeber überhaupt, egal, zu welcher Sparte sie gehören. Meistens werden Modelle angeboten, in denen zwei systematisch zusammengehörige Aspekte konstant vorkommen: die *Identifikation* bestimmter Gefühle und, wenn nötig, die Minderung ihrer *Intensität*. Wut oder Trauer müssen erst als solche wahrgenommen, um dann abgeschwächt werden zu können. Das sind beides inhaltliche Elemente. Die Modelle haben aber noch zwei formale: Emotionsmanagement hat sowohl einen *Modus*, wie auch eine *Richtung*. Darin findet man einen wichtigen Divergenzpunkt: Liebes- und Berufsratgeber teilen ihren Modus – beide sind psychologisch verfasst. Sie unterscheiden sich jedoch in ihrer Richtung. Während

Liebesratgeber das Emotionsmanagement von Alter perhorreszieren – also die Beeinflussung des romantischen Gegenübers in aller Regel ablehnen – halten Berufsratgeber dasselbe für unbedingt geboten. Sie sehen es sogar als ausdrücklichen Ausweis von virtuosem Berufshandeln und kodieren es als „Leadership“. Einer der Gründe dafür sind die unterschiedlichen Ideale des Emotionsmanagements. Während jene für die Partnerschaft Verantwortung und personale Autonomie in den Vordergrund heben, bestimmen Gebote von Effektivität, Professionalität und Durchsetzungsfähigkeit die beruflichen Richtlinien.

Dazu passt, dass die Ressourcenlogik der Emotionen in den Berufsratgeber vollständiger ausgeprägt ist, als bei den Liebesratgebern. Sie besteht aus zwei miteinander korrespondierenden Metaphoriken: *Emotionen sind Energie* und *Emotionen sind Informationen*. In Berufsratgebern kommen diese beiden Teile zusammen, sofern Gefühle als Motivatoren für Zielerreichung dienen und helfen, sowohl das intrapsychische wie interpersonelle Geschehen – z.B. von rebellierenden Mitarbeitern/Kollegen – richtig einzuschätzen. Liebesratgeber metaphorisieren Emotionen ebenfalls als Energien, tun dies jedoch viel mehr in Naturbildern, die drohen, das Selbst und die Dyade zu überwältigen und ihnen die Handlungsmacht zu rauben.

Das Selbst. Das Selbst kann als diskursives *tertium comperationis* für den Vergleich zwischen Liebes- und Berufsratgebern dienen. Dennoch lassen sich Kontrastfälle finden, die *keine* Modelle des Selbst entwickeln. Während Berufs- und Liebesratgeber mit ihren Selbstkonzeptionen verschiedene Ziele verfolgen – z.B. mehr Produktivität versus mehr Verbundenheit –, weisen die Modelle doch strukturelle Homologien auf. Sie bauen damit normative Brücken für den Wissenstransfer zwischen beiden Sphären, beruhend auf psychologischen Theorien der Persönlichkeit. Von dieser Basis konstruieren die Ratgeber mit ihren Typologien und daran hängenden Metaphern eine Topologie des Selbst, dessen Struktur einem Koordinatensystem ähnelt. Die so entstehende intrapsychische Topographie erfüllt eine Orientierungsfunktion hinsichtlich der Ideale und Pathologien des Selbst, die ihrerseits eng mit der Metaphorik ‚innerer Anteile‘ zusammenhängen. Jene Anteile sind es nämlich, die die inneren Räume bevölkern und damit allegorisch die intrapsychische Sozialität des Selbst stiften. Ein weiterer Aspekt der Orientierungsfunktion von Pathologien und Idealen des Selbst besteht in der Positionierung, Konstellation und Interaktion ‚innerer Anteile‘. Während Ideale deren Kooperation und Kohäsion an- und vorgeben, zeigen Pathologien ihre Kompetition und Anomie. Wichtig zu bemerken ist, dass Pathologien des Selbst einen hohen Komplexitätsgrad als die dazugehörigen Ideale haben.

Für erstere sind stets mehrere ‚Innenräume‘ reserviert, sie haben mehrstufige Verläufe und verschiedene Schweregrade. Einem einzelnen Ideal stehen meist mehrere Pathologien gegenüber. Insgesamt zeigt sich das ideale Selbst introspektionsgenau und emotional achtsam, während das pathogene Selbst introspektionsblockiert und emotional taub ist. Die Ideale korrelieren dabei mit positiven Emotionsspektren, Pathologien mit negativen. Beide hängen jedoch insofern zusammen, als dass die Ideale nur realisiert werden können, wenn die Pathologien zuvor überwunden wurden. Der von den Ratgebern konzipierte Transformationsmechanismus nutzt die negativen Emotionsspektren als Vehikel zur Integritätssicherung des Selbst, das nun erst wahrhaftig leistungs- wie beziehungsfähig wird.

Geschlechterverhältnisse. Geschlecht wird spartenspezifisch thematisiert bzw. dethematisiert. Liebesratgeber benutzen eine starke Bifurkation als explanatorischen Hebel, um die Zwistigkeiten in der Dyade zu erklären. Sie verwenden dafür zumeist Modelle aus der Evolutionspsychologie, Soziobiologie und Neurophysiologie, welche tendenziell naturalisierend wirken. Berufsratgeber hingegen sprechen in der Regel nicht über Geschlecht und benutzen androgyne Modelle des Selbst. Wenn sie doch das Verhältnis von Männern und Frauen – mehr gibt es bei ihnen nicht – ins Bild rücken, dann nehmen sie ähnlich rigide Zuordnungen vor, wie es die Liebesratgeber tun. Männlichkeit wird dann ein Katalog an Schlagworten zugeordnet, wie z.B. Jagd, Wettkampf, Hierarchie, Status, Leistung, Rationalität, Kälte, Autonomie und Arbeit. Weiblichkeit passt polar dazu und wird mit Stichworten wie Sammeln, Kooperation, Symmetrie, Kinder, Emotionalität, Wärme, Beziehung und Heim verbunden. Während Männer in Liebesratgebern – phylogenetisch bedingt – als emotional unfähig porträtiert werden, dominiert ihre hierarchische Denk- und Kommunikationsweise das Arbeitsleben. Laut jener Berufsratgeber, die durchaus auf Geschlechterverhältnisse fokussieren, sollen sich aufstiegswillige Frauen hieran anpassen, um in ihrer Karriere erfolgreich zu werden. Daraus ergab sich die paradoxe Sachlage, dass „emotionales Kapital“ auf diesem thematischen Feld kaum Wichtigkeit zugesprochen wurde. Der Fokus auf Geschlechterverhältnisse scheint neutralisierend zu wirken und gleichzeitig die Trennung von Liebes- und Berufswelt zu stärken. Obschon keine finale Erklärung für diesen merkwürdigen Befund angeboten werden konnte, lag die Überlegung nahe, dass *wenn* Berufsratgeber über Geschlecht sprechen, sie das mit der alteuropäischen Semantik des 19. Jahrhunderts tun, die zwar eine Vermischung verhindert, gleichzeitig dafür aber mit Schicksalsbiologie bezahlt.

Leitmotive: Krieg & Religion. Leitmotive bündeln Metaphern, Narrative, Szenarien und Klassifikationen, bevorzugen jedoch eines dieser Elemente. Zwei der wichtigsten Leitmotive in Liebes- und Berufsratgebern sind – überraschenderweise – Krieg und Religion. Krieg ist vorwiegend eine Metapher, während Religion vorwiegend als komplexe Klassifikation auftaucht. Die Kriegsmetaphorik in Liebesratgebern hat eine lange Geschichte. Sie ist unter dem Titel *militia amoris* bereits seit 2500 Jahren literarisch nachweisbar. Zeitgenössische Liebesratgeber benutzen sie, um ein einheitliches Problemfeld in Partnerschaften zu beschreiben: der „Kriegszustand“ dient ihnen als metaphorisches *worst case scenario*, das in aller Regel mehrere Phasen hat – Ausbruch, Eskalation und Befriedung – und als Drohkulisse für ihre Lösungsansätze herhält. Berufsratgeber führen die Kriegsmetaphorik über den Umweg der Politik ein, wo sie eine doppelte Stoßrichtung erhält: erstens – extern – den „Krieg“ zwischen Unternehmen und zweitens – intern – jenen zwischen den Angestellten selbst, gefasst als „Büropolitik“. Wegen des unaufhörlichen Kampfes um Marktmacht und der Auseinandersetzungen innerhalb und zwischen Hierarchiestufen um Hausmacht wird Krieg hier als unhintergehbare Normalfall gesehen.

Das Religionsmotiv spielt im Ratgebergenre schon lange eine große Rolle, sofern die ersten Autoren Christen waren. In Liebesratgebern taucht Gott und das Göttliche in drei Varianten auf – klassisch christlich, pantheistisch und esoterisch –, wobei Er/es einmal als Normspender des Ehesakrilegs, als Epiphanie des göttlichen Kerns des Selbst oder als sexueller Transformator erscheint. In allen drei Varianten findet eine dialektische Sinngebung statt, mittels derer die Gläubigen ihre Bestimmung entdecken in einer von Gott bestimmten Welt. Zwei Motivtypen aus den Liebesratgebern finden sich bei den Berufsratgebern wieder. Auch in den Berufsratgebern erscheint Gott einmal Schöpfer der Welt, dessen ewige Gesetze einfließen in die Prinzipien des Zusammenarbeitens (klassisches christlich) und zum anderen als alles durchdringende Energie (pantheistisch). Ebenso findet man dort, in Parabeln aufgehoben, die Logik dialektischer Sinngebung wieder, der subjektives Streben nach Bedeutung mit objektivem Gotteswillen in Einklang bringt. Mag das Religionsmotiv in Berufsratgebern auch instrumenteller als in Liebesratgebern angelegt sein, sofern dort der Effektivitätssteigerung und dem Vorbeugen von Depression bei Arbeitslosigkeit dient, treffen sich doch die Versionen zumindest teilweise. Vor allem jedoch gleichen die Funktionen einander stark. Schlussfolgern lässt sich daraus, dass beide Leitmotive insofern zueinander in Spannung stehen, wie sie die beiden Ratgebersparten sowohl trennen wie verbinden. Die Kriegsmetaphorik, obwohl von der semantischen Oberfläche her nicht ersichtlich, fungiert als Abstandhalter zwischen den Sphären,

während das Religionsmotiv sie über den Modus dialektischer Sinngebung näher zusammenrückt.

Kritik: Krise und Utopie. Weil die soziologische Kritik aus dem Ratgebergenre zu oft einen Strohmann macht, der anhand dessen lediglich die eigenen „kritischen“ Vorannahmen bestätigt werden, bleibt jene Kritik oft unsichtbar, die das Genre selbst übt. Deswegen muss auf seine eigenen Krisendiagnosen und die dazugehörigen quasi-Utopien besonderes genau achtgegeben werden. Dies trifft selbst dann noch zu, wenn ein Großteil der Ratgeber keine Kritik bestehender Makrostrukturen versucht, weil es eine laute Minorität gibt, die ebendies doch tut. Hierzu benutzen Ratgeber oft Ansätze, die aus den Sozialwissenschaften selbst stammen. Bei der Kritik lassen sich in der Interpretation zwei Typen ausmachen: ein *institutioneller* und ein *zeitdiagnostischer*. Beide überspannen die Sparten und beschreiben Krisenerscheinungen. Die erste Variante sieht Akteure eingespannt, ausgebeutet und geknechtet von Institutionen, die deren emotionale Innenleben durchherrschen. Lösungen bestehen in Kollektivierung gegenüber und Umbau derselben Makrostrukturen. Die zweite, zeitdiagnostische Variante beschreibt den gegenwärtigen Moment des Kollektivlebens als geprägt von Beschleunigung und Orientierungslosigkeit. Sie verortet die Lösung auf der individuellen Ebene und hofft auf dabei Emergenzeffekte. Alle Krisendiagnosen und Kritikansätze enthalten starke, immanente Widersprüche. Sofern selbiges auch für viele (sozial)wissenschaftlichen Versuche gilt, besteht darin aber keine automatische Entwertung der Ratgeberkritik.

Ratgeber entwerfen in ihren Verheißungen Visionen, wie das beste Arbeits- und Liebesverhältnis aussehen kann. Mag man hierin keine vollwertigen Utopien sehen, ist doch ein lokal begrenztes, utopisches Moment in sie eingekapselt. Liebesratgeber entwerfen *Visionen der Verbundenheit*, in denen die Synchronisierung der Partner perfekt und das therapeutische Beziehungsideal transzendiert wird. Berufsratgeber entwerfen *Visionen der Kooperation*, in denen das Individuum vollständig in der Gruppe/Organisation aufgeht und positionell bedingte Interessengegensätze aufgelöst werden. Beide Visionen stellen das soziale Wesen des Menschen in den Mittelpunkt, und geben der Sozialität eine sakrale, gleichsam magische Note. Krisenbeschreibungen und Utopie-Entwürfe bilden durch ihre Ähnlichkeit einen weiteren diskursiven Schnittpunkt für die Sphären, d.h. den Vergleich zwischen Liebe und Beruf.

7.3 Emotionalisierung der Arbeit / Ökonomisierung der Liebe?

Die beiden ersten Kapitel (2 und 3) der vorliegenden Untersuchung haben, anhand von einer Menge soziologischer Sekundärliteratur, eine Geschichte erzählt, die zwei Teile hatte bzw. zwei Thesen aufstellte.

Im ersten Teil ging es um die These, dass die Wirtschaftswelt des 19. Jahrhunderts noch keinen Sinn für das Emotionale hatte. Sie war, wie Weber und Simmel betonten, auf für Rationale eingerichtet, sofern sie, wie Taylor veranschaulicht, auf den zweiten Sektor der Industrie ausgerichtet war. Mit der Human Relations-Bewegung begann die Betriebswirtschaftslehre, die Gefühle der Angestellten als keineswegs überflüssig zu betrachten. Doch die Entdeckung von Emotionen als Produktivfaktoren kam erst mit der Umstellung auf den dritten, d.h. den Dienstleistungssektor, wo emotionale Arbeit, Intelligenz und Kontrolle mehr und mehr an Bedeutung gewannen. Emotionen wurden ab den 1970ern, so die Geschichte, zu Ressourcen, eingelegt in und gepflegt durch die Prämissen und Programme des Neoliberalismus und der Psychotherapie. Heraus kam dabei eine „emotionalisierte Ökonomie“ (2.5).

Der zweite Teil der Geschichte handelte von der Liebe und begann ebenfalls im 19. Jahrhundert. Wie wieder Max Weber und Georg Simmel nahelegten, herrschte ein kulturelles Muster vor, dass man das romantische Liebesideal nennen kann. Es durchdrang die Ehe, die Familie und die Sexualität auf je unterschiedliche Weise (3.3). Dabei beruhte es jedoch auf dem Umstand, dass durch die Industrialisierung Arbeit und Heim getrennt wurden, also ein mit vergeschlechtlichten Rollenzuschreibungen aufgeladener Sphärendualismus das Leben der Ehepaare und Familien dominierte. Als in den 1970ern die Pluralisierung der Lebensformen einsetzt, entsteht ein neues, „therapeutisches“ Liebesideal. Besser angepasst ist an die ‚schöne neue Arbeitswelt‘ (2.4.2), vertraglicht es Beziehungen, lässt sie aushandelbar werden, zieht neue Effizienzmaßstäbe ein und errichtet um die Intimität einen Waren- und Dienstleistungskosmos, was zu entgrenzenden Isomorphie-Effekten zwischen Liebe und Ökonomie führt.

Beide Teile dieser Geschichte über die Veränderung der Arbeits- und der Liebeswelt hängen an der Zäsur der 1970er Jahre. Beide hängen am Scharnier der Psychologie bzw. Psychotherapie – an ihr sind sozusagen die Angeln jener Tür befestigt, durch welche beide Logiken an einander vorbeigehen und jene Räumlichkeiten betreten, die ihrem Nachbarn zugeteilt waren. Beide Prozesse, die Emotionalisierung der Ökonomie und die Ökonomisierung der Intimität sind, in einer anderen Metapher gefasst, zwei Seiten derselben Medaille. Sie beruhen auf denselben soziostrukturellen und soziokulturellen

Verschiebungen in der gesellschaftlichen Tektonik. Ebendies war ja einer der maßgeblichen Gründe dafür, warum die vorliegende Untersuchung komparativ vorging und ein – im Vergleich zur Größe des Marktes kleines und im Vergleich zu anderen Untersuchungen großes – Sample aus zwei Sparten nahm, die zumindest prima facie nicht viel miteinander zu tun haben. Nur durch ihren Vergleich konnte man überhaupt einen Ansatz finden, um die in den Geschichten enthaltenen Thesen zu prüfen. Es ging also um die Crux der Fragestellung überhaupt.

Aber was war diese Fragestellung? In ihrer simpelsten, aber durch die vielen Voraussetzung zugleich komplexesten Fassung: Wieviel Wahrheit enthalten die beiden über die Liebe und die Arbeit gebildeten Narrative?

Zwei enorme Hindernisse stehen nicht nur der Frage im Wege, sondern machen die genaue Interpretation des letzten Kapitels so wertvoll. Erstens: Erst, wenn man sich durch das Dickicht sowohl der kulturhistorischen und soziologischen Beschreibungen hindurchgearbeitet hat, wird die Prekarität der Erzählung selbst deutlich und ihre Einfachheit verdampft. Man muss sich klar machen wie extrapolativ, schlaglichtartig, unvollständig und sicher für jeden geschulten Historiker grauenhaft grobschlächtig die mit soziologisch übertriebenem Großmut und untertriebenem Auge für's Detail über knapp 200 Jahre dargestellte Kultur- und Ideengeschichte war. Wie könnte eine Erzählung, die so wenig Wirklichkeit erfasst, etwas von dieser treffen und nicht nur hoffnungslos verzerren?

Das zweite Hindernis hat weniger etwas mit Historie als mit Methodologie bzw. mit „Theorie-Methoden“ zu tun. Wie ich in der Apologie der Ratgeber (4.3.4) und auch weiter oben (6.2.5 und 7.2) bereits mehrfach andeutet habe, scheinen mir viele soziologische Kommentare und Untersuchungen des Ratgebergenres allzu häufig das zu finden, was sie ohnehin gesucht und vermutet hatten. Man findet Geschlechterstereotype, identifiziert Subjektivierungstechniken, neoliberale Individualismen, psychotherapeutische Deutungsschablonen und vieles mehr von dem, was die „kritische“ Debattenlandschaft ohnehin anzuprangern glaubt. Das heißt nicht, dass es faktisch falsch oder gar moralisch verwerflich wäre, dies zu finden und/oder zu tun. Aber es spricht für einen weiträumigen *confirmation bias*, dem aufzusitzen stets auf Kosten des Materials, der Genauigkeit und der Innovationsfähigkeit der eigenen Erkenntnis geht.

Mit dieser Skepsis im Hinterkopf können wir nochmals fragen: Stimmen die beiden Geschichten, welche Kapitel 2 und 3 von Liebe und Arbeit erzählt haben? Noch genauer: Stützen die Interpretationsergebnisse des letzten Kapitels (7) die soziologischen Befunde von der Emotionalisierung der Arbeit und der Ökonomisierung der Liebe? Die Antwort lautet: Ja. Oder genauer: Ja, *aber*.

Wie wir aus dem Methodenkapitel (6) wissen, können Ratgeber bzw. ihre Analyse keinen *direkten* Aufschluss darüber gewähren, wie die Vollzugswirklichkeiten in Liebe und Arbeit aussehen. Sie können uns dafür nur Indizien geben, sofern sie die Normstrukturen sichtbar machen, von denen jene Bereiche durchdrungen sind oder von denen es gute Gründe gibt zu glauben, sie würden von diesen durchdrungen. Wenn man diesen zusätzlichen Einwand klar markiert und in die Überlegung miteinbezieht, dann können wir durchaus sagen:

Die hiesige Interpretation liefert starke Hinweise darauf, dass die an den gebildeten Narrativen etwas dran ist. Ja, dass die Auswirkungen der tektonischen Verschiebungen klar spürbar, klar am Material ablesbar sind. Rein formal gesehen: Fast alle AutorInnen *sowohl* der Liebes-, *wie auch* der Berufsratgeber sind entweder psychologisch ausgebildet, selbst PsychotherapeutInnen oder benutzen zumindest psychologische Klassifikationen und Modelle. Kaum ein Zweifel kann also dran bestehen, dass die Psychologie/Psychotherapie *die* Drehtür ist, welche einen regen Austausch zwischen beiden Sphären ermöglicht und ihre Entgrenzung damit befördert.

Auf der inhaltlichen Ebene wird der Befund noch um einiges deutlicher. Schon die allererste Daten-Karte (6.2.I.1) bestätigte, dass, selbst wenn die AutorInnen insbesondere von Liebesratgebern auch sich für eine starke Trennung zwischen den Sphären aussprechen mögen, zeigt die Analyse der symbolischen Infrastruktur doch ein anderes Bild. Dort werden ganz klar für beide Sphären ähnliche Modelle, Metaphern, Begriffe und Rezepte angeboten. Das Liebes-„Coaching“ steht emblematisch für diese Bewegung. Für den Berufskontext herrscht die Norm einer Entgrenzung vor, ohne dass auch nur angetäuscht würde, eine stärkere Trennung von Leben und Arbeiten könnte Not tun.

Die auf Normebene beobachtbare Konvergenz zwischen den Sphären findet ihren wohl prägnantesten Ausdruck beim Thema der Emotionen. Psychologische Modelle dominieren ganz klar in beiden Sparten. Gerade in Berufsratgeber wird überdeutlich, mit welchen Rezepten die emotionalisierte Ökonomie zu Gange ist, wie Emotionen einer Ressourcenlogik anheimgestellt werden, die kaum mehr einen Unterschied zwischen Persuasion und Manipulation macht, und Myriaden von Konzepten – wie das der „emotionalen Kompetenz“ oder der „emotionalen Agilität“ – bereitstellt, um Managern bei Selbst- und Fremdkontrolle zu assistieren.

Wie aus der Sekundärliteratur erwartbar – daher ihre Annahmen bestätigend – ist das Selbst *der* wichtigste Fokalisationspunkt sowohl von Liebes- wie von Berufsratgeber. Die Schablonen und Klassifikationen, welche sich zu Modellierung finden, zeigen eine weiträumige Überschneidung. Gerade in seinen Idealen passt das so vorgestellte Selbst allzu genau in den Anforderungskatalog eines therapeutischen Beziehungsideals und einer

unternehmerischen Ökonomie, die, wie die Liebe auch, Kontrolle und Kommunikationsfähigkeit erwartet bzw. verlangt. Personale Autonomie wird zum Leitwert (auch wenn damit in den jeweiligen Sphären nicht immer das gleiche damit gemeint sein mag, s.u.)

All diese Beobachtungen, im letzten Kapitel fast schmerzhaft detailliert erörtert, stützen die Version beider Thesen, wie sie aus den in Kapitel 2 und 3 erzählten Geschichten resultierten. Das ist erstaunlich genug, bedenkt man nochmals den obigen Einwand zur fast schon radikalen Unvollständigkeit. *Ja, so könnte man also sagen, die soziologische Literatur liegt richtig mit ihren Befunden zu den großen Makrotrends der letzten Jahrzehnte, wo sie Liebe und Arbeit betreffen.*

Doch wie aufmerksame Leser bemerkt haben, hat die vorliegende Untersuchung mindestens genauso viele Zweifel an den Befunden gesät. Das eigentliche Ergebnis muss lauten: Ja, *aber*. Was die Interpretationsergebnisse ebenso zeigen, ist, dass die an den Sichtweisen der bisherigen soziologischen Sekundärliteratur zu Ratgebern angemeldeten Zweifel (4.3.4) durchaus begründet waren. Fassen wir nun nochmal zusammen, woraus Ja, *aber* besteht.

Schon in der ersten Abteilung *Zwei Welten* wurde auf der zweiten Datenkarte (6.2.1.2) deutlich, dass insbesondere Liebesratgeber nicht zu unterschätzendes Bewusstsein für den Konflikt haben, in welchem Intimität und Beruf heute stehen. Zwar verorten sie die Lösung immer noch auf der Ebene der Dyade – was wiederum für die kritische Sekundärliteratur ein Indiz für die Triftigkeit der Vorwürfe ist –, doch werden durchaus makrostrukturelle Trends (wie die „Re-Traditionalisierung“) benannt und mithin sogar zugegeben, wie ohnmächtig die Dyade ihnen gegenüber bleiben muss. Am deutlichsten wurde das bei den Zeitkonflikten. Auch hier liegen zwar wieder starke Brechungen vor, sofern die Liebesratgeber entweder unter Selbstmissverständnissen bzgl. der Ursprünge jener Konflikte leiden oder aber die Lösung in Kommunikationsoptimierung sehen, aber gerade bei den Berufsratgebern wird sehr konkret das Problem der Zeitnot benannt und davon abgeraten, Überbelastungen und Beschleunigungsdynamik einfach hinzunehmen.

Noch mehr Indizien gegen die Thesen-Geschichte(n) finden sich auch auf dem Emotionsfeld. Zwar mag die emotionalisierte Ökonomie durch die symbolische Infrastruktur extrem deutlich werden. Doch dasselbe gilt nicht für die ökonomisierte Liebe. Von einigen Ausnahmen abgesehen, findet sich dort weniger Modelle, Metaphern, Begriffe und Tropen, die explizit an einer ökonomischen Logik orientiert wären. Es gibt strukturelle Unterschiede zwischen dem Emotionsmanagement in beiden Sparten. Mag der psychologische Modus in beiden dominieren, sind die Richtungen doch ungleich: was in

Berufsratgeber geboten ist – die Beeinflussung von Alter –, ist in den Liebesratgebern verboten. Beide vertreten zwar Ideale der Autonomie, verstehen darunter aber oft sehr Verschiedenes, was in der Sekundärliteratur zu einer Äquivokation geführt hat. Der Widerstand gegen die Ökonomisierung in den Liebesratgebern zeigt sich mithin am stärksten an der Metaphorisierung von Emotionen als Naturphänomene. Gefühle werden mittels dieser – z.T. sehr alten – Sprachbilder als schlechthin unbeherrschbar, unkontrollierbar und das Subjekt überwältigend angesehen. Sie haben also eine Eigengesetzlichkeit, die die Liebesratgeber ebenfalls mit verschiedenen Methoden der Benennung und Intensitätsminderung zu bändigen versuchen, aber die geben sie doch stets zu, dass diese Bändigung allzu oft scheitern muss. Während die Berufsratgeber eine Ressourcenlogik bauen, die einen metaphorischen Doppelkern hat – EMOTIONEN SIND ENERGIE und EMOTIONEN SIND INFORMATIONEN – und somit die Beherrschung des Emotionalen mit bemerkenswerter Zuversicht und Vollständigkeit postulieren, fehlt in den Liebesratgebern die Emotions-Informationen-Metapher. Damit sind Residuen symbolisch-normativen Widerstandes gegen die Tendenz der Ökonomisierung identifiziert.

Die spannendsten Anomalien (immer: in Hinblick auf die Fragestellung von Emotionalisierung und Ökonomisierung) ergeben sich auf dem Feld des Selbst. Sicher, auch hier herrscht ein Kult der Persönlichkeit, psychotherapeutische Ideale mentaler Gesundheit und das Projekt der Selbst“verwirklichung“ – und zwar in beiden Sphären. Gleichzeitig, und das wird besonders an den Pathologien des Selbst überdeutlich, ist es kein monolithischer, a-sozialer, atomisierter Block, kein „dünnes“ Selbst, wie die Sekundärliteratur immer wieder betont hat. Erstens haben nicht alle Ratgeber ein explizites Modell des Selbst und zweitens, wenn sie eines haben, ist topologisch komplex. Das Selbst hat „innere Räume“, die von verschiedenen „inneren Anteilen“ bevölkert werden. Es gibt also eine Art der *intrapsychischen Sozialität*, welche oft explizit als eine Widerspiegelung seiner sozialen Natur insgesamt gewertet wird; sie kann sowohl anomisch (pathogen) oder kohäsiv (ideal) sein. (Weiter unten werde ich nochmals auf das Problem der Sozialität zurückkommen.)

Einer der paradoxesten Befunde, der ein weiteres Indiz mindestens für die Unvollständigkeit der Emotionalisierung/Ökonomisierungs-These ist, ergab sich auf dem Feld der Geschlechterverhältnisse. Jene Liebesratgeber, die sich explizit mit dem Dichotom befassen und es als explanatorischen Hebel für die Probleme der Dyade benutzen wollen, zeichnen maximale Kontraste zwischen den Geschlechtern ein und begründen diese oft neurophysiologisch, soziobiologisch und/oder evolutionspsychologisch. Wie weit die Referenzen auf (natur-)wissenschaftliche Quellen tragen, mag dahingestellt bleiben. In jedem Fall benutzen sie diese, um den Sphärendualismus, welcher Frauen tendenziell dem

Heim, Männer tendenziell dem Beruf zuordnet. Obwohl die allermeisten Berufsratgeber einen androgynen Ansatz verfolgen, der Geschlecht dethematisiert, inszenieren diejenigen Berufsratgeber, welche es doch tun und sich explizit an Frauen richten, die Geschlechterdifferenz ziemlich genauso wie die Liebesratgeber. Auf den ersten Blick könnte man darin eine Konvergenz sehen, was jedoch ein Missverständnis wäre, sofern auch hier auf der Ebene der symbolischen Infrastruktur eine starke Aufrechterhaltung des Sphärendualismus geschieht. Thematisierungen von Geschlechterverhältnisse in den Ratgebern bringen einen Reigen von anderen Distinktionen mit, der so auch im 19. Jahrhundert schon bekannt und salient war. Die Dichotomie scheint ihre ganz eigene kulturelle Trägheit zu haben, die zwar normativ gegen die Entgrenzung vorbeugt, dafür aber die Schutzgebühr einer Schicksalsbiologie verlangt.

Bei Emotionen, dem Selbst und den Geschlechterverhältnissen fanden sich also die interessantesten Indizien dafür, die Geschichte von der Emotionalisierung der Arbeit und der Ökonomisierung der Liebe infrage zu stellen. Diese Ergebnisse verbürgen das *Aber* gegen die Erzählung der Soziologie. Methodologisch wird ebenfalls verbürgt, dass die Interpretationen nicht nur das gefunden haben, was sie, aufgrund der vorab angelegten Fragestellung, ohnehin gesucht haben.

Der zweite Einwand, übertitelt als *confirmation bias*, wird aber durch kaum etwas so schön ausgeschlossen, wie die beiden letzten Daten-Karten. Zwischen den Leitmotiven von *Krieg* und *Religion* (6.2.5.1) tauchte eine Spannungslinie zwischen auf, wonach der Krieg eher ein die Sphären trennendes und die Religion sie eher verbindendes Motiv sind. Aus bisherigen Forschungen zur emotionalen Arbeit und zur Geschichte der Ratgeber hätte man zwar schließen können, dass diese beiden Motive erscheinen. Untersucht worden sind sie hier allerdings zum ersten Mal.

Eine letzte Innovation, die ebenfalls zur Kritik an der bisherigen Forschung einlädt und der Tendenz zuwiderläuft, man hätte hier nur gefunden, was ohnehin erwartet worden wäre, tat sich auf dem Feld *Kritik* (6.2.6) auf. Zwei Einwände rückten hier in den Vordergrund, die das Genre helfen, in ein neues Licht zu rücken. Erstens: Einige Ratgeber enthalten sowohl systemische Kritik an gesellschaftlichen Missständen, wie andere Zeitdiagnosen entwickeln, mit denen sie auf soziale Probleme aufmerksam machen wollen. Und obwohl beide, die Systemkritik wie auch die Zeitdiagnosen, oft von intrinsischen Widersprüchen geplagt werden (was auf das Genre insgesamt zutrifft), können wir nicht mehr einfach davon ausgehen, das Genre sei *in toto* affirmativ, unkritisch, lediglich das Sprachrohr von neoliberalen Subjektivierungspolitiken oder dergleichen mehr. Damit machen es sich die Kritiker einfach zu einfach. Zweitens: Ratgeber enthalten, allen Erwartungen zum Trotz, ein

(mindestens: quasi-) utopisches Potential, das Visionen der Verbundenheit und Visionen der Kooperation enthält. Sie leugnen nicht die soziale Natur des Menschen, sondern bauen häufig sogar auf ihr auf.

Mit diesen Bemerkungen halte ich die Frage der vorliegenden Untersuchung für beantwortet.

7.4 Ratschläge sind doch nicht die schlimmsten Schläge

Manchmal, so lässt sich schließen, ist guter Rat doch nicht teuer und Ratschläge nicht die schlimmsten Schläge.

Literatur

- Adams, Michele, und Scott Coltrane. 2012. "Boys and Men in Families: The Domestic Production of Gender, Power, and Privilege." In *Handbook of Studies on Men and Masculinities*, herausgegeben von Michael S. Kimmel, Jeff Hearn und R.W. Connell, 230-248. Thousand Oaks: Sage.
- Adorno, Theodor W. . 1981. "Der Essay als Form." In *Noten zur Literatur*, herausgegeben von Ders., 9-33. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Agamben, Giorgio. 2002. *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Alexander, Jeffrey C. 2003. *The Meanings of Social Life. A Cultural Sociology*. Oxford: Oxford University Press.
- Alexander, Jeffrey C. 2006. "Cultural pragmatics. Social Performace between Ritual and Strategy." In *Social Performance. Symbolic Action, Cultural Pragmatics, and Ritual*, herausgegeben von Jeffrey C. Alexander, Bernhard Giesen und Jason L. Mast. Cambridge: Cambridge University Press.
- Alexander, Jeffrey C. 2010. *The performance of politics : Obama's victory and the democratic struggle for power*. Oxford: Oxford University Press.
- Alexander, Jeffrey C., Bernhard Giesen, und Jason Mast, Hg. 2006. *Social Performance. Symbolic Action, Cultural Pragmatics and Ritual*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Alexander, Jeffrey C., und Philip Smith. 2003. "The Strong Program in Cultural Sociology: Elements of a Structural Hermeneutics." In *The Meanings of Social Life. A Cultural Sociology*, herausgegeben von Jeffrey C. Alexander, 11-26. Oxford: Oxford University Press.
- Allyn, Favid. 2016. *Make Love, Not War. The Sexual Revolution: An Unfettered History*. London: Routledge.
- Almog, Ray, und Danny Kaplan. 2015. "The Nerd and His Discontent: The Seduction Community and the Logic of the Game as a Geeky Solution to the Challenges of Young Masculinity." *Men and Masculinities* Online First:1-22.
- Amato, Paul R. 2010. "Research on Divorce: Continuing Trends and New Developments." *Journal of Marriage and the Family* 72 (3):650-666.
- Amato, Paul R., Alan Booth, David R. Johnson, und Stacey J. Rogers. 2007. *Alone Together: How Marriage in America Is Changing*. Cambridge: Harvard University Press.
- Ariès, Philippe. 1985. "Love in Married Life." In *Western Sexuality: Practice and Precept in Past and Present Times*, herausgegeben von Philippe Ariès und André Béjin, 130-139. Oxford: Blackwell.
- Arp, Claudia, und David Arp. 2002. *Liebe ist kein Zufall. Was glückliche Paare richtig machen*. Giessen: Brunnen.
- Attwood, Feona, Hg. 2010. *porn.com. Making Sense of Online Pornography*. New York: Peter Lang.
- Aurnhammer, Achim, Dieter Martin, und Robert Seidel. 2004a. "Einleitung." In *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*, herausgegeben von Achim Aurnhammer, Dieter Martin und Robert Seidel, 1-10. Berlin: De Gruyter.
- Aurnhammer, Achim, Dieter Martin, und Robert Seidel, Hg. 2004b. *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*. Berlin: De Gruyter.
- Bachmann, Ulrich. 2014. "Romantische Liebe zwischen Ideen, Institutionen und Interessen: Zur Ausdifferenzierung der erotischen Sphäre nach Max Weber." In *Die Welt der Liebe: Liebessemantiken zwischen Globalität und Lokalität* herausgegeben von Takemitsu Morikawa, 101-140. Bielefeld: transcript.
- Baecker, Dirk. 2003. *Wozu Kultur?* 3. Aufl. Hg. Berlin: Kulturverl. Kadmos.

- Balog, Andreas, und Johann August Schüle, Hg. 2008. *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft : Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?* 1. Aufl. Hg. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Banks, Olive. 1986. *Faces of feminism : A study of feminism as a social movement*. Oxford u.a.: Blackwell.
- Bänziger, Peter-Paul, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin, und Annika Wellmann, Hg. 2010. *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*. Berlin: Suhrkamp.
- Barbalet, Jack. 2001. *Emotion, Social Theory, and Social Structure. A Macrosociological Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Baritz, Loren. 1969. *The Servants of Power: A history of the use of social science in American industry*. Middletown: Wesleyan University Press.
- Barkhausen, Jochen. 1983. *Die Vernunft des Sentimentalismus : Untersuchungen zur Entstehung der Empfindsamkeit und empfindsamen Komödie in England*. Tübingen: Narr.
- Barthes, Roland. 1986. *Die Lust am Text*. Erstaussg., 9. Tsd. ed, *Bibliothek Suhrkamp*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bartoli, Vincenzo Cannada. 2012. "Practice of Rhetoric, Rhetoric of Practice." In *Culture & Rhetoric*, herausgegeben von Ivo Strecker und Stephen Tyler, 74-84. New York: Berghan Books.
- Bauer, Eva-Maria. 2009. *Top Executives' Work Relationship and Work-Family Balance. Taxonomy Development and Performance Implications*. Wiesbaden: Gabler.
- Beck, Ulrich, und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1994. "Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie." In *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, herausgegeben von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, 10-39. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich, und Elisabeth Beck-Gernsheim. 2005. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. 1. Aufl. Hg. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich, und Elisabeth Beck-Gernsheim. 2011. *Fernliebe. Lebensformen im globalen Zeitalter*. Berlin: Suhrkamp.
- Becker, Gary S. 1962. "Investment in Human Capital: A Theoretical Analysis." *The Journal for Political Economy* 70 (5):9-49.
- Becker, Gary S. 1964. *Human Capital: A Theoretical and Empirical Analysis, with Special Reference to Education*. Chicago: Chicago University Press.
- Becker, Gary S. 1993. "Economic Imperialism." *Religion & Liberty* 3 (2).
- Behr, Stefan. 2014. "Liebe - ein Tausch?" *Soziale Welt* 65 (75-92).
- Bellah, Robert N. 1999. "Max Weber and World-Denying Love: A Look at the Historical Sociology of Religion." *Journal of the American Academy of Religion* 67 (2):277-304.
- Bellah, Robert N., Richard Madsen, William M. Sullivan, Ann Swidler, und Steven M. Tipton. 1985. *Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life*. Berkeley: University of California Press.
- Bender, Gerd. 1997. *Lohnarbeit zwischen Autonomie und Zwang. Neue Entlohnungsformen als Element veränderteter Leistungs politik*. Frankfurt am Main: Campus.
- Bender, John, und David E. Wellbery. 1990. "Rhetoricity: On the Modern Return of Rhetoric." In *The Ends of Rhetoric*, herausgegeben von John Bender und David E. Wellbery, 3-39. Stanford: Stanford University Press.
- Bendix, Reinhard. 1960. *Herrschaft und Industriearbeit, Untersuchungen über Liberalismus und Autokratie in der Geschichte der Industrialisierung*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Berger, Peter L., Thomas Luckmann, Helmuth Plessner, und Monika Plessner. 2007. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit : eine Theorie der Wissenssoziologie*. 21. Aufl. ed, Fischer. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Bergsma, Ad. 2008. "Do self-help books help?" *Journal of Happiness Studies* 9 (3):341-360.

- Berman, Marshall. 1988. *All that is solid melts into air : the experience of modernity*. New York: Penguin Books.
- Best, Dieter. 2010. "Zahlen und Fakten zur Psychotherapie." *Psychotherapie Aktuell*, 2-8.
- Best, Dieter. 2012. "Mythen und Fakten zur Psychotherapie." *Psychotherapie Aktuell*, 7-10.
- Bethmann, Anke, und Gerhard Dongowski. 1994. *Adolph Freiherr Knigge an der Schwelle zur Moderne. Ein Beitrag zur politischen Ideengeschichte der deutschen Spätaufklärung*. Hannover: Hahn.
- Bethmann, Stephanie. 2013. *Liebe : Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit*. Weinheim: Beltz.
- Betz, Robert. 2010. *Zersägt eure Doppelbetten! Die »Geistige Welt« zu Liebe, Partnerschaft und Sexualität in der Neuen Zeit Übermittelt*. München: Ansata.
- Bianchi, Suzanne M., und Melissa A. Milkie. 2010. "Work and Family Research in the First Decade of the 21st Century." *Journal of Marriage and the Family* 72 (3):705-725.
- Biebricher, Thomas. 2012. *Neoliberalismus. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Biehler, Ulrich. 1998. *Die Unerbittlichkeit der Historizität - Foucault als Historiker*. Wien: Böhlau.
- Biere, Bernd Ulrich; Liebert, Wolf-Andreas 1997. *Metaphern in Wissenschaft und Wissenvermittlung*. Opladen: Westdt. Verl.
- Binder, Werner. 2018. "The Semiotics of Social Life." *American Journal of Cultural Sociology* 6 (2):401-416.
- Bitzer, Lloyd F. 1968. "The Rhetorical Situation." *Philosophy and Rhetoric* 1 (1):1-14.
- Blackman, Lisa. 2004. "Self-help, media cultures and the production of female psychopathology." *European Journal of Cultural Studies* 7 (2):219-236.
- Blackman, Lisa. 2008. "Affect, Relationality and the 'Problem of Personality'." *Theory, Culture & Society* 25 (1):27-51.
- Blatterer, Harry. 2016. "Intimacy as freedom: Friendship, gender and everyday life." *Thesis Eleven* 132 (1):62-76.
- Bloch, Ernst. 1978. *Tendenz - Latenz - Utopie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blume, Jutta. 2002. *Frauen wollen reden. Männer hören nicht zu : Tipps und Anregungen für eine glückliche Beziehung*. Rastatt: Moewig.
- Bock, Petra. 2014. *Mindfuck Love : Wie wir uns in der Liebe selbst sabotieren und was wir dagegen tun können*. München: Knaur.
- Bock, Petra. 2015. *Mindfuck Job. So beenden Sie ihre Selbstblockaden und entfalten Ihr volles berufliches Potential*. München: Knaur.
- Böhm, Sebastian. 2015. *Beruf und Privatleben – Ein Vereinbarkeitsproblem? Entstehungsfaktoren von erwerbsarbeitsbedingten Abstimmungsproblemen und Konflikten im Privatleben von Beschäftigten in Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bohmann, Gerda, und Heinz-Jürgen Niedenzu. 2013. "Multiple Modernities – Chancen und Grenzen eines Konzepts." *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 38 (3):327-332.
- Bohrer, Karl Heinz. 1989. *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bolles, Richard Nelson. 2012. *Durchstarten zum Traumjob. Das ultimative Handbuch für Ein-, Um- und Aufsteiger*. Frankfurt am Main: Campus.
- Bologh, Roslyn Wallach 1990. *Love or Greatness: Max Weber and Masculine Thinking. A Feminist Inquiry*. Boston: Unwin Hyman.
- Boltanski, Luc, und Ève Chiapello. 2006. *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Boltanski, Luc, und Arnaud Esquerre. 2018. *Bereicherung. Eine Kritik der Ware*. Berlin: Suhrkamp.
- Borg, James. 2010. *Persuasion. The art of influencing people*. 3th Hg. Harlow: Pearson.
- Borscheid, Peter. 1986. "Romantic Love or Material Interest: Choosing Partners in Nineteenth-Century Germany." *Journal of Family History* 11 (2):157-168.
- Bourdieu, Pierre. 2005. *Die männliche Herrschaft*. 1. Aufl. Hg. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre, Achim Russer, Hélène Albagnac, und Bernd Schwibs. 2004. *Meditationen : zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourke, Joanna. 2005. *Fear: A cultural history*. Emeryville: Shoemaker & Hoard.
- Boydston, Jeanne. 1990. *Home and Work: Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*. Oxford: Oxford University Press.
- Boyns, David, und Sarah Luery. 2015. "Negative Emotional Energy: A Theory of the "Dark-Side" of Interaction Ritual Chains." *Social Sciences* 4:148-170.
- Boynton, Petra. 2003. "Abiding by *The Rules*: Instructing Women in Relationships." *Feminism & Psychology* 13 (2):237-245.
- Brandes, Stuart D. 1976. *American Welfare Capitalism, 1880-1940*. Chicago: Chicago University Press.
- Brandt, Allan M. 2007. *The Cigarette Century*. New York: Basic Books.
- Breckenridge, Jenna, und Derek Jones. 2009. "Demystifying Theoretical Sampling in Grounded Theory Research." *The Grounded Theory Review* 8 (2):113-126.
- Bremerich-Vos, Albert. 2009. "Rhetorische Ratgeber für Beruf und Alltag." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knape, 2320-2333. Berlin: De Gruyter.
- Bristow, Joseph. 1997. *Sexuality*. London: Routledge.
- Bröckling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst : Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich. 2017. *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*. Berlin: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann, und Thomas Lemke. 2000. *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brosziewski, Achim, Thomas Samuel Eberle, und Christoph Maeder, Hg. 2001. *Moderne Zeiten. Reflexionen zur Multioptionsgesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Brown, Wendy. 2015. *Die schleichende Revolution: Wie der Neoliberalismus die Demokratie zerstört*. Berlin: Suhrkamp.
- Brümmer, Vincent. 1993. *The Model of Love: A Study in Philosophical Theology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bruneau, Laura, Donlad L. Bubenzer, und Jason M. McGlothlin. 2010. "Revisioning the Self: A Phenomenological Investigation Into Self-Help Reading." *Journal of Humanistic Counselling, Education and Development* 49 (Fall):217-230.
- Brunner, Otto. 1966. "Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“." In *Familie und Gesellschaft*, herausgegeben von Ferdinand Oetter, 23-56. Tübingen: Mohr.
- Bührmann, Andrea D., Angelika Diezinger, und Metz-Göckel. 2007. *Arbeit - Sozialisation - Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS.
- Burger, Christoph. 2012. *Karriere ohne Schleimspur. Wie Sie Charakter zeigen und trotzdem Erfolg haben*. Wien: Linde.
- Burkart, Günter. 2006. "Positionen und Perspektiven. Zum Stand der Theoriebildung in der Familiensoziologie." *Zeitschrift für Familienforschung* 18 (2):175-205.
- Burkart, Günter, Hg. 2009. *Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien (Sonderheft 6 der Zeitschrift für Familienforschung)*. Opladen: Budrich.
- Burke, Kenneth. 1969 [1950]. *A Rhetoric of Motives*. Berkley: University of California Press.
- Butler, Judith. 1992. *Das Unbehagen der Geschlechter*. 2. [Aufl.] ed, Edition Suhrkamp. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butterwegge, Christoph, Bettina Lösch, und Ralf Ptak, Hg. 2008a. *Kritik des Neoliberalismus*. 2. Hg. Wiesbaden: VS.
- Butterwegge, Christoph, Bettina Lösch, und Ralf Ptak, Hg. 2008b. *Neoliberalismus. Analysen und Alternativen*. Wiesbaden: VS.

- Cabrera, Natasha J., Catherine S. Tamis-LeMonda, Robert H. Bradley, Sandra Hofferth, und Michael E. Lamb. 2000. "Fatherhood in the Twenty-First Century." *Child Development* 71 (1):127-136.
- Cancian, Francesca M. 1993. *Love in America : gender and self-development*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Canguilhem, Georges. 1978. *The normal and the pathological*. Dordrecht u.a.: D. Reidel.
- Carey, Alex. 1967. "The Hawthorne Studies: A Radical Criticism." *American Sociological Review* 32 (3):403-416.
- Carlson, Richard. 1998. *Don't sweat the small stuff at work. Simple Ways to Minimize Stress and Conflict While Bringing Out the Best in Yourself and Others*. New York: Hyperion.
- Carlson, Richard, und Kristine Carlson. 1999. *Don't sweat the small stuff in love. Simple Ways to Nurture and Strengthen Your Relationships While Avoiding the Habits that Break Down Your Loving Connection*. New York: Hyperion.
- Caruso, David R. , und Peter Salovey. 2004. *The emotionally intelligent manager: how to develop and use the four key emotional skills of leadership*. Wiley: San Francisco,.
- Cavallo, Sandra, und Simona Cerutti. 1990. "Female Honor and the Social Control of Reproduction in Piedmont between 1600 and 1800." In *Sex and Gender in Historical Perspective*, herausgegeben von Edward Muir und Guido Ruggiero, 73-109. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Chapman, Gary. 2016. *Die 5 Sprachen der Liebe. Wie Kommunikation in der Partnerschaft gelingt*. Marburg: Francke.
- Chapman, Gary, und Paul White. 2013. *Die fünf Sprachen der Mitarbeitermotivation*. Marburg: Francke.
- Chapman, Gary, Paul White, und Harold Myra. 2014. *Rising above a toxic workplace : Taking care of yourself in an unhealthy environment*. Chicago: Northfield.
- Chartier, Roger, Alain Boureau, und Cécile Dauphin. 1996. *Correspondence: Models of Letter-Writing from the Middle Ages to the Nineteenth Century*. London: Poliy.
- Cherlin, Andrew J. 2004. "The Deinstitutionalization of American Marriage." *Journal of Marriage and the Family* 66 (4):848-861.
- Cherlin, Andrew J. 2010. *The marriage-go-round : the state of marriage and the family in America today*. New York: Vintage Books.
- Cherry, Scott. 2008. "The ontology of a self-help book : A paradox of its own existence." *Social Semiotics: A transdisciplinary journal in functional linguistics* 18 (3):337-348.
- Cherubim, Dieter. 1992. "Krieg im Alltag - Alltag und Krieg." In *Surgery strike. Über Zusammenhänge von Sprache, Krieg und Frieden*, herausgegeben von Karl Ermert, 11-35. Rehburg: Loccum.
- Chilton, Paul. 2004. *Analysing Political Discourse: Theory and Practice*. London: Routledge.
- Cialdini, Robert B. 2007 [1984]. *Influence. The Psychology of Persuasion*. New York: Collins Business.
- Cibula, David. 2008. "Women's contraceptive practices and sexual behaviour in Europe." *The European Journal of Contraception and Reproductive Health Care* 13 (4):362-375.
- Clandinin, D. Jean, Hg. 2007. *Handbook of Narrative Inquiry: Mapping a Methodology*. Thousand Oaks: Sage.
- Clark, Anne. 2008. *Desire: A History of European Sexuality*. London: Routledge.
- Clauss, Elke. 1993. *Liebeskunst. Untersuchungen zum Liebesbrief im 18. Jahrhundert*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Clifford, James, Hg. 1986. *Writing culture : the poetics and politics of ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Clum, George A. 2007. "Self-Help Interventions. Mapping the Role of Self-Administered Treatments in Health Care." In *Handbook of Self-Help Therapies*, herausgegeben von Patti Lou Watkins und George A. Clum. New York: Routledge.

- Collingsworth, Jean. 2014. "The Self-Help Book in the Therapeutic Ontosphere: A Postmodern Paradox." *Culture Unbound. Journal of Current Cultural Research* 6 (755-771).
- Collins, Randall. 1990. "Stratification, emotional energy, and the transient emotions." In *Research agendas in the sociology of emotions*, herausgegeben von Theodore D. Kemper, 27-57. Albany, N.Y.: SUNY Press.
- Collins, Randall. 1993. "Emotional Energy as the Common Denominator of Rational Action." *Rationality and Society* 5 (2):203-230.
- Collins, Randall. 2004. "Emotional Energy and the Transient Emotions." In *Interactions Ritual Chains*, herausgegeben von ders., 102-140. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Connor, Steven, Hg. 2004. *The Cambridge companion to postmodernism, Cambridge companions to literature*. Cambridge [u.a.]: Cambridge Univ. Press.
- Coontz, Stephanie. 2005. *Marriage, a History. How Love Conquered Marriage*. New York: Penguin.
- Coser, Lewis A. 1974. *Greedy Institutions. Patterns of Undivided Commitment*. New York: The Free Press.
- Coser, Lewis A. 1977. "Georg Simmel's Neglected Contributions to the Sociology of Women." *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 2:869-876.
- Cotkin, George. 1985. "William James and the Cash-Value Metaphor." *ETC: A Review of General Semantics* 42 (1):37-46.
- Cott, Nancy F. 1978. "Passionlessness: An Interpretation of Victorian Sexual Ideology, 1790-1850." *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 4 (2):219-236.
- Cottingham, Marci D. 2016. "Theorizing emotional capital." *Theory and Society* 45 (5):451-470.
- Covey, Stephen R. 1990. *Principle-Centered Leadership*. New York: Fireside.
- Covey, Stephen R. 2004. *The 7 Habits of Highly Effective People: Powerful Lessons in Personal Change* London: Pocket Books.
- Coyle, Kelly, und Debra Grodin. 1993. "Self-Help Books and the Construction of Reading: Readers and Reading in Textual Representation." *Text and Performance Quarterly* 13 (1):61-78.
- Coyne, Imelda T. 1997. "Sampling in qualitative research. Purposeful and theoretical sampling; merging or clear boundaries?" *Journal of Advanced Nursing* 26:623-630.
- Cramer, Janet M. 2009. "Critical Discourse Analysis." In *Encyclopedia of Communication Theory*, herausgegeben von Stephen W. Littlejohn und Karen A. Foss, 221-223. Thousand Oaks: Sage.
- Crapanzano, Vincent. 1991. "The Postmodern Crisis: Discourse, Parody, Memory." *Cultural Anthropology* 6 (4):431-446.
- Crawford, Kathrine. 2007. *European Sexualities, 1400-1800*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Croft, William, und D. Alan Cruse. 2004. *Cognitive Linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Crompton, Rosmary. 2008. *Employment and the Family. The Reconfiguration of Work and Family Life in Contemporary Societies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Crouch, Colin. 2011. *Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Cuijpers, Pim, und Josien Schuurmans. 2007. "Self-help interventions for anxiety disorders: An overview." *Current Psychiatry Reports* 9 (4):284-290.
- Cullen, John G. 2009. "How to sell your soul and still get into Heaven: Steven Covey's epiphany-inducing technology of effective selfhood." *Human Relations* 62 (8):1231-1254.
- Dabhoiwala, Faramerz. 2014. *Lust und Freiheit: Die Geschichte der ersten sexuellen Revolution*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dagenais, Daniel. 2008. *The (Un)Making of the Modern Family*. Toronto: UBC Press.

- Dahme, Heinz-Jürgen. 1985. "Einleitung." In *Georg Simmel. Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, herausgegeben von Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke, 7-26. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Damasio, Antonio R. 1994. *Descartes' error : emotion, reason, and the human brain*. London: Quillr.
- Dardot, Pierre, und Christian Laval. 2013. *The New Way of the World. On Neo-Liberal Society*. London: Verso.
- David, Susan. 2016. *Emotional Agility. Get Unstuck, Embrace Change, and Thrive in, Work and Life*. New York: Penguin.
- de Sousa, Ronald. 1991. *The rationality of emotion*. Cambridge: MIT Press.
- DeLamater, John, und Rebecca F. Plante, Hg. 2015. *Handbook of the Sociology of Sexualities*. Heidelberg: Springer.
- Den Boer, Peter C. A. M., D. Wiersma, und R. J. Van den Bosch. 2004. "Why is self-help neglected in the treatment of emotional disorders? A meta-analysis." *Psychological Medicine* 34 (6):959-971.
- Denes, Amanda. 2011. "Biology as consent: Problematizing the scientific approach to seducing women's bodies." *Women's Studies International Forum* 34:411-419.
- Dillard, James Price. 2009. "Persuasion." In *The Handbook of Communication Science*, herausgegeben von Charles R. Berger, Michael E. Roloff und David R. Roskos-Ewoldsen, 202-219. Thousand Oaks: Sage.
- Dockhorn, Klaus. 1968. *Macht und Wirkung der Rhetorik: Vier Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne*. Bad Homburg: Gehlen.
- Doering-Manteuffel, Anselm, und Lutz Raphael. 2008. *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dolby, Sandra K. 2008. *Self-Help Books: Why Americans Keep Reading Them*. Urbana: University of Illinois Press.
- Donauer, Sabine. 2014. "Emotions at Work - Working on Emotions: Ein Rückblick in die Geschichte der industriellen Erwerbsarbeit." In *Organisation und Intimität. Der Umgang mit Nähe im organisationellen Alltag - zwischen Vertrauensbildung und Manipulation*, herausgegeben von Olaf Geramanis und Kristina Hermann, 151-167. Heidelberg: Carl Auer.
- Drux, Rudolf. 2009. "Art. Tropus." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 809-830. Tübingen: Max Niemeyer.
- Duncombe, Jean, und Dennis Marsden. 1993. "Love and Intimacy: The Gender Division of Emotion and 'Emotion Work': A Neglected Aspect of Sociological Discussion of Heterosexual Relationships." *Sociology* 23 (2):221-241.
- Durkheim, Emile. 1995 [1897]. *Der Selbstmord*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile, und Ludwig Schmidts. 1994. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Duttweiler, Stefanie. 2007. *Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie*. Konstanz: UVK.
- Dux, Günter. 1997. *Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter : über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dyer, Abigail. 2003. "Seduction by Promise of Marriage: Law, Sex, and Culture in Seventeenth-Century Spain." *Sixteenth Century Journal* 34 (2):439-455.
- Eder, Franz X. 2002. *Kultur der Begierde: eine Geschichte der Sexualität*. München: C.H. Beck.
- Edwards, Lee. 2013. "Critical Discourse Analysis." In *Encyclopedia of Public Relations*, herausgegeben von Robert L. Heath, 226-227. Thousand Oaks: Sage.
- Ehrenberg, Alain. 2012. *Das Unbehagen in der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Ehrenreich, Barbara. 2010. *Smile or Die: Wie die Ideologie des Positiven Denkens die Welt verdimmt*. München: Kunstmann.
- Ehrenreich, Barbara, und Deirdre English. 2005. *For Her Own Good: Two Centuries of the Experts' Advice to Women*. New York: Anchor Books.

- Eickelpasch, Rolf, Hg. 1996. *Utopie und Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eisenstadt, Shmuel Noah. 2003. *Comparative civilizations and multiple modernities*, 2. Vol. Leiden: Brill.
- Eisikovits, Zvi, und Eli Buchbinder. 1997. "Talking Violent: A Phenomenological Study of Metaphors Battering Men Use." *Violence Against Women* 3 (5):482-498.
- Elias, Norbert. 1996. *Was ist Soziologie?* 8. Aufl. ed, *Grundfragen der Soziologie*. Weinheim: Juventa.
- Elias, Norbert. 1997 [1939]. *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band I: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert. 1997 [1949]. *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band II: Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Enfield, Nick J. 2000. "The Theory of Cultural Logic: How Individuals Combine Social Intelligence with Semiotics to Create and Maintain Cultural Meaning." *Cultural Dynamics* 12 (1):35-64.
- Engels, Friedrich. 1886 [1884]. *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen*. Stuttgart: Dietz.
- Erikson, Erik. 1953. "Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit." *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse* 7 (2):1-31.
- Esser, Hartmut. 1996. "Die Definition der Situation." *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48 (1):1-34.
- Eustace, Nicole. 2001. "The Cornerstone of a Copious Work": Love and Power in Eighteenth-Century Courtship." *Journal of Social History* 34 (3):517-546.
- Evans, Judith. 1995. *Feminist theory today : an introduction to second-wave feminism*. London: Sage.
- Evans, Karen. 2007. "Concepts of bounded agency in education, work, and the personal lives of young adults." *International Journal of Psychology* 42 (2):85-93.
- Fairclough, Norman. 1995. *Critical discourse analysis: the critical study of language*. London: Longman.
- Fairclough, Norman. 2003. *Analysing Discourse: Textual Analysis for Social Research*. London: Routledge.
- Fairclough, Norman. 2014. "A Dialectical-Relational Approach to Critical Discourse Analysis in Social Science." In *Methods of Critical Discourse Analysis*, herausgegeben von Ruth Wodak und Michael Meyer, 162-186. London: Sage.
- Fairclough, Norman, und Ruth Wodak. 1997. "Critical Discourse Analysis." In *Discourse as Social Interaction.*, herausgegeben von Teun A. van Dijk, 258-284. London: Sage.
- Faludi, Susan. 1991. *Backlash : the undeclared war against American women*. New York: Three Rivers Press.
- Faulstich, Werner, Hg. 2004. *Die Kultur der 70er Jahre*. München: Fink.
- Faust, Michael. 2006. "Soziologie und Beratung – Analysen und Angebote." *Soziologische Revue* 29:277-290.
- Febvre, Lucien. 1977 [1941]. "Sensibilität und Geschichte: Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen." In *M. Bloch, F. Braudel, L. Febvre u.a. Schriften und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse*, herausgegeben von Claudia Honegger, 313-333. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fein, Ellen, und Sherrie Schneider. 2013. *Die Kunst, den Mann fürs Lebens zu finden. Alle Regeln in einem Band*. München: Piper.
- Ferguson, Neil, Hg. 2010. *The Shock of the Global. The 1970s in Perspective*. Cambridge: Harvard University Press.
- Fernandez, James W. 2012. "Tropical Foundations and Foundational Tropes of Culture." In *Culture & Rhetoric*, herausgegeben von Ivo Strecker und Stephen Tyler, 166-181. New York: Berghan Books.

- Feyerabend, Paul. 1995. *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fiehler, Reinhard. 2008. "Emotionale Kommunikation." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knappe, 757-772. Berlin: De Gruyter.
- Finch, Janet. 2007. "Displaying Families." *Sociology* 41 (1):65-81.
- Fine-Davis, Margret, Jeanne Fagnani, Dino Giovannini, Lis Højgaard, und Hilary Clarke. 2004. *Fathers and Mothers: Dilemmas of the Work-Life Balance. A Comparative Study in Four European Countries*. Dordrecht: Springer.
- Fineman, Stephen, Hg. 1993. *Emotion in organizations*. London: Sage.
- Fineman, Stephen. 2003. *Understanding emotion at work*. London: Sage.
- Finkel, Eli 2017. *The All-or-Nothing Marriage: How the Best Marriages Work*. New York: Dutton.
- Fischer, Joachim. 2014. "Multiparadigmatizität der Soziologie. Übersichten, Unterscheidungen, Ursachen und Umgangsformen." In *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*, herausgegeben von Stephan Kornmesser und Gerhard Schurz, 337-370. Wiesbaden: Springer VS.
- Flam, Helena. 2002. "Soziologie der Emotionen eine Einführung." In *UTB 2359 Soziologie*. Konstanz: UVK.
- Flick, Uwe. 2007. *Qualitative Sozialforschung : eine Einführung*, Rororo. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff, und Ines Steinke, Hg. 2005. *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Florida, Richard. 2002. *The rise of the creative class: and how it's transforming work, leisure, community and everyday life*. New York: Basic Books.
- Folkers, Andreas, und Thomas Lemke, Hg. 2014. *Biopolitik - Ein Reader*. Berlin: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1973. *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1974a. *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1974b. "Nietzsche, die Genealogie, die Historie." In *Von der Subversion des Wissens*, herausgegeben von ders., 69-90. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, Michel. 1976. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1991. *Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2001. *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975/1976*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2003. *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2005. "Die Gouvernementalität." In *Analytik der Macht*, herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald, 148-174. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2006. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesung am Collège de France 1978/1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel, und Paul Rabinow. 1997. *Essential works of Foucault 1954-1984 Vol. 1 Ethics*. New York: New Press.
- Franklin, Mendels. 1972. "Proto-industrialization: The First Phase of the Industrialization Process." *Journal of Economic History* 32:241-261.
- Franzen, Jonathan. 2001. *The Corrections*. New York: Farrar, Straus & Giroux
- Freedheim, Donald K., Hg. 2003. *History of Psychology. Vol. 1, Handbook of Psychology*. Malden Mass.: Wiley.
- Freud, Sigmund. 1924. "Der Untergang des Ödipuskomplexes." In *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie / Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre / Metapsychologie*, herausgegeben von Anna Freud, Otto Rank und A.J. Storer, 423-432.

- Freud, Sigmund. 1930. *Das Unbehagen in der Kultur*. Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Frevert, Ute, Hg. 1988. *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Frevert, Ute. 2009. "Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?" *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2):183-208.
- Frevert, Ute. 2011. "Gefühle definieren: Begriffe und Debatten aus drei Jahrhunderten." In *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, herausgegeben von Ute Frevert, Monique Scheer, Anne Schmidt, Pascal Eitler, Bettina Hitzer, Nina Verheyen, Benno Gammerl, Christian Bailey und Margit Pernau, 9-40. Frankfurt: Campus.
- Frevert, Ute, Monique Scheer, Anne Schmidt, Pascal Eitler, Bettina Hitzer, Nina Verheyen, Benno Gammerl, Christian Bailey, und Margit Pernau, Hg. 2011. *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*. Frankfurt: Campus.
- Friedrichs, Thomas. 2005. *Anleitung für Netzwerker. Beruflichen Erfolg und Karriere bewusst steuern*. Wien: WUV.
- Fromm, Erich. 1999 [1929]. "Psychoanalyse und Soziologie." In *Analytische Sozialpsychologie*, 3-5. München: DTV.
- Fromm, Erich. 2009 [1956]. *Die Kunst des Liebens*. Berlin: Ullstein.
- Frykman, Jonas, und Orvar Löfgren. 1987. *Culture Builders: A Historical Anthropology of Middle-Class Life*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Fuchs, Peter. 1999. Die Metapher des Systems – Gesellschaftstheorie im 3. Jahrtausend, Vortrag vom 18. April. In *Freiburger Reden*. Freiburg.
- Funke, Hermann. 1987. *Utopie und Tradition Platons Lehre vom Staat in der Moderne*. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Furedi, Frank. 2004. *Therapy Culture. Cultivating Vulnerability in an Age of Uncertainty*. London: Routledge.
- Gabriel, Manfred, und Norbert Granzl. 2008. "Paradigmen in der Soziologie - Explikation, Unterscheidungen, Unterschiede." In *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft : Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?*, herausgegeben von Andreas Balog und Johann August Schüle, 81-104. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Gagnon, John H., und William Simon. 1973. *Sexual conduct: The social sources of human sexuality*. Chicago: Aldine.
- Gagnon, John H., und William Simon. 2003. "Sexual Scripts: Origins, Influences and Changes." *Qualitative Sociology* 26 (4):491-497.
- Gaite, Carmen Martin. 1991. *Love Customs in Eighteenth-Century Spain*. Berkeley: University of California Press.
- Gamson, Joshua, und Dawne Moon. 2004. "The Sociology of Sexualities: Queer and Beyond." *Annual Review of Sociology* 30:47-64.
- Garfinkel, Harold. 1967. "Studies in the routine grounds of everyday activities." In *Studies in Ethnomethodology*, herausgegeben von ders., 35-75. Los Angeles: University of California Press.
- Garret, Mary, Xiaosui Xiao, und Mary Garrett. 1993. "The Rhetorical Situation Revisited." *Rhetoric Society Quarterly* 23 (2):30-40.
- Garton, Stephen. 2004. *Histories of Sexuality. From Antiquity to the Sexual Revolution* London: Routledge.
- Gaugler, Eduard, Hg. 1996. *"The principles of scientific management" - Bedeutung und Nachwirkungen*. Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen.
- Geertz, Clifford. 2000 [1973]. *The interpretation of cultures : selected essays*. New York: Basic Books.
- Geißler. 2014. *Die Sozialstruktur Deutschlands*. 7 Hg. Wiesbaden: Springer VS.

- George, Kelly c. 2012. "Self-help as women's popular culture in suburban New Jersey: An ethnographic perspective." *Participations. Journal of Audience and Reception Studies* 9 (2):23-44.
- Gerhards, Jürgen. 1988. *Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven*. Weinheim: Juventa.
- Gertenbach, Lars. 2007. *Die Kultivierung des Marktes. Foucault und die Gouvernementalität des Neoliberalismus*. Berlin: Parodos.
- Ghalandari, Kamal, und Maryam Ghorbani Ghale Jogh. 2012. "The Effect of Emotional Labor Strategies (Surface Acting and Deep Acting) on Job Satisfaction and Job Burnout in Iranian Organizations: The Role of Emotional Intelligence." *Interdisciplinary Journal of Research in Business* 1 (12):24-31.
- Gibson, Donald E. 1997. "The Struggle for Reason: The Sociology of Emotions in Organizations." In *Social Perspectives on Emotion*, herausgegeben von David D. Franks, Rebecca J. Erickson und Beverley Cuthbertson-Johnson, 211-256. Greenwich: JAI Press.
- Giddens, Anthony. 1993. *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Giesen, Ralf. 2015. *Beziehungsprobleme gibt es nicht. Mit THE WORK zur glücklichen Partnerschaft*. München: Goldmann.
- Gildemeister, Regine. 1992. "Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit." In *Feministische Vernunftkritik: Ansätze und Traditionen*, herausgegeben von Ilona Ostner und Klaus Lichtblau, 220-239. Frankfurt am Main: Campus.
- Gillespie, Richard. 1991. *Manufacturing Knowledge: A History of the Hawthorne Experiments*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Girard, René. 1965. "'Triangular' Desire." In *Deceit, Desire, and the Novel*, herausgegeben von ders., 1-52. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss. 1967. *The discovery of grounded theory: strategies for qualitative research*. New York, NY: Aldine.
- Glasgow, Russel E., und Gerald M. Rosen. 1978. "Behavioral bibliotherapy: a review of self-help behavior therapy manuals." *Psychological Bulletin* 85 (1):1-23.
- Goffman, Erving. 1956. *The Presentation of Self in Everyday Life*. Edinburgh: University of Edinburgh Press.
- Goffman, Erving. 1974. *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. Boston: Northeastern University Press.
- Goffman, Erving. 1983. "The Interaction Order." *American Sociological Review* 48:1-17.
- Goldberg, Herbert, und Irene Goldberg. 2013. *Family Therapy. An Overview*. Belmont: Brooks/Cole.
- Goldie, Peter, Hg. 2012. *The Oxford handbook of philosophy of emotion*. Oxford: Oxford University Press.
- Goldin, Claudia, und Lawrence F. Katz. 2000. "The Power of the Pill: Oral Contraceptives and Women's Career and Marriage Decisions." *Journal of Political Economy* 110 (4):730-770.
- Goleman, Daniel. 2008. *Der Erfolgsquotient*. München: DTV.
- Goode, William J. 1960. *Die Struktur der Familie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gottlieb, Beatrice. 1993. *The Family in the Western World from the Black Death to the Industrial Age*. Oxford: Oxford University Press.
- Gottman, John. 2002. *The Relationship Cure. A Five-Step Guide to Strengthening Your Marriage, Family, and Friendship*. New York: Three Rivers Press.
- Gottschling, Markus, und Olaf Kramer. 2011. "Art. Rhetorische Situation." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 1126-1132. Tübingen: Max Niemeyer.

- Grandey, Alicia A. 2003. "When 'the show must go on': Surface acting and deep acting as determinates of emotional exhaustion and peer-related service delivery." *Academy of Management Journal* 46 (1):86-96.
- Grant, Linda. 1994. *Versext. Die sexuelle Revolution: Geschichte und Utopie*. Hamburg: Klein.
- Gray, John. 1998. *Männer sind anders. Frauen auch. Männer sind vom Mars. Frauen von der Venus*. München: Goldmann.
- Gregg, Melissa. 2012. "White Collar Intimacy." In *Digital Cultures and the Politics of Emotion. Feeling, Affect, and Technological Change*, herausgegeben von Athina Karatzogianna und Adi Kuntsman, 147-163. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Grodin, Debra. 1991. "The interpreting audience: The therapeutics of self-help book reading." *Critical Studies in Mass Communication* 8 (4):404-420.
- Gross, Daniel M. 2006. *The Secret History of Emotion: From Aristotle's "Rhetoric" to Modern Brain Science*. Chicago: Chicago University Press.
- Gross, Martin L. 1978. *The psychological society. A critical analysis of psychiatry, psychotherapy, psychoanalysis and the psychological revolution*. New York: Random House.
- Gross, Peter. 1994. *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gudeman, Stephen, Hg. 2009. *Economic Persuasions*. New York: Berghan Books.
- Guhr, Dagny, und Joachim Knappe. 2008. "Rhetorische Praxis in Deutschland vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knappe, 463-487. Berlin: De Gruyter.
- Gunkel, Klaus. 2008. *FührungsPartnerschaft im Vertrieb. Mich selbst managen und meine Mitarbeiter zum Erfolg führen*. Darmstadt: Minerva.
- Habermas, Jürgen. 1985. *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hafner, Anton. 1989. *Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der Rhetorik ad Herennium*. Bern: Peter Lang.
- Hajnal, John. 1965. "European Marriage Patterns in Historical Perspective." In *Population in history : essays in historical demography*, herausgegeben von David V. Glass und David E. C. Eversley, 101-143. London: E. Arnold.
- Hakim, Catherine. 2011. *Erotic capital : the power of attraction in the boardroom and the bedroom*. New York: Basic Books.
- Hall, Stuart. 2001. "Foucault: Power, Knowledge and Discourse." In *Discourse Theory and Practice. A Reader*, herausgegeben von Margaret Wetherwell, Stephanie Taylor und Simeon J. Yates, 72-81. London: Sage.
- Halliday, Michael A. K. 2007. *Language and Society*. Herausgegeben von Jonathan J. Webster. Vol. 10, *Collected Works of M. A. K. Halliday*. London: Continuum.
- Hansen, Klaus P. 1995. *Kultur und Kulturwissenschaft : eine Einführung, UTB für Wissenschaft Uni-Taschenbücher*. Tübingen [u.a.]: Francke.
- Hariman, Robert, und Ralph Cintron, Hg. 2015. *Culture, Catastrophe and Culture*. New York: Berghan Books.
- Harvey, David. 1990. *The condition of postmodernity an enquiry into the origins of cultural change*. Oxford: Blackwell.
- Harvey, David. 2005. *A Brief History of Neoliberalism*. Oxford: Oxford University Press.
- Hatfield, Elaine, Lisamarie Bensmana, Paul D. Thornton, und Richard L. Rapson. 2014. "New Perspectives on Emotional Contagion: A Review of Classic and Recent Research on Facial Mimicry and Contagion." *Interpersona. An International Journal on Personal Relationships* 8 (2):159-179.
- Hatfield, Elaine, John T. Cacioppo, und Richard L. Rapson. 1994. *Emotional Contagion*. New York: Cambridge University Press.
- Haug, Thomas, Tine Nordgreen, Lars Göran Öst, und Odd E. Havik. 2012. "Self-help treatment of anxiety disorders: A meta-analysis and meta-regression of effects and potential moderators." *Clinical Psychology Review* 32 (5):425-445.
- Hayek, Friedrich A. 2014 [1944]. *Der Weg zur Knechtschaft*. Hamburg: Lau Verlag.

- Hazleden, Rebecca. 2003. "Love yourself: The relationship of the self with itself in popular self-help texts." *Journal of Sociology* 39 (4):413-428.
- Hazleden, Rebecca. 2004. "The pathology of love in contemporary relationship manuals." *The Sociological Review* 52 (2):201-217.
- Hazleden, Rebecca. 2010. "You have to learn these lessons sometime': Persuasion and therapeutic power relations in bestselling relationship manuals." *Continuum: Journal of Media & Cultural Studies* 24 (2):291-305.
- Hazleden, Rebecca. 2011. "Dragon-Slayers and Jealous Rats: The Gendered Self in Contemporary Self-help Manuals." *Cultural Studies Review* 17 (1):270-295.
- Hazleden, Rebecca. 2014. "Whose fault is it? Exoneration and allocation of personal responsibility in relationship manuals." *Journal of Sociology* 50 (4):422-436.
- Hebeisen, Walter. 1999. *F.W. Taylor und der Taylorismus. Über das Wirken und die Lehre Taylors und die Kritik am Taylorismus*. Zürich: Hochschulverlag der ETH Zürich.
- Heimerdinger, Timo. 2008. "Der gelebte Konjunktiv. Zur Pragmatik von Ratgeberliteratur in alltagskultureller Perspektive." In *Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert*, herausgegeben von Andy Hahnemann und David Oels. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Heindl, Andreas. 2015. "Diskursanalyse." In *Methodologie, Methoden, Forschungsdesign. Ein Lehrbuch für fortgeschrittene Studierende der Politikwissenschaft*, herausgegeben von Achim Hildebrandt, Sebastian Jäckle, Frieder Wolf und Andreas Heindl. Wiesbaden: Springer VS.
- Helmstetter, Rudolf. 1999. "Guter Rat ist (un)modern. Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber." In *Konzepte der Moderne*, herausgegeben von Gerhard von Graevenitz, 147-172. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Helmstetter, Rudolf. 2010. "Der stumme Doctor als guter Hirte. Zur Genealogie der Sexualratgeber." In *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*, herausgegeben von Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin und Annika Wellmann, 58-92. Berlin: Suhrkamp.
- Helmstetter, Rudolf. 2014. "Die Tunlichkeits-Form. Zur Grammatik, Rhetorik und Pragmatik von Ratgeberbüchern." In *Rat geben. Zur Theorie und Analyse des Beratungshandelns*, herausgegeben von Michael Niehaus und Wim Peeters, 107-132. Bielefeld: transcript.
- Hendriks, Eric C. 2012a. "Ascetic Hedonism: Self and Sexual Conquest in the Seduction Community." *Cultural Analysis* 11 (1-16).
- Hendriks, Eric C. 2012b. "Ascetic Hedonism: Self and Sexual Conquest in the Seduction Community." *Cultural Dynamics* 11:1-16.
- Hendriks, Eric C. 2016. "China's self-help industry: American(ized) life advice in China." In *Handbook of Cultural and Creative Industries in China*, herausgegeben von Michael Keane, 311-327. Cheltenham: Edward Elgar.
- Hendriks, Eric C. 2017. *Life Advice from Below. The Public Role of Self-Help Coaches in Germany and China*. Leiden: Brill.
- Herkenrath, Lutz. 2015. *Böse Mädchen kommen in die Chefetage. Strategien für mehr Durchsetzungsvermögen*. Hamburg: Rutschbahn.
- Herm, Kerstin. 2010. "Verhaltenstherapie integrierte Bibliothherapie. Eine experimentelle Studie an Patienten in der Psychosomatischen Rehabilitation." Dr. phil, Erziehungswissenschaften und Psychologie, Freie Universität Berlin.
- Herma, Holger. 2009. *Liebe und Authentizität. Generationswandel in Paarbeziehungen*. Berlin: Springer.
- Herman, Ellen. 1996. *The romance of American psychology. Political culture in the age of experts*. Berkeley, Calif.: University of California Press.
- Herman, Luc, und Bart Vervaeck. 2005. *Handbook of Narrative Analysis*. Lincoln: University of Nebraska Press.

- Herzog, Benno. 2016. *Discourse Analysis as Social Critique. Discursive and Non-Discursive Realities in Critical Social Research*. London: Palgrave Macmillan.
- Herzog, Dagmar. 2005. *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*. München: Siedler.
- Heyer, Andreas. 2007. "Ursprung und Gehalt des Utopie- begriffs von Karl Mannheim." *UTOPIE kreativ* 197:241-251.
- Hicks, Alexander. 1999. *Social Democracy and Welfare Capitalism: A Century of Income Security Politics*. Ithaca: Cornell University Press.
- Hill, Paul Bernhard, und Johannes Kopp. 2008. "Liebe als Tauschmedium. Intimbeziehungen aus der Sicht von Austauschtheorie und Rational-Choice-Ansatz." In *LiebesErklärungen : Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive*, herausgegeben von Yvonne Niekrenz und Dirk Villányi, 103-114. Wiesbaden: VS.
- Hirai, Michiyo, und George A. Clum. 2006. "A Meta-Analytic Study of Self-Help Interventions for Anxiety Problems." *Behavior Therapy* 37:99-111.
- Hitzer, Bettina. 2011. Emotionsgeschichte - Ein Anfang mit Folgen. *H- Soz-u-Kult* (23.11.2011).
- Hochschild, Arlie. 2006. *Keine Zeit: Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit Wartet* Wiesbaden: VS.
- Hochschild, Arlie. 2012. *The outsourced self : Intimate life in market times*. New York: Metropolitan Books.
- Hochschild, Arlie R. 1994. "The Commerical Spirit of Intimate Life and the Abduction of Feminism: Signs from Woemen's Advice Books." *Theory, Culture & Society* 11 (2):1-24.
- Hochschild, Arlie Russell. 1979. "Work, Feeling Rules, and Social Structure." *The American Journal of Sociology* 85 (3):551-575.
- Hochschild, Arlie Russell. 1983. *The Managed Heart : Commercialization of Human Feelings*. Berkley: University of California Press.
- Hoffman, Michael. 2009. "Situation als Kategorie von Rhetorik und Stilistik." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knape, 1316-1335. Berlin: De Gruyter.
- Hoklas, Anne-Kathrin. 2011. "Ausgenutzt und totgeschlagen. Metaphern der Zeit in populärwissenschaftlichen Zeitratgebern." In *Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metapher*, herausgegeben von Mathias Junge, 121-139. Wiebaden: VS.
- Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno. 1947. *Dialektik der Aufklärung : philosophische Fragmente*. Amsterdam: Querido.
- Hoxie, Robert Franklin. 1920. *Scientific Management and Labor*. New York: D. Appleton & Co.
- Huber, Florian. 2008. *Durch Lesen sich selbst verstehen: Zum Verhältnis von Literatur und Identitätsbildung*. Bielefeld: transcript.
- Hühn, Peter, John Pier, Wolf Schmid, und Jörg Schönert, Hg. 2009. *Handbook of Narratology*. Berlin: De Gruyter.
- Huinink, Johannes, und Dirk Konietzka. 2007. *Familiensoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Huizinga, Johan. 1975 [1928]. *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*. Stuttgart: Kröner.
- Hull, Isabel V. 1997. *Sexuality, State and Civil Society in Germany, 1700-1815*. Itaca: Cornell University Press.
- Hunt, Lynn. 1986. "French History in the Last Twenty Years: The Rise and Fall of the Annales Paradigm." *Journal of Contemporary History* 21 (2):209-224.
- Hunter, Billie, und Ruth Deery, Hg. 2008. *Emotions in Midwifery and Reproduction*. New York: Palgrave.
- Illouz, Eva. 2009a. *Die Errettung der modernen Seele : Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Illouz, Eva. 2009b. *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Illouz, Eva. 2012. *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin: Suhrkamp.
- Illouz, Eva. 2014. *Hard-core romance. "Fifty shades of grey", best-sellers, and society*. Chicago: Chicago University Press.
- Illouz, Eva, Hg. 2018. *Wa(h)re Gefühle. Authentizität im Konsumkapitalismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Illouz, Eva, und Andreas Wirthensohn. 2007. *Der Konsum der Romantik : Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ingenkamp, Konstantin. 2012. *Depression und Gesellschaft. Zur Erfindung einer Volkskrankheit*. Bielefeld: transcript.
- Jack, Sarah J., und Kevin R. Ronan. 2008. "Bibliotherapy. Practice and Research." *School Psychology International* 29 (2):161-182.
- Jaeggi, Rahel. 2016. *Entfremdung: Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems*. Berlin: Suhrkamp.
- Jameson, Frederic. 1998. "Postmodernism and Consumer Society." In *The anti-aesthetic : essays on postmodern culture*, herausgegeben von Hal Foster, 111-134. New York: New Press.
- Jansen, Stephan A., Eckhard Schröter, und Nico Stehr, Hg. 2009. *Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zur Analyse der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität*. Wiesbaden: VS.
- Joas, Hans. 1996. *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, Hans. 2011. *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte*. Suhrkamp: Berlin.
- Johnson, Mark. 2007. *The Meaning of the Body: Aesthetics of Human Understanding*. Chicago: University of Chicago Press.
- Johnson, Sue. 2011. *Halt mich fest. Sieben Gespräche zu einem von Liebe erfüllten Leben*. Paderborn: Junfermann.
- Jones, Ann, und Susan Schechter. 1993. *Das ist die wahre Liebe nicht. Was zu tun ist, wenn man nichts mehr recht machen kann*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jones, Eric K. 2008. "A Communitarian Critique of Dr. Phil: The Individualistic Ethos of Self-Help Rhetoric." *Ohio Communication Journal* 46 (October):73-93.
- Jones, Ernest. 1960. *Das Leben und Werk von Sigmund Freud. Die Entwicklung zur Persönlichkeit und die grossen Entdeckungen : 1856-1900. Bd. I*. Bern: Hans Huber.
- Jones, Stephan R.G. 1992. "Was There a Hawthorne Effect?" *American Journal of Sociology* 98 (3):451-468.
- Junge, Mathias. 2011a. "Die metaphorische Rede: Überlegungen zu ihrer Wahrheit und Wahrheitsfähigkeit." In *Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metapher*, 205-218. Wiesbaden: VS.
- Junge, Mathias. 2011b. "Einleitung." In *Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metapher*, herausgegeben von Mathias Junge, 7-11. Wiesbaden: VS.
- Junge, Mathias, Hg. 2011c. *Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metapher*. Wiesbaden: VS.
- Junge, Mathias, Hg. 2014. *Methoden der Metaphernforschung und -analyse*. Wiesbaden: VS.
- Junge, Mathias, Hg. 2016. *Metaphern soziologischer Zeitdiagnosen*. Wiesbaden: VS.
- Jurczyk, Karin. 2009. "Familienzeit - knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten." In *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, herausgegeben von Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange und Uta Meier-Gräwe, 37-66. Opladen: Budrich.
- Jurczyk, Karin, Michaela Schier, Peggy Szymenderski, Andreas Lange, und G. Günter Voß. 2009. *Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Familie: Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin: Edition Sigma.

- Jürgens, Kerstin. 2005. "Kein Ende von Arbeitszeit und Familie." In *Arbeitszeit - Freizeit - Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, herausgegeben von Anina Mischau und Mechthild Oechsle, 34-53. Wiesbaden: VS.
- Kalberg, Stephen. 1980. "Max Weber's Types of Rationality: Cornerstones for the Analysis of Rationalization Processes in History." *The American Journal of Sociology* 85 (5):1145-1179.
- Kalberg, Stephen. 2013. "Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft / Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus." In *Hauptwerke der Emotionssoziologie*, herausgegeben von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel, 360-369. Heidelberg: Springer VS.
- Kalivoda, Gregor, Thomas Zinsmaier, Thomas Paulsen, Wofram Hörandner, Rita Copeland, Marc van der Poel, Peter Schnyder, Urs Meyer, Martin F. Meyer, Manfred Hinz, Dietmar Till, Temilo van Zantwijk, Anne Eusterschulte, Raymund Wilhelm, Hubert Knoblauch, Jo Reichertz, Alfred Noe, Bernhard Huss, Katharina Niemeyer, Jeroen Jansen, Georg Braungart, Linda Ferreira-Buckle, Jürg Glauser, Renate Lachmann, Riccardo Nicolosi, Davor Beganovic, und Jeffrey Walker. 2007. "Art. Rhetorik." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 1423-1740. Tübingen: Max Niemeyer.
- Kant, Immanuel. 1983. *Kritik der reinen Vernunft*. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel, Werke. Band 3. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Karrer, Dieter. 2015. *Familie und belastete Generationenbeziehungen. Ein Beitrag zu einer Soziologie des familialen Feldes*. Wiesbaden: Springer.
- Kaster, Robert Andrew 2005. *Emotion, restraint, and community in ancient Rome* Oxford Oxford University Press.
- Kaufmann, Jean-Claude. 2005. *Schmutzige Wäsche: Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK.
- Keller, Rainer. 2008. *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Rainer. 2013. "Zur Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse." In *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven*, herausgegeben von Rainer Keller und Inga Truschkat, 27-68. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Rainer, Andreas Hirsland, Werner Schneider, und Willy Viehöver, Hg. 2004. *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Rainer, und Inga Truschkat, Hg. 2013. *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner. 1999. "Diskursbegriff und interpretatives Paradigma." *Perspektiven der Diskursanalyse*, Augsburg.
- Kellner, Hedwig. 2000. *PA - Der Karrierefaktor : Mit Positiver Aggression zum Erfolg*. Frankfurt am Main: Eichhorn.
- Kemper, Theodore D. 2006. "Power and Status and the Power-Status Theory of Emotions." In *Handbook of the sociology of emotions*, herausgegeben von Jan E. Stets und Jonathan Turner, 87-114. New York: Springer.
- Kemper, Theodore D. 2011. *Status, power and ritual interaction : a relational reading of Durkheim, Goffman, and Collins*. Farnham: Ashgate.
- Kennedy, George A. 2015. *History of Rhetoric, Volume I: The Art of Persuasion in Greece*. Princeton: Princeton University Press.
- Kennes, John, und John Knowles. 2013. Can technological change account for the sexual revolution? Working Paper No. 34. In *ESRC Centre for Population Change Working Paper Series*, herausgegeben von Teresa McGowan: ESRC Centre for Population Change.

- Kertzer, David I., und Marizo Barbagli. 2001. "Introduction." In *Family Life in Early Modern Times, 1500-1789*, herausgegeben von David I. Kertzer und Marizo Barbagli, ix-xxxiii. New Haven: Yale University Press.
- Kessel, Martina. 2001. *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein.
- Kessler, Georg. 2013. *Der Buchverlag als Marke: Typik und Herausforderungen des markengeprägten Publizierens am Beispiel der Ratgeberliteratur Deutschlands*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Kielstra, Paul. 2014. *Mental Health and Integration. Provision for Supporting People With Mental Illness: A Comparison of 30 European Countries*. herausgegeben von Aviva Freudmann: The Economist Intelligence Unit.
- Kierner, Agnieszka. 2015. "Dual-Income and Dual-Career Couples in International Context." In *Work and Family Interface in the International Career Context*, herausgegeben von Liisa Mäkelä und Vesa Suutari, 95-116. Heidelberg: Springer.
- Kilminster, Richard. 1982. "Zur Utopiediskussion aus soziologischer Sicht." In *Utopieforschung: interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, herausgegeben von Wilhelm Voßkamp, 64-96. Stuttgart: Metzler.
- Kimmel, Michael. 2008. *Guyland: The Perilous World Where Boys Become Men*. New York: HarperCollins.
- King, Vera, Diana Lindner, Julia Schreiber, Katarina Busch, Niels Uhlendorf, Christiane Beerbom, Benedikt Salfeld-Nebgen, Benigna Gerisch, und Hartmut Rosa. 2014. "Optimierte Lebensführung – wie und warum sich Individuen den Druck zur Selbstverantwortung zu eigen machen." *Jahrbuch für Pädagogik* 29:284-300.
- Kiupel, Birgit. 2010. *Zwischen Krieg, Liebe und Ehe: Studien zur Konstruktion von Geschlecht und Liebe in den Libretti der Hamburger Gänsemarkt-Oper (1678–1738)*. Herbolzheim: Centaurus Verlag & Media.
- Klein, Else. 2017. *Developing Minds: Psychology, neoliberalism and power*. New York: Routledge.
- Klenner, Christina, und Svenja Pfahl. 2009. "Jenseits von Zeitnot und Karrierewitz - Wege aus dem Arbeitszeitdilemma." In *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, herausgegeben von Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange und Uta Meier-Gräwe, 259-290. Opladen: Budrich.
- Kluckhohn, Paul. 1966 [1922]. *Die Auffassungen der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und der Romantik*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Klunder, Nina, und Uta Meier-Gräwe. 2018. "Caring, Cooking, Cleaning – repräsentative Zeitverwendungsmuster von Eltern in Partnerschaften." *Zeitschrift für Familienforschung* 30 (1):9-28.
- Knape, Joachim. 1996. "Art. Figurenlehre." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 289-342. Tübingen: Max Niemeyer.
- Knape, Joachim. 2000. *Allgemeine Rhetorik: Stationen der Theoriegeschichte*. Stuttgart: Reclam.
- Knape, Joachim. 2005. "The Medium is the Massage? Medientheoretische Anfragen und Antworten der Rhetorik." In *Medienrhetorik*, herausgegeben von Joachim Knape. Tübingen: Attempto.
- Knape, Joachim. 2013. *Modern Rhetoric in Culture, Arts, and Media. 13 Essays*. Berlin: De Gruyter.
- Knape, Joachim, und Elisabeth Grüner, Hg. 2007. *Bildrhetorik*. Baden-Baden: Koerner.
- Knapp, Gudrun-Axeli. 2002. "Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht." In *Soziale Verortung der Geschlechter: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, herausgegeben von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, 15-62. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Knoblauch, Hubert. 2000. "Topik und Soziologie. Von der sozialen zur kommunikativen Topik." In *Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium*, herausgegeben von Thomas Schirren und Gert Ueding, 651-667. Berlin: De Gruyter.

- Knudson, Sarah. 2013. "Crash courses and lifelong journeys: Modes of reading non-fiction advice in a North American audience." *Poetics* 41:211-235.
- Koch, Andrew M. 1993. "Rationality, Romanticism and the Individual: Max Weber's 'Modernism' and the Confrontation with 'Modernity'." *Canadian Journal of Political Science* 26 (1):123-144.
- Kopp, Johannes, Christina Kunz, Daniel Lois, und Oliver Arránz Becker. 2011. *Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften*. Wiesbaden: VS.
- Kopperschmidt, Josef. 1973. *Allgemeine Rhetorik. Einführung in die Theorie der persuasiven Kommunikation*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kopperschmidt, Josef. 2000. *Argumentationstheorie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Kopperschmidt, Josef. 2008. "Rhetorik der deutschsprachigen Länder: vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knape, 146-164. Berlin: De Gruyter.
- Kopperschmidt, Josef 1989. *Methodik der Argumentationsanalyse*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Koppetsch, Cornelia, und Sarah Speck. 2015. *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Kornmesser, Stephan, und Gerhard Schurz, Hg. 2014. *Die multiparadigmatische Struktur der Wissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- Koschorke, Albrecht. 2012. *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Krämer, Hannes. 2014. *Die Praxis der Kreativität. Eine Ethnografie kreativer Arbeit*. Bielefeld: transcript.
- Kramer, Olaf. 2007. "Art. Rhetorikforschung." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 137-177. Tübingen: Max Niemeyer.
- Kray, Thorn-R. 2013. "Verführung nach Kierkegaard. Ein soziologischer Versuch." *Kierkegaard Studies Year Book* 2013 (1):71-105.
- Kray, Thorn-R. 2015. "Über die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie." *Soziologie Magazin* 11 (2):5-21.
- Kray, Thorn-R. 2018a. "By means of seduction: pickup-artists and the cultural history of erotic persuasion." *NORMA: International Journal for Masculinity Studies* 13 (1):41-58.
- Kray, Thorn-R. 2018b. "More dialectical than the dialectic: Exemplarity in Theodor W. Adorno's *The Essay as Form*." *Thesis Eleven* 144 (1):30-45.
- Krebs, Angelika. 2002. *Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kreimer, Margareta. 2009. *Ökonomie der Geschlechterdifferenz. Zur Persistenz des Gender Gaps*. Wiesbaden: VS.
- Kremer-Sadlik, Tamar, und Amy L. Paugh. 2007. "Everyday Moments. Finding 'quality time' in American working families." *Time and Society* 16 (2/3):287-308.
- Kress, Gunter, und Theo van Leeuwen. 1996. *Reading Images, The Grammar of Visual Design*. London: Routledge.
- Krohn, Wolfgang, Hg. 1992. *Emergenz die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kroker, Arthur, und David Cook, Hg. 1991. *The postmodern scene. Excremental culture and hyper-aesthetics*. 2. ed, *CultureTexts series*. Montréal: New World Perspectives.
- Krönig, Franz K. 2007. *Die Ökonomisierung der Gesellschaft: Systemtheoretische Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Kruse, Jan, Kay Biesel, und Christian Schmieder. 2011. *Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz*. Wiesbaden: VS.
- Krzyżanowski, Michał. 2011. "Ethnography and critical discourse analysis: Towards a problem-oriented research dialogue." *Critical Discourse Studies* 8 (4):231-238.

- Krzyżanowski, Michał. 2016. "Recontextualisation of neoliberalism and the increasingly conceptual nature of discourse: Challenges for critical discourse studies." *Discourse & Society* 27 (3):308-321.
- Krzyżanowski, Michał, und Bernhard Forchtner. 2016. "Theories and concepts in critical discourse studies: Facing challenges, moving beyond foundations." *Discourse & Society* 27 (3):253-261.
- Lakoff, George. 1987. *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lakoff, George. 1993. "The contemporary theory of metaphor." In *Metaphor and thought*, herausgegeben von Andrew Ortony, 202-251. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Lakoff, George, und Mark Johnson. 1999. *Philosophy in the Flesh. Embodied Mind and its Challenge to Western Thought*. New York: Basic Books.
- Lakoff, George, Mark Johnson, und Astrid Hildenbrand. 2007. *Leben in Metaphern : Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verl.
- Lamont, Michele. 2000. *The Dignity of Working Men. Morality and the Boundaries of Race, Class, and Immigration*. New York: Sage.
- Lange, Andreas. 2009. "Wer hat an der Uhr gedreht? Einblicke in die Zeitverwendung von Kindern und ihren Eltern." In *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, herausgegeben von Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange und Uta Meier-Gräwe, 137-157. Opladen: Budrich.
- Laslett, Peter, Hg. 1972. *Household and Family in Past Time*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lautmann, Rüdiger. 2002. *Soziologie der Sexualität : erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur, Grundlagentexte Soziologie*. Weinheim: Juventa-Verl.
- Lazzarato, Maurizio. 2014. *Signs and Machines. Capitalism and the Production of Subjectivity*. Los Angeles: Semiotext(e).
- Leidner, Robin. 1993. *Fast food, fast talk: Service work and the routinization of everyday life*. Berkeley: University of California Press.
- Lemke, Thomas. 2007. *Gouvernementalität und Biopolitik*. Wiesbaden: VS.
- Lengerer, Andrea. 2011. *Partnerlosigkeit in Deutschland. Entwicklung und soziale Unterschiede*. Wiesbaden: VS.
- Lenz, Karl. 2003. "Familie - Abschied von einem Begriff?" *Erwägen - Wissen - Ethik* 14 (3):485-498.
- Lenz, Karl. 2005. "Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen." In *Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung*, herausgegeben von Friedrich W. Busch und Rosemarie Nave-Herz, 9-32. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem Universität Oldenburg.
- Lenz, Karl. 2006. *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. 3., überarb. Aufl. Hg. Wiesbaden: VS.
- Leupold, Andrea. 2003. "Liebe und Partnerschaft: Formen und Codierung von Ehen." In *Frauen, Männer, Gender Trouble : systemtheoretische Essays*, herausgegeben von Ursula Pasero und Christine Weinbach, 217-274. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lévinas, Emmanuel. 2002. "Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität." In München: Karl Alber.
- Levine, Philippa. 2003. *Prostitution, Race, and Politics. Policing Venereal Disease in the British Empire*. London: Routledge.
- Levitas, Ruth. 2013. *Utopia as Method. The Imaginary Reconstitution of Society*. Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Lewandowski, Sven. 2012. *Die Pornographie der Gesellschaft: Beobachtungen eines populärkulturellen Phänomens*. Bielefeld: Transcript.
- Lewandowski, Sven, und Cornelia Koppetsch. 2015. "Einleitung." In *Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter.*, herausgegeben von Sven Lewandowski und Cornelia Koppetsch, 7-27. Bielefeld: transcript.

- Lewis, Jane. 2001. *The end of marriage? Individualism and intimate relations*. Cheltenham: E. Elgar.
- Leys, Ruth. 2007. *From Guilt to Shame: Auschwitz and After*. Princeton: Princeton University Press.
- Lichterman, Paul. 1992. "Self-help reading as thin culture." *Media, Culture and Society* 14 (421-447).
- Lively, Kathryn J. 2006. "Emotions in the Workplace." In *Handbook of the Sociology of Emotions*, herausgegeben von Jan E. Stets und Jonathan H. Turner, 569-590. Boston: Springer.
- Lois, Daniel. 2009. *Lebensstile und Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften*. Wiesbaden: VS.
- Luhmann, Niklas. 1987. *Soziale Systeme : Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1988a. *Liebe als Passion : zur Codierung von Intimität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1988b. "Über "Kreativität"." In *Kreativität - ein verbrauchter Begriff?*, herausgegeben von Hans-Ulrich Gumbrecht, 15-19. München: Fink.
- Luhmann, Niklas. 2003. "Frauen, Männer und George Spencer Brown." In *Frauen, Männer, Gender Trouble : systemtheoretische Essays*, herausgegeben von Ursula Pasero und Christine Weinbach, 15-62. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 2005 [1976]. "Evolution und Geschichte." In *Soziologische Aufklärung 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, 187-211*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lundin, Stephen C., Harry Paul, und John Christensen. 2003. *Fish! Ein ungewöhnliches Motivationsbuch*. München: Goldmann.
- Luppold, Stefanie. 2015. *Textrhetorik und rhetorische Textanalyse*. Berlin: Weidler.
- Lürssen, Jürgen, und Marc Oliver Opresnik. 2014. *Die heimlichen Spielregeln der Karriere. Wie Sie die ungeschriebenen Gesetze am Arbeitsplatz für Ihren Erfolg nutzen*. 4 Hg. Frankfurt am Main: Campus.
- Lutter, Mark. 2013. "Strukturen ungleichen Erfolgs. Winner-take-all-Konzentrationen und ihre sozialen Entstehungskontexte auf flexiblen Arbeitsmärkten." *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 65:597-622.
- Lyons, Martyn. 1999. "Love Letters and Writing Practices: On *Ecritures Intimes* in the Nineteenth Century." *Journal of Family History* 24 (2):232-239.
- Lyotard, Jean-François, und Peter Engelmann. 1986. *Das postmoderne Wissen : ein Bericht, Edition Passagen*. Graz : Böhlau.
- Lystra, Karen. 1989. *Searching the Heart: Women, Men, and Romantic Love in Nineteenth-Century America*. Oxford: Oxford University Press.
- Maasen, Sabine. 2011. "Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den 'langen' Siebzigern: Eine Perspektivierung." In *Das beratene Selbst zur Genealogie der Therapeutisierung in den "langen" Siebzigern*, herausgegeben von Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler, 7-33. Bielefeld: Transcript.
- Maasen, Sabine, Jens Elberfeld, Pascal Eitler, und Maik Tändler, Hg. 2011. *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den "langen" Siebzigern*. Bielefeld: Transcript.
- Maasen, Sabine, Torsten Mayerhauser, und Cornelia Renggli, Hg. 2015. *Bilder als Diskurse - Bilddiskurse*. Weilerwist: Velbrück.
- MacFarlane, Alan. 1979. "Review of Lawrence Stone 'The Family, Sex, and Marriage England 1500-1800'." *History and Theory* 18 (1):101-126.
- MacFarlane, Alan. 1986. *Marriage and Love in England, 1300-1840*. New York: Blackwell.
- Maddison, Stephen. 2009. "'The Second Sexual Revolution': Big Pharma, Porn and the Biopolitical Penis." *TOPIA: Canadian Journal of Cultural Studies* 22 (Fall):35-52.
- Magris, Claudio, Hg. 2002. *Utopie und Entzauberung*

- Geschichten, Hoffnungen und Illusionen der Moderne*. München ; Wien: Hanser.
- Mahoney, Kevin T. , und David B. Baker. 2002. "Elton Mayo and Carl Rogers: A Tale of Two Techniques." *Journal of Vocational Behavior* 60:437–450.
- Maines, Rachel P. 1999. *The Technology of Orgasm. "Hysteria," the Vibrator, and Women's Sexual Satisfaction*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Mannheim, Karl. 1929. *Ideologie und Utopie*. Bonn: Cohen.
- Marbach, Jan H. 2008. "Die Familie als Forschungsthema – ein Auslaufmodell? Zur Aktualität des Familienbegriffs in der Familienforschung und Ansätze zu einer Neufassung." In *Familiale Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke*, herausgegeben von Walter Bien, 13–41. Wiesbaden: VS.
- Marcuse, Herbert. 1964. *One-Dimensional Man*. Boston Mass.: Beacon Press.
- Marguire Klute, Mary , Ann C. Crouter, Aline G. Sayer, und Susan M. McHale. 2001. "Occupational Self-Direction, Values, and Egalitarian Relationships: A Study of Dual-Earner Couples." *Journal of Marriage and Family* 64 (1):139–151.
- Marrs, Rick W. 1995. "A Meta-Analysis of Bibliotherapy Studies." *American Journal of Community Psychology* 23 (6):843–870.
- Marsiglio, William, Paul R. Amato, Randal D. Day, und Michael E. Lamb. 2000. "Scholarship on Fatherhood in the 1990s and beyond." *Journal of Marriage and Family* 62 (4):1173–1191.
- Martínez, Matias, und Michael Scheffel. 1999. *Einführung in die Erzähltheorie*. 2., durchges. Aufl ed, C. H. Beck Studium. München: Beck.
- Mary, Michael. 2011. *Wo bist du, und wenn nicht, wieso? Wie Sie den passenden Partner finden, ohne ihn zu suchen*. München: Gräfe und Unzer.
- Marz, Ulrike. 2008. "Auch Automaten haben Gefühle. Kritische Theorie über Liebe und Pseudoliebe in der kapitalistischen Gesellschaft." In *LiebesErklärungen : Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive*, herausgegeben von Yvonne Niekrenz und Dirk Villányi, 81–93. Wiesbaden: VS.
- Maslow, Abraham. 1981 [1954]. *Motivation und Persönlichkeit*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Maslow, Abraham. 1986. *Psychologie des Seins. Ein Entwurf*. München: Kindler.
- Massumi, Brian. 1995. "The Autonomy of Affect." *Cultural Critique* 31:83–109.
- Matt, Susan J. 2002. *Keeping Up with the Joneses: Envy in American Consumer Society, 1890–1930*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Matt, Susan J. 2011. "Current Emotion Research in History: Or, Doing History from the Inside Out." *Emotion Review* 3 (1):117–124.
- Matthijs, Koen. 2002. "Mimetic Appetite for Marriage in Nineteenth-Century Flanders: Gender Disadvantage as an Incentive for Social Change." *Journal of Family History* 27 (2):101–127.
- Matthijs, Koen. 2003. "Demographic and Sociological Indicators of Privatisation of Marriage in the 19th Century in Flanders." *European Journal of Population* 19 (4):375–412.
- Mayer, Ralf, Christiane Thompson, und Michael Wimmer, Hg. 2013. *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien*. Dordrecht: Springer.
- Mayo, Elton 1975 [1949]. *The Social Problems of an Industrialized Civilization*. London: Routledge & Kegan.
- Mayring, Philipp. 2002. *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Mayring, Philipp. 2008. *Qualitative Inhaltsanalyse : Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Mazohl-Wallnig, Brigitte, Hg. 1995. *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*. Wien: Böhlau.
- McGee, Micki. 2005. *Self-help, Inc. Makeover in american culture*. Oxford: Oxford University Press.

- McGee, Micki. 2012. "From Makeover Media to Remaking Culture: Four Directions for the Critical Study of Self-Help Culture." *Sociological Compass* 6 (9):685-693.
- McLean, Scott. 2013. "Public Pedagogy, Private Lives: Self-Help Books and Adult Learning." *Adult Education Quarterly* 63 (4):373-388.
- McLean, Scott. 2014. "Learning on the margins of adult education: Self- help reading about health, relationships, and career success." *Studies in the Education of Adults* 46 (1):4-22.
- McLean, Scott. 2015. "With or without a therapist: Self-help reading for mental health." *Health Education Journal* 74 (4):442-457.
- McLean, Scott, und Brandi Kapell. 2015. "She reads, he reads: gender differences and learning through self-help books." *European Journal for Research on the Education and Learning of Adults* 6 (1):55-72.
- McMillan, James. 2000. *France and Women, 1789-1914: Gender, Society and Politics*. London: Routledge.
- Merton, Robert K. 1973. *The sociology of science : theoretical and empirical investigations*.
- Messerli, Alfred. 2010. "Zur Geschichte der Medien des Rates." In *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen*, herausgegeben von Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin und Annika Wellmann, 30-57. Berlin: Suhrkamp.
- Meuser, Michael. 2009. "Keine Zeit für die Familie? Ambivalenzen involvierter Vaterschaft." In *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, herausgegeben von Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange und Uta Meier-Gräwe, 215-232. Opladen: Budrich.
- Meyden, Nandine. 2011. *Karriere Killer! Versteckte Fallen auf dem Weg nach oben*. Berlin: Ullstein.
- Meyer, Christian, und Felix Girke, Hg. 2011. *The Rhetorical Emergence of Culture*. New York: Berghan Books.
- Meyer, Christian, Walther Sallaberger, Günter Burkard, Mirella Lingorska, Lee-Feng Huang, Heidi Buck-Albulet, und Thomas Bauer. 2007. "Art. Rhetorik, außereuropäische." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 15-137. Tübingen: Max Niemeyer.
- Meyer, Sophia. 2016. *Bibliotherapie : Eine aktuelle Bestandsaufnahme*. Mainz: Institut für Buchwissenschaft.
- Miller, Toby, und Alec McHoul. 1998. "Helping the Self." *Social Text* 57:127-155.
- Minter, Cathrine J. 2001. "Literary "Empfindsamkeit" and Nervous Sensibility in Eighteenth-Century Germany." *The Modern Language Review* 96 (4):1016-1028.
- Mirowski, Philip. 2009. "Postface: Defining Neoliberalism." In *The Road from Mont Pèlerin: The Making of the Neoliberal Thought Collective*, herausgegeben von Philip Mirowski und Dieter Plehwe, 417-455. Cambridge: Harvard University Press.
- Mirowski, Philip, und Dieter Plehwe, Hg. 2009. *The Road from Mont Pèlerin: The Making of the Neoliberal Thought Collective*. Cambridge: Harvard University Press.
- Mitchell, M., und M. Egudo. 2003. *A Review of Narrative Methodology*. herausgegeben von Department of Defense. Edinburgh South Australia: DSTO Systems Sciences Laboratory.
- Mittelstraß, Jürgen. 1982. *Wissenschaft als Lebensform : Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mitterauer, Michael. 1977. "Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie." In *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, herausgegeben von Michael Mitterauer und Reinhard Sieder, 38-65. München: C.H. Beck.
- Mitzman, Arthur. 1985. *The Iron Cage: An Historical Interpretation of Max Weber*. New York: Knopf.
- Modler, Helmut. 2012. *Das Arroganz-Prinzip: So haben Frauen mehr Erfolg im Beruf*. Frankfurt am Main: Fischer.

- Moeller, Michael Lukas. 2014. *Die Wahrheit beginnt zu zweit. Das Paar im Gespräch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Möhle, Sylvia. 2001. "Partnerwahl in historischer Perspektive." In *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*, herausgegeben von Thomas Klein, 57-74. Opladen: Leske + Budrich.
- Müller, Lothar. 2005. "Herzblut und Maskenspiel. Über die empfindsame Seele, den Briefroman und das Papier." In *Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland*, herausgegeben von Gerd Jüttemann, Michael Sonntag und Christoph Wulf, 267-292. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Münkler, Herfried. 2004. "Krieg." In *Politische Theorie: 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung*, herausgegeben von Gerhard Göhler, Matthias Iser und Ina Kerner, 227-243. Wiesbaden: VS.
- Münsterberg, Hugo. 1912. *Psychologie und Wirtschaftsleben. Ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Musil, Robert. 1978 [1932]. "Der Mann ohne Eigenschaften." In *Gesammelte Werke, 9 Bde., Aus dem Nachlaß, Bd. 4*, herausgegeben von Adolf Frisé. Hamburg: Reinbeck.
- Myra, Marx Ferree. 1990. "Beyond Separate Spheres: Feminism and Family Research." *Journal of Marriage and the Family* 52 (4):866-884.
- Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin. 1999. "Optionssteigerung und Risikokultur." In *Konzepte der Moderne*, herausgegeben von Gerhard von Graevenitz, 82-101. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Neckel, Sighard. 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Neckel, Sighard. 2013. "Burnout. Das gesellschaftliche Leid der Erschöpfung." In *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, herausgegeben von Sighard Neckel und Greta Wagner, 116-130. Berlin: Suhrkamp.
- Nedelmann, Birgitta. 1983. "Georg Simmel - Emotion und Wechselwirkung in intimen Gruppen." In *Gruppensoziologie: Perspektiven und Materialien*, herausgegeben von Friedhelm Neidhardt, 174-209. Opladen: Westdeutscher.
- Nehring, Daniel, Emmanuel Alvarado, Eric C. Hendriks, und Dylan Kerrigan. 2016. *Transnational Popular Psychology and the Global Self-Help Industry. The Politics of Contemporary Social Change*. Basingstoke: Palgrave MacMillan.
- Nelson, Daniel. 1980. *Frederick W. Taylor and the rise of scientific management*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Nelson, Daniel. 1996. *Managers and Workers. Origins of the Twentieth-Century Factory System in the United States, 1880-1920*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Nenon, Monika. 2005. *Aus der Fülle der Herzen: Geselligkeit, Briefkultur und Literatur um Sophie von La Roche und Friedrich Heinrich Jacobi*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Niehaus, Michael, und Wim Peeters. 2014a. *Rat geben. Zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld: transcript.
- Niehaus, Michael, und Wim Peeters, Hg. 2014b. *Rat geben. Zur Theorie und Analyse des Beratungshandelns*. Bielefeld: transcript.
- Nolan, James L. 1998. *The Therapeutic State. Justifying Government at Century's End*. New York: New York University Press.
- Norcross, John C., John W. Santrock, Linda F. Campbell, Thomas P. Smith, Robert Sommer, und Edward L. Zuckerman. 2003. *Authoritative Guide to Self-Help Resources in Mental Health*. New York: The Guildford Press.
- Norwood, Robin. 1986. *Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Nuber, Ursula. 2006. *Was Paare wissen müssen*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Nussbaum, Martha. 2001. *Upheavals of Thought. The Intelligence of Emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Oesterreich, Peter L. 2012. "Homo Rhetoricus." In *Culture & Rhetoric*, herausgegeben von Ivo Strecker und Stephen Tyler, 49-58. New York: Berghan Books.
- Orzechowicz, David. 2008. "Privileged Emotion Managers: The Case of Actors." *Social Psychology Quarterly* 71 (2):143-156.
- Osswald-Rinner, IRis. 2011. *Oversexed and underfucked. Über die gesellschaftliche Konstruktion der Lust*. Wiesbaden: VS.
- Osterhammel, Jürgen. 2011. *Die Verwandlung der Welt : eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck.
- Ovid. 2017. *Liebeskunst (Ars amatoria)*. Herausgegeben von Tobias Roth, Asmus Trautsch und Melanie Möller. Berlin: Galiani.
- Packard, Vance. 2007 [1957]. *The Hidden Persuaders*. New York: Pocket Books.
- Paris, Rainer. 2014. "Der Ratschlag - Struktur und Interaktion." In *Rat geben. Zur Theorie und Analyse des Beratungshandelns*, herausgegeben von Michael Niehaus und Wim Peeters, 65-92. Bielefeld: transcript.
- Parkinson, Brian. 1991. "Emotional stylists: Strategies of expressive management among trainee hairdressers." *Emotion and Cognition* 5 (5-6):419-434.
- Parsons, Talcott. 1955. "The American Family: Its Relations to Personality and to the Social Structure." In *Family, Socialization and Interaction Process*, herausgegeben von Talcott Parsons und Robert F. Bales, 3-33. New York: The Free Press.
- Pasero, Ursula, und Christine Weinbach, Hg. 2003. *Frauen, Männer, Gender Trouble : systemtheoretische Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Paules, Greta F. 1991. *Dishing it Out: Power and Resistance Among Waitresses in a New Jersey Restaurant*. Philadelphia: Temple University Press.
- Pease, Allan, und Barbara Pease. 2010. *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen*. München: Ullstein.
- Peirce, Jennifer L. 1996. *Gender Trials. Emotional Lives in Contemporary Law Firms*. Berkley: University of California Press.
- Penack, William. 1992. "Politics and Ideology in "Poor Richard's Almanack"." *The Pennsylvania Magazine of History and Biography* 116 (2):183-211.
- Pennebaker, James W. 1997. "Writing about emotional experiences as a therapeutic process." *Psychological Science* 8 (3):162-166.
- Pennebaker, James W., und Cindy K. Chung. 2011. "Expressive Writing: Connections to Physical and Mental Health." In *Oxford Handbook of Health and Psychology*, herausgegeben von Howard S. Friedman, 417-437. Oxford: Oxford University Press.
- Perelman, Chaïm. 1980. *Das Reich der Rhetorik. Rhetorik und Argumentation*. München: Beck.
- Perelman, Chaïm, und Lucie Olbrechts-Tyteca. 1969 [1958]. *The new rhetoric : a treatise on argumentation*. Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Perloff, Richard M. 2010. *The Dynamics of Persuasion. Communication and Attitudes in the 21st Century*. New York: Routledge.
- Perpeet, Edmund Ernst Wilhelm 1976. "Kultur, Kulturphilosophie." In *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4*, herausgegeben von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel, 1309-1324. Basel: Schwabe.
- Petri, Rolf. 2012. "The Idea of Culture and the History of Emotions." *Historiein. A Review of the Past and other Stories* 12:21-37.
- Pettenkofer, Andreas. 2013. "Emile Durkheim: Die elementaren Formen des religiösen Lebens." In *Hauptwerke der Emotionssoziologie*, herausgegeben von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel, 94-102. Heidelberg: Springer VS.
- Petty, Richard E., und Pablo Briñol. 2008. "Persuasion: From Single to Multiple to Metacognitive Processes " *Perspectives on Psychological Science* 3 (2):137-147.
- Peuckert, Rüdiger. 2012. *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer.

- Pfahl, Svenja. 2008. "Moderne Zeiten - Ansprache an Arbeits- und Familienzeiten aus Sicht von Eltern und Kindern." In *Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie*, herausgegeben von Marc Szydlík, 255-274. Wiesbaden: VS.
- Pfeiffer, Karl Ludwig. 1999. *Das Mediale und das Imaginäre : Dimensionen kulturanthropologischer Medientheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Philip, Brigid. 2009. "Analysing the politics of self-help books on depression." *Journal of Sociology* 45 (2):151-168.
- Piketty, Thomas. 2014. *Capital in the Twenty-First Century*. Cambridge: Harvard University Press.
- Pilgrim, David. 1997. *Psychotherapy and society*. London: Sage.
- Pinker, Steven. 2018. *Enlightenment Now. The Case for Reason, Science, Humanism, and Progress*. New York: Viking.
- Plamper, Jan. 2012. *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München: Siedler.
- Plett, Heinrich F. 2000. *Systematische Rhetorik. Konzepte und Analysen*. München: Wilhelm Fink.
- Plickert, Philip. 2008. *Wandlungen des Neoliberalismus. Eine Studie zu Entwicklung und Ausstrahlung der Mont Pèlerin Society*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Pohl, Denise. 2013. "Geschlecht und Zweierbeziehung - ein untrennbares Paar? Konstruktion von Geschlecht und Zweierbeziehung in aktuellen Ehe- und Beziehungsratgebern." In *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950er Jahren bis heute*, herausgegeben von Sylka Scholz, Karl Lenz und Sabine Dreßler, 127-146. Bielefeld: Transcript.
- Pohle, Rita. 2004. *Weg damit! Die Liebe befreien. Wie Sie Ihre Beziehung entrümpeln*. Kreuzlingen: Heinrich Hugendubel.
- Polletta, Francesca, Pang Ching Bobby Chen, Beth Gharrity Gardner, und Alice Motes. 2011. "The Sociology of Storytelling." *Annual Review of Sociology* 37 (1):109-130.
- Pongratz, Hans J., und Voß. 2003. *Arbeitskraftunternehmer - Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. Berlin: Sigma.
- Preisendörfer, Peter. 2008. *Organisationssoziologie. Grundlagen, Theorien, Problemstellungen*. Wiesbaden: VS.
- Preunkert, Jenny. 2011. "Die Krise in der Soziologie." *Soziologie* 40 (4):432-442.
- Price, Anthony W. 2012. "Emotions in Plato an Aristotile." In *The Oxford handbook of philosophy of emotion*, herausgegeben von Peter Goldie, 121-142. Oxford: Oxford University Press.
- Prince Cooke, Lynn, und Janeen Baxter. 2010. "'Families' in International Context: Comparing Institutional Effects Across Western Societies." *Journal of Marriage and the Family* 72 (3):516-536.
- Pugh, Allison J. 2015. *The Tumbleweed Society. Working and Caring in an Age of Insecurity*. Oxford: Oxford University Press.
- Quinkert, Babette, Philipp Rauh, und Ulrike Winkler. 2010. *Krieg und Psychiatrie 1914-1950*. Göttingen: Wallstein.
- Raab, Peter, Hg. 1988 *Heilkraft des Lesens. Erfahrungen mit der Bibliothherapie*. Freiburg: Herder.
- Rafaeli, Anat, und Robert I. Sutton. 1989. "The expression of emotion in organizational life." In *Research in Organizational Behavior*, herausgegeben von L.L. Cummings und Barry M. Staw, 1-42. Greenwich: JAI Press.
- Raley, Sara B., Marybeth J. Mattingly, und Suzanne M. Bianchi. 2006. "How Dual Are Dual-Income Couples? Documenting Change From 1970 to 2001." *Journal of Marriage and Family* 86 (1):11-28.
- Ramsey, Debbie D. 2011. "Evolution of Mental Health Organizations in the United States." *The Journal of Global Health Care Systems* 1 (3):1-11.

- Rapp, Christof. 2008. "Aristoteles: Bausteine für eine Theorie der Emotionen." In *Klassische Emotionstheorien : von Platon bis Wittgenstein*, herausgegeben von Hilge Landweer, Ursula Renz und Alexander Brungs, 45-68. Berlin: de Gruyter.
- Rau, Alexandra. 2010. *Psychopolitik : Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft* Frankfurt am Main: Campus.
- Reckwitz, Andreas. 2005. "Warum die 'Einheit' der Soziologie unmöglich ist: Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne." In *Was erklärt die Soziologie? Methodologien, Modelle, Perspektiven*, herausgegeben von Uwe Schimank und Rainer Greshoff, 65-77. Münster: Lit.
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt : eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas. 2008. *Die Transformation der Kulturtheorien : zur Entwicklung eines Theorieprogramms ; mit einem Nachwort zur Studienausgabe 2006: Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorien*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas. 2012. *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Redden, Guy. 2002. "The New Agents. Personal transfiguration and radical privatization in New Age self-help." *Journal of Consumer Culture* 2 (1):33-52.
- Reddy, William M. 2001. *The navigation of feeling : a framework for the history of emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Reddy, William M. 2009. "Historical Research on the Self and Emotions." *Emotion Review* 1 (4):302-315.
- Régnier-Loilier, Arnaud, Hg. 2015. *The Contemporary Family in France. Partnership Trajectories and Domestic Organization*. Springer: Heidelberg.
- Reichardt, Sven. 2014. *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*. Berlin: Suhrkamp.
- Reinlein, Tanja. 2003. *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotenziale*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Renn, Joachim. 2008. "Emergenz – Das soziologische Problem heterogener Ordnungsebenen und die Zeit der Phänomenologie." In *Phänomenologie und Soziologie - Positionen, Problemfelder, Analysen*, herausgegeben von Jürgen Raab, Michaela Pfadenhauer, Peter Stegmaier, Jochen Dreher und Bernt Schnettler, 253-261. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Richter, Peter. 2009. *Ökonomisierung als gesellschaftliche Entdifferenzierung. Eine Soziologie zum Wandel des öffentlichen Sektors*. Konstanz: UVK.
- Riedesser, Peter, und Axel Verderber. 2004. *"Maschinengewehre hinter der Front". Zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie*. Frankfurt am Main: Mabuse.
- Rieff, Philip. 1966. *The Triumph of the Therapeutic*. New York: Harper & Row.
- Riesman, David, Nathan Glazer, und Reuel Denney. 1950. *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*. New Haven Conn.: Yale University Press.
- Riha, Karl. 1995. *Prämoderne, Moderne, Postmoderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rimke, Heidi Marie. 2000. "Governing citizens through self-help literature." *Cultural Studies* 14 (1):61-78.
- Rimke, Heidi Marie, und Deborah Brock. 2012. "The Culture of Therapy: Psychocentrism in Everyday Life." In *Power and Everyday Practices*, herausgegeben von Mark P. Thomas, Rebecca Raby und Deborah Brock. Toronto: Nelson.
- Robbins, Anthony. 2001. *Awaken the Giant within. How to take immediate control of your mental, emotional, physical, and financial destiny*. New York: Simon & Schuster.
- Rodgers, Daniel T. 1979. *The Work Ethic in Industrial America, 1850-1920*. Chicago: Chicago University Press.
- Rodgers, Daniel T. 2011. *Age of Fracture*. Cambridge: Harvard University Press.

- Roethlisberger, Fritz J., William J. Dickson, und Harold A. Wright. 1961 [1939]. *Management and the Worker. An Account of a Research Program Conducted by the Western Electric Company Hawthorne Works, Chicago*. Cambridge: Harvard University Press.
- Rosa, Hartmut. 2005. *Beschleunigung: die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut. 2012. *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umrisse einer neuen Gesellschaftskritik*. Berlin: 2012.
- Rosa, Hartmut. 2013. *Beschleunigung und Entfremdung : Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut. 2016. *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rose, Nikolas. 1991. "Experts of the Soul." *Psychologie und Geschichte* 3 (1/2):91-99.
- Rose, Nikolas. 1998. *Inventing our selves. Psychology, power and personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rose, Nikolas. 1999. *Gouverning the Soul. The Shaping of the Private Self*. London: Free Association Books.
- Rosenwein, Barbara. 2002. "Worrying about Emotions in History." *The American Historical Review* 107 (3):821-845.
- Rosin, Hanna. 2012. *The End of Men and the Rise of Women*. New York: Riverhead Books.
- Rougemont, Denis de. 2007 [1956]. *Die Liebe und das Abendland*. Gaggenau: Frietsch.
- Rügemer, Werner. 2004. "Der Mythos der ökonomischen Effizienz – Berater als Akteure der neoliberalen Globalisierung." In *Die Berater. Ihr Wirken in Staat und Gesellschaft*, herausgegeben von Werner Rügemer, 68-109. Bielefeld: transcript.
- Ruiner, Caroline. 2010. *Paare im Wandel. Eine qualitative Paneluntersuchung zur Dynamik des Verlaufs von Paarbeziehungen*. Wiesbaden: Springer.
- Rumsey, Alan. 2012. "Rhetoric, Truth, and the Work of Trope." In *Culture & Rhetoric*, herausgegeben von Ivo Strecker und Stephen Tyler, 117-149. New York: Berghan Books.
- Salerno, Steve. 2005. *SHAM : How the self-help movement made America helpless*. New York: Crown Publishers.
- Salmenniemi, Suvi, und Mariya Vorona. 2014. "Reading self-help literature in Russia: governmentality, psychology and subjectivity." *The British Journal of Sociology* 65 (1):43-62.
- Sargent, Lyman Tower. 2005. "The Necessity of Utopian Thinking: A Cross-National Perspective." In *hinking Utopia. Steps into Other Worlds*, herausgegeben von Jörn Rüsen, Michael Fehr und Thomas Rieger, 1-14. New York: Berghahn.
- Sauder, Gerhard. 1974. *Empfindsamkeit. Voraussetzungen und Elemente*. Vol. I. Stuttgart: Metzler.
- Sauder, Gerhard, Hg. 2003. *Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang*. Stuttgart: Reclam.
- Saurer, Edith. 2014. *Liebe und Arbeit : Geschlechterbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*. Wien: Böhlau.
- Schachtner, Christina. 1999. *Ärztliche Praxis : die gestaltende Kraft der Metapher*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schaeffer, Doris. 1988. "Intimität als Beruf. Biographische Interviews mit Psychotherapeuten." In *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, herausgegeben von Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, 161-178. Opladen: Leske + Budrich.
- Schilt, Kristen. 2016. "The Importance of Being Agnes." *Symbolic Interaction* 39 (2):287-294.
- Schindler Zimmerman, Toni, Shelly A. Haddock, und Christine R. McGeorge. 2001. "Mars and Venus: Unequal Planets." *Journal of Marital and Family Therapy* 27 (1):55-68.
- Schindler Zimmerman, Toni, Kristen E. Holm, und Shelly A. Haddock. 2001. "A Decade of Advice for Women and Men in the Best-Selling Self-Help Literature." *Family Relations* 50 (2):122-133.

- Schirren, Thomas. 2008. "Rhetorik des Körpers (Actio I)." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knape, 669-679. Berlin: De Gruyter.
- Schlaffer, Hannelore. 2011. *Die intellektuelle Ehe : der Plan vom Leben als Paar*. München: Hanser.
- Schlageter, Holger, und Patrick Hinz. 2011. *Liebe lernen Ein Beziehungskurs*. München: Knauer.
- Schleiermacher, Ernst Friedrich Daniel. 1978 [1800]. *Monologen: nebst den Vorarbeiten*. Meiner: Hamburg.
- Schluchter, Wolfgang. 2009. *Grundlegungen der Soziologie : eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht Bd. I*. Studienausg., Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schmidbauer, Wolfgang. 2015. *Coaching in der Liebe. Neue Spielregeln für ein Leben zu zweit*. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Schmidt, Gunter. 2014. *Das neue Der Die Das: Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, Gunter, Silja Matthiesen, Arne Dekker, und Kurt Starke. 2006. *Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS.
- Schmitt, Rudolf. 2017. *Systematische Metaphernanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS.
- Schmitt, Tom, und Michael Esser. 2014. *Status-Spiele. Wie ich in jeder Situation die Oberhand behalte*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Schnyder, Peter. 2015. "Gebrauchsliteraturforschung." In *Handbuch Literarische Rhetorik*, herausgegeben von Rüdiger Zymner, 149-172. Berlin: De Gruyter.
- Schoenaker, Theo. 2001. *Die kreative Partnerschaft. Das 3-Faktoren-Modell*. Bocholt: RDI Verlag.
- Scholz, Sylka, und Karl Lenz. 2013. "Ratgeber erforschen. Eine Wissenssoziologische Diskursanalyse von Ehe-, Beziehungs- und Erziehungsratgebern." In *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950er Jahren bis heute*, herausgegeben von Sylka Scholz, Karl Lenz und Sabine Dreßler, 49-78. Bielefeld: Transcript.
- Scholz, Sylka, Karl Lenz, und Sabine Dreßler. 2013a. "In Liebe verbunden. Paar- und Elter(n)-Kind-Liebe in der soziologischen Diskussion." In *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950er Jahren bis heute*, herausgegeben von Sylka Scholz, Karl Lenz und Sabine Dreßler, 11-48. Bielefeld: Transcript.
- Scholz, Sylka, Karl Lenz, und Sabine Dreßler, Hg. 2013b. *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950er Jahren bis heute*. Bielefeld: Transcript.
- Scholz, Sylka, Karl Lenz, und Sabine Dreßler. 2013c. "Vorwort." In *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950er Jahren bis heute*, herausgegeben von Sylka Scholz, Karl Lenz und Sabine Dreßler, 7-8. Bielefeld: Transcript.
- Schrader-Klebert, Karin. 1969. "Die sexuelle Revolution der Frau." *Kursbuch* 17:1-46.
- Schulte-Zurhausen, Manfred. 2014. *Organisation*. München: Vahlens.
- Schulz von Thun, Friedemann. 2002. *Das «Innere Team» und situationsgerechte Kommunikation. Miteinander Reden 3*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schürmann, Eva. 2008. *Sehen als Praxis. Ethisch-ästhetische Studien zum Verhältnis von Sicht und Einsicht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schüttpelz, Eberhard. 1996. *Figuren der Rede: Zur Theorie der rhetorischen Figur*. Berlin: Erich Schmidt.

- Schützeichel, Rainer, und Thomas Brüsemeister, Hg. 2004. *Die beratene Gesellschaft : Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schützeichel, Rainer, und Konstanze Senge. 2013. *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schwarz, Marcel. 2016. *Geschichten vom Ganzen. Studien zur Emergenz von „Emergenz“*. Baden-Baden: Nomos.
- Schwinn, Thomas. 2009. "Multiple Modernities: Konkurrierende Thesen und offene Fragen Ein Literaturbericht in konstruktiver Absicht." *Zeitschrift für Soziologie* 38 (6):454-476.
- Segalen, Martine. 1990. *Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie*. Frankfurt am Main: Campus.
- Segalen, Martine. 2001. "Material Conditions of Family Life." In *Family Life in the Long Nineteenth Century, 1789-1913*, herausgegeben von David I. Kertzer und Mariz Barbagli, 3-39. New Haven: Yale University Press.
- Segler-Meßner, Silke. 1998. *Zwischen Empfindsamkeit und Rationalität : Der Dialog der Geschlechter in der italienischen Aufklärung*. Berlin: Erich Schmidt.
- Sennett, Richard. 1998. *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag.
- Shenhav, Yehouda. 2006. *Manufacturing Rationality. The Engineering Foundations of the Managerial Revolution*. Oxford: Oxford University Press.
- Shorter, Edward. 1975. *The making of the modern family*. New York: Basic Books.
- Sieder, Reinhard. 1977. "Ehe, Fortpflanzung und Sexualität." In *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, herausgegeben von Michael Mitterauer und Reinhard Sieder, 144-168. München: C.H. Beck.
- Siegel Watkins, Elizabeth 1998. *On the Pill. A Social History of Oral Contraceptives 1950-1970*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Sigus, Volkmar. 2005. *Neosexualitäten über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt am Main: Campus.
- Silber, Ilana Friedrich. 2003. "Pragmatic Sociology as Cultural Sociology: Beyond Repertoire Theory?" *European Journal of Social Theory* 6 (4):427-449.
- Sim, Stuart. 2002. *The Routledge companion to postmodernism*. London: Routledge.
- Simmel, Georg. 1985. "Fragment über die Liebe." In *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, herausgegeben von Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke, 224-281. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg. 1989 [1900]. *Philosophie des Geldes*. Herausgegeben von Otthein Rammstedt, *Gesamtausgabe Bd. 6*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, Georg. 1992. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Herausgegeben von Otthein Rammstedt, *Gesamtausgabe Bd. II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simonds, Wendy. 1992. *Women and self-help culture: Reading between the lines*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Smith, Philip Daniel. 2005. *Why war? : The cultural logic of Iraq, the Gulf War, and Suez*. Chicago: University of Chicago Press.
- Smith, Roger. 2013. *Between Mind and Nature. A History of Psychology*. London: Reaction Books.
- Sokal, Michael M. 1984. "James McKeen Cattell and American Psychology in the 1920s." In *Explorations in the History of Psychology in the United States*, herausgegeben von Josef Brozek. Lewisburg: Bucknell University Press.
- Speitkamp, Winfried. 2010. *Ohrfeige, Duell und Ehrenmord. Eine Geschichte der Ehre*. Stuttgart: Recalm.

- Springer, Simon. 2013. "Neoliberalism." In *The Ashgate research companion to critical geopolitics*, herausgegeben von Klaus Dodds, Merje Kuus und Joanne Sharp, 147-164. Farnham: Ashgate.
- Starker, Steven. 1989. *Oracle at the supermarket : the American preoccupation with self help books*. New Brunswick: Transaction
- Statistics, U.S. Bureau of Labor. 2014. Women in the Labor Force: A Databook. In *Report 1052*. Washington, D.C.: U.S. Bureau of Labor Statistics.
- Stauf, Renate, Annette Simonis, und Jörg Paulus. 2008. "Liebesbriefkultur als Phänomen." In *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, herausgegeben von Renate Stauf, Annette Simonis und Jörg Paulus, 1-19. Berlin: DeGruyter.
- Staupe, Gisela, und Lisa Vieth, Hg. 1998. *Die Pille. Von der Lust und von der Liebe*. Berlin: Rowohlt.
- Stearns, Carol Z., und Peter N. Stearns. 1986. *Anger. The struggle for emotional control in America's history*. Chicago: Chicago University Press.
- Stearns, Peter N. 1989. *Jealousy: The Evolution of an Emotion in American History*. New York: New York University Press.
- Stearns, Peter N. 1994. *American cool : constructing a twentieth-century emotional style*. New York: New York University Press.
- Stearns, Peter N. 1999. *Battleground of Desire. The Struggle for Self-Control in Modern Amerika*. New York New York University Press.
- Stearns, Peter N. 2017. *Sexuality in world history*. London: Routledge.
- Stearns, Peter N., und Carol Z. Stearns. 1985. "Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards." *The American Historical Review* 90 (4):813-836.
- Stedman Jones, Daniel. 2012. *Masters of the Universe: Hayek, Friedman, and the Birth of Neoliberal Politics*. Princeton: Princeton University Press.
- Stehr, Nico, und Marian Adolf. 2009. "Die neue Macht der Kreativität. Wissenskassen in modernen Gesellschaften." In *Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zur Analyse der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität*, herausgegeben von Stehpan A. Jansen, Eckhard Schröter und Nico Stehr, 163-184. Wiesbaden: VS.
- Stempfhuber, Martin. 2012. *Paargeschichten. Zur performativen Herstellung von Intimität*. Wiesbaden: VS.
- Stenross, Barbara, und Sherryl Kleinman. 1989. "The highs and lows of emotional labor: Detectives' encounters with criminals and victims." *Journal for Contemporary Ethnography* 17:435-452.
- Stets, Jan E., und Jonathan Turner, Hg. 2006. *Handbook of the sociology of emotions*. New York: Springer.
- Stoltenberg, Luise. M. 2016. "Die imaginäre Neuordnung der Gesellschaft: literarische Utopien, Anti-Utopien und Dystopien als Elemente einer spekulativen Soziologie." *Soziologiemagazin* 9 (1):61-76.
- Stone, Lawrence. 1990 [1977]. *The family, sex and marriage in England 1500-1800*. London: Penguin Books.
- Stone, W. Clemens. 1962. *The Success System that Never Fails*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Straub, Jürgen. 2012. "Humanistische Psychologie als Macht zur Optimierung des Menschen. Ein Vorwort." In *Der sich selbst verwirklichende Mensch. Über den Humanismus der Humanistischen Psychologie*, herausgegeben von Jürgen Straub, 7-14. Bielefeld: transcript.
- Strecker, Ivo, und Stephen Tyler. 2012. "Introduction." In *Culture & Rhetoric*, herausgegeben von Ivo Strecker und Stephen Tyler, 1-18. New York: Berghan Books.
- Sutton, Robert I. 1991. "Maintaining Norms about Expressed Emotions: The Case of Bill Collectors." *Administrative Science Quarterly* 36 (2):245-268.

- Swidler, Ann. 1986. "Culture in Action: Symbols and Strategies." *American Sociological Review* 51 (2):273-286.
- Swidler, Ann. 2003. *Talk of love : how culture matters*. Paperback Hg. Chicago, Ill. [u.a.]: Univ. of Chicago Press.
- Täht, Kadri, und Meldinda Mills. 2016. *Out of Time. The Consequences of Non-standard Employment Schedules for Family Cohesion*. Dordrecht: Springer.
- Tändler, Maik. 2011. "'Psychoboom'. Therapeutsierungsprozesse in den späten 1960er- und 1970er Jahren " In *Das beratene Selbst zur Genealogie der Therapeutisierung in den "langen" Siebzigern*, herausgegeben von Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler, 59-94. Bielefeld: Transcript.
- Tändler, Maik, und Uffa Jensen, Hg. 2012. *Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallerstein.
- Taylor, Charles. 1996. *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Taylor, Charles. 2007. *A secular age*. Cambridge, Mass.: Belknap Press.
- Taylor, Frederik W. 1919. *Principles of Scientific Management*. New York Haper & Brothers.
- Thomas, William I. , und Dorothy S. Thomas. 1928. *The Child in America: Behavior Problems and Programs*. New York: Knopf.
- Thompson, Edward P. 1971 [1963]. *The Making of the English Working Class*. New York: Vintage Books.
- Tiischer, Stefan, Michael Meyer, Ruth Wodak, und Eva Vetter. 2000. *Methods of Text and Discourse Analysis*. London: Sage.
- Till, Dietmar. 2008. "Rhetorik des Affekts." In *Rhetorik und Stilistik / Rhetoric and Stylistics*, herausgegeben von Ulla Fix, Andreas Gardt und Joachim Knappe, 646-669. Berlin: De Gruyter.
- Tjarks, Antjes. 2011. *Familienbilder gleich Weltbilder. Wie familiäre Metaphern unser politisches Denken und Handeln bestimmen*. Wiesbaden: VS.
- Tomasek, Gigi, und Claire Engel Engel. 2008. *Hallo Tarzan! Durch bessere Kommunikation zu einer glücklichen Beziehung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Tordesillas, Alonso, und Esme Winter-Froemel. 2007. "Art. Spohistik." In *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, herausgegeben von Gert Ueding, 990-1027. Tübingen: Max Niemeyer.
- Tosh, John. 1999. *A Man's Place: Masculinity and the Middle-Class Home in Victorian England*. New Haven: Yale University Press.
- Toulmin, Stephen E. 2003 [1958]. *The Uses of Argument*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Traue, Boris. 2010. *Das Subjekt der Beratung zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Bielefeld: transcript.
- Traue, Boris. 2011. "Coaching. Die Mobilisierung der Psyche 1775-1975." In *Das beratene Selbst zur Genealogie der Therapeutisierung in den "langen" Siebzigern*, herausgegeben von Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler und Maik Tändler, 242-262. Bielefeld: Transcript.
- Traue, Boris, Lisa Pfahl, und Lena Schürmann. 2014. "Diskursanalyse." In *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, herausgegeben von Nina Baur und Jörg Blasius, 493-508. Wiesbaden: Springer VS.
- Trepp, Anne-Charlott. 2002. "Gefühl oder kulturelle Konstruktion? Überlegungen zur Geschichte der Emotionen." *Querelles Jahrbuch* 7:86-103.
- Truschkat, Inga. 2013. "Zwischen interpretativer Analytik und GTM – Zur Methodologie einer wissenssoziologischen Diskursanalyse." In *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven*, herausgegeben von Rainer Keller und Inga Truschkat, 69-87. Wiesbaden: Springer VS.
- Troßbach, Werner. 1993. *Bauern 1648-1806*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.

- Trumbach, Randolph. 1978. *The Rise of the Egalitarian Family: Aristocratic Kinship and Domestic Relations in Eighteenth Century England*. New York: Academic Press.
- Turkle, Sherry. 2012. *Alone Together: Why We Expect More from Technology and Less from Each Other*. New York: Basic Books.
- Tyrell, Hartmann. 1987. "Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer ‚quantitativen‘ Bestimmtheit." In *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, herausgegeben von Dirk Baecker, 570-599. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ueding, Gert, und Bernd Steinbrink. 2011. *Grundriß der Rhetorik : Geschichte - Technik - Methode*. 5 Hg. Stuttgart: Metzler.
- Ueding, Gertt. 1977. "Rhetorische Konstellationen im Umgang mit Menschen." *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 9 (1):27-52.
- Ueding, Gertt. 2009. *Moderne Rhetorik : von der Aufklärung bis zur Gegenwart* München: Beck.
- Union, Europäische. 2014. *Die Bekämpfung des geschlechtsspezifischen Lohngefälles in der Europäischen Union*. Luxemburg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union.
- Unique, Sybille. 2009. *Unvollkommenheit wagen. Das Permeagramm: Anleitung für geglückte Beziehungen*. Bielefeld: J. Kamphausen.
- Vaara, Eero, und Janne Tienari. 2010. "Critical Discourse Analysis." In *Encyclopedia of Case Study Research*, herausgegeben von Albert J. Mills, Gabrielle Durepos und Elden Wiebe, 245-247. Thousand Oaks: Sage.
- Van de Putte, Bart, Frans Van Poppel, Sofie Vanassche, Maria Sanchez, Svetlana Jidkov, Mieke Eeckhaut, Michel Oris, und Koen Matthijs. 2009. "The Rise of Age Homogamy in the 19th Century in Western Europe." *Journal of Marriage and Family* 71 (5):1234-1253.
- van den Berg, Bibi. 2008. "Self, Script, and Situation: identity in a world of ICTs." In *The Future of Identity in the Information Society*, herausgegeben von Simone Fischer-Hübner, Penny Duquenoy, Albin Zuccato und Leonardo Martucci, 57-70. Berlin: Springer.
- van Dijk, Teun A. 1993. "Principles of critical discourse analysis." *Discourse & Society* 4 (2):249-283.
- van Dijk, Teun A. 1998. *Ideology. A multidisciplinary approach*. London Sage.
- van Dijk, Teun A. 2006. "Discourse and Manipulation." *Discourse and society* 17 (2):359-383.
- van Dijk, Teun A. 2008. *Discourse and Context. A sociocognitive approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- van Ingen, Ferdinand. 2004. "Der Liebesabschied zwischen Zärtlichkeit und Sentimentalität." In *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*, herausgegeben von Achim Aurnhammer, Dieter Martin und Robert Seidel, 141-158. Berlin: De Gruyter.
- Viazzo, Pier Paolo. 2001. "Mortality, Fertility, and Family." In *Family Life in Early Modern Times, 1500-1789*, herausgegeben von David I. Kertzer und Marizo Barbagli, 157-189. New Haven: Yale Univeristy Press.
- Vollmer, Thomas, und W. Wibmer. 2005. "Bibliotherapie." In *Psychoonkologie*, herausgegeben von Almuth Sellschopp, 68-71. München: Zuckschwerdt.
- von Graevenitz, Gerhard, Hg. 1999. *Konzepte der Mordern*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Von Scheve, Christian. 2013. *Emotion and Social Structures. The Affective Foundations of Social Order*. . London: Routledge.
- Von Scheve, Christian, und Sven Ismer. 2013. "Towards a Theory of Collective Emotions." *Emotion Review* 5 (4):406-413.
- Vormbusch, Uwe. 2012. *Die Herrschaft der Zahlen. Zur Kalkulation des Sozialen in der kapitalistischen Moderne*. Frankfurt am Main: Campus.
- Voß, Günter G., und Hans J. Pongratz. 1998. "Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?" *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50:131-158.

- Voßkamp, Wilhelm, Hg. 1982. *Utopieforschung : interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*. Stuttgart: Metzler.
- Voydanoff, Patricia. 1987. *Work and Family Life*. Beverly Hills: Sage.
- Vuga, Janja, und Jelena Juvan. 2013. "Work-family conflict between two greedy institutions – the family and the military." *Current Sociology* 61 (7):1058-1077.
- Wagner, Michael, und Isabel Valdés Cifuentes. 2014. "Die Pluralisierung der Lebensformen – ein fortlaufender Trend?" *Comparative Population Studies* 39 (1):73-98.
- Walpen, Bernard. 2004. *Die offenen Feinde und ihre Gesellschaft. Eine hegemonietheoretische Studie zur Mont Pelerin Society*. Hamburg: VSA.
- Walter, Tilmann. 1998. *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Vol. 48, *Studia linguistica Germanica*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Walters, Margaret. 2005. *Feminism, a very short introduction*. Vol. 141. Oxford: Oxford University Press.
- Walterskirchen, Ewald. 2016. Working hours in a period of low economic growth. <http://www.foreurope.eu>: Welfare Wealth Work for Europe. Working Paper No. 110.
- Webb, Caroline. 2016. *How to Have a Good Day. Think Bigger, Feel Better and Transform Your Working Life*. London: Macmillan.
- Weber, Klaus, Hetal Patel, und Kathryn L. Heinze. 2013. "From Cultural Repertoires to Institutional Logics: A Content-Analytic Method." In *Institutional Logics in Action, Part B*, herausgegeben von Michael Lounsbury und Eva Boxenbaum, 351-382. Lounsbury: Emerald.
- Weber, Max. 1964 [1922]. *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie, Bände 1-2*. Herausgegeben von Johannes Winckelmann, *Studienausgabe*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Weber, Max. 1988. "Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis." In *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, herausgegeben von Johannes Winckelmann, 146-214. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max. 1988 [1920]. *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. 9. Aufl. Hg. Vol. 1488, *Utb*. Tübingen: Mohr.
- Weeks, Jeffrey. 2004. *Sexuality*. London: Routledge.
- Weigel, Moira. 2016. *Labor of love: the invention of dating*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Weingart, Peter, und Justus Lentsch. 2008. *Wissen - Beraten - Entscheiden. Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland*. Weilerswist: Velbrück.
- Wellman, Francis C. 1904. *The Art of Cross-Examination*. New York: MacMillan
- Welsch, Wolfgang. 1987. *Unsere postmoderne Moderne*. Berlin: Akademie Verlag.
- Welsch, Wolfgang. 1996. *Grenzgänge der Ästhetik, Universal-Bibliothek*. Stuttgart: Reclam.
- West, Candace, und Don H. Zimmerman. 1987. "Doing Gender." *Gender and Society* 1 (2):125-151.
- Wharton, Amy S. 2009. "The Sociology of Emotional Labor." *Annual Review of Sociology* 35:147-165.
- Whimster, Sam. 1995. "Max Weber on the Ertok and some Comparisons with the Work of Foucault." *International Sociology* 10 (4):447-462.
- Wienke, Chris. 2005. "Male Sexuality, Medicalization, and the Marketing of Cialis and Levitra." *Sexuality and Culture* 9 (4):29-57.
- Wiggershaus, Rolf. 1987. *Die Frankfurter Schule. Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung*. Hamburg: Hanser.
- Wilkens, Uta. 2004. *Management von Arbeitskraftunternehmern. Psychologische Vertragsbeziehungen und Perspektiven für die Arbeitskräftepolitik in wissensintensiven Organisationen*. Wiesbaden: VS.
- Willems, Herbert. 1994. *Psychotherapie und Gesellschaft: Voraussetzungen, Strukturen und Funktionen von Individual- und Gruppentherapien*. Opladen: Westdeutscher.

- Willke, Gerhard. 2003. *Neoliberalismus*. Frankfurt: Campus.
- Wimbauer, Christine. 2003. *Geld und Liebe : zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Wimbauer, Christine. 2012. *Wenn Arbeit Liebe ersetzt: Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Winker, Gabriele, und Nina Degele. 2009. *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Winkhaus, Hermann. 1955. "Betriebsklima und Mitbestimmung." *Arbeit und Sozialpolitik* 9 (4):101-109.
- Wiseman, Boris. 2012. "Chiastic Thought and Culture. A Reading of Lévi-Strauss." In *Culture & Rhetoric*, herausgegeben von Ivo Strecker und Stephen Tyler, 85-103. New York: Berghan Books.
- Witte, Kim, Gary Meyer, und Dennis P. Martell. 2001. *Effective health risk messages : a step-by-step guide*. Thousand Oaks, California: Sage Publications.
- Wodak, Ruth. 1996. *Disorders of Discourse*. London: Longman.
- Wodak, Ruth, und Rudolf de Cillia. 2007. "Commemorating the past: the discursive construction of official narratives about the 'Rebirth of the Second Austrian Republic'." *Discourse & Communication* 1 (3):337-363.
- Wodak, Ruth, und Michał Krzyżanowski, Hg. 2008. *Qualitative Discourse Analysis in the Social Sciences*. Basingstoke: Palgrave.
- Wodak, Ruth, und Michael Meyer. 2014a. "Critical discourse analysis: history, agenda, theory and methodology." In *Methods of Critical Discourse Analysis*, herausgegeben von Ruth Wodak und Michael Meyer, 1-33. London: Sage.
- Wodak, Ruth, und Michael Meyer, Hg. 2014b. *Methods of Critical Discourse Analysis*. London: Sage.
- Woinoff, Stefan. 2015. *Er steht auf dich! Sei du selbst, und er wird sich verlieben*. Goldmann: München.
- Wolf, Jean-Claude. 2016. *Pantheismus nach der Aufklärung: Religion zwischen Häresie und Poesie*. Freiburg: Karl Alber.
- Woodstock, Louise. 2007. "Think About It. The Misbegotten Promise of Positive Thinking Discourse." *Journal of Communication Inquiry* 31 (2):166-189.
- Woolsey Biggart, Nicole. 1983. "Rationality, Meaning, and Self-Management: Success Manuals, 1950-1980." *Social Problems* 30 (3):298-311.
- Wounters. 1997. "Wandlungen der Lustbalance: Sexualität und Liebe seit der sexuellen Revolution." In *Zivilisierung des weiblichen Ich*, herausgegeben von Gabriele Klein und Katharina Liebsch, 272-305. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wouters, Cas. 1995a. "Etiquette Books and Emotion Management in the 20th Century: Part One - The Integration of the Classes." *Journal of Social History* 29 (1):107-124.
- Wouters, Cas. 1995b. "Etiquette Books and Emotion Management in the 20th Century: Part Two - The Integration of the Sexes." *Journal of Social History* 29 (2):325-339.
- Wouters, Cas. 2007. *Informalization: Manners and Emotions since 1890*. London: Sage.
- Wright, Erik Olin. 2017. *Reale Utopien: Wege aus dem Kapitalismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Wurst, Joachim. 2016. "Karl Mannheim: Ideologie und Utopie." In *Klassiker der Sozialwissenschaften. 100 Schlüsselwerke im Portrait*, herausgegeben von Samuel Salzborn, 108-111. Wiesbaden: Springer VS.
- Wyss, Eva L. 2014. "From the Bridal Letter to Online Flirting Changes in Text Type from the 19th Century to the Internet Era." In *Communication of Love. Mediatized Intimacy from Love Letters to SMS. Interdisciplinary and Historical Studies*, herausgegeben von Eva L. Wyss, 181-212. Bielefeld: transcript.
- Zelizer, Viviana A. 1989. "The Social Meaning of Money: 'Special Monies'." *American Journal of Sociology* 95 (2):342-377.
- Zelizer, Viviana A. 2000. "The Purchase of Intimacy." *Law & Social Inquiry* 25 (3):817-848.

- Zelizer, Viviana A. 2005. *The purchase of intimacy*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Zelizer, Viviana A. 2011. *Economic lives : how culture shapes the economy*. Princeton, N.J. ; Woodstock: Princeton University Press.
- Zurhorst, Eva-Maria. 2009. *Liebe dich selbst, und es ist egal, wen du heiratest*. München: Goldmann.
- Zurhorst, Eva-Maria, und Wolfram Zurhorst. 2009. *Liebe dich selbst, auch wenn du deinen Job verlierst*. München: Goldmann.